Lesebuch

für

die Kapitulantenschulen.

Erster Teil.

Zum Dienstgebrauch ausgegeben

vom

Königlich Bayerischen Kriegsministerium.

Nach dem gleichnamigen Königl. Preußischen Lesebuche.

Zweite Auflage.

München 1895.

Gedruckt im Königlich Bayerischen Kriegsministerium.

Inhalt.

I. Poesie.

A. Lyrisch.

B. Episch.

C. Didaktisch.

II. Prosa.

A. Sagen und Erzählungen.

B. Lehrhaftes.

C. Naturbilder.

Anhang.

D. Bilder aus der Erd- und Völkerkunde.

E. Bilder aus der deutschen Geschichte.

Die mit * bezeichneten Nummern enthalten Gedichte.

I. Poesie.

A. Lyrisch.

1. Fürst und Vaterland.

1. König Ludwig II.

Hermann v. Schmid.

Mächt'ge Kriegesklänge schallen,
doch das Lied soll mächt'ger noch
aus des Mannes Brust erschallen:
Ludwig, Ludwig, Ludwig hoch!

Auf dem alten Königsthrone,
fest wie unsrer Berge Joch,
schirmt er aller Länder Krone:
Bayern, Bayern, Bayern hoch!

In des gold'nen Schildes Mitte
prangt das schönste Kleinod doch,
treu der alten Bayernsitte,
Deutschland, Deutschland, Deutschland hoch!

Darum laßt es mächtig schallen,
laßt der alten Berge Joch
von dem Rufe widerhallen:
Ludwig, Ludwig, Ludwig hoch!

2. Kaiser Wilhelm.

Heinrich Hoffmann von Fallersleben.

Wer ist der greise Siegesheld,
der uns zu Schutz und Wehr
fürs Vaterland zog in das Feld
mit Deutschlands ganzem Heer?
Wer ist es, der vom Vaterland
den schönsten Dank empfing,
vor Frankreichs Hauptstadt siegreich stand
und heim als Kaiser ging?
Du, edles Deutschland, freue dich,
dein König, hoch und ritterlich,
dein Wilhelm, :,: dein Kaiser Wilhelm ist's!

Wer hat für dich in blut'ger Schlacht
besiegt den ärgsten Feind?
Wer hat dich groß und stark gemacht,
dich brüderlich geeint?
Wer ist, wenn je ein Feind noch droht,
dein bester Hort und Schutz?
Wer geht für dich in Kampf und Tod,
— der ganzen Welt zu Trutz? —
Du, edles Deutschland, freue dich,
dein König, hoch und ritterlich,
dein Wilhelm, :,: dein Kaiser Wilhelm ist's!

3. Mein Vaterland.

Heinrich Hoffmann von Fallersleben.

Treue Liebe bis zum Grabe
schwör' ich dir mit Herz und Hand; —
was ich bin, und was ich habe,
dank' ich dir, mein Vaterland!

Nicht in Worten, nur in Liedern
ist mein Herz zum Dank bereit;
mit der That will ich's erwidern
dir in Not, in Kampf und Streit.

In der Freude wie im Leide
ruf' ich's Freund und Feinden zu:
Ewig sind vereint wir beide,
und mein Trost, mein Glück bist du!

Treue Liebe bis zum Grabe
schwör' ich dir mit Herz und Hand; —
was ich bin, und was ich habe,
dank' ich dir, mein Vaterland!

4. Deutsches Nationallied.

Otto Rentsch.

Ich bin ein Deutscher! Kennt ihr meine Farben?
die Fahne weht mir schwarz-weiß-rot voran;
daß für die Freiheit Deutschlands Männer starben
voll heil'ger Liebe, zeigt mein Banner an.
Den Helden will ich gleichen;
will keinem Feinde weichen,
ich zieh' das Schwert und schlage tapfer drein,
ich bin ein Deutscher, will ein Deutscher sein!

Dem Vaterlande bin ich fest verbunden
und will es lieben innig, fromm, und wahr,
will zu ihm stehn auch in den schwersten Stunden,
es schirmen stark und mutig in Gefahr.
Ob Sturm und Wetter toben,
ich will ihm Treu' geloben.
Fürs Vaterland setz' ich das Höchste ein,
ich bin ein Deutscher, will ein Deutscher sein!

Ein Freudenschall klingt hell in allen Landen,
ein Hochgefühl schwellt jedes deutsche Herz:
Der große Bau ist herrlich hoch erstanden,
die deutsche Einheit, fest wie Fels und Erz.
Mag Neid und Groll rings sprühen,
das deutsche Reich wird blühen.
Ich rühme stolz in alle Welt hinein:
Ich bin ein Deutscher, will ein Deutscher sein!

Mit edlen Fürsten folgt das Volk in Treue
des deutschen Kaisers hehrem Siegspanier.
Da strahlt der Freiheit Sonnenglanz aufs neue,
da grünt das Glück und wächst der Wohlfahrt Zier.
Gott selbst streut allerwegen
für Deutschland Heil und Segen.
Drum, Brüder, ruft begeistert im Verein:
Ich bin ein Deutscher, will ein Deutscher sein!

5. Muttersprache.

Max v. Schenkendorf.

Muttersprache, Mutterlaut,
wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
süßes, erstes Liebeswort,
erster Ton, den ich gelallet,
klingest ewig in mir fort!

Ach, wie trüb' ist meinem Sinn
wenn ich in der Fremde bin,
wenn ich fremde Zungen üben,
fremde Worte brauchen muß,
die ich nimmermehr kann lieben,
die nicht klingen als ein Gruß!

Sprache, schön und wunderbar,
ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
in den Reichtum, in die Pracht;
ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort,
steig empor aus tiefen Grüften,
längst verschollnes altes Lied,
leb aufs neu' in heilgen Schriften,
daß dir jedes Herz erglüht!

Überall weht Gottes Hauch,
heilig ist wohl mancher Brauch.
Aber soll ich beten, danken,
geb' ich meine Liebe kund,
meine seligsten Gedanken,
sprech ich wie der Mutter Mund.

6. Vaterlandslied.[1])

(Aus dem Jahre 1813.)

Ernst Moritz Arndt.

Der Gott, der Eisen wachsen liess,
der wollte keine Knechte,
drum gab er Säbel, Schwert und Spiess
dem Mann in seine Rechte,
drum gab er ihm den kühnen Mut,
den Zorn der freien Rede,
dass er bestände bis aufs Blut,
bis in den Tod die Fehde.

So wollen wir, was Gott gewollt,
mit rechter Treue halten
und nimmer im Tyrannensold
die Menschenschädel spalten,
doch wer für Tand und Schande ficht,
den hauen wir zu Scherben,
der soll im deutschen Lande nicht
mit deutschen Männern erben.

O Deutschland, heil'ges Vaterland!
O deutsche Lieb' und Treue!
Du hohes Land! du schönes Land!
dir schwören wir aufs neue:
Dem Buben und dem Knecht die Acht!
der füttre Kräh'n und Raben!
So ziehn wir aus zur Hermannsschlacht
und wollen Rache haben.

Lasst brausen, was nur brausen kann,
in hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutschen, alle Mann für Mann
fürs Vaterland zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan
und himmelan die Hände,
und rufet alle Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!

Lasst klingen, was nur klingen kann,
die Trommeln und die Flöten!
Wir wollen heute Mann für Mann
mit Blut das Eisen röten,
mit Henkerblut, Franzosenblut —
o süsser Tag der Rache!
Das klinget allen Deutschen gut,
das ist die grosse Sache.

Lasst wehen, was nur wehen kann,
Standarten wehn und Fahnen!
Wir wollen heut uns Mann für Mann
zum Heldentode mahnen:
Auf! fliege, stolzes Siegspanier
voran den kühnen Reihen!
Wir siegen oder sterben hier
den süssen Tod der Freien.

7. Heil! unserm König Heil!

Heil unserm König Heil!
lang Leben sei sein Teil,
erhalt' ihn Gott!
Gerecht und fromm und mild
ist er, dein Ebenbild;
Gott, gib ihm Glück!

Fest ist des Königs Thron,
die Wahrheit seine Kron'
und Recht sein Schwert.
Von Vaterlieb' erfüllt
regiert er groß und mild.
Heil sei ihm, Heil!

---

[1]) Die zwei ersten Zeilen dieses Gedichts sind auf dem granitnen Piedestal des Arndt-Denkmals zu Bonn eingemeisselt.

O heil'ge Flamme, glüh',
glüh' und erlösche nie
fürs Vaterland.
Wir alle stehen dann
voll Kraft für einen Mann
fürs Vaterland.

Sei, bester König, hier
lang noch des Volkes Zier,
der Menschheit Stolz.
Der hohe Ruhm ist dein,
Der Deinen Lust zu sein.
Heil, Herrscher, dir!

8. Heil dir im Siegerkranz.

Heinrich Harries.

Heil dir im Siegerkranz,
Herrscher des Vaterlands!
Heil, Kaiser, dir!
Fühl in des Thrones Glanz
die hohe Wonne ganz,
Liebling des Volks zu sein!
Heil, Kaiser, dir!

Nicht Roff' und Reisige
sichern die steile Höh',
wo Fürsten stehn;
Liebe des Vaterlands,
Liebe des freien Manns
gründen den Herrscherthron
wie Fels im Meer.

Heilige Flamme, glüh',
glüh und verlösche nie
fürs Vaterland!
Wir alle stehen dann
mutig für einen Mann,
kämpfen und bluten gern
für Thron und Reich.

Handlung und Wissenschaft
hebe mit Mut und Kraft
ihr Haupt empor!
Krieger- und Heldenthat
finde ihr Lorberblatt
treu aufgehoben dort
an deinem Thron!

Sei, Kaiser Wilhelm, hier
lang deines Volkes Zier,
der Menschheit Stolz!
Fühl in des Thrones Glanz
die hohe Wonne ganz,
Liebling des Volks zu sein!
Heil, Kaiser, dir!

9. Weiß und Blau.

Ludwig Scharrer.

Wenn ich zum heitern Himmel schau,
so strahlt er freundlich weiß und blau,
dann denk ich an mein Heimatland,
wo ich der Jugend Himmel fand.

Und pflück' ich mir im Morgenlicht
ein lieblich-schön Vergißmeinnicht,
und fällt ein Thränlein drauf als Tau,
lacht mir's entgegen weiß und blau.

Begrüßt mich auf der grünen Au
des Freundesauge weiß und blau,
denk ich im Heimatland zu sein
wo Augen grüßen treu und rein.

Denn rein und treu heißt weiß und blau,
drum ich auf diese Farben bau',
und wo sie hoch am Banner wehn,
ist's eine Lust voran zu gehn.

2. Gemüt.

1. Schäfers Sonntagslied.

Ludwig Uhland.

Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur;
noch eine Morgenglocke nur,
nun Stille nah und fern.

Anbetend knie ich hier.
O süßes Graun, geheimes Wehn,
als knieten viele ungesehn
und beteten mit mir!

Der Himmel nah und fern,
er ist so klar und feierlich,
so ganz, als wollt er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn!

2. Rat des Vaters an seinen Sohn.

Julius Sturm.

Du wanderst in die Welt hinaus
auf dir noch fremden Wegen,
doch folgt dir aus dem stillen Haus
der treusten Liebe Segen.

Ein Ende nahm das leichte Spiel,
es naht der Ernst des Lebens;
behalt im Auge fest dein Ziel,
geh keinen Schritt vergebens!

Nimm auf die Schultern Last und Müh'
mit frohem Gottvertrauen,
und lerne, wirkend spät und früh,
den eignen Herd dir bauen!

Wer sich die Ehre wählt zum Hort,
den kann kein Schalk verführen;
gerader Weg, gerades Wort
soll dich zum Ziele führen.

Halt hoch den Kopf, was dir auch droht,
und werde nie zum Knechte;
brich mit dem Armen gern dein Brot,
und wahre seine Rechte!

Treib nie mit heilgen Dingen Spott,
und ehr auch fremden Glauben,
und laß dir deinen Herrn und Gott
von keinem Zweifel rauben!

Und nun ein letzter Druck der Hand
und eine letzte Bitte:
Bewahr dir treu im fremden Land
des Vaterhauses Sitte!

3. Wenn du noch eine Mutter hast.

Wenn du noch eine Mutter hast, so danke Gott und sei zufrieden:
nicht allen auf dem Erdenrund ist dieses hohe Glück beschieden.
Wenn du noch eine Mutter hast, so sollst du sie mit Liebe pflegen,
dass sie dereinst ihr müdes Haupt in Frieden kann zur Ruhe legen.

Sie hat vom ersten Tage an für dich gelebt mit bangen Sorgen,
sie brachte abends dich zur Ruh' und weckte küssend dich am Morgen.
Und warst du krank, sie pflegte dein, den sie mit tiefem Schmerz geboren;
und gaben alle dich schon auf, die Mutter gab dich nicht verloren.

Sie lehrte dir den frommen Spruch, sie lehrte dir zuerst das Reden,
sie faltete die Hände dein und lehrte dich zum Vater beten.
Sie lenkte deinen Kindersinn, sie wachte über deine Jugend;
der Mutter danke es allein, wenn du noch gehst den Pfad der Tugend.

Und hast du keine Mutter mehr, und kannst du sie nicht mehr beglücken
so kannst du doch ihr frühes Grab mit frischen Blumenkränzen schmücken.
Ein Muttergrab, ein heilig Grab! für dich die ewig heilge Stelle!
O, wende dich an diesen Ort, wenn dich umtost des Lebens Welle.

4. Der Wegweiser.

Robert Reinik nach Peter Hebel.

Weißt, wo der Weg zum Mehlfaß ist,
zum vollen Faß? — Im Morgenwind
am Pflug durchs Feld, bis Stern um Stern
am Himmel aufgegangen sind.

Man sieht nicht um und bleibt nicht stehn
und hackt, so lang der Tag noch da.
Zur Scheune dann, zur Küche dann,
und sieh' da haben wir es ja!

Weißt, wo der Weg zum Thaler ist?
Der geht dem Pfennig hinterher, —
und wer nicht auf den Pfennig sieht,
bekommt den Thaler nimmermehr.

Wo ist der Weg zur Sonntagslust?
Geh hübsch dem Werkeltage nach
die Werkstatt durch, durchs Ackerfeld,
der Sonntag kommt von selbst darnach.

Am Samstag ist er nicht mehr weit,
was deckt er wohl im Körbchen zu?
Ich denk' mir: Fleisch zum Sonntagskohl,
vielleicht ein Schöppchen Wein dazu.

Weißt? wo der Weg zur Armut geht?
Wo Schenken sind, da sieh nur hin!
Geh nie vorbei 's guter Wein,
sind nagelneue Karten drin.

Im letzten Wirtshaus hängt ein Sack,
und gehst du fort, so häng ihn an!
Du alter Lump, wie steht dir nicht
der Bettelsack so zierlich an!

Findst auch ein Schüsselchen von Holz,
verlier es nicht, und — was ich bitt',
wenn du beim Wasser gehst vorbei
und trinken willst, so schöpf damit!

Wo geht der Weg zu Fried' und Ehr',
zu einem guten Alter hin?
Grad aus, grad aus in Mäßigkeit,
in Pflicht und Recht mit stillem Sinn!

Und wenn Du an dem Kreuzweg stehst
und weißt nicht mehr, wo aus, noch ein, —
halt still frag dein Gewissen erst!
's kann deutsch — gottlob, drum folg ihm fein!

Wo mag der Weg zum Kirchhof sein? —
Was fragst du noch, du liebe Seel'?
Geh, wo du willst! Zum kühlen Grund
führt jeder Weg, du gehst nicht fehl!

Doch wandle Du in Gottesfurcht!
Das ist mein guter Rat dabei.
Der Ort hat ein geheimes Thor,
dahinter gibt's noch mancherlei!

5. Morgenwanderung.

Emanuel v. Geibel.

Wer recht in Freuden wandern will,
der geh' der Sonn' entgegen!
Da ist der Wald so kirchenstill,
kein Lüftchen mag sich regen;
noch sind nicht die Lerchen wach,
nur im hohen Gras der Bach
singt leise den Morgensegen.

Die ganze Welt ist wie ein Buch,
darin uns aufgeschrieben
in bunten Zeilen manch ein Spruch,
wie Gott uns treu geblieben;
Wald und Blumen nah und fern
und der helle Morgenstern
sind Zeugen von seinem Lieben.

Da zieht die Andacht wie ein Hauch
durch alle Sinnen leise,
da pocht ans Herz die Liebe auch
in ihrer stillen Weise,
pocht und pocht, bis sich's entschließt,
und die Lippe überfließt
von lautem, jubelndem Preise.

Und plötzlich läßt die Nachtigall
im Busch ihr Lied erklingen,
in Berg und Thal erwacht der Schall
und will sich aufwärts schwingen,
und der Morgenröte Schein
stimmt in lichter Glut mit ein:
Laßt uns dem Herrn lobsingen!

6. Der Weg zur Liebe.

Peter Philipp.

Blick' auf zur Welt mit offnen reinen Sinnen!
Durchs schöne, blaubedachte Weltenhaus
laß deine Blicke schweifen über Berge
und Thäler, über Wald und Feld und Meer
und über alle Stätten, wo des Lebens
geheimnisvoller Drang unaufgehalten
zu immer neuen Blüten sich entfaltet!
In stillem Waldesdunkel wandle einsam,

wo stolze Stämme hoch zum Himmel ragen.
Die friedensſel'gen Stimmen der Natur,
der Vögel Sang, der Bäume ernstes Rauschen —
wenn ein geheimnisvolles Wehn die Wipfel regt —
belausche; durch des Thales farbenbunte,
vom hellen Bach bespülte Wiesen wandle!
Dem Adler folg' im Flug zur Wolkenhöhe!
Vom stolz erhobnen Felsenhaupt des Berges
blick' auf den stillen blauen See hinab!
Der Sonne hehres Bild begrüß am Morgen,
wenn farbenprächtig es im Osten naht.
Begrüß' ihr Bild am Abend, wenn es wieder
in Farbenpracht im Westen niedersinkt!
Und wenn des Mondes milder Silberschein
die Erde rings verklärt und tausend Sterne
des Weltalls Größe leuchtend dir verkünden,
dich den Gedanken der Unendlichkeit
mit süßem Ahnungsschauer denken heißen:
Dann, Mensch, ja dann bist du der Liebe nah!

3. Kriegerleben.

1. Christliches Schildwachlied.

(Aus dem Jahre 1642.)

Philander von Sittewald. (Johann Michael Moscherosch.)

Gott ist der Christen Hilf' und Macht,
ein' feste Citadelle.
Er wacht und schildert Tag und Nacht,
thut Rond und Sentinelle.[1])
Jesus ist das Wort,
Brustwehr, Weg und Port,
der rechte Korporal,
Hauptmann und General,
Quartier und Corps de Garde.[2])

Mit unsrer Wacht ist nichts gethan;
es ist bald übersehen;
denn wer's mit Menschen fanget an,
um den ist's leicht geschehen.
Oftmals Glauben bricht
ein Freund; drum wer nicht
auf Gott traut ganz allein,
muß stets in Sorgen sein
um Leib, Gut, Ehr' und Leben.

Oft der, der uns verfechten soll,
weiß weder Wehr noch Waffen,
liegt auf der Haut, ist blind und voll,
thut seine Rond verschlafen.
Doch Gott ist nicht weit
von uns selber Zeit,
und so wir bleiben fromm,
ihn kindlich bitten drum,
die Engel uns bewachen.

Und säh der Feind noch eins so sau'r,
als wollt er uns verschlingen,
und käme schon bis an die Mau'r,
soll's ihm doch nicht gelingen.
Gott, der mit uns ist,
entdeckt seine List
und in eim[3]) Augenblick
stößt ihn hinab, zurück,
daß er mit Schand muß weichen.

Gott Ehr' und Preis, der uns zu gut
den Feind mit Furcht thut schlagen
und über uns hat treue Hut
auf seinem Feuerwagen!
Sein ganz himmlisch Heer
rondet um uns her;
lobsingt, lobsinget ihm,
lobsingt mit heller Stimm':
Ehr' sei Gott in der Höhe!

Lob, Ehr' und Preis sei seiner Macht;
er ist die Citadelle;
er wacht und schildert Tag und Nacht,
thut Rond und Sentinelle.
Jesus ist das Wort,
Brustwehr, Weg und Port,
der rechte Korporal,
Hauptmann und General,
Quartier und Corps de Garde.

[1]) Schildwache. [2]) Hauptwache. [3]) einem.

2. An die tapferen Soldaten.

Aus: „Die Drillkunst oder kriegsübliche Waffenhandlung“ — eines der ersten deutschen Infanterie-Exerzier-Reglements, 1664 bei Paulus Fürsten zu Nürnberg gedruckt.

Kommt eiligst zu hören das donnernde Knallen,
es knurren und knirschen die irdischen Flammen,
sie rauchen und schmauchen die Wolken zusammen:
Sie steigen und weichen, sie wallen und fallen.

Salpeter ist Zucker, der Bisam der Schwefel;
bewundert die pfeilenden Blitze von ferne!
Es rasseln und prasseln die goldenen Sterne,
das Pulver verdüstert mit puffendem Frevel.

Die Funken erhellen im heiteren Blinken,
es rasseln und prasseln der Kugeln Kometen;
man schlaget die Pauken, es tönen Trompeten,
die wütenden Gluten wie Fluten versinken.

Man höret das rollende, brüllende Singen,
die Salven erschallen aus hohlen Musketen!
So lernet begreifen soldatische Flöten,
dem Feinde recht klingende Musik zu bringen.

3. In der Schlacht.

Aus Franz Wilhelm v. Ditfurths: „deutschen Volks- und Gesellschaftsliedern des 17. und 18. Jahrhunderts“.

Nun setzet tapfer drauf
und waget unverzaget
mit stolzem Heereshauf
des Feindes euch zu schlagen!
Steht fest
aufs best,
nehmt eure Wehr,
schießt, stechet, hauet drein gar sehr:
Das ist im Feld das Best!

Der Feind ist stark, voll List,
er hätt' uns bald verdrungen;[1])
doch wer mit Gott sich rüst't,
steht letzlich[2]) unbezwungen.
Mit Gott —
ohn Spott
sag ich fürwahr —
ist man auch stark in großer G'fahr,
er hilft aus aller Not.

Ihr Spielleut, spielet auf
mit Pfeifen und Klareten[3])
zu einem Siegeslauf,
bis knattern die Musketen!
Ein Schritt,
Ein Tritt —
die Trommel frei!
Laßt schallen auch ein Wirbel drein
nach rechter Kriegessitt'!

Jetzt donnern schon sehr stark
die groß und kleinen Stücken,[4])
daß's einem stoßt ins Mark
und lauft kalt übern Rücken.
Es saust
und braust
wie Hagel her
von Kugeln und Granaten schwer,
man preßt's G'wehr in die Faust.

Unser Hauptmann und der mahnt:
Drauf, drauf! Halt't fest zusammen!
Der Fähnrich schwingt die Fahn' —
so geht's durch Feu'r und Flammen.
Gar schnell
zur Stell
manch Kamerad
sinkt an der Seite da in Tod —
Gott g'nade seiner Seel'.

Vor dickem Pulverrauch
kann man fast nichts mehr sehen;
vor dem Gedonner auch
kein Wort nicht mehr verstehen.
Das Blut
so rot
fließt zu der Erd,
als wie ein Regenbach herfährt —
es ist eine große Not.

---

[1]) verdrängt. [2]) zuletzt. [3]) Klarinetten. [4]) Stücke.

Die Hand und das Gesicht
von Pulver ganz beschmützet,[1]
man kennet sich faßt nicht,
von Blut auch überspritzet.
Zerfetzt,
verschlitzt
von Schuß und Stich
ist die Monture[2]) grausamlich,[3])
weil man so stark drauf setzt.

Ein Pulverkarr'n entzünd't,
fahrt auf mit Donnerschallen,
daß ganze Regiment'[4])
aus ihrer Ordnung fallen.
Es wankt
und schwankt
der Grund der Erd —
als ob das jüngst Gericht herfährt,
so schlägt eim's[5]) Herz bedrangt.[6])

Kartätschen hageldicht,
die fahren her und wider,
der Kettenstuck[7]) Gewicht
reißt ganze Rotten nieder.
Da fällt
gesellt
in Todesreih'n
so Freund als Feind, gleich Blümelein
im freien Schnittersfeld.

Die eisern Kürassier
woll'n hau'n in unsre Rotten,
stürzen ganz wütig her —
wir thun doch ihrer spotten.
Ihr Trutz
nicht nutzt —
Musketenblitz
reißt manchen 'rab vom stolzen Sitz:
Trutz, wer uns bietet Trutz!

Also schwankt's hin und her,
wohl manche harte Stunde;
ganz heiß ist das Gewehr,
es blut't auch manche Wunde.
Vor Glut,
vor Wut
beacht't man's kaum;
dem Teufel selbst im Höllenraum
trotzt man, so kocht das Blut.

Jetzt schreit Viktoria!
Der Sieg ist uns gelungen,
der stolze Feind allda
gänzlich im Feld verdrungen.[8])
Er weicht
und zeucht[9])
sich schnell zurück.
Viel Geld, Geharnisch,[10]) Roß und Stück'
ist unser, weil er fleucht.[11])

Ihr Brüder, kommt herbei!
Nach Martis[12]) Donnerschrecken
und wildem Mordgeschrei
laßt euch die Ruhe schmecken!
Itzt[13]) zecht
auch recht'
bei Bier und Wein
woll'n wir uns, weil wir leben, freu'n,
das ist Soldatenrecht.

Wer aber in der Schlacht
frei vor dem Feind gefallen,
dem wird sein Grab gemacht,
drei Salven drein erschallen.
Viel Ehr
hat er
ersiegt als Held;
sein Seele fliegt ins Himmelszelt,
braucht Erd und Welt nicht mehr.

4. Die Trommel.

Hermann Besser.

Rings wirbelt die Trommel im Preußenland.
Still liegt nur ein Hüttchen am baltischen Strand.
Was jammert das Weib drin bei Tag und bei Nacht?
Ihr Mann ist gefallen in heißer Schlacht.
Auch traf ihr die Kugel der Söhne zwei;
der jüngste nur lebt und ihr Kummer dabei!

---

[1]) beschmutzt. [2]) Montur. [3]) grausam. [4]) Regimenter. [5]) einem. [6]) bedrängt. [7]) Kettenstücke. [8]) verdrängt. [9]) zieht. [10]) Harnische. [11]) flieht. [12]) der zweite Fall von „Mars“ dem Kriegsgotte der römischen Götterlehre. [13]) jetzt.

Und lebt dir ein Knabe, was härmst du dich bleich?
O, preise den Himmel! noch bist du ja reich.
Doch horch, welche Töne das Ufer entlang!
Das Weib schrickt zusammen, was macht ihr so bang?
„Horch, Mutter, wie schallt es so mächtig und laut!"
„„Mein Sohn, zur Kirche wohl führt man die Braut.""
„Nein, Mutter, das klingt nicht wie Hochzeitston!"
„„So trägt man den Paul wohl zu Grabe, mein Sohn.""
„Nein, nein! so klingt auch nicht Sterbegesang,
schon kenne den Ton ich, schon hört' ich den Klang.
Als einst ich ihn hörte zum erstenmal,
da war's für den Vater das Abschiedssignal.
Und als er zum andern getroffen mein Ohr,
da folgten die Brüder dem werbenden Corps.
Nun ruft er zum dritten, er ruft es nur mir:
Die andern sind todt, und die Reih' ist an dir!
Die Reih' ist an mir, das Gewehr in der Hand,
zu fechten für Freiheit und Vaterland.
Hinaus denn, hinaus in des Kampfes Glut!
Du, Mutter, leb' wohl! bleib in Gottes Hut!"
Hin ziehet der Knabe, das Schwert er schwingt,
es verhüllt sich das Weib, und die Trommel verklingt.

5. Männer und Buben.

Theodor Körner.

Das Volk steht auf, der Sturm bricht los;
wer legt noch die Hände feig in den Schoß?
Pfui über dich Buben hinter dem Ofen,
unter den Schranzen und unter den Zofen!
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
und deutscher Wein erquickt dich nicht.
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
wer den Flamberg schwingen kann!

Wenn wir die Schauer der Regennacht
unter Sturmespfeifen wachend vollbracht,
kannst du freilich auf üppigen Pfühlen
wollüstig träumend die Glieder fühlen.
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
ein deutsches Lied erfreut dich nicht.
und deutscher Wein erquickt dich nicht.
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
wer den Flamberg schwingen kann!

Wenn uns der Trompeten rauher Klang
wie Donner Gottes zum Herzen drang:
Magst du im Theater die Nase wetzen
und dich an Trillern und Läufern ergötzen.
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
und deutscher Wein erquickt dich nicht.
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
wer den Flamberg schwingen kann!

Wenn die Glut des Tags versengend drückt,
und uns kaum ein Tropfen Wasser erquickt,
kannst du Champagner springen lassen,
kannst du bei brechenden Tafeln prassen.
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
und deutscher Wein erquickt dich nicht.
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
wer den Flamberg schwingen kann!

Wenn wir vorm Drange der würgenden Schlacht
zum Abschied ans ferne Treuliebchen gedacht,
magst du zu deinen Maitressen laufen
und dir mit Golde die Lust erkaufen.
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
und deutscher Wein erquickt dich nicht.
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
wer den Flamberg schwingen kann!

Wenn die Kugel pfeift, wenn die Lanze saust,
wenn der Tod uns in tausend Gestalten umbraust,
kannst du am Spieltisch dein Septleva brechen
und mit der Spadille die Könige stechen.
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
ein deutsches Lied erfreut dich nicht,
ein deutscher Wein erquickt dich nicht.
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
wer den Flamberg schwingen kann.

Und schlägt unser Stündlein im Schlachtenrot,
willkommen du, sel'ger Soldatentod!
Du verkriechst dich in seidene Decken,
winselnd vor der Vernichtung Schrecken,
stirbst als ein ehrlos erbärmlicher Wicht.
Ein deutsches Mädchen beweint dich nicht,
ein deutsches Lied besingt dich nicht,
und deutsche Becher klingen dir nicht. —
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
wer den Flamberg schwingen kann.

6. Reiters Morgengesang.

Wilhelm Hauff.

Morgenrot,
leuchtest mir zum frühen Tod?
Bald wird die Trompete blasen,
dann muss ich mein Leben lassen,
ich und mancher Kamerad.

Kaum gedacht,
war der Lust ein End' gemacht.
Gestern noch auf stolzen Rossen,
heute durch die Brust geschossen,
morgen in das kühle Grab!

Ach, wie bald
schwindet Schönheit und Gestalt!
Thust du stolz mit deinen Wangen,
die wie Milch und Purpur prangen,
Ach! die Rosen welken all'!

Darum still
füg' ich mich, wie Gott es will.
Nun, so will ich wacker streiten,
und sollt' ich den Tod erleiden,
stirbt ein braver Reitersmann.

7. Schwertlied.

Theodor Körner.

„Du Schwert an meiner Linken,
was soll dein heitres Blinken?
Schaust mich so freundlich an,
hab meine Freud' daran."
Hurrah!
„„Mich trägt ein wackrer Reiter,
drum blink ich auch so heiter,
bin freien Mannes Wehr;
das freut dem Schwerte sehr.""
Hurrah!

„Ja gutes Schwert, frei bin ich,
und liebe dich herzinnig,
als wärst du mir getraut,
als eine liebe Braut."
Hurrah!
„„Dir hab' ich's ja ergeben,
mein lichtes Eisenleben.
Ach wären wir getraut!
Wann holst du deine Braut?""
Hurrah!

„Zur Brautnachts-Morgenröte
ruft festlich die Trompete;
wenn die Kanonen schrein,
hol' ich das Liebchen ein.“
Hurrah!

„„O seliges Umfangen!
Ich harre mit Verlangen.
Du Bräut'gam hole mich,
mein Kränzchen bleibt für dich.““
Hurrah!

„Was klirrst du in der Scheide,
du helle Eisenfreude,
so wild so schlachtenfroh?
Mein Schwert, was klirrst du so?“
Hurrah!

„„Wohl klirr' ich in der Scheide.
Ich sehne mich zum Streite,
recht wild und schlachtenfroh.
Drum, Reiter, klirr' ich so.““
Hurrah!

„Bleib doch im engen Stübchen.
Was willst du hier, mein Liebchen?
Bleib still im Kämmerlein,
bleib, bald hol' ich dich ein.“
Hurrah!

„„Laß mich nicht lange warten!
O schöner Liebesgarten,
voll Röslein blutigrot
und aufgeblütem Tod.““
Hurrah!

„So komm denn aus der Scheide,
du Reiters Augenweide.
Heraus, mein Schwert, heraus!
Führ' dich ins Vaterhaus.
Hurrah!

Ach, herrlich ist's im Freien,
im rüst'gen Hochzeitreihen!
Wie glänzt im Sonnenstrahl
so bräutlich hell der Stahl!
Hurrah!

Wohlauf, ihr kecken Streiter,
wohlauf ihr deutschen Reiter!
Wird euch das Herz nicht warm?
Nehmt's Liebchen in den Arm.
Hurrah!

Erst that es an der linken
nur ganz verstohlen blinken;
doch an die Rechte traut
Gott sichtbarlich die Braut.
Hurrah!

Drum drückt den liebeheißen
bräutlichen Mund von Eisen
an eure Lippen fest.
Fluch, wer die Braut verläßt!
Hurrah!

Nun laßt das Liebchen singen,
daß helle Funken springen!
Der Hochzeitsmorgen graut.
Hurrah, du Eisenbraut!“
Hurrah!

8. Trinklied vor der Schlacht.

Theodor Körner.

Schlacht, du brichst an!
Grüßt sie in freudigem Kreise
laut nach germanischer Weise.
Brüder, heran!

Noch perlt der Wein;
eh' die Posaunen erdröhnen,
laßt uns das Leben versöhnen
Brüder, schenkt ein!

Gott Vater hört,
was an des Grabes Thoren
Vaterlands Söhne Geschworen.
Brüder, ihr schwört!

Vaterlands Hort,
woll'n wir's aus glühenden Ketten
tot oder siegend erretten. —
Handschlag und Wort!

Hört ihr sie nah'n?
Liebe und Freuden und Leiden!
Tot du kannst uns nicht scheiden.
Brüder, stoßt an!

Schlacht ruft: hinaus!
Horch die Trompeten werben.
„Vorwärts, auf Leben und Sterben!“
Brüder, trinkt aus!

9. Schlachtgesang.

(Nach einem alten Soldatenliede.)

Gottfried v. Herder.

Kein sel'ger Tod ist in der Welt,
als wer, vorm Feind erschlagen
auf grüner Heid' im freien Feld,
darf nicht hör'n groß Wehklagen
im engen Bett, da ein'r allein
muß an den Todesreihen,

hier aber findet er Gesellschaft fein,
fall'n mit wie Kräuter im Maien.
Ich sag' ohn' Spott:
Kein selg'r Tod
ist in der Welt,
als so man fällt
auf grüner Heid'
ohn' Klag' und Leid!

Mit Trommeln-Klang
und Pfeifen-G'sang
wird man begraben,
davon thut haben
unsterblichen Ruhm.
Mancher Held fromm
hat zugesetzt Leib und Blute
dem Vaterland zu gute.

10. Gebet während der Schlacht.

Theodor Körner.

Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
sprühend umzucken mich rasselnde Blitze.
Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
Vater du, führe mich!

Vater du, führe mich!
Führ' mich zum Siege, führ' mich zum Tode!
Herr, ich erkenne deine Gebote;
Herr, wie du willst, so führe mich.
Gott, ich erkenne dich!

Gott, ich erkenne dich!
So im herbstlichen Rauschen der Blätter,
als im Schlachtendonnerwetter,
Urquell der Gnade, erkenn' ich dich.
Vater du, segne mich!

Vater du, segne mich!
In deine Hand befehl ich mein Leben,
du kannst es nehmen, du hast es gegeben.
Zum Leben, zum Sterben segne mich.
Vater, ich preise dich!

Vater, ich preise dich!
's ist ja kein Kampf für die Güter der Erde:
das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte;
Drum, fallend und siegend preis' ich dich.
Gott, dir ergeb ich mich!

Gott dir ergeb ich mich!
Wenn mich die Donner des Todes begrüssen,
wenn meine Adern geöffnet fliessen,
Dir mein Gott, dir ergeb' ich mich'
Vater ich rufe dich!

11. Vevros und sein Pferd.

Konrad Friedrich v. Schmidt-Phiseldek.

Am Vardar, am Vardar, auf grünem Feld
lag Vevros im Sterben, der kühne Held.
Es hat ihn der Türk', im Busche versteckt,
mit meuchlischer Kugel hingestreckt;
nun lag er still im Grase.

Sein Rappe, sein Rappe, das treue Pferd,
ihm war der Gebieter, er ihm so wert;
er stand und wußte nicht, wie's geschah,
daß so den Helden er liegen sah;
er wagt's ihn anzureden:

„Steh auf, mein Gebieter, und hör mein Wort:
der Türk' ist im Felde, wir müssen fort.
Fern sind die Genossen, wir sind allein,
und willst du nicht hier gefangen sein,
so eile flugs von hinnen!"

„„Wohl möcht' ich von hinnen, — ich kann es nicht, —
nicht länger schau' ich der Sonne Licht.
Die Kugel, sie drang durch Mark und Bein,
sie drang ins innerste Leben ein:
nun geht's mit mir zu Ende.

Drum höre, du Treuer in Freud' und Not,
merk auf und höre mein letztes Gebot!
Scharr mit dem Fuß in den tiefen Sand
und grab ein Grab mir an Ufersrand
mit deinen starken Hufen!

Und hat mein Auge geschlossen sich,
so greif mit dem Zahn am Gürtel mich,
dann halt mich schwebend in der Luft,
und senke mich in die kühle Gruft,
und deck sie zu mit Erde!

Und hast du getreulich das Grab gestellt,
so eile zurück zu meinem Zelt!
Bring meinem Bruder, du edles Roß,
bring ihm den Säbel und dies Geschoß,
auf daß er mein gedenke!

Bring meinem Mädchen das bunte Tuch,
das ich zu Ehren der Liebsten trug.
Und nimmt sie's wieder, gedenket sie mein,
und fließen ihre Thränen drein,
so find ich Ruh' im Grabe.

Fahrwohl, mein Rappe!"" Das Auge bricht,
„„Mach schnell und laß mich dem Türken nicht!"" —
So seufzte der Held, ihn umfing der Tod,
der Rappe begrub ihn nach seinem Gebot
am Ufer tief im Sande.

Und als begraben der edle Held,
da eilte der Rappe zu Vevros' Zelt;
er brachte die Waffen und das Geschoß,
das Tüchlein brachte das edle Roß
zu seiner Vielgetreuen.

Zu ihren Füßen er legt' es hin.
Sie hüllte die weinenden Augen drin,
sie jammerte laut vor bittrem Schmerz,
da brach dem Rappen das treue Herz,
es brach und schlug nicht wieder.

12. Die halbe Flasche.

Karl Simrock.

Geschlagen war die blut'ge Schlacht,
den Wahlplatz räumte Schwedens Macht,
die Dänen freuen sich des Sieges.
Doch sind die Opfer viel des Krieges,
beisammen liegen Freund und Feind,
der grimme Tod hat sie vereint;
wer aber noch ein Glied mag rühren,
den wird sein wunder Nachbar spüren:
Erbittert kämpfen zwischen Leichen
Halbtote fort, bis sie erbleichen.

Unter der heiligen Sieger Zahl
war auch ein alter Korporal,
von Ruhm bedeckt und Feindesblut,
doch schier verschmachtend in der Glut
des Tages; heiß war's hergegangen,
und heißer Durst hält ihn befangen.
Die Zunge klebt ihm fest am Gaum,
umsonst durchspäht er rings den Raum
nach einem Labetrunk, da schaut
er neben sich und jubelt laut:
Aus eines toten Dänen Tasche
blickt eine weingefüllte Flasche.

Die hebt er durstig an den Mund
und öffnet schon den trocknen Schlund,
da hört er einen Schweden schrein,
dem eine Kugel nahm das Bein:
„Mir her, beim Himmel, hab' Erbarmen!
Ich sterb'!" — Ihn jammerte des armen,
und gleich, der eignen Not vergessen,
hat er den Raum zu ihm durchmessen,
reicht ihm den Trank mit milder Hand.

Da hat der Schwed' den Feind erkannt,
und Grimm tritt an des Durstes Stelle.
Undankbar schießt der Mordgeselle
die Flinte nach dem Korporal,
der sich erbarmt hat seiner Qual.
Doch diesen schützt ein guter Geist,
der die Kugel andre Wege weist:
Lebendig steht er vor dem Feind,
der sich ein Kind des Todes scheint.

„Das hast du nicht umsonst gethan",
fährt ihn der Däne zürnend an.
Die Flasch' er rasch zum Munde hebt
und schlürft und schlürft, bis er begräbt
die Flasche halb in seinem Magen:
„Den Lohn hast du davon getragen,
siehst du, mit deinem dummen Schießen.
Du solltest sie erst ganz genießen,
deinen Wunden zu einer Salbe,
nun aber kriegst du nur die halbe."

Was von den beiden war geschehen,
ein Dänenhauptmann hat's gesehen;
dem König eilt es der zu melden,
bald lohnt ein Adelsbrief den Helden:
„Und eine Flasche, halb mit Wein
gefüllt, das soll sein Wappen sein."

13. Der Trompeter an der Katzbach.

Julius Mosen.

Von Wunden ganz bedecket,
der Trompeter sterbend ruht,
an der Katzbach hingestrecket,
der Brust entströmt das Blut.

Brennt auch die Todeswunde,
doch sterben kann er nicht,
bis neue Siegeskunde
zu seinen Ohren bricht.

Und wie er schmerzlich ringet
in Todesängsten bang,
zu ihm herüber dringet
ein wohlbekannter Klang.

Das hebt ihn von der Erde,
er streckt sich starr und wild, —
dort sitzt er auf dem Pferde
als wie ein steinern Bild.

Und die Trompete schmettert, —
fest hält sie seine Hand, —
und wie ein Donner wettert
Victoria in das Land.

Victoria — so klang es
Victoria — überall,
Victoria — so drang es
hervor mit Donnerhall.

Doch als es ausgeklungen,
die Trompete setzt er ab;
das Herz ist ihm zersprungen,
vom Roß stürzt er herab.

Um ihn herum im Kreise
hielt's ganze Regiment,
der Feldmarschall sprach leise:
„Das heißt ein selig End'!"

14. Der Trompeter.

August Kopisch.

Wenn dieser Siegesmarsch in das Ohr mir schallt,
kaum halt' ich da die Thränen mir zurück mit Gewalt.
Mein Kamerad, der hat ihn geblasen in der Schlacht,
auch schönen Mädchen oft als ein Ständchen gebracht;
auch zuletzt, auch zuletzt, in der grimmigsten Not
erscholl er ihm vom Munde bei seinem jähen Tod.
Das war ein Mann von Stahl, ein Mann von echter Art;
gedenk' ich seiner, rinnet mir die Thrän' in den Bart.
Herr Wirt, noch einen Krug, von dem feurigsten Wein,
soll meinem Freund zur Ehr', ja zur Ehr' getrunken sein.

Wir hatten musiziert in der Frühlingsnacht
und kamen zu der Elbe, wie das Eis schon erkracht;
doch schritten wir mit Lachen darüber, unverwandt,
ich trug das Horn, und er die Trompet' in der Hand.
Da erknarrte das Eis, und es bog, und es brach,
ihn riss der Strom von dannen, wie der Wind so jach!
Ich konnt' ihn nimmermehr erreichen mit der Hand,
ich musste selbst mich retten mit dem Sprung auf den Sand!
Er aber trieb hinab, auf die Scholle gestellt,
und rief: Nun geht die Reis' in die weite, weite Welt!

Drauf setzt' er die Trompet' an den Mund und schwang
den Schall, dass rings der Himmel und die Erde erklang!
Er schmetterte gewaltig mit vollem Mannesmut,
als gält' es eine Jagd mit dem Eis in der Flut.
Er trompetete klar, er trompetete rein,
als ging's mit Vater Blücher nach Paris hinein! —
Da donnerte das Eis, die Scholle sie zerbrach,
und wurde eine bange, bange Stille danach!
Das Eis verging im Strom und der Strom in dem Meer.
Wer bringt mir meinen Kriegskameraden wieder her?!

15. Des Braven Rache.

Ludwig Scharrer.

Geschlagen war die wilde Schlacht,
die Östreichs Aar gewann,
versöhnend brach herein die Nacht,
zu zähmen Roß und Mann.

Ein Reiter zieht durchs Schlachtgefild;
doch diesmal nicht zu Pferd,
er führt's am Zaum und streichelt's mild,
weil es ihm lieb und wert.

Er hört was wimmern auf der Erd',
ein Franke[1]) liegt im Blut,
den hebt mit Müh' aufs liebe Pferd
der Reiter brav und gut.

Doch Böses hat der Frank' im Sinn;
sein Arm zum Mord sich hebt.
Gottlob! der arge Schuß ist hin,
und unser Reiter lebt.

Dem Braven quillt das Blut und braust
ihm glühend ins Gesicht,
es ballt zum Streit sich seine Faust;
doch schlagen mag er nicht.

„Nein", ruft er, „du bist längst entehrt,
durch dich bist ehrlos du;
doch reiten soll kein Wicht dies Pferd,
das schwur ich einst mir zu."

Da packt er ihn mit derber Hand,
daß dem die Sinne floh'n,
und reißt ihn unters Sattelband
und trägt ihn selbst davon.

16. Die treuen Brüder.

Friedrich Hebbel.

Es sind zwei treue Brüder,
die ziehn in den Streit hinaus,
noch reden sie hin und wieder,
da schmettert's den einen darnieder,
der andere sieht's mit Graus.

Der Bruder in seinem Blute
erregt ihm bittern Schmerz;
daß ihn der Tod ereilte,
bevor er den Kampf noch teilte,
zerreißt ihm ganz das Herz.

Der Sterbende blickt freundlich
noch einmal auf zu ihm,
dann greift er, als wär' er der alte,
zur Büchse, die noch nicht knallte,
drückt ab mit Ungestüm.

Nun bricht er wieder zusammen,
und lächelt und ist tot. —
Der andre, als er sich wandte,
sah einen Feind im Sande,
des Kugel ihm gedroht.

17. Schönster Tod.

Wolfgang Müller von Königswinter.

Die Schärpe schlang er um den Leib,
die Fahne schwang er in der Hand;
die Schärpe gab das schönste Weib,
die Fahne gab das Vaterland.

So ritt er kühn voran dem Heer
und sang viel Lieder frisch und neu:
Manch Lied von tapfrer Männer Wehr,
manch Lied von echter Lieb und Treu.

Stets sang voll Mut er ins Gefecht,
stets sang er aus der Schlacht voll Lust,
die Fahne trug er hoch und recht,
die Schärpe treu an treuer Brust.

So ging er auch zum letzten Sieg,
voran das Banner und das Band.
Geendet ist der wilde Krieg,
gerettet ist das Vaterland.

Im Felde blüht der Krieger Zier,
sein Leben brach im Todesschmerz,
den Helden decket das Panier,
die Schärpe deckt das treue Herz.

Da stand der alten Krieger Schaar;
sie weinten wie in großer Not,
doch allen tönt's im Herzen klar:
das ist des Helden schönster Tod.

---

[1]) Ein Franzose.

18. Treuer Tod.

Georg Scheurlin.

Wir zogen miteinander,
Hornist und Musketier;
vier Arme, wenn wir stritten,
zwei Füße, wenn wir schritten,
ein Herz, wenn im Quartier.

Wir hielten fest zusammen,
was immer mochte sein;
sobald mein Horn sich rührte,
da focht und da marschierte
der Brave hinterdrein.

Bis auf das Feld von Lützen —
da traf die Kugel recht,
da lag in seinem Blute
der treue und der gute,
der tapfre Landesknecht. —

Und sprach: Daß Gott genade!
Mir kommt die letzte Not!
Nun deck' mich zu mit Rasen
und thu das Lied mir blasen:
„Wohl starb er treuen Tod."

Ich nahm ihn in die Arme,
die Augen schloß er sacht;
ob er, ob ich geschieden? —
Wir lagen beid' in Frieden,
und tief auf uns die Nacht.

Drauf deckt' ich ihn mit Rasen,
so wie er mir gebot,
und blies mit hellen Zähren:
ihm übers Grab zu Ehren:
„Wohl starb er treuen Tod."

Als wir nun heimwärts zogen —
die Fahne flog im Wind —
da jauchzten Väter, Brüder,
da drängte durch die Glieder
ein Weib mit ihrem Kind.

Sie forschte rings und winkte
mit Augen thränenrot,
das Herz schier wollt' mir brechen,
ich blies — nicht konnt' ich sprechen —:
„Wohl starb er treuen Tod."

19. Das beste Kreuz.

Karl Gerok.

Ein eisern Kreuz, wie prächtig hängt's
an eines Tapfern Brust!
Der König schickt's, der Mann empfängt's
und trägt's mit stolzer Lust
und freut sich, bis den Ehrenlohn
die Mutter und die Braut
am schmucken Schatz, am braven Sohn
beim Siegesheimzug schaut.

Doch pfiff das Blei, daß blutig wund
ein Krieger wankt und sinkt:
ein rotes Kreuz auf weißem Grund
ist's, was ihm tröstlich winkt;
ihn stützt und führt aus heißer Schlacht
ein rot bekreuzter Arm
dahin, wo schon sein Bett gemacht,
da ruht er weich und warm.

Und wenn ins Herz die Kugel traf,
ist ledig aller Pein,
still senken ihn zum letzten Schlaf
die Kameraden ein.
Ein schwarzes Kreuz auf grünem Plan
verkündigt's an der Stell':
Hier liegt ein Held und schläft heran
den himmlischen Appell.

Doch seht ihr all die Kreuze gern,
vergeßt, ihr Krieger, nicht
das beste Kreuz, das Kreuz des Herrn,
das allen Heil verspricht!
Dem Kämpfer gibt es tapfern Mut,
dem Wunden stillt's den Schmerz,
dem Toten dient's zur Grabeshut
und deutet himmelwärts!

20. Heimkehr des Soldaten.

Friedrich v. Schiller. (Aus „Wallenstein".)

O schöner Tag! wenn endlich der Soldat
ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit,
zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten,
und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch.

Wenn alle Hüte sich und Helme schmücken
mit grünen Maien, dem letzten Raub der Felder!
Der Städte Thore gehen auf von selbst,
nicht die Petarde braucht sie mehr zu sprengen,
von Menschen sind die Wälle rings erfüllt,
von friedlichen, die in die Lüfte grüssen, —
hell klingt von allen Türmen das Geläut,
des blut'gen Tages frohe Vesper schlagend.
Aus Dörfern und aus Städten wimmelnd strömt
ein jauchzend Volk, mit liebend emsiger
Zudringlichkeit des Heeres Fortzug hindernd —
da schüttelt, froh des noch erlebten Tags,
dem heimgekehrten Sohn der Greis die Hände.
Ein Fremdling tritt er in sein Eigentum,
das längst verlass'ne, ein, mit breiten Asten
deckt ihn der Baum bei seiner Wiederkehr,
der sich zur Gerte bog, als er gegangen.

B. Episch.

1. Mulei Moloch.

Johann Nepomuk Vogl.

Um den Atlas wirft der Himmel seinen Sternenmantel wieder,
stiller wird's; im Beduinenlager glimmt das Feuer nieder,
da beruft noch Mulei Moloch[1]) seine Deis,[2]) die kampfesmut'gen,
um sie nochmals anzueifern für den nächsten Tag, den blut'gen.

Mühsam hebt der kranke Kaiser sich von seines Lagers Kissen;
denn er fühlt's, in wen'gen Stunden ist der Erde er entrissen;
Darum spricht er zu den Führern, die ihn finstern Blicks umstehen:
„Nimmer kann ich's euch verhehlen, was in kurzem wird geschehen.

Meine Tage sind verronnen und gezählt sind meine Stunden,
und wenn neu die Sterne funkeln, seid ihr eurer Treu' entbunden;
eins nur will ich, das geschehe als die letzte eurer Pflichten,
wehe, wer dawider handelt, denn es wird ihn Allah[3]) richten!

Und nun hört: Sollt' ich erbleichen früher, als die Schlacht geendet,
so verheimlicht dies dem Heere, daß nicht Schreck die Würfel wendet,
reitet nah' an meiner Sänfte, bahnt den Weg ihr durchs Getümmel,
wenig nur den Umhang lüftend, wenn wir nahe dem Gewimmel.

Neigt euch zu mir her, als hörtet ihr Befehle mich erteilen;
dann entflammt aufs neu die Krieger mit der Rede Feuerpfeilen,
daß der stolze Spanierkönig nicht im Sterben mich besiege
und sich auf dem Thron Marokkos als ein Siegestrunkner wiege."

---

[1]) Er beherrschte Marokko von 1575—1578. Die in der Ballade erwähnte Schlacht fand am 4. August 1578 bei Alkassar gegen den König Sebastian von Portugal statt. Mulei Moloch starb wirklich in seiner Sänfte während der Schlacht.

[2]) Die Stammeshäuptlinge und zugleich Unterfeldherrn.

[3]) Der arabische Name des Einen Gottes, welcher in alle Sprachen übergegangen ist, soweit die Lehre Muhammeds reicht.

Und die Deis geloben finster, zu befolgen sein Begehren,
wenden sich dann stumm und schweigend, zu den Horden rückzukehren;
und es kommt der Tag aus Osten, und die Schlacht entbrennt und wütet,
mitten drinn des Kaiser Sänfte, von den kühnen Deis gehütet.

Diese schau'n hinein zum Vorhang, sprechen manche flücht'ge Worte,
aber immer näher schwebet Mulei an der Todespforte.
Weh! mit einmal flieh'n die Seinen; weiße Mäntel, luft'ge Pferde
fliegen traumhaft ihm vorüber, und vom Hufschlag bebt die Erde.

Da erfaßt Verzweiflung, Schrecken die schon halb entfloh'ne Seele;
doch vergebens sucht ein Ruf sich zu entringen seiner Kehle.
Und die letzten Kräfte sammelnd, Heldenglut in allen Gliedern,
springt der Kaiser aus der Sänfte trotz der Seinen Flucht — der niedern.

Wirft dem Feinde sich entgegen, Aug' und Waffe Todesblitze,
wie ein Aar, den niedersandte Muhammed vom Wolkensitze;
und die Seinen stehn und zögern, folgen dann beschämt dem Einen,
bis sie unter Allahrufen sich aufs neu zum Kampf vereinen.

Und der Heldengeist des Kaisers ist mit jeglichem von ihnen,
und sie drängen, würgen, morden, bis die Feinde flieh'n vor ihnen.
Zu der Sänfte aber bringen rasch die Deis den Kaiser wieder,
lassen den zum Tod Erschöpften gramerfüllt aufs Lager nieder.

Doch erlosch'nen Auges legt noch dieser an den Mund den Finger —
und geendet hat der starke, sieggekrönte Todbezwinger.

2. Die grossmütigen Belagerten.

Johann Kaspar Lavater.

Schön, schön ist Heldentapferkeit,
ihr Ruhm steigt himmelhoch;
doch unbesiegte Menschlichkeit
unendlich höher noch! —

O goldne Zeit, wo Treue gross,
noch grösser Grossmut war,
wo Heldenblut für Brüder floss
und Mensch der Feind auch war!

O schöne That! Zu graben wert
in Marmor und auf Erz!
Wer fühllos die erzählen hört,
hat der ein Menschenherz?

Noch nicht der Niederlagen satt,
kam Herzog Leopold
vor Solothurn und schloss die Stadt,
dem König Ludwig hold[1])

Vierhundert Helden sandt' ihr bald
die treue Schwester Bern.
Gross war die feindliche Gewalt,
der Bluttag nicht mehr fern.

Schon zehen lange Wochen lag
das Heer da! Welche Not!
Wie manche Nacht, wie mancher Tag
für Krieger ohne Brot!

Urplötzlich schwoll und riss die Aar
des Feindes Brücke weg
und schwemmte, was ihr nahe war,
Ross, Mann und Wagen weg.

Vom Turme konnten fern die Not
die Langbedrängten sehn;
„kommt! rettet", riefen sie „vom Tod
die Feinde, das ist schön!"

Sie eilten schnell vom Turm herab
zum Thor hinaus, voll Mut,
und reichten liebreich Speer und Stab
den Feinden in die Flut.

Und liefen tapfer in den Strom
mit warmer Heldenlust,
und wateten im tiefen Strom
bis an die hohe Brust.

[1]) Leopold war der Bruder Herzog Friedrichs des Schönen von Oesterreich, welcher von 1315 bis 1322 mit Ludwig dem Bayer um die deutsche Kaiserwürde stritt. Die erwähnte Belagerung Solothurns fällt in das Frühjahr 1318, und beruht der verherrlichte Edelsinn auf einer wahren Begebenheit.

Und boten, felsenfest den Fuss,
den Schwimmenden die Hand,
und trugen hoch durch wilden Fluss
den Leichnam hin ans Land,

Und drückten sie mit treuem Arm
an ihre Brust als tot;
die kalten Körper wurden warm,
die blassen Lippen rot.

Ihr Auge schloss sich auf und sah
und schloss sich wieder zu.
Nein! rief der Schweizer, „wir sind da
zu helfen; wache du!“

O welch ein Wachen, welche Freud’!
jetzt kam der Geist zurück!
Ganz war die Seele Dankbarkeit
und Segen jeder Blick.

Wie drückte man sich brüderlich
die Hand! O, welch ein Sieg!
Man weinte, man umarmte sich,
und Friede ward aus Krieg.

3. Der Läufer von Glarus.

Adolf Stöber.

Einst fochten die von Uri sich
und die von Glarus bitterlich
um ihre Landesscheiden an,
da ward zuletzt der Spruch gethan:
„Zur Tag= und Nachtgleich allerfrühst,
sobald der Hahn den Morgen grüßt,
soll nach der beiden Länder Enden
jedweder einen Läufer senden,
und wo sich dann begegnen beide,
da sei fortan des Landes Scheide.“
Und als der Morgen war gekommen,
und kaum die höchsten Alpen klommen,
zu Uri wachte schon der Hahn
und sang den Morgen lustig an, —
der Hunger hat ihn früh geweckt, —
und wie er kaum die Flügel reckt,
bricht schon der Urner hurtig auf
und nimmt zur Scheide seinen Lauf.
Indes zu Glarus schläft noch fest
der Hahn in seinen warmen Nest;
sie hatten trefflich ihn gefüttert,
drum schlief er satt und unerschüttert,
derweil im roten Morgenbrand
ihn bänglich die Gemein’ umstand.
Doch endlich hob er an zu krähen
und schlummertrunken sich zu blähen.
Und hurtig sprang der Glarner auf
und nahm zur Scheide seinen Lauf.
Doch als er eilte kurze Strecke,
kam droben um die Felsenecke
der Urner schon in stolzen Tritten
ins fremde Land herabgeschritten.
Der Glarner hielt mit nichten an,
er sprang noch unverzagt bergan,
daß er noch Land im guten Rechte
und seinem Volk gewinnen möchte.
Der Urner hüpft mit lautem Hohn;
„Hier ist die Scheide!“ ruft er schon;
doch will er von den Alpenmatten
ein Stücklein ihm zurückerstatten,
so weit es ihm noch möge glücken
ihn fortzutragen auf dem Rücken.
Der schwingt ihn auf die Schulter drauf
und klettert frisch den Steg hinauf;
er atmet schwer, das Knie bricht ein,
erblassend stürzt er aufs Gestein.
„Hier ist die Grenze!“ ruft er schnelle, —
sein Grabstein ist zur selben Stelle.
Da ruhe nun von deinem Lauf,
und atme wieder fröhlich auf!
Du bist, so lang dein Fuß dich trug,
und bis zum letzten Atemzug
fürs gute Recht vorangedrungen
und hast ihm treulich Land errungen
und weiter seine Mark gesetzt.
Glückselig, wer zu guter letzt
„Hier ist die Grenze!“ rufen kann.
Am Steine den dein Mut gewann,
den Ruhstein du gefunden hast, —
da braver Läufer halte Rast!

4. Harras, der kühne Springer.

Theodor Körner.

Noch harrte im heimlichen Dämmerlicht
die Welt dem Morgen entgegen,
noch erwachte die Erde vom Schlummer nicht,
da begann sich's im Thale zu regen.
Und es klingt herauf wie Stimmengewirr,
wie flüchtiger Hufschlag und Waffengeklirr,
und tief aus dem Wald zum Gefechte
sprengt ein Fähnlein gewappneter Knechte.

Und vorbei mit wildem Ruf fliegt der Troß,
wie Brausen des Sturms und Gewitter,
und voran auf feurig schnaubendem Roß
der Harras, der mutige Ritter.
Sie jagen, als gält' es den Kampf um die Welt,
auf heimlichen Wegen durch Flur und Feld,
den Gegner noch heut zu erreichen
und die feindliche Burg zu besteigen.

So stürmen sie fort in des Waldes Nacht
durch den fröhlich aufglühenden Morgen;
doch mit ihm ist auch das Verderben erwacht,
es lauert nicht länger verborgen:
denn plötzlich bricht aus dem Hinterhalt
der Feind mit doppelt stärkrer Gewalt,
das Hifthorn ruft furchtbar zum Streite,
und die Schwerter entfliegen der Scheide.

Wie der Wald dumpf donnernd wiederklingt,
von ihren gewaltigen Streichen!
Die Schwerter klingen, der Helmbusch winkt,
und die schnaubenden Rosse steigen.
Aus tausend Wunden strömt schon das Blut,
sie achten's nicht in des Kampfes Glut,
und keiner will sich ergeben,
denn Freiheit gilt's oder Leben.

Doch dem Häuflein des Ritters wankt endlich die Kraft,
der Übermacht muß es erliegen;
das Schwert hat die meisten hinweggerafft,
die Feinde, die mächtigen, siegen.
Unbezwingbar nur, eine Felsenburg,
kämpft Harras noch und schlägt sich durch,
und sein Roß trägt den mutigen Streiter
durch die Schwerter der feindlichen Reiter.

Und er jagt zurück in des Waldes Nacht.
jagt irrend durch Flur und Gehege;
denn flüchtig hat er des Weges nicht acht,
er verfehlt die kundigen Stege.
Da hört er die Feinde hinter sich drein,
schnell lenkt er tief in den Forst hinein,
und zwischen den Zweigen wird's helle,
und er sprengt zu der lichteren Stelle.

Da hält er auf steiler Felsenwand,
hört unten die Wogen brausen;
er steht an des Zschopauthals schwindelndem Rand
und blickt hinunter mit Grausen.
Aber drüben auf waldigen Bergeshöhn
sieht er seine schimmernde Feste stehn;
sie blickt ihm freundlich entgegen,
und sein Herz pocht in lauteren Schlägen.

Ihm ist's, als ob's ihn hinüberrief,
doch es fehlen ihm Schwingen und Flügel,
und der Abgrund, wohl fünfzig Klafter tief,
schreckt das Roß, es schäumt in den Zügel;
und mit Schaudern denkt er's und blickt hinab,
und vor sich und hinter sich sieht er sein Grab;
er hört, wie von allen Seiten
ihn die feindlichen Scharen umreiten.

Noch sinnt er, ob Tod aus Feindes Hand,
ob Tod in den Wogen er wähle.
Dann sprengt er vor an die Felsenwand
und befiehlt dem Herrn seine Seele;
und näher schon hört er der Feinde Troß,
aber scheu vor dem Abgrund bäumt sich das Roß,
doch er spornt's, daß die Fersen bluten,
und er setzt hinab in die Fluten.

Und der kühne, gräßliche Sprung gelingt,
ihn beschützen höhre Gewalten;
wenn auch das Roß zerschmettert versinkt,
der Ritter ist wohl erhalten;
und er teilt die Wogen mit kräftiger Hand,
und die Seinen stehn an des Ufers Rand
und begrüßen freudig den Schwimmer. —
Gott verläßt den Mutigen nimmer.

5. Das Lied vom braven Manne.

Gottfried Bürger.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohes Muts sich rühmen kann,
den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob, daß ich singen und preisen kann,
zu singen und preisen den braven Mann.

Der Tauwind kam vom Mittagsmeer
und schnob durch Welschland trüb' und feucht.
Die Wolken flogen vor ihm her,
wie wann der Wolf die Herde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst;
auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

Am Hochgebirge schmolz der Schnee,
der Sturz von tausend Wassern scholl,
das Wiesenthal begrub ein See,
des Landes Heerstrom wuchs und schwoll,
hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis
und rollten gewaltige Felsen Eis.

Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
aus Quaderstein von unten auf,
lag eine Brücke drüber her,
und mitten stand ein Häuschen drauf.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind.
„O Zöllner! o Zöllner! entfleuch geschwind!"

Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran,
laut heulten Sturm und Wog' ums Haus.
Der Zöllner sprang zum Dach hinan
und blickt' in den Tumult hinaus. —
„Barmherziger Himmel, erbarme dich!
Verloren! Verloren! Wer rettet mich?"

Die Schollen rollten Schuß auf Schuß
von beiden Ufern hier und dort,
von beiden Ufern riß der Fluß
die Pfeiler samt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
er heulte noch lauter als Strom und Wind.

Die Schollen rollten Stoß auf Stoß,
an beiden Enden, hier und dort,
zerborsten und zertrümmert, schoß
ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich. —
„Barmherziger Himmel! erbarme dich!" —

Hoch auf dem fernen Ufer stand,
ein Schwarm von Gaffern, groß und klein,
und jeder schrie und rang die Hand,
doch mochte niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind
durchheulte nach Rettung den Strom und Wind.

Wann klingst du, Lied vom braven Mann,
wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan! So nenn ihn, nenn ihn dann!
Wann nennst du ihn, mein schönster Sang?
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich.
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!

Rasch galoppiert ein Graf hervor
auf hohem Roß, ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff. —
„Zweihundert Pistolen sind zugesagt
dem, welcher die Rettung der Armen wagt!"

Wer ist der Brave? Ist's der Graf?
Sag an, mein braver Sang, sag an! —
Der Graf, beim höchsten Gott! war brav!
Doch weiß ich einen bravern Mann. —
O braver Mann! braver Mann! zeige dich!
Schon naht das Verderben sich fürchterlich. —

Und immer höher schwoll die Flut,
und immer lauter schnob der Wind,
und immer tiefer sank der Mut —
O Retter! Retter! komm geschwind! —
Stets Pfeiler auf Pfeiler zerborst und brach.
Laut krachten und stürzten die Bogen nach.

„Hallo! Hallo! Frisch auf, gewagt!"
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein jeder hört's, doch jeder zagt, —
aus tausenden tritt keiner vor.
Vergebens durchheulte mit Weib und Kind
der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind.

Sieh, schlecht und recht, ein Bauersmann
am Wanderstabe schritt daher,
mit grobem Kittel angethan,
an Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort
und schaute das nahe Verderben dort.

Und kühn in Gottes Namen sprang
er in den nächsten Fischerkahn;
trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang
kam der Erretter glücklich an.
Doch wehe! der Nachen war allzu klein,
um Retter von allen zugleich zu sein.

Und dreimal zwang er seinen Kahn,
trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang,
und dreimal kam er glücklich an,
bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum kamen die letzten in sichern Port,
so rollte das letzte Getrümmer fort. —

Wer ist, wer ist der brave Mann?
Sag an, sag an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt' ein Leben dran;
doch that er's wohl um Goldesklang?
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut,
o wagte der Bauer vielleicht kein Blut. —

„Hier", rief der Graf, „mein wackrer Freund!
Hier ist dein Preis! Komm her! Nimm hin!" —
Sag an, war das nicht brav gemeint? —
Bei Gott! Der Graf trug hohen Sinn. —
Doch höher und himmlischer, wahrlich! schlug
das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

„Mein Leben ist für Gold nicht feil.
Arm bin ich zwar, doch ess' ich satt.
Dem Zöllner werd' Eu'r Gold zu teil,
der Hab und Gut verloren hat!"
So rief er mit herzlichem Biederton
und wandte den Rücken und ging davon. —

Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,
wie Orgelton und Glockenklang.
Wer solches Muts sich rühmen kann,
den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob, daß ich singen und preisen kann,
unsterblich zu preisen den braven Mann.

6. Der Fleischer von Constanz.

Gustav Schwab.

Wohl wehrt sich die alte, die freie Stadt,
den herrlichen römischen Namen sie hat,
und römischen Mut
und deutsches Blut
und Christenglauben,
den soll ihr der spanische Henker nicht rauben!

Drum kämpfen die Bürger vom Turm und am Thor
und dringen zur hallenden Brücke hervor,
es hört es der Rhein,
da rauschet er drein,
es ruft die Söhne
der See mit der tosenden Wellen Getöne.

Wer streitet am kühnsten für Ehr' und für Heil?
das ist der Fleischer mit hauendem Beil.
Sonst schlägt er den Stier,
das brüllende Tier,
heut muss er sie schlachten,
die ihm nach der Metzig, der blutigen, trachten.

Er steht auf der Brücke zuvorderst im Schwarm,
den Ärmel gestülpet, mit nervigem Arm,
und jeder Streich
schlägt einen bleich,
da kommen die andern:
zur Schlachtbank lässt er sie spöttlich wandern.

O weh, ihr Brüder! verlasset ihr ihn?
Es doppelt der Spanischen Heer sich, sie fliehn,
sie rufen ihn mit;
doch keinen Schritt
weicht von der Stelle,
alle Feinde bekämpfet der kühne Geselle.

Vorn einer und hinten da nahet ein Paar,
die wildesten Knechte der stürmenden Schar,
sie packen in Eil'
des Fleischers Beil —
er ist verloren;
da denkt er: es soll sie nicht frommen, die Thoren!

Zwei Arme ja hat er, die fassen die zwei:
und wollt ihr ein Leben, so opfr' ich euch drei!
er hält sie umspannt,
er drängt sie zum Rand,
er sendet die Blicke
hinab zu dem schäumenden Rhein von der Brücke.

Und schnell ans Geländer, eh' andere nah'n,
drückt er sie, die Ringenden, kräftiglich an;
mit ihnen hinein
kopfüber zum Rhein
mit frohem Schwunge
sieht man ihn stürzen im tödlichen Sprunge.

Die klagenden Feinde verschlinget die Flut;
lang wiegt sie, lang trägt sie den Bürger gut,
jetzt zeigt sie den Fuss,
den Arm wie zum Gruss,
die Schultern, die blanken,
das lockige Haupt und den Nacken, den schlanken.

Da sucht ihn das fremde Geschoss, doch der Rhein
hüllt fromm in den Mantel, den grünen, ihn ein.
Er zieht ihn hinab
ins festliche Grab;
dort ruht er geborgen
vor feindlicher Schmach bis zum ewigen Morgen.

Dort schläft ohne Traum er den süssesten Schlaf,
er weiss nicht das Los, das die Heimat ihm traf.
Man trügt, man raubt
ob seinem Haupt
Freiheit und Glauben;
die Märtyrerkrone wird keiner ihm rauben.

7. Die Exekution.

Christian Friedrich Scherenberg.

„Wer da wiederbringt den Deserteur,
dreißig preuß'sche Thaler sein Douceur!"
Vorgetrommelt ward's der Kompanei, —
pfeifend in die Trommel-Melodei
aber macht ein jeder Kam'rad sich
seinen Text noch zu absonderlich,
als da lautet: — Dreißig Schweden mir,
aber sechsmal Gassenlaufen dir. —
J so lauf, so weit der Himmel blau!
In der Nacht sind alle Katzen grau! —
Und alle melden, die da kommandiert:
„Der Deserteur, Herr Hauptmann, ist chappiert!" —
Nur einer spricht: „Ich bring' den Deserteur!"
und bringet seinen eignen Bruder her.
„Schwer Geld!" spricht der Kap'tän beim Dreißigzählen,
und jener spricht: „„Herr Hauptmann, zu befehlen!""
Der Bruder durch die heiße Gasse läuft,
daß ihm der blut'ge Schweiß vom Leibe träuft,
und als er durchgelaufen dreimal schon,
da tritt sein Bruder in die Exekution.
„Herr Hauptmann", spricht er, „halten's mir zu Gnad',
spricht ungefragt ein Wort mal ein Soldat!
Ihr wollet mich die andern dreimal Gassen
in Gnaden für den Bruder laufen lassen!"
„„Packt's, Kerl, dich an deiner armen Seelen?""
Und jener spricht: „Herr Hauptmann, zu befehlen!
Herzvater schrieb ein Schreiben an uns beid',
klein war der Brief, doch groß das Herzeleid.
Verschuldet ist durch Krankheit, Not und Gram
um ganzer dreißig Thaler mir mein Kram;

mein Gläubiger dränget mich aus Hof und Haus,
zahl' ich nicht stracks ihm seinen Glauben aus.
Ich kann's doch nun und nimmermehr erwerben
und muß an dreißig Thalern ganz verderben.
Da dachten wir in unsers Herzens Drang:
Es ist doch unser Vater lebelang, —
und dachten auch: Ein graues Leid ist hart,
und Herz nicht haben — kein' Soldatenart.
Davon noch laufen soll der alte Mann!
Viel lieber laufe, wer noch laufen kann. —
Soll einer laufen — nun so laufen wir;
wir losen, Bruder, drum — dir oder mir —
und machten Lose nach Soldatenbrauch,
zwei Stück, ein weißes und ein schwarzes auch, —
weiß, der für seinen Vater läßt sein Blut,
schwarz, der Verräter ist um schnödes Gut.
Und nun, Herr Hauptmann, halten's mir zu Gnaden!
Wie es nun weiter kam, das zu erraten
ist keine Hexerei; — doch, wie's mir flog
hier unterm Knopf, als ich den Judas zog,
das soll, mit Permission vor Euer Gnaden,
kein Hundsfott weiter wohl erraten.
Wie Gott will, dacht' ich, faßt' mein Herze fest,
daß es mich nicht in schwerer Not verläßt;
nun bricht's mir doch in tausend Stücke hin,
dieweilen ich sein lieber Bruder bin."
Der Hauptmann sprach: „„Mein Sohn, der Deserteur
kriegt sechsmal und du das Douceur! —
Wie die Artikel lauten, so geschicht's,
und daran ändert auch kein Teufel nichts;
doch hat's damit nicht allzugroße Eile.

Gemeldet werd' der Kasus mittlerweile
ins Hauptquartier an Seine Majestät,
dieweil da Gnade gern vor Recht ergeht."
Und Seine Majestäten resolvieren:
„Exekutiones weiter nicht zu exekutieren;
wer für den Vater also macht die Gassen,
wird's auch fürs Vaterland nicht unterlassen.
Und da ein gut Exempel förderlich,
seind Korporals sie beide! — Friederich!"

8. Der Lotse.

Ludwig Giesebrecht.

„Siehst du die Brigg dort auf den Wellen?
Sie steuert falsch, sie treibt herein
und muß am Vorgebirg zerschellen,
lenkt sie nicht augenblicklich ein.
Ich muß hinaus, daß ich sie leite! —
„„Gehst du ins offne Wasser vor,
so legt dein Boot sich auf die Seite
und richtet nimmer sich empor."" —
„Allein ich sinke nicht vergebens,
wenn sie mein letzter Ruf belehrt;
ein ganzes Schiff voll jungen Lebens
ist wohl ein altes Leben wert.
Gib mir das Sprachrohr! Schifflein, eile!
Es ist die letzte, höchste Not." —
Vor fliegendem Sturme, gleich dem Pfeile,
hin durch die Schären eilt das Boot.
Jetzt schießt es aus dem Klippenrande.
„Links müßt ihr steuern!" hallt ein Schrei.
Kieloben treibt das Boot zu Lande,
und sicher fährt die Brigg vorbei.

9. Die alte Waschfrau.

Adelbert v. Chamisso.

Du siehst geschäftig bei dem Linnen
die Alte dort in weißem Haar,
die rüstigste der Wäscherinnen
im sechsundsiebenzigsten Jahr.
So hat sie stets mit sauerm Schweiß
ihr Brod in Ehr' und Zucht gegessen
und ausgefüllt mit treuem Fleiß
den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

Sie hat in ihren jungen Tagen
geliebt, gehofft und sich vermählt;
sie hat des Weibes Los getragen,
die Sorgen haben nicht gefehlt;
sie hat den kranken Mann gepflegt;
sie hat drei Kinder ihm geboren;
sie hat ihn in das Grab gelegt
und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

Da galt's, die Kinder zu ernähren;
sie griff es an mit heiterm Mut.
Sie zog sie auf in Zucht und Ehren,
der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.
Zu suchen ihren Unterhalt
entließ sie segnend ihre Lieben;
so stand sie nun allein und alt,
ihr war ihr heitrer Mut geblieben.

Sie hat gespart und hat gesonnen
und Flachs gekauft und Nachts gewacht,
den Flachs zu feinem Garn gesponnen,
das Garn dem Weber hingebracht.
Der hat's gewebt zu Leinewand;
die Schere brauchte sie, die Nadel,
und nähte sich mit eigner Hand
ihr Sterbehemde sonder Tadel.

Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es
verwahrts im Schrein am Ehrenplatz;
es ist ihr Erstes und ihr Letztes,
ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
am Sonntag früh sich einzuprägen;
dann legt sie's wohlgefällig fort,
bis sie darin zur Ruh' sie legen.

Und ich, an meinem Abend, wollte,
ich hätte diesem Weibe gleich,
erfüllt, was ich erfüllen sollte
in meinen Grenzen und Bereich;
ich wollt', ich hätte so gewußt
am Kelch des Lebens mich zu laben
und könnt' am Ende gleiche Lust
an meinem Sterbehemde haben!

10. Die Auswanderer.

Ferdinand Freiligrath.

Ich kann den Blick nicht von euch wenden;
ich muss euch anschaun immerdar.
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
dem Schiffer eure Habe dar!

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
die Körbe langt, mit Brot beschwert,
das ihr aus deutschem Korn gebacken,
geröstet habt auf deutschem Herd!

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
ihr Schwarzwaldmädchen, braun und schlank,
wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
auf der Schaluppe grüne Bank!

Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
oft an der Heimat Born gefüllt!
Wenn am Missouri alles schwiege,
sie malten euch der Heimat Bild;

Des Dorfes steingefasste Quelle,
zu der ihr schöpfend euch gebückt,
des Herdes traute Feuerstelle,
das Wandgesims, das sie geschmückt.

Bald zieren sie im fernen Westen
des leichten Bretterhauses Wand;
bald reicht sie müden, braunen Gästen
voll frischen Trunkes eure Hand.

Es trinkt daraus der Tscherokese,
ermattet, von der Jagd bestaubt;
nicht mehr von deutscher Rebenlese
tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

O sprecht, warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn,
der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
im Spessart klingt des Älplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern
euch nach der Heimatberge Grün,
nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
nach seinen Rebenhügeln ziehn!

Wie wird das Bild der alten Tage
durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
wird es euch vor der Seele stehn.

Der Bootsmann winkt! zieht hin in Frieden!
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden —
und euren Feldern Reis und Mais!

11. Von des Kaisers Bart.

Emanuel v. Geibel.

Am Schank zur goldnen Traube,
da saßen im Monat Mai
in blühender Rosenlaube
guter Gesellen drei:

Ein frischer Bursch war jeder, —
der erst' am Gurt das Horn,
der zweit' am Hut die Feder,
der dritte mit Koller und Sporn.

Es trug in funkelnden Kannen,
der Wirt den Wein auf den Tisch,
lustige Reden sie spannen
und sangen und tranken frisch.

Da war auch einer drunter,
der grüne Jägersmann,
vom Kaiser Rotbart munter
zu sprechen hub er an.

„Ich habe den Herrn gesehen
am Rebengestade des Rheins,
zur Messe wollt er gehen
wohl in den Dom nach Mainz.

Das war ein Bild, der Alte,
fürwahr von Kaiserart!
Bis auf die Brust ihm wallte,
der lange braune Bart."

Ins Wort fiel ihm der zweite,
der mit dem Federhut:
„Ei Bursch, bist du gescheide?
Dein Märlein ist nicht gut.

Auch ich hab' ihn gesehen
auf seiner Burg im Harz,
am Söller thät er stehen,
sein Bart, sein Bart war schwarz."

Da fuhr vom Sitz der dritte,
der Mann mit Koller und Sporn,
und in der Zänker Mitte
rief er im hellen Zorn:

„So geht mir doch zur Höllen,
ihr Lügner! Glück zur Reis'!
Ich sah den Kaiser zu Köllen,
sein Bart war weiß, war weiß!"

Das gab ein grimmes Zanken
um weiß und schwarz und braun,
es sprangen die Klingen, die blanken
es wurde scharf gehaun.

Verschüttet aus den Kannen
floß der vieledle Wein,
blutige Tropfen rannen
aus leichten Wunden drein.

Und als es kam zum Wandern,
ging jeder in zornigem Mut,
sah keiner nach dem andern,
und waren sich jüngst so gut.

Ihr Brüder, lernt das eine
aus dieser schlimmen Fahrt:
Zankt, wenn ihr sitzt beim Weine,
nicht um des Kaisers Bart!

12. Hans Euler.

Gabriel Seidl.

„Horch, Marthe, draussen pocht es; geh, lass den Mann herein,
es wird ein armer Pilger, der sich verirrte, sein!"
„Grüss' Gott du schmucker Krieger! nimm Platz an unserm Tisch;
das Brot ist weiss und locker, der Trank ist hell und frisch!"

„„Es ist nicht Trank, nicht Speise, wonach es Not mir thut;
doch, so Ihr seid Hans Euler, so will ich Euer Blut!
Wisst Ihr, vor Monden hab' ich Euch noch als Feind bedroht:
Dort hatt' ich einen Bruder, den Bruder schlugt Ihr tot.

Und als er rang am Boden, da schwur ich es ihm gleich,
dass ich ihn wolle rächen, früh oder spät, an Euch!""
„Und hab' ich ihn erschlagen, so war's im rechten Streit,
und kommt Ihr, ihn zu rächen: — wohlan! ich bin bereit!

Doch nicht im Hause kämpf' ich, nicht zwischen Thür und Wand:
im Angesichte dessen, wofür ich stritt und stand.
Den Säbel, — Marthe, weisst du, womit ich ihn erschlug;
und soll ich nimmer kommen: — Tirol ist gross genug!"

Sie gehen mit einander den nahen Fels hinan;
sein gülden Thor hat eben der Morgen aufgethan;
der Hans voran, der Fremde recht rüstig hinterdrein,
und höher stets mit beiden der liebe Sonnenschein.

Nun stehn sie an der Spitze, — da liegt die Alpenwelt,
die wunderbare, grosse, vor ihnen aufgehellt;
gesunkne Nebel zeigen der Thäler reiche Lust
mit Hütten in den Armen, mit Herden an der Brust.

Dazwischen Riesenbäche, darunter Kluft an Kluft,
daneben Wälderkronen, darüber freie Luft;
und sichtbar nicht, doch fühlbar, von Gottes Ruh' umkreist,
in Hütten und in Herzen der alten Treue Geist.

Das seh'n die beiden droben, — dem Fremden sinkt die Hand,
Hans aber zeigt hinunter aufs liebe Vaterland:
„Für das hab' ich gefochten, dein Bruder hat's bedroht,
für das hab' ich gestritten, für das schlug ich ihn tot. —

Der Fremde sieht hinunter, sieht Hansen ins Gesicht,
er will den Arm erheben, den Arm erhebt er nicht:
„„Und hast du ihn erschlagen, so war's im rechten Streit,
und willst du mir verzeihen, komm, Hans, ich bin bereit!""

13. Die Sonne bringt es an den Tag.

Adelbert v. Chamisso.

Gemächlich in der Werkstatt saß
zum Frühtrunk Meister Nikolas,
die junge Hausfrau schenkt' ihm ein,
es war im heitern Sonnenschein. —
Die Sonne bringt es an den Tag.

Die Sonne blinkt von der Schale Rand,
malt zitternde Kringeln an die Wand,
und wie den Schein er ins Auge faßt,
so spricht er für sich, indem er erblaßt:
„Du bringst es doch nicht an den Tag."

„„Wer nicht? Was nicht?"" die Frau fragt gleich,
„„was stierst du so an? was wirst du so bleich?""
Und er darauf: „Sei still, nur still;
ich's doch nicht sagen kann, noch will.
Die Sonne bringt's nicht an den Tag."

Die Frau nur dringender forscht und fragt,
mit Schmeicheln ihn und Hadern plagt,
mit süßem und mit bitterm Wort
sie fragt und plagt ihn fort und fort:
„„Was bringt die Sonne nicht an den Tag?""
„Nein, nimmermehr!" — „„Du sagst es mir noch.""
„Ich sag' es nicht." — „„Du sagst es mir doch.""
Da ward' zuletzt er müd' und schwach
und gab der Ungestümen nach. —
Die Sonne bringt es an den Tag.

„Auf der Wanderschaft, 's sind zwanzig Jahr',
da traf es mich einst gar sonderbar;
ich hatt' nicht Geld, nicht Ranzen, noch Schuh',
war hungrig und durstig und zornig dazu. —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Da kam mir just ein Jud' in die Quer,
ringsher war's still und menschenleer:
Du hilfst mir, Hund, aus meiner Not;
den Beutel her, sonst schlag' ich dich tot!
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Und er: Vergieße nicht mein Blut,
acht Pfennige sind mein ganzes Gut!
Ich glaubt' ihm nicht und fiel ihn an;
er war ein alter, schwacher Mann. —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

So rücklings lag er blutend da;
sein brechendes Aug' in die Sonne sah;
noch hob er zuckend die Hand empor,
noch schrie er röchelnd mir ins Ohr:
Die Sonne bringt's an den Tag.

Ich macht ihn schnell noch vollends stumm
und kehrt' ihm die Taschen um und um; —
acht Pfenn'ge das war das ganze Geld.
Ich scharrt' ihn ein auf selbigem Feld. —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Dann zog ich weit und weiter hinaus,
kam hier ins Land, bin jetzt zu Haus. —
Du weißt nun meine Heimlichkeit,
so halte den Mund und sei gescheid!
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Wann aber sie so flimmernd scheint,
ich merk' es wohl, was sie da meint,
wie sie sich müht und sich erbost; —
du, schau nicht hin, und sei getrost!
Sie bringt es doch nicht an den Tag.

So hatte die Sonn' eine Zunge nun,
der Frauen Zungen ja nimmer ruhn. —
„Gevatterin, um Jesus Christ,
laßt Euch nicht merken, was ihr nun wißt!"
Nun bringt's die Sonne an den Tag.

Die Raben ziehen krächzend zumal
nach dem Hochgericht, zu halten ihr Mahl.
Wen flechten sie aufs Rad zur Stund?
Was hat er gethan? Wie ward es kund?
Die Sonne bracht es an den Tag.

4. Eine Seeräubergeschichte.

Erzählung des alten Steuermannes.

Emanuel v. Geibel.

Wir hatten Öl geladen und Korinthen
und segelten vergnügt mit unsrer Fracht
von Malta auf Gibraltar, Jochen Schütt,
der lüb'sche Kapitän, mit 5 Matrosen
und ich, Hans Kiekebusch, als Steuermann
Der Wind blies lustig, und wir waren schon
Sardinien vorbei, als hinter uns
nordosther ein verdächtig Segel aufkam,
das mit Siebenmeilenstiefeln lief.
Bedenklich guckte Jochen Schütt durchs Glas
und schüttelte den Kopf und guckte wieder,
und immer länger ward sein schlau Gesicht.
„Verdammte Suppe!" brach er endlich los,
„der Haifisch soll mich schlucken, wenn das nicht
Tuneser sind, Spitzbuben die's auf uns
und unsern schmucken Schoner abgesehen!
Bei Gott, jetzt heißt es: Alles Weißzeug los,
und stramm gesegelt!"
Leider war's zu spät.
Ein Viertelstündchen noch, da wußten wir,
daß Flucht unmöglich. Gleich darauf auch ließ
das Kaperschiff die rote Flagge schon
vom Topmast fliegen, und ein Schuß befahl
uns beizulegen. An Verteidigung
war nicht zu denken: Sieben waren wir,
die höchstens Sonntags mal im Lauer Holz
mit Schrot geknallt, und drüben an die vierzig
verwegenes Raubvolk, insgesamt auf Mord
und Totschlag eingeübt, wie wir aufs Kegeln.
Mit einer einz'gen Salve hätten sie
uns weggefegt; drum hieß uns Jochen Schütt
geruhig bleiben und ihn machen lassen;
ein Stückchen, meint' er, hab' er ausgedacht,
das uns vielleicht noch aus der Tinte hilfe;
zwar spiel' er auf Va banque damit, indes
am Ende sei'n wir Christenmenschen doch,
und Gott im Himmel könn' ein Einseh'n haben.
So brümmelnd stieg er zur Kajüt hinab
und nahm die andern mit, nur mir befahl er
auf Deck zu bleiben und dem leidigen
Besuch, als käm' er auf ein Frühstück blos,
mit Höflichkeit zu ihm den Weg zu weisen.
Mir schlug das Herz bis an den Hals, als nun
mit jeglicher Minute der Korsar
uns näher rückte. Bald erkannt' ich schon
die Fuchsgesichter mit den Rattenzöpfen,
das Negervolk, das in den Tauen hing.
Jetzt sah ich, wie solch rotbekappter Schuft
den Enterhaken hob, jetzt machten's ihm
zehn andre nach und jetzt — ein einz'ger Schlag,

ein ungeheurer Ruck, und Bord an Bord
mit dem Tuneser lagen wir.
Ein Mohr,
die breite Kling' im Maule, sprang zuerst
auf unser Schiff, dann kam der Hauptmann
selbst,
einäugig, stachelbärtig wie ein Kater,
am grünen Bund den Halbmond von Rubin,
und dann die andern, meist ein quittengelb
zerlumpt Gesindel, doch mit langem Rohr,
mit Beil und Messer Mann für Mann ver-
sehen;
mir lief's den Rücken kalt wie Eis hinab.
Doch macht' ich nach des Kapitäns Geheiß
den schönsten Bückling und verbindlich dann
den Weg anzeigend fuhr ich wie ein Kellner
in Sprüngen die Kajütentrepp' hinab.
Auch poltert' es alsbald mit starkem Tritt
mir nach und, ein Pistol in jeder Hand,
trat Meister Einaug' in die Thür, doch blieb er,
als er sich umsah, wie ein Zaunpfahl stehn.
Denn vor ihm saß, den Hut auf einem Ohr,
aus kurzer Pfeife Dampf und Funken paffend,
auf offner Pulvertonne Jochen Schütt,
und rings umher lag wie ein Zauberkreis
ein breiter Streif von Pulver aufgestreut.
Wir standen hinter ihm und muckten nicht.
Er aber, ruhig sitzen bleibend, that,
als wüßt' er gar von keinem Harm und sah
den Türken an und sagte: „Guten Tag!
Was steht zu Diensten, wenn ich bitten darf?"
Und als nun der sich wie ein Puterhahn
aufplustert und in seinem Kauderwelsch
zu kollern anfängt und, wie das nicht fleckt,
die Zähne weist und mit Geberden droht,
sagt Jochen Schütt: „Ja, türk'sch versteh' ich nicht,
mein lieber Herr; doch parlez-vous français?"
Und dazu pafft er toller stets und macht
den Meerschaumkopf wie einen Schornstein
sprühn,
daß mich, bei Gott, schon dünkt, wir fliegen auf.
Das schien denn unserm Rinaldini auch
ein schlechter Spaß, er wurde grün vor Wut,
und plötzlich macht' er kehrt und schoß hinaus.
Nun ging ein heftig Schnattern oben an
und dann ein Poltern, Schieben, Zieh'n und
Winden,
als kehrten sie vom Schiffsraum bis aufs Deck
das Unterste zu oberst, während wir
in tausend Aengsten wie die Hühner uns
um unsern Kapitän zusammendrückten,
der keine Silbe sprach und langsam nur
fortqualmte. Zwar die Ladung, wußten wir,
war gut versichert, doch wir fürchteten,
die Heiden würde, wenn sie's ausgeraubt,
das Schiff aus purer Bosheit sinken machen,
und dann, ihr hüb'schen Thürme, gute Nacht!
So ging ein langes, banges Stündlein hin.
Da plötzlich hörten wir durch all den Lärm
die Bootsmannspfeife kreischen, ein entsetzlich
Gedräng' entstand an Bord, wie Flucht beinah,
und kurz darauf entstand ein Stoß und
Rauschen,
als riss' ein Donnerwetter Schiff von Schiff;
und dann mit eins war's still. Wir warteten
ein Weilchen noch und horchten, doch es pfiff
auch nicht die Maus im Loch; kein Zweifel mehr,
sie waren fort. — „Was nun?" sprach Jochen
Schütt.
„die Luft an Bord scheint wieder klar zu sein,
ich denk', wir sehn uns mal den Schaden an!"
und stieg hinauf aufs Deck und wir ihm nach.
Da sah's denn greulich aus. Im großen Stall
der Arche Noäh war nicht solch ein Wust,
als aller Welt Getier das Schiff geräumt.
Packstroh und Scherben rings, Korinthenfässer,
Ölpipen, Werkzeug, Zwiebeln, Kochgerät
im tollsten Wirrwar alles durcheinander,
als wär' in allerbester Arbeit just
das große Plünderfest gestört. Und so
verhielt sich's auch, denn von Nordosten kam,
indes der Türk' wie ein gejagter Habicht
nach Süden fortschoß, eine englische
Fregatt' heran mit vollem Wind und ließ
die blaubekreuzte Flagge lustig wehn.
Das gab ein Jubeln, ein Umarmen jetzt!
der Schiffsjung' fiel auf seine Knie, der Koch,
der letzt ihn Portsmouth überwintert, schwang
die Zipfelmütz' und sang: „God save the
king",
doch Jochen Schütt nahm eine Zwiebel auf
und roch daran und niest'; ich merkt es wohl,
wir sollten ihn nicht weinen sehen. Dann zog er
den Hut und sprach: „Nun danket alle Gott!
Heut thut mir's leid, daß ich nicht singen kann,
weil ich beim alten Haase Schulen lief.
Den Engelsmann schickt uns der Himmel selbst.
Auch keinen roten Sechsling gab ich mehr
für unser Leben, blieb er aus. Nun lief's
noch gnädig ab."

„Ein wahrer Segen auch“,
sagt' ich, Kap'tän, „daß Euch das Pulver einfiel,
sonst kam uns selbst der Engelsmann zu spät.“ —
„Ja, Pulver!“ lacht er und die Schlauheit blitzt'
ihm aus den Augen, „Pulver! hat sich was!
wir haben keine zwanzig Schuß am Bord.
Das schwarze Zeug, wovor der Heidenkerl
die Angst gekriegt, war — Rübsaat aus Schwerin,
und mein Kanarienvogel frißt davon.
Ein richt'ger Mann muß sich zu helfen wissen,
So hilft ihm Gott wohl auch. — Und nun seht nach,
ob uns das Volk auch überm Rum gewesen.
Ich denk', ein Schluck soll gut thun auf den Schreck.“

15. Die Fahne der Einundsechziger.

Julius Wolff.

Vor Dijon war's; — doch eh' ich's euch erzähle,
knüpf' einer doch die Binde mir zurecht;
mich schmerzt der Arm, sie sitzt wohl schlecht;
So! — so! — nun euer Herz sich stähle:
Vor Dijon war's; die Pässe der Vogesen
bedrohte Garibaldi's bunte Schar,
Bourbaki kam von der Loire,
das hart bedrängte Belfort zu erlösen.

Gefahr war im Verzug; drei bange Tage
hielt Werder gegen Uebermacht schon stand
bei Mömpelgard, und in der Hand
des Kriegsgotts schwankte schier die Wage.
Wir Pommern hatten vor Paris gelegen
und waren schon im Marsch, das zweite Corps,
und auch das siebente ging vor
von Orleans, auf hartgefrornen Wegen.

In Dijon wussten wir den alten Recken
und griffen ihn, zwei Regimenter, an
mit seinen fünfzig tausend Mann,
den Flankenmarsch derC orps zu decken.
Der Alte von Caprera liess sich blenden,
hielt die Brigade für die ganze Macht,
und nachmittags begann die Schlacht,
die ach! für uns so traurig sollte enden.

Die Einundzwanz'ger auf dem rechten Flügel
des ersten Treffens hatten schwer Gefecht.
Wir also vor! und gerade recht,
mit Hurrah nahmen wir die Hügel;
dem Feinde auf der Ferse, ging's verwegen
bis in die Vorstadt Dijons jetzt hinein
hier aber aus der Häuser Reihn
kam mörderisches Feuer uns entgegen.

Im Steinbruch, mit dem Bajonett genommen,
da fanden wir, vor eines Ausfalls Wucht
zum Sammeln durch die steile Schlucht
gedeckt, notdürftig Unterkommen.
Doch die Fabrik dort in der rechten Flanke
wie eine Festung auf uns Feier spie.
„Vorwärts! die fünfte Kompagnie
zum Sturm auf die Fabrik, und keiner wanke!“

Der Tambour schlägt, es geht wie zur Parade,
die Fahne fliegt uns hoch und stolz voran,
doch klopft das Herz manch treuem Mann
beim raschen Schritt auf diesem Pfade.
Wie Salven rollt und pfeift es in die Glieder,
es rast der Schnitter Tot und fällt und mäht,
und wie er seine Reihen sät,
da sinkt die Fahne und ihr Träger nieder.

Aus dem Gedräng ein Offizier sie rettet.
„Mir nach!“ so ruft er und stürmt kühn voraus,
doch aus dem unglücksel’gen Haus
grüsst ihn der Tot, der eilig bettet.
Selbst blutend springt der Adjutant vom Pferde,
erfasst die Fahne, schwingt sie hoch empor, —
da deckt sein Auge dunkler Flor,
und sterbend küsst sein bleicher Mund die Erde.

Was fällt, das fällt! Vorwärts durch Tot und Flammen!
Zwei brave Musketiere greifen zu,
der eine stürzt: „Versuch’ es du!“
Doch auch der andre bricht zusammen.
Nun fällt der Führer auch, wir müssen weichen,
ein Häuflein war der Rest, vom Feind umringt,
das schlägt sich durch, und es gelingt,
den Steinbruch endlich wieder zu erreichen.

Da dachte keiner seiner eignen Wunde,
wer jetzt noch aufrecht stand in Nacht und Graus,
„Die Fahne fehlt! holt sie heraus!“
so scholl es laut von Mund zu Munde.
Ein Halbzug wird zum suchen ausgesendet
und — kommt nicht wieder, alle blieben tot,
uns bebt das Herz, allmächt’ger Gott!
Hast du dich zürnend gegen uns gewendet?

„Freiwill’ge vor!“ — Da blieb nicht einer stehen,
der noch sein heiss Gewehr in Händen hielt,
und sechs, die um das Los gespielt,
sehn in die Nacht hinaus wir gehen. —
Zurück vom Feind verfolgt, ein einz’ger kehrte,
der blutete, verhüllte sein Gesicht
und schwieg, — die Fahne bracht er nicht,
und keiner, keiner seinen Thränen wehrte. —

Am andern Tag, so liess Ricciotti melden,
fand man die Fahne fest in starrer Hand,
zerfetzt, zerschossen, halb verbrannt
und unter Haufen toter Helden. — —
Wenn wir nun ohne Fahne wiederkommen,
Ihr Brüder allesamt, gebt uns Pardon!
Verloren haben wir sie schon,
doch keinen Lebenden ward sie genommen.

C. Didaktisch.

1. Soldatenkatechismus.

Clemens Brentano.

Bist matt und müd, so sing ein Lied
aus Herzenslust, das stärkt die Brust.

Geh’ in die Schanz froh wie zum Tanz;
Heil gibt der Tod, das Leben Not.

Gefangen sein, ist große Pein;
viel besser ficht, bis ’s Aug dir bricht.

Scheint strenge dir dein Offizier,
bedenke, hart ist Kriegers Art.

Nicht räsonnier, wie man dich führ;
du bist im Plan, man gibt ihn an.

Montur ist eng, Ordnung gestreng,
für alles steht, der vor dir geht.

Halt trocken, rein so Schloß als Stein;
leicht ist’s geputzt, und viel es nutzt.

Bad, wasche dich, wenn’s schicket sich,
gesund’s dich hält und kost’t kein Geld.

Wo du quartiert, hilf gern dem Wirt,
dann thut er dir mehr als Gebühr.

Du bist Soldat: die Kriegesthat
sei dein Genuß als Will' und Muß.

Hart ist die Nuß, doch beißt das Muß
den Kern heraus, das sei dein Schmaus.

Sei treu, der Fahn stets zugethan;
du schwörst bei ihr, nicht desertier'!

Mit Magd und Weib nicht Mutwill treib;
die dich gebar, auch beides war.

Getreue Lieb nur einer gib,
das stärkt in Schlacht und Todesnacht.

Trink nicht zu viel und meid das Spiel,
Das gibt bös Wort und bringt in Mord.

Halt auf die Ehr, doch überhör
ein Wort, das leicht vom Munde streicht.

Verleumd geschwind kein armes Kind;
wer böse spricht, sich selber sticht.

Den Landmann ehr; sein Dienst ist schwer;
teilt Hof und Haus und hilft dir aus.

In Feindesland üb keine Schand;
das merkt er sich und schätzet dich.

Doch trau auch nicht auf jed Gesicht;
sei streng und mild, ein edles Bild.

Wer als dein Feind gesund erscheint,
dein Bruder wird, ist er blessiert.

Bei Glockenklang und Kirchgesang
die Mütz fein zieh und beug das Knie.

Wo kein Kapell, die Augen hell
bei Nacht und Tag zum Himmel schlag.

Ein Stoßgebet in Not erhöht
des Mannes Mut und stillt das Blut.

Im Morgenstern sieht Gott den Herrn
auch vor dem Zelt ein frommer Held.

Mit Gott und Welt sei stets gestellt
die Rechnung dein hübsch klar und rein.

Dann bist du frei; trifft dich das Blei,
fällt dir dein Los in Gottes Schoß.

Am Morgen sprich: Gott, segne mich!
am Abend denk: Gott, Schutz mir schenk!

Und in der Schlacht: Gott für mich wacht!
der steht, der fällt, den er bestellt.

2. Sprüche.

(Von verschiedenen Verfassern.)

a. Militärische.

Ältere:

1. Auf Gott vertraut,
brav zugehaut!

2. Trotz unterm Hut,
im Herzen Mut,
am Säbel Blut,
geht alles gut.

3. Trotz Tod! Komm her, ich fürcht dich nit!
Trotz, eil daher in einem Schritt!
Werd' ich auch verletzet,
so werd' ich versetzet
in den himmlischen Garten,
auf den wir alle warten.

4. Und was ein rechter Soldat will sein,
der muß wohl haben ein Herz von Stein.
Auf Gott muß er trauen,
auf ihn treulich bauen
alle Tag und Stund;
das hält ihn gesund.

5. In geschlossenen Gliedern stehen,
stürmisch wie der Teufel sehen,
steht Soldaten trefflich an.
Zugehauen und geschossen
und die Glieder fest geschlossen,
einen nach dem andern her,
dafür hat man das Gewehr.

6. Ein jeder mag sein Handwerk loben,
doch schwimmt der Säbel allzeit oben.

7. Aus Soldaten und Studenten,
sie sei'n edel oder nicht,
werden dieser Welt Regenten
wohl gewöhnlich zugericht't.

8. Die Kugel treffe, wer sich bückt
und scheu zurücke fährt!
Und wer den Fuß zur Flucht nur rückt,
des Nacken treff' ein Schwert.

9. Schlimm geht's, wenn man im Krieg veracht't
guten Rat, Kundschaft, fleiß'ge Wacht.

10. Wer durch das Eisen siegt, hat ritterlich gekriegt;
betrüglich hat gekriegt, wer durch das Gold gesiegt.

11. Vermeinst du, daß ein kleiner Mann
die Faust nicht auch gebrauchen kann?
Und wohl so bald 'ne That im Feld
verbringen als ein Doppelheld!
In Wahrheit, wenn es treffen gilt,
so sieht man nicht auf Helm und Schild,
sondern auf den, der mit dem Schwert
sich in dem Treffen männlich wehrt.
Was wohl so bald mit besserm Mut
kann üben ein geringes Blut
als einer der im Sattel fest
sich mächtig viel bedünken läßt!
Drum ob ich schon so klein dasteh
und dir kaum an den Gürtel geh,
sollst du mir doch bald sehen an,
ich sei so wohl als du ein Mann.

12. Du sagst, man soll anrufen dich
in aller Not. Darauf komm' ich
und halt dir vor dein göttlich Wort,
dein Ang'sicht such' ich dieser Ort.
Herzlieber Vat'r, ich laß dich nit,
du gewährst mir denn diese Bitt':
In dein's Sohns Jesu Christi Namen,
gib Sieg, drum ich gebeten. Amen.

Neuere:

1. Herrlich ist es, kühn zu streiten!
Bis zu fernen, fernen Zeiten
soll die That als Beispiel stehn.
Niemals wird sie untergehn!

2. Es lebe Säbel und Bajonett!
Keine garstige Retrait;
erste Linie totgestochen,
andere aber durchgebrochen;
die Reserve selbst nicht hält,
wenn sie führt ein rechter Held.

3. Heute hier und morgen dort,
immer rastlos weiter fort;
Last und Lust an jedem Ort,
jetzt zu Fuße, dann am Bord,
jetzt gen Süden, dann nach Nord.
Kriegers Reise, Siegers Weise!
Besser reist kein Lord.

4. Trompeten hört' ich laden
fern durch die stille Luft,
als zögen Kameraden —
der alte Feldherr ruft!
Es sinken schon die Brücken,
heut dir und morgen mir.
Du mußt hinüber rücken,
Kam'rad, mach' uns Quartier.

5. Ich komme vom Gebirge her,
es weht im Wald, es braust das Meer,
Im Leben geht es stürmisch zu.
Soldat, du findest nirgends Ruh!

6. Nennt ihn, der treu wie Gold,
Söldner, oder wie ihr wollt;
wo es die Pflicht begehrt,
zuckt er sein gutes Schwert.

7. Soldaten-Herz! Ein munt'res Herz,
wie sich's vor Gott gebührt,
das über schlimme Zeit und Schmerz
recht lustig wegmarschiert.

8. Alles Weltregiment, müßt ihr wissen,
von dem Stock hat ausgehen müssen;
drum wer's zum Korporal erst hat gebracht,
der steht auf der Leiter zur höchsten Macht.

9. In des Krieges rauhem Treiben
Held und Sieger will ich bleiben.

10. In der Liebe wie im Krieg
schenket Glück dem Kühnen Sieg.

11. Sollte man selbst unterliegen,
auch im Sterben kann man siegen.

12. Singet mit fröhlichem Mut;
singend marschiert sich's noch mal so gut.

13. Ist eine Festung noch so stark,
liegt sie in Trümmern ist's ein Quark.

14. Ein ganz besonderer Zauber liegt
in dem Überfall, der siegt.

15. Was Schönes auch das Leben bot —
das Schönste ist Soldatentod!

16. O selig, wem der Tod im Siegesglanze
die blut'gen Lorbern um die Schläfe windet!

17. Wer in der Pflicht den Tod erwirbt,
lebt, wenn er auch vergessen stirbt.

18. Wer einst den Tod im heil'gen Kampfe fand,
ruht auch in fremder Erde im Vaterland.

19. Alles für des Vaterlandes Ehr! —
Eine Wehr, ein Sinn, ein Herz voll Flammen
schlägt in eine That geweiht zusammen.

20. In des Friedens vielbestaubten Schranten,
da ersterben langsam die Gedanken,
und der Geist wird nur durch Krieg geweckt.

21. Der Tod ist los — schon wogt der Kampf.
Eisern im wolkichten Pulverdampf,
eisern fallen die Würfel,

22. Hoch klingt der Spruch vom tapfern Mann
wie Orgelton und Glockenklang;
wer edlen Sinns sich rühmen kann.
wirkt fort und lebt Jahrhundert lang!

23. Was gibt dem Krieger hohen Mut,
daß er im Streit mit kaltem Blut
dem Tode schaut ins Angesicht
und zaget vor dem Tode nicht?
„Ich steh' in meines Gottes Hut" —
das gibt dem Krieger hohen Mut.

24. Bay'risch Banner blau und weiß,
reich an manchem Lorber-Reis,
fliege stolz zum blauen Himmel,
führ' uns in das Schlachtgetümmel!
Bay'risch Banner, Gott mit dir,
kühn voran, gern folgen wir!

b. Allgemeine.

Ältere:

1. Dieweil ich leb,
an dir ich kleb,
o Herr mein Gott!
In jeder Not
allein an dich
ergeb' ich mich;
mach's wunderlich
nur seliglich!

2. Hitz' im Rat,
Eil' in der That
bringt oft Schad.

3. Der eine sät,
der andere mäht.

4. Der Jungen That,
der Alten Rat,
der Männer Mut:
ist immer gut.

5. Zu viel und zu wing
ist immer ein Ding.

6. Iß was gar ist,
trink was klar ist,
sprich was wahr ist.

7. Fröhlich in Ehren
soll niemand wehren.

8. Schweig und leid!
All Ding hat sein Zeit.

9. Ob wenig oder viel,
was Gott will, ist mein Ziel.

10. Fragen, lernen und lehren
bringt manchen zu Ehren.

11. Was dir mißfiel an mir,
das vermeid' du an dir.

12. Reichtum und Pracht
währt nicht länger denn über Nacht.

13. Gut verloren — unverdorben,
Mut verloren — halb verdorben,
Ehr' verloren — ganz verdorben.

14. Ein ungeschickter Mann
hält nichts für wohlgethan,
als wo er selbst die Hand legt an.

15. Glaube nicht alles, was du hörst,
sage nicht alles was du weißt,
thu nicht alles, was du magst.

16. Freund' in der Not,
Freund' im Tod,
Freund' hinterm Rücken,
das sind drei starke Brücken.

17. Weißt du was, so schweig;
ist dir wohl, so bleib;
hast du was, so halt.
Unglück mit seim[1]) breiten Fuß kommt bald.

18. Schweig, leid, meid und vertrag,
deine Not allein Gott klag,
an Gott nicht verzag.
Dein Glück kommt alle Tag.

19. Freude, Mäßigkeit und Ruh
schließt dem Arzt die Thüre zu.

20. Wer ein Ding nicht sehen will,
dem hilft weder Licht noch Brill'.

21. Der ist der beste Siegesmann,
Der sich selbst überwinden kann.

22. Echte Freunde sich zu wählen,
muß man wägen und nicht zählen.

23. Leichter trägt, was er trägt,
wer Geduld zur Bürde legt.

24. Wer mit Verheißungen bezahlt,
bezahlt mit Gelde, was man malt.

25. Eines Mannes Red' ist keine Rede,
du sollst sie billig hören beede.[2])

26. Die Freundschaft, die der Wein gemacht,
wirkt wie der Wein nur eine Nacht.

27. Was recht ist, heg und pfleg allweg,
was schlecht ist, jag und schlag alltag.

28. Wer etwas kann, den hält man wert,
einen Ungeschickten niemand begehrt.

29. Übel gewonnen, übel zerronnen,
das sollt't ihr auch haben besonnen.

30. Gott geb dem, der verkaufet Rauch,
daß er im Rauch erstické auch.

31. Jedermann gefällt sein Sinn wohl,
drum ist die Welt der Narren voll.

32. Wer gut Gewissen bei sich trägt,
zu Nacht sich fröhlich schlafen legt.

33. Ehrlich leben und selig sterben
ist auf Erden das beste erwerben.

34. Ein treuer Freund ist lobenswert;
wohl dem, der solcher ist beschert!

35. Thu das Gute und wirf es ins Meer:
weiß es der Fisch nicht, so weiß es der Herr.

36. Glück und Gras,
wie oft wächst das!
Glück und Glas,
wie oft bricht das.

37. Nach Ehr' und Tugend
tracht' in der Jugend,
so wirst du bei den Alten
lieb und wert gehalten.

38. Was läuft, als ob es fliege? —
Die Lüge.
Und würde sie noch schneller sein,
die Wahrheit holt sie doch noch ein.

39. Aller Welt Sinn und Mut
steht nach dem zeitlichen Gut;
und wenn sie das erwerben,
legen sie sich nieder und sterben.

40. Wer die Uhr gleich nicht versteht,
merket doch wie gut sie geht:
Gottesrat den wir nicht kennen,
ist doch immer gut zu nennen.

41. Kunst, Tugend, Ehr' und Redlichkeit
ist ein gar schön köstlich Kleid,
wer mit solchem ist angethan,
ist gewiß ein rechter Edelmann.

42. Wer da will mehr verzehren
den sein Pflug kann ernähren,
der muß endlich verderben
oder am Galgen sterben.

43. In großem Glück erheb' dich nicht
und im Unglück verzage nicht!
Denn Gott der Herr ist ein solcher Mann,
der beide geben und nehmen kann.

---

[1]) seinem. [2]) beide.

44. Wer was will haben, muß es wagen
und nicht achten der Leute Sagen.
Wer reich will sein vor andern allen,
der kann allzeit mit Gott nicht stallen.

45. Was Gott nicht hält, das geht zu
Grund,
ob's gleich auf eisern' Mauern stund;
darum bleib' ich jetzt, der ich bin:
„Fahr du mit guter Wohlfahrt hin."

46. Wer Gott in Geduld vertrauen kann,
der bleibt ein unverdorben Mann;
so Gott der Herr thut für uns stehn,
muß uns die Welt wohl lassen gehn.

47. Demut hat mich lieb gemacht,
Lieb hat mich zu Ehren bracht,[1])
Ehre hat mir Reichtum geben,
Reichtum thät nach Hochmut streben,
Hochmut drückt zur Armut nieder,
Armut gab mir Demut wieder.

48. Hart sei der Jugend Art,
allzuzart nie Ritter ward.
Unsre Mäßigkeit uns gedeihet,
von mancher Krankheit uns befreiet
und verdauet viel böse Sachen,
die sonst dem Leib viel Unlust machen.

49. Sich selbst bekämpfen, ist der allerschwerste
Krieg,
sich selbst besiegen, ist der allerschönste
Sieg.

50. Wer ehrlich hat gelebt und selig ist
gestorben,
hat einen Himmel hier und einen
dort erworben.

51. Weg mit der Eitelkeit! Der hat ein
schweres End,
der allen ist bekannt und sich doch selbst
nicht kennt.

52. Ein pharisäisch Herz und des Zöllners
Geberden
ist das beste Mittel, um ein Heuchler
zu werden.

53. Willst du fremde Fehler zählen, heb' an
deinen an zu zählen:
Ist mir recht, dir wird die Weile zu
den fremden Fehlern fehlen.

54. Ohr und Auge sind die Fenster und
der Mund die Thür ins Haus;
sind sie alle wohl verwahret, geht nichts
Böses ein und aus.

55. Der ist ein weiser, seliger Mann,
der sich in sein'n Stand schicken kann.
Wer das nicht kann, der ist elend,
kommt nimmer zu erwünschtem End.
Es hält's doch Gott so insgemein,
daß bei eim[2]) Glück zwei Unglück
sein,[3])
bei einem Nutzen zweierlei Schad,
doppelte Straf' auf 'ne einzelne Gnad,
von wegen unsrer großen Sünd,
die mehr als tausendfältig sind.
Dazu weiß der Narr nie sein Geschick,
tobt wie ein rasend Hund am Strick;
trauert und klaget Nacht und Tag
um das, was er nicht ändern mag,
und macht sein Kreuz noch eins so
schwer,
als 's sonst wohl an ihm selber wär.
Wer im Unfall faßt ein gutes Herz,
empfind't nicht halb seines Leidens
Schmerz.
Das Herz aber ist das allerbest,
das sich allzeit auf Gott verläßt.
Auf Gott hoffen nimmer gereuet,
wer Gott vertraut, hat wohl gebäuet,[4])
wer auf Gott hofft hie auf Erden,
wird nimmermehr zu Schanden werden.

Neuere:

1. Eintracht
hält Macht.

2. Aufschieb,
Tagdieb.

3. Erst besinn's,
dann beginn's.

4. Frohsinn ernährt,
Traurigkeit zerstört.

5. Das Wort ist stumm,
die That spricht laut;
darum, darum —
nicht viel getraut.

---

[1]) gebracht. [2]) einem. [3]) sind. [4]) gebaut.

6. Zu weich gesagt,
zu frech gewagt
verliert das Spiel;
doch wohl bedacht
und frisch vollbracht
erreicht das Ziel.

7. Höflichkeit und Treue
bringen nimmer Reue.

8. In wenig Stunden
hat Gott das Rechte gefunden.

9. Alte soll man ehren,
Junge soll man lehren,
Weise soll man fragen
und Narren ertragen.

10. Einigkeit, ein festes Band,
hält zusammen Leut' und Land.

11. Ein Meister, der ersann;
Geselle, wer was kann
und Lehrling jedermann.

12. Zwischen heut und morgen
liegt eine lange Frist;
lerne schnell besorgen,
da du noch munter bist.

13. Zu wenig und zu viel,
verdirbt das ganze Spiel.

14. Brich deinen Willen früh;
im Alter kostet's Müh'.

15. Leiden währt nicht immer,
Ungeduld macht's schlimmer.

16. Lerne Ordnung, liebe sie;
Ordnung spart dir Zeit und Müh'.

17. Stiller Mund und treue Hand
gelten viel in jedem Land.

18. Die fleißige geschickte Hand
erwirbt sich Brot in jedem Land.

19. Wer dem Feinde Gutes thut,
zeigt den größten Edelmut.

20. Was das Alter nicht ehrt,
ist des Alters nicht wert.

21. Wo du hörest hohe Schwüre,
steht die Lüge vor der Thüre.

22. Reines Herz und froher Mut
steht zu allen Kleidern gut.

23. Des reinen Willens Streben
hat stets den Sieg gegeben.

24. Vorgethan und nachbedacht
hat manchen in groß Leid gebracht.

25. Wer geringe Dinge wenig acht't,
sich selber größre Mühe macht.

26. Die Lügen sind ein böser Samen,
aus dem nie gute Früchte kamen.

27. Wer im Sommer nicht mag schneiden,
muß im Winter Hunger leiden.

28. Ein frohes Herz, gesundes Blut
sind besser als viel Geld und Gut.

29. Es ist kein Unglück so groß,
es trägt ein Glück in seinem Schoß.

30. Was tüchtig ist, das wird bestehen;
was nichtig ist, mag untergehen.

31. Da sitzest du und tadelst mich;
viel besser wär's du rührtest dich.

32. Mit Klagen ist meist nichts gethan.
Auf! Faßt nur rüstig selber an.

33. Ein jeder lernt nur, was er lernen kann;
doch der den Augenblick erfaßt,
das ist der rechte Mann.

34. Männliche Stärke und weiser Rat
erzeugen vereint die große That.

35. Frisch an die Arbeit! Munter gethan!
Träge nur sehen sich schläfrig an.

36. Vereint wirkt manchmal manches Paar,
was einzeln keinem möglich war.

37. Mit einem Herren steht es gut,
der, was er befohlen, selber thut.

38. Die Katze will wohl Fische essen,
aber nicht die Füße näßen.

39. Wer sich nicht nach der Decke streckt,
dem bleiben die Füße unbedeckt.

40. Es ließe sich alles trefflich schlichten,
könnte man die Sache zweimal verrichten.

41. Thu nur das Rechte in deinen Sachen;
das andere wird sich von selber machen.

42. Alles in der Welt läßt sich ertragen,
nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.

43. Wer die Menschen will lieben und ehren,
darf von ihnen nicht viel begehren.

44. Will einer in der Welt was erjagen,
so mag er sich rühren und mag sich plagen.

45. Wenn Hans das Schiffchen nicht lenken kann,
so meint er, das Wasser sei schuld daran.

46. Wer Freunde sucht, ist sie zu finden wert;
wer keinen hat, hat keinen noch begehrt.

47. Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag,
ein letztes Glück und einen letzten Tag.

48. Vor dem Anfang richt' aufs Ende
du dein Augenmerk,
dann erst munter und behende
leg die Hand ans Werk.

49. Harter Stein auf harten Stein
gibt keine Mauer.
Weicher Mörtel
macht erst die Dauer.

50. Jeder Stand hat seine Plage;
jeder Stand hat seine Lust!
Nutze deines Lebens Tage;
thue redlich, was du mußt!

51. Wann dich die Lästerzunge sticht,
so laß dir dies zum Troste sagen:
die schlecht'sten Früchte sind es nicht,
woran die Wespen nagen.

52. Arbeit macht das Leben süß,
mildert alle Last.
Der nur hat Bekümmernis,
der die Arbeit haßt.

53. Lerne stets zufrieden sein!
Schick dich in die Welt hinein,
denn dein Kopf ist viel zu klein,
daß sich schickt die Welt hinein!

54. Streiten gegen Gottes Plan
ist ein unnütz eitel Ding;
eher gegen den Orkan
fliegt der leichte Schmetterling.

55. Geh nicht ohne Stab durch Schnee,
ohne Steuer nicht zur See!
Ohne Gottes Geist und Wort
geh nicht aus dem Hause fort!

56. Wirke, sei's im kleinsten Kreise,
in demselben voll und recht!
Lieber ganz in kleinster Weise
als in großer halb und schlecht!

57. Einem Thoren ist eigen
zweierlei, das ihm schlecht gedeiht:
zur Redezeit zu schweigen
und zu reden zur Schweigezeit.

58. Der Freieste ist gebunden,
der Gesundeste hat seine Wunden,
der Klügste ist nicht ganz klug,
und der Beste ist nicht gut genug.

59. Wer dir berichtet fremden Fehl,
dem sollst du drum nicht trauen.
Er möchte so mit deinem Hehl
den Nachbar auch erbauen.

60. Thu deinem Bauche nichts zu gut,
er ist ein undankbarer Gast.
Wer ihm am meisten gütlich thut,
dem fällt am meisten er zur Last.

61. Wohl unglückselig ist der Mann,
der unterläßt das, was er kann,
und unterfängt sich, was er nicht versteht;
kein Wunder, daß er zu Grunde geht.

62. Leute, welche müßig gehn,
ärgert es, daß andre schaffen.
Wo sie einen Jagdhund sehn,
müssen Straßenhunde klaffen.

63. Prahl nicht heute: „Morgen will
dieses oder das ich thun!"
Schweige doch bis morgen still,
sage dann: „Das that ich nun."

64. Der Verstand ist im Menschen zu Haus
wie der Funken im Stein;
er schlägt sich nicht von selbst heraus,
er will herausgeschlagen sein.

65. Wehe dem, der zu sterben geht
und keinem Liebe geschenkt hat,
dem Becher, der zu Scherben geht
und keinen Durst'gen getränkt hat.

66. Auf das, was dir nicht werden kann,
sollst du den Blick nicht kehren;
oder ja, sieh recht es an,
so siehst du gewiß, du kannst's entbehren.

67. Gesell dich einem bessern zu,
daß mit ihm deine bessern Kräfte ringen.
Wer selbst nicht weiter ist als du,
der kann dich auch nicht weiter bringen.

68. Sorgen sind meist von der Nesseln Art,
sie brennen, rührt man sie zu zart;
fasse sie an nur herzhaft,
so ist der Griff nicht schmerzhaft.

69. Wenn Tugend und Vernunft den Fleiß
nicht lenken, sind Talente
von schlechtem Wert; es wird der Preis
dem Alltagskopf am Ende.

70. Der Träge steht und zaget,
geht mehr zurück als fort,
verweilet stets und fraget
und kommt dann nie zu Ort.

71. Der Rasche, ob's auch wettert,
eilt fort in frischem Lauf,
verlacht den Sturm und klettert
die Felsen ab und auf.

72. Wer nur im Leben nicht verzagt,
wie auch das Los ihm fiel,
wer fest vertraut und mutig wagt,
der hat gewonnen Spiel.

73. Der Feige zieht sich scheu zurück,
wirft alles über Bord;
der Mutige versucht das Glück,
sei hier es oder dort.

74. Sei mutig nur zu jeder Frist,
Vertrau'n und Mut gewann,
und was nur zu erringen ist,
erringt sich selbst der Mann.

75. Was hilft uns vieles Geld und Gut,
was Hoheit, Macht und Ruhm,
fehlt uns Gesundheit, froher Mut,
das schönste Eigentum?

76. Gott gebe mir nur jeden Tag,
so viel ich brauch zum Leben;
er gibt's dem Sperling auf dem Dach,
wie sollt er's mir nicht geben?

77. Ach, Ehr' und Reichtum treibt und bläht,
hat mancherlei Gefahren,
und vielen hat's das Herz verdreht,
die weiland wacker waren.

78. Die Menschen, die nach Reichtum
trachten,
sind stumm und grämlich, wenn man
singt;
sie pflegen alles zu verachten,
was nicht nach Gold und Silber klingt.

79. Willst du ewig weiter schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah.
Lerne nur das Glück ergreifen,
denn das Glück ist immer da.

80. Wie nützlich ist ein Bauersmann!
Er bauet uns das Feld;
wer eines Bauern spotten kann,
der ist ein schlechter Held.

81. Viel Klopfen macht den Braten weich,
viel Tropfen höhlen Steine!
Hilft auch ein Wort nicht immer gleich,
kriegt's endlich doch auch Beine.

82. Es sei dir allzeit rechter Ernst,
was du auch thust, treibst, sinnest, lernst!
die Halbheit taugt in keinem Stück,
sie tritt noch hinters Nichts zurück.

83. Freundlich und ernst, das mische wohl,
wenn dir's mit Menschen glücken soll!
Der Ernst zuweilen wehe thut,
die Freundlichkeit macht's wieder gut.

84. Hat jemand dir ein Leids gethan,
fang nicht gleich Streit und Hader an!
Ein Messer sich am andern wetzt.
Macht Fried' und bleibet unverletzt!

85. Sonst hielt man viel auf alten Brauch
und Vätersitten; thu es auch!
Eh' du von einer weichst, schau hin:
Ist auch vielleicht ein Segen drin?

86. Der Schneeball und das böse Wort,
sie wachsen, wie sie rollen fort;
eine Handvoll wirf zum Thor heraus,
ein Berg wird's vor des Nachbars Haus.

87. Beim Spieler, war er auch der Redlichkeit
gewogen,
ist dies der allgemeine Lauf:
Er fängt erst an und wird betrogen,
dann hört er als Betrüger auf.

88. Von andern sagt ein Biedermann
das Böse, wenn er muß, das Gute,
wenn er kann.

89. Vergilt nicht; ob dein Feind dir etwa
Böses thu',
so überwind'st du dich und deinen
Feind dazu.

90. Gib Eltern, was du kannst, und gern
und bis ins Grab:
Du schenkest nicht, du trägst nur
Schulden ab.

91. Gewiß ein Mann, der sich zu keiner Pflicht
als für das Geld versteht, der schämt sich ewig nicht.

92. Wenn ihr euch helfen wollt, müßt ihr einander helfen;
zusammen nur gestellt, wird Eins und Eins zu Elfen.

93. Was man zum Guten wie zum Bösen deuten kann,
nimm, sei's zum Bösen auch gemeint, zum Guten an.

94. Der Hunger guckt dem Fleiß zuweilen wohl ins Haus,
allein die Thätigkeit wirft ihn zur Thür hinaus.

95. Wo es drei Heller thun, da wende vier nicht an
und nicht zwei Worte, wo's mit einem ist gethan.

96. Am besten machst du gleich dein Ding im Anfang recht,
Nachbesserung macht oft halbgutes völlig schlecht.

97. Am Ende deiner Bahn ist gut Zufriedenheit,
doch wer im Anfang ist zufrieden, kommt nicht weit.

98. Man sagt, der beste Freund des Diebes, der zum Schaf
ihm, das er sucht, verhilft, das ist des Hirten Schlaf.

99. Mein Sohn, du wirst das Gut von deinem Vater erben;
erbst du nicht auch den Fleiß, so wirst du drauf verderben.

100. Wer allzu eifrig dir bekräftigt sein Versprechen,
beweiset dir damit den Willen, es zu brechen.

101. Du wirst nicht musterhaft durch Jagd nach andrer Fehlern,
und nie wirst du berühmt durch fremden Ruhmes Schmälern.

102. Stark, wo es gilt, sich selbst bezwingen;
schnell, wo es gilt, ein Opfer bringen;
treu, wo es gilt, der Lieb' und Freundschaft leben;
mild, wo es gilt, dem Feinde zu vergeben.

103. Emsiges Ringen führt zum Gelingen:
Baust du nicht fort, so stürzt alles dir ein!
Nimmer verzagen, frisch wieder wagen,
Tröpflein auf Tröpflein durchhöhlet den Stein.

104. Schweigen und denken thut niemand kränken:
Vorlaut hat Tadel und Schaden zum Sold.
Horcher und Frager sind auch Vertrager;
Reden ist Silber und Schweigen ist Gold.

105. Mäßig in Freuden spart viele Leiden:
Mäßige Lust nur entwickelt das Bluft.[1])
Wärme ernähret, Hitze verzehret,
Zucker auf Zucker bringt Ekel statt Lust.

106. Nicht zu behende! Denk an das Ende!
Wohl dem, der gern in die Zukunft auch schaut!
Wägen, dann wagen; denken, dann sagen;
schnell ist zerstöret, doch langsam gebaut.

107. Zufrieden sein! Das ist mein Spruch.
Was hälf mir Gold und Ehr?
Das, was ich hab, ist mir genug;
wer klug ist, wünscht nicht mehr;
denn was man wünsche — wenn man's hat,
so ist man darum doch nicht satt.

108. Bedenke wohl: der äußre Stand
ist dir vom Menschen zwar bekannt;
doch was in seiner Brust sich regt,
dann was er thut, und was er trägt,
sieht oft kein Menschenangesicht;
drum schweige still und meistre nicht.

---

[1]) Ein altdeutsches Wort für „Blüte."

109. Was du gründlich verstehst, das mache;
was du gründlich erfuhrst, das sprich!
Bist du Meister im eigenen Fache,
schmäht kein Schweigen im fremden dich.
Das Reden von allem magst du gönnen
denen, die selbst nichts machen können.

110. Gesund an Leib und Seele sein,
das ist der Quell des Lebens.
Es strömet Lust durch Mark und Bein,
die Lust des tapfern Strebens;
was man mit frischem Herzensblut
und keckem Wohlbehagen thut,
das thut man nicht vergebens.

111. Gott grüße dich! Kein andrer Gruß
gleicht dem an Innigkeit;
Gott grüße dich! Kein andrer Gruß
paßt so zu aller Zeit.
Gott grüße dich! Wenn dieser Gruß
so recht von Herzen geht,
gilt bei dem lieben Gott der Gruß
soviel wie ein Gebet.

112. Heilig, heilig ist das Band,
das die Menschen bindet,
ist geknüpft von dessen Hand,
der die Welt gegründet;
ist geknüpft, daß besser mir
seine Welt gefalle.
Einen Schöpfer haben wir,
einen Vater alle.

II. Prosa.

A. Sagen und Erzählungen.

I. Abteilung.

1. Liebe zum Vaterlande.

Gegen Ende des 18. Oktobers 1813 wurden in der Schlacht bei Leipzig einem preußischen Landwehrmann beide Beine zerschmettert. Der Feldprediger hörte von dem Arzte, daß der Verwundete nur noch wenige Stunden leben könnte. Da trat er zu ihm, um ihn aus Gottes Wort zu trösten. Der Verwundete erhob das matte Haupt und sprach: „Herr Prediger, ich danke Ihnen für Ihre Trostgründe; allein sagen Sie mir aufrichtig, ob wir die Schlacht gewinnen werden.“ — „„Ja, mein Sohn!““ erwiderte der Prediger, erstaunt über die Vaterlandsliebe des jungen Mannes. „„Wenn Du in dieser Gewißheit Ruhe findest, so wisse: der Sieg ist unser! Deine Kameraden sind im vollen Vorrücken, der Feind zieht sich zurück.““ — „Nun, mehr brauche ich nicht zu wissen. Gottlob, das Vaterland ist frei!“ Damit zog er die Mütze über die Augen und war in wenigen Minuten entschlafen.

2. Diensttreue.

Als die Festung Gibraltar belagert wurde, ritt der berühmte englische General Elliot selbst in den Festungswerken herum, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob seine Befehle auch überall ausgeführt würden.

Bei dieser Gelegenheit traf er einen deutschen Wachtposten, der weder sein Gewehr ergriff, noch dasselbe zum schuldigen Gruß präsentierte, sondern unbeweglich, wie eine Bildsäule dastand.

„Kennst Du mich nicht, mein Sohn?“ fragte der leutselige General, — „oder warum beobachtest Du sonst Deine Pflicht nicht?“

Der Soldat erwiderte, ohne eine Miene zu verziehen: „„Ich kenne Euer Excellenz und meine Pflicht sehr gut; aber so eben sind mir einige Finger der rechten Hand abgeschossen worden, daher bin ich außer stande, das Gewehr zu präsentieren.““

„Warum eiltest Du nicht, Dich verbinden zu lassen?“ —

„„Weil es in Deutschland nicht erlaubt ist, seinen Posten eher zu verlassen, als bis man abgelöst wird.““

Mit sichtbarer Rührung stieg der General vom Pferde und sagte: „Gib mir Dein Gewehr und die Patrontasche, ich werde Dich ablösen, und Du suche den nächsten Wundarzt auf, daß er Dich verbinde.“

Der Soldat gehorchte, ging aber doch erst auf die nächste Wache, meldete dort, der General stehe auf Posten, man solle ihn nur ablösen, und dann erst ließ er seine verstümmelte Hand verbinden.

3. Die beiden Schweizer.

Zwei alte Schweizer hatten einen Streit um eine Wiese. Jeder glaubte ein gutes Recht an derselben zu haben. Da kam eines Tages der eine zum andern und sagte zu ihm: „Ich habe mich an das Gericht gewandt, da wir beide nicht gelehrt genug sind, die Sache ins Reine zu bringen. Komm morgen mit vor Gericht!“ Der andere antwortete: „„Ich kann morgen nicht, ich habe mein Gras gemäht, und das muß eingefahren werden.““ Nach einigem Besinnen fügte er aber hinzu: „„Geh Du doch allein hin, sage den Richtern Deine und meine Gründe, und laß sie dann entscheiden!““ — Jener nahm es an, ging zu Gericht und brachte beider Gründe vor. Als er am Abend wiederkam, trat er bei dem Widersacher ein und verkündigte ihm: „Die Richter haben für Dich entschieden. Gottlob, daß unser Hader aus ist!“

4. Die Traumausleger.

Ein morgenländischer Fürst träumte, alle seine Zähne wären ihm ausgefallen. Er liess einen Traumsausleger kommen und fragte, was der Traum zu bedeuten habe. „Gott wolle Dich vor allem Unglück bewahren!“ sagte der Ausleger, „der Traum bedeutet, dass Du alle Deine Verwandten sterben sehen wirst.“ Der Fürst, erzürnt über die üble Auslegung, liess ihm hundert Stockstreiche geben und einen andern Ausleger rufen. Dieser antwortete auf die Frage, was der Traum bedeute: „Der Himmel wolle allen Deinen Anverwandten ein langes Leben verleihen! Aber der Traum bedeutet, dass Du sie alle überleben wirst.“ Der Fürst liess ihm hundert Dukaten geben. — Im Grunde hatte der eine und der andere Ausleger dasselbe gesagt. So viel kommt an auf Ausdruck und Wendung der Sprache.

5. Der alte General v. Zieten.

Der alte General v. Zieten speiste einst mit mehreren vornehmen Herren beim Könige Friedrich dem Großen. Vornehme Herren sitzen in der Regel lange bei Tische. Der General, ein Greis von achtzig Jahren, schlief während des Gespräches ein. Einige der anwesenden Herren lächelten und wollten sich über

ihn lustig machen; allein der König verbot es mit einem ernsthaften Gesicht und sagte: „Laßt uns leise reden, damit wir ihn nicht stören; er hat oft genug für uns gewacht!“

6. Horatius Cocles.

Ungefähr 500 Jahre vor Christo ward Rom von dem mächtigen Könige Porsenna von Clusium belagert. Dieser drang schon mit seinem Heere von einem Hügel herab gegen die Stadt an, nur die Tiber war noch dazwischen, und über diese führte eine hölzerne Brücke. Eine kleine Schar von Römern, die hier zur Wache stand, floh, jedoch ein Mann, Horatius Cocles, blieb am Anfange der Brücke stehen. Zwei andere, durch sein Beispiel ermuntert, gesellten sich zu ihm, und nun versperrten diese drei mit ihren Schilden und Schwertern den Eingang der Brücke. Während dieser Zeit ward die Brücke hinter ihnen abgebrochen. Als dies fast geschehen war, nötigte Horatius seine Gefährten zurückzugehen. Dann stellte er sich allein dem Feinde entgegen, bis man die Brücke gänzlich zerstört hatte. Hierauf sprang er bewaffnet, wie er war, in die Tiber. Die Feinde schossen zwar eine Menge von Pfeilen auf ihn ab, doch erreichte er unversehrt das jenseitige Ufer. Der König konnte nun nicht in die Stadt eindringen.

7. Kaltblütigkeit Karls XII.

Als Karl XII., König von Schweden, in Stralsund belagert ward, diktierte er eines Tages einem Schreiber einige Briefe. Plötzlich fiel eine Bombe auf das Haus, schlug durch das Dach und zersprang in dem Nebenzimmer, dessen Thür offen stand. Der Knall war fürchterlich, und die Hälfte des Fußbodens zersprang in Stücke. Da das Gemach, in welchem der König diktierte, zum Teil in einer dicken Mauer angebracht war, so litt es wenig oder gar nicht von der Erschütterung, und zum Glück flog auch keines von den Stücken des zerschmetterten Fußbodens in das Zimmer. Dem Schreiber aber, welcher bei dem unvermuteten Knall sogleich an allen Gliedern zitterte, fiel die Feder aus der Hand. „Nun, was gibt es denn“, fragte der König ganz ruhig, „warum schreibt Ihr nicht?“ „„Ach, Majestät, die Bombe!““ sagte der zitternde Schreiber und vermochte kein Wort weiter hervorzubringen. „Nun“, erwiderte der König „was hat denn die Bombe mit dem Briefe zu thun, den ich Euch diktiere? Schreibt ruhig weiter!“

8. Die beiden Tonnen.

Eines Morgens, als der weise Diogenes sich aus seiner Tonne erhob, um die Sonne aus dem Meere emporsteigen zu sehen, bemerkte er mit Verwunderung, dass die Morgenröte statt einer Tonne deren zwei umstrahlte. Ein vornehmer Jüngling hatte den Entschluss gefasst, ein Weiser zu werden wie der bewunderte und verspottete Diogenes, und in der Nacht seine Tonne in die Nachbarschaft desselben gewälzt. „Wohl, mein Sohn“, sagte der Greis, „ich sehe, die Weisheit hat an Dir sich einen Jünger erbeutet!“

Der Jüngling freute sich über das Lob des verehrten Greises. Diogenes aber nahm seine Tonne, wälzte sie gegen das Meer und stürzte sie hinein. Da schwankte sie auf den Wogen dahin. Der Jüngling erstaunte. Da sprach Diogenes: „Ich habe an Dir endlich einen würdigen Schüler gefunden. Vollende nun Deinen Sieg über Dich selbst! Verschreibe mir Deine Güter, und ich will hingehen und sie den Armen verteilen!“ Der

Jüngling antwortete: „„Ich habe noch einiges zu beschicken!““ — liess seine Tonne dahinten und entfernte sich.

Da lächelte Diogenes und sprach: „Die possierlichen Menschen! Sie meinen, es sei mit der Tonne genug! Aber sie täuschen sich selber; wie wollten sie gegen andere wahr sein können?“ So sprach er und begab sich in die neue Tonne. Der vornehme Jüngling aber blieb daheim und schämte sich — und fühlte, dass er nicht eher als jetzt den ersten Schritt zur Weisheit gethan hätte.

9. Friedrich der Große und ein verwundeter Krieger.

In der Schlacht bei Zorndorf (25. August 1758) hatte einer der tapfern Soldaten des alten Fritz vor den russischen Batterien sein Pferd verloren, und von derselben Kugel war auch dem Reiter der Fuß schwer verletzt worden. Schon mußte er fürchten, auf dem Schlachtfelde liegen zu bleiben und übergeritten zu werden, als eine Schar Preußen in seine Nähe kam. Er raffte sich daher auf und hielt sich an dem Steigbügel des ihm zunächst vorüberreitenden Offiziers fest. Dieser ließ auch sogleich sein Pferd langsamer gehen, damit der Verwundete gleichen Schritt halten konnte. Sobald er ihn in Sicherheit gebracht hatte, reichte er ihm seinen Krückstock mit den Worten: „Mein Sohn, hilf Dir damit weiter fort!“ — Es war der König, der auf diese Weise einem braven Kameraden aus der Not half.

10. Wer ist ein grösserer Herr.

Berthold Auerbach.

Der König Maximilian I. von Bayern war seiner Zeit ein gar leutseliger Fürst; das ist besser als hochselig; denn da ist man schon gestorben, und besser als redselig; denn dabei kommt nichts heraus als eben ein Mund voll Wind.

Also der König Max kommt einmal in ein Dorf und unterhält sich mit dem Schultheiss. „Wie geht's, wie steht's?“ fragte er. „Königliche Majestät, ich bin ein grösserer Herr als Sie“, antwortete der Schultheiss. „Wie ist das zu verstehen?“ „Ja, sehen Königliche Majestät, wenn Sie etwas befehlen, so geschieht's; ich muss aber zehnmal befehlen, bis etwas geschieht; also habe ich mehr zu befehlen, und wer mehr zu befehlen hat, ist ein grösserer Herr.“ König Max merkte sich das und verschaffte den Anordnungen des Schultheissen mehr Nachdruck.

11. Ein treuer Diener.

Heinrich Caspari.

Ein reicher Herr in Polen fuhr zur Winterszeit in einem Schlitten nach dem Städtlein Ostrowo, nur von seinem Knechte Jakob begleitet, der dem Schlitten vorreiten mußte. Ehe sie die Stadt erreichten, mußten sie zuvor durch einen langen, einsamen Wald, und es war bereits Abend. Der Knecht schlug daher dem Herrn vor, in einer Herberge, die am Eingange des Waldes lag, zu übernachten; denn im Walde seien viel Wölfe, und die Untiere seien jetzt gar grimmig, weil der Winter so hart sei. Der Herr war aber einer von den wunderlichen, von denen, die einen guten Rat, wenn er von einem Knechte kommt, nicht annehmen mögen, fuhr ihn an und schrie, Er werde wohl des Reitens überdrüssig sein, aber da werde er nichts darnach fragen, sie müßten noch nach Ostrowo, es möge gehen, wie es wolle; und so ging's vorwärts, was die Pferde laufen konnten. Kaum aber sind sie eine Strecke im Walde, so hört

der Herr hinter sich ein lautes Heulen, und wie er sich umkehrt, sieht er die Wölfe in Rudeln hinter dem Schlitten daherjagen und die vordersten schon ganz nahe. „Jakob, Jakob!“ ruft er, „die Wölfe, die Wölfe!“ Der treue Jakob erwidert kein Wort, sondern läßt ruhig den Herrn vorausfahren, reitet zwischen den Schlitten und die Wölfe, zieht seine Pistolen und schießt von Zeit zu Zeit unter sie. Damit schreckt er eine Weile die Bestien, endlich aber hat er kein Pulver mehr, und als sie nun an den Schlitten heranstürzen, sagt er: „Herr, ich muß meinen armen Braunen opfern und sehen, daß ich zu Euch auf den Schlitten komme, sonst ist alles verloren.“ — „„Thu, wie Du willst““, sagte der Herr, und im Augenblick war der Jakob vom Pferde und auf den Schlitten gesprungen, hielt sein Pferd am Zaume fest, bis die Wölfe herankamen, dann überließ er's ihnen zur Beute. Es schien, als sollten sie dadurch einen Vorsprung gewinnen; aber nicht lange, so war ein Teil der Wölfe wieder heulend hinter ihnen her, und einige schickten sich an, in den Schlitten zu springen, und der Edelmann gab sich nun verloren. Da sagte der Jakob: „Herr, nun will ich in Gottes Namen auch das letzte noch für Euch thun. Dort sind schon die Lichter von Ostrowo, und Ihr könnt das Städtlein erreichen, wenn ich nur auf ein paar Minuten die Bestien Euch vom Halse halte. Sorgt für mein Weib und meine Kinder, lebt wohl, und denket manchmal an den armen Jakob!“ Damit zog er den Säbel, sprang aus dem Schlitten und stürzte sich mitten unter die Wölfe. Diese stutzten, fielen ihn dann aber wütend an und übermannten ihn endlich; sein Herr aber war mittlerweile unversehrt entkommen. Schnell nahm er Leute mit sich und eilte in den Wald zurück, aber er fand nichts mehr als die Gebeine seines treuen Knechtes, die sammelte er und ließ sie begraben; das Weib und die Kinder aber versorgte er väterlich und wurde allen seinen Dienern ein freundlicher, gütiger Herr.

12. Ein Jünger und Nachfolger Muhammeds.

Karl Ströber.

Der mächtige Kalif[1]) Hassan sass bei Tisch. Einer seiner Sklaven verschüttete eine Schale mit heissem Kaffee und brühte die Hand seines Herrn. Das Gesicht des Fürsten wurde rot von seinem Zorn, aber der Diener fiel vor ihm nieder und sprach mit den Worten des Korans: [2]) „Das Paradies ist für die, welche ihren Zorn beherrschen.“ Der Kalif erwiderte: „Ich bin nicht mehr zornig auf Dich.“ Der Sklave fuhr fort: „Und für die, welche ihren Beleidigern verzeihen.“ Sein Herr antwortete ernst, aber ruhig: „Ich vergebe Dir.“ Da fasste Ali wieder Mut und setzte noch hinzu: „Vor allem für die, welche Böses mit Gutem vergelten.“ Und der Kalif wurde über die Dreistigkeit des Knechts nicht ungehalten, sondern entgegnete lächelnd: „Ich schenke Dir die Freiheit und den Oelgarten des hingerichteten Selim am Meere.

13. Gute Antwort.

Berthold Auerbach.

Der Herzog Karl von Württemberg, der im vergangenen Jahrhundert gelebt hat, war ein gar gestrenger Herr und wollte alles nach seinem eignen Kopf ummodeln. Einstmalen reitet der Herzog Karl auf einem schönen Schimmel

---

[1]) Ein Titel des türkischen Kaisers oder Sultans der Osmanen, als des Oberhaupts der Muhammedaner.

[2]) Das muhammedanische Gesetz- und Religionsbuch.

durch das Städtchen Kalw im Schwarzwald. In dieser Stadt war ein berühmter Färber; er steht eben vor dem Hause und zieht seine Mütze ab. „Hör' Er einmal", sagte der Herzog, „kann Er mir den Schimmel da blau färben?" „Ja, Durchlaucht, wenn er das Sieden verträgt", antwortete der Färber. Der Herzog ist still davon geritten.

14. Friedrichs des Großen Mut und Geistesgegenwart.

Geistesgegenwart und Mut besaß Friedrich, wie wenige Menschen. In der Schlacht bei Kollin führte er selbst mit dem Degen in der Hand eine Kompagnie gegen eine österreichische Batterie. Die Leute flohen, als sie in den Bereich der feindlichen Kugeln kamen; Friedrich aber achtete nicht darauf und ritt immer weiter, bis einer seiner Adjutanten ihm zurief: „Wollen denn Euer Majestät die Batterie allein erobern?" Jetzt erst erkannte Friedrich seine mißliche Lage, hielt sein Pferd an, betrachtete die Batterie durch ein Fernglas und kehrte dann langsam zu den Seinigen zurück. — Am Abend des Schlachttages von Leuthen ritt er mit wenigen Begleitern nach dem Schlosse zu Lissa, wo er wider Erwarten eine große Anzahl österreichischer Offiziere findet. Seine Freiheit steht auf dem Spiele; die Feinde hätten ihn unmittelbar nach seinem schönsten Siege zum Gefangenen machen können. Aber der König schreitet mit der ruhigsten Miene von der Welt mitten durch sie hin und ruft ihnen zu: „Guten Abend, meine Herren! Sie haben mich hier wohl nicht vermutet! Kann man denn auch noch unterkommen?" Da bücken sich die Offiziere, durch seinen zuversichtlichen Ton irre gemacht, tief vor ihm und leuchten ihm demütig in sein Zimmer. Bald darauf erschien eine Abteilung preußischer Husaren und nahm die Oesterreicher alle gefangen. — Dieselbe Unerschrockenheit, welche Friedrich in allen Gefahren bewies, verlangte er aber auch von seinen Offizieren. Einem seiner Pagen wurde bei der Belagerung einer Festung das Pferd unter dem Leibe erschossen, und er selbst erhielt eine bedeutende Quetschung. Mit schmerzlichen Geberden eilte er davon, aber der König rief ihm zu: „Wo will Er hin? Will Er wohl den Sattel mitnehmen?" Der Page mußte umkehren und den Sattel abschnallen und durfte sich an die Kugeln nicht kehren, die ihn und den König umsausten.

15. Oberstlieutenant Lingg und die Jäger in Hersfeld.

In Hersfeld, einer Stadt im früheren Kurfürstentum Hessen, waren zu Anfang des Jahres 1807, während Napoleon mit seiner Armee in Polen stand, Unruhen gegen die Franzosen ausgebrochen, und ein französischer Soldat war dabei ermordet worden. Napoleon, beunruhigt durch mehrere solcher Vorfälle im Rücken seiner Armee, wollte ein abschreckendes Beispiel geben und befahl, daß die Stadt rein ausgeplündert, an vier Ecken angezündet und abgebrannt würde. Mit Mühe ward auf Bitten das Schicksal der Stadt soweit gemildert, daß an vier Enden nur vier einzelne Häuser angezündet und auch das Löschen nicht gehindert werden sollte. Die Ausplünderung war aber nicht erlassen worden, sondern dem mit einem badischen Jägercorps gerade in Hersfeld in Garnison liegenden Oberstlieutenant Lingg aufgetragen. Zur bestimmten Stunde riefen die wirbelnden Trommeln dessen Jäger auf den Sammelplatz, während die ganze Stadt vom Klagegeschrei der fliehenden Einwohner ertönte. Lingg trat vor die Reihen seiner Krieger, stellte ihnen mit kräftigen Worten das unglückliche Schicksal der Einwohner vor, unter denen so viele an dem Morde unschuldige wären, und schilderte, wie eine Plünderung, bei der die Zügellosigkeit freien

Lauf habe, nicht ohne Greuelthaten aller Art vorübergehe. Sodann sprach er: „Der Befehl zur Plünderung ist gegeben, sie ist uns übertragen, sie ist jedem von Euch erlaubt; wer Lust zu plündern hat, trete vor aus seinem Gliede und melde sich!“ Tiefe Stille, — nicht ein Mann rührte sich. Ein zweiter Aufruf von Lingg erfolgte, und die Soldaten standen wie Mauern in ihren Reihen; keiner wollte sich an der Habe seines deutschen Mitbruders vergreifen, — und die geängstigte Stadt war gerettet.

16. Der Kaufmann und der Matrose.

August Gottlieb Meißner.

Ein Kaufmann fragte einen Matrosen, was für eines Todes sein Vater gestorben sei. Der Matrose antwortete, sein Vater, Großvater und Urgroßvater seien alle ertrunken. „Fürchtest Du Dich denn nicht“, fuhr der Kaufmann fort, „gleichfalls auf der See zu sterben?“ „Aber sage mir doch“, versetzte der Matrose, „wie ist denn Dein Vater, Großvater und Urgroßvater gestorben?“ „Die sind alle in ihrem Bette gestorben“, erwiderte der Kaufmann. „Siehst Du nun“, sagte hierauf lächelnd der Matrose, „warum sollte ich mich denn mehr fürchten in See zu gehen, als Du dich fürchtest zu Bette zu gehen?“

17. Der weisse Spatz.

O. Glaubrecht (Rudolf Öser)

Es war ein Bauer, bei dem gings den Krebsgang von Jahr zu Jahr mehr. Sein Vieh fiel Stück für Stück, seine Aecker trugen nicht die Hälfte von dem ein, was sie tragen mussten, und die Ellenbogen fingen bereits an, durch das Wams zu sehen, während der Steuerpfänder und Pfandverkäufer fast wöchentlich zum Fenster hinein sah und höflich grüssend zu ihm sprach: „Es thut mir leid, Herr Rückwärts, Euch inkommodieren zu müssen, aber ich muss meine Schuldigkeit thun.“ Ihre Schuldigkeit mit bitten und raten und helfen hatten auch bereits die Hausfreunde gethan, aber einer nach dem andern war mit der Erklärung daheim geblieben: dem Rückwärts ist nicht mehr zu helfen. Da war aber einer, der hatte das Herz auf dem rechten Flecke. Wie der mit dem Rückwärts einmal hinter dem Glase sass, so brachte er wie durch Zufall die Rede auf die Spatzen, erzählte von diesem Gevögel dies und das, wie gar erstaunlich sie sich mehrten, wie sie schlau und gefrässig wären, und der Rückwärts nickte dazu und meinte, seine Weizenäcker trügen seit lange nicht mehr so gut, zweifelsohne wäre der Spatzenfrass daran schuld. Der Hausfreund liess es dahingestellt und fuhr fort: „Aber Nachbar, habt Ihr denn schon einen weissen Spatzen gesehen?“

„„Nein““, gab der Rückwärts zur Antwort, „„die hier herumfliegen, sind alle grau.““

„Glaubs wohl“, sagte darauf der Nachbar, „mit dem weissen Spatzen hat es sein eigen Bewenden. Alle Jahre kommt nur einer zur Welt, und weil er gar so absonderlich ist, so beissen ihn die andern, und er muss sein Futter suchen am frühen Morgen und dann wieder zu Neste gehen.“

„„Das wäre!““ sagte der Rückwärts, „„den muss ich sehen, und gelingt's, so fang' ich ihn auch.““

Am nächsten Morgen in aller Frühe war der Bauer auf den Beinen und ging auf seinem Hofe hin und her und um seinen Hof herum, auch ein Stücklein ins Feld hinein und schaute nach den Dächern und aufs Feld hinaus, ob der weisse Spatz nicht bald vom Neste käme. Aber der wollte nicht kommen, und das verdross den Bauern, aber noch mehr, dass auch sein Gesinde nicht aus dem Neste wollte, und die Sonne stand

doch schon hoch. Dazu schrie das Vieh in den Ställen vor Hunger, und war niemand da, der ihm Futter gab.

Indem sieht er einen Knecht aus dem Hause kommen, der trägt einen Sack auf der Schulter und will schnell zum Hofthor hinaus; dem eilt er nach und nimmt ihm die Last ab; denn in die Mühle sollte sie nicht, sondern ins Wirtshaus, wo der Knecht stark auf der Kreide stand.

Nach dem weissen Spatzen sehend, schaut der Bauer in den Kuhstall hinein, wo eben die Milchmagd einer Nachbarin durchs Fenster die Milch zum Morgenkaffee reicht, und die Milch war nicht mit des Herrn Mass gemessen. Eine saubere Wirtschaft das! denkt der Bauer und weckt scheltend sein Weib und erklärt, das lange Schlafen müsse ein Ende haben, oder er wolle nicht Rückwärts heissen. Und bei sich selber denkt er: Stehe ich frühe auf wie heute, so muss auch das Packvolk auf dem Hofe heraus, und dabei sehe ich am Ende doch den weissen Spatzen, und wills das Glück, so fange ich ihn auch.

Wie aber der Bauer das etliche Wochen so getrieben hatte, da sah er nicht mehr nach dem weissen Spatzen, sondern dachte allein an seinen Vorsatz, und aus dem Rückwärts ward bald ein Vorwärts. Und als der Nachbar wiederkam und ihn fragte: „Wie steht's, Gevatter, habt Ihr den weissen Spatzen gesehen?“ da lächelte der Bauer und gab dem Freunde die Hand und sagte: „„Gott lohn's Euch!““

18. Moses Mendelssohn.

Peter Hebel.

Moses Mendelssohn war jüdischer Religion und Handlungsdiener bei einem Kaufmann, der das Pulver nicht soll erfunden haben. Dabei war er aber ein sehr frommer und weiser Mann und wurde daher von den angesehensten und gelehrtesten Männern hochgeachtet und geliebt. Und das ist recht. Denn man muß um des Bartes willen den Kopf nicht verachten, an dem er wächst. Dieser Moses Mendelssohn gab unter anderem von der Zufriedenheit mit seinem Schicksal folgenden Beweis. Als eines Tages ein Freund zu ihm kam, und er eben an einer schweren Rechnung schwitzte, sagte dieser: „Es ist doch schade, guter Moses, und es ist unverantwortlich, daß ein so verständiger Kopf wie Ihr seid, einem Manne ums Brot dienen muß, der Euch das Wasser nicht bieten kann. Seid Ihr nicht am kleinen Finger gescheider, als der am ganzen Körper, so groß er ist?“ Einem andern hätte das im Kopfe gewurmt, er hätte Feder und Tintenfaß mit ein paar Flüchen hinter den Ofen geworfen und seinem Herrn aufgekündet auf der Stelle. Aber der verständige Mendelssohn ließ das Tintenfaß stehen, steckte die Feder hinter das Ohr, sah seinen Freund ruhig an und sprach zu ihm also: „„Das ist recht gut, wie es ist, und von der Vorsehung weise ausgedacht. Denn so kann mein Herr von meinen Diensten viel Nutzen ziehen, und ich habe zu leben. Wäre ich der Herr und er mein Schreiber, ihn könnte ich nicht brauchen.““

19. Ehrlich macht reich.

Als im Jahre 1792 der Kurfürst Wilhelm I. von Hessen mit dem deutschen Heere nach Frankreich zog, lernte er auf seiner Reise durch Frankfurt am Main den dortigen Bankier Mayer Rothschild kennen. Der Mann war damals noch nicht reich, wegen seiner Rechtschaffenheit und Geschäftsklugheit aber im besten Rufe. Deshalb bot ihm der Kurfürst einige Millionen Thaler in Gold und Juwelen zur Verwahrung an. Der biedere Israelit wollte sich nicht gleich

dazu verstehen; allein der Kurfürst beredete ihn und ließ ihm den Schatz, ohne auch nur einen Empfangschein darüber zu verlangen. — Kaum hatte Rothschild die Kostbarkeiten in seinem Garten sorgfältig vergraben, als auch die Franzosen in Frankfurt plündernd einmarschierten. Um den Schatz des Fürsten zu retten, gab Mayer den Feinden lieber sein eigenes Vermögen preis. Sobald die Ruhe wieder hergestellt war, fing Mayer Rothschild sein Geschäft als Bankier und Geldwechsler wieder an, anfangs nur klein; mit Hilfe des kurfürstlichen Geldes dehnte er es aber immer mehr aus, so daß er bald für einen der solidesten und reichsten Bankiers galt. — Als nun der Kurfürst nach einiger Zeit in seine Staaten zurückkehrte, kam er wieder durch Frankfurt und suchte Mayer Rothschild auf. „Die Feinde haben mir wohl alles genommen, Mayer?" — „„Nicht einen Thaler!"" erwiderte dieser feierlich. — „Was sagen Sie?" — „„Nicht einen Thaler!"" — „Wie, mir ist doch erzählt; die Franzosen hätten Ihnen alles geraubt? — Ich habe es ja auch in den Zeitungen gelesen?" — „„All das Meinige freilich, aber Euer Königlichen Hoheit Schatz habe ich in meinem Geschäft benutzt und bin im stande, Ihnen alles mit fünf Prozent Zinsen zurück zu geben."" Der Kurfürst, erstaunt und dankbar, schob die Zinsen zurück als Ersatz für das, was die Franzosen dem ehrlichen Mayer genommen. Als Belohnung aber seiner großen Ehrlichkeit überließ er ihm den ganzen Schatz noch auf 20 Jahre gegen den geringen Zins von zwei Prozent jährlich. Außerdem suchte der Fürst dem ehrlichen Rothschild in jeder Weise nützlich zu sein und ermangelte nicht, auf dem Wiener Kongreß 1814 den versammelten Fürsten die makellose Ehrlichkeit desselben zu rühmen, wodurch er ihm das Vertrauen der Kaiser von Oesterreich und Rußland und anderer europäischer Herrscher erwarb. Die Ehrlichkeit des Mayer Rothschild legte also den festen Grund zu der gewaltigen Geldmacht der Gebrüder Rothschild, seiner Söhne, zu London, Wien, Paris, Neapel und Frankfurt am Main.

20. Wahre Gastfreundschaft.

Joseph v. Hammer-Purgstall.

Ein gastfreundlicher Mann bewirtete einst durch drei Tage einen Bekannten und entschuldigte sich beim Weggehen über die Mängel der Bewirtung, obwohl er alles aufgeboten hatte, was in seinen Kräften stand, ihm den Aufenthalt der drei Tage angenehm zu machen. „Es ist schon gut", sagte der andere, „aber wenn Du zu mir kommst, will ich Dich besser bewirten, als Du mich." Der Fall traf bald hernach ein, allein der Gast sah nicht das geringste von besonderer Vorbereitung und verwunderte sich darüber nicht wenig. Der Wirt, der dessen gewahr ward, half ihm aus dem Traume: „Sagte ich Dir nicht, ich würde Dich besser bewirten, als Du mich? Du machtest tausend Vorbereitungen in Deinem Hause, als ob ich ein Fremder wäre, — ich keine, weil ich Dich als ein Mitglied meiner Familie ansehe. — Die wahre Gastfreundschaft besteht in der ungezwungenen Aufnahme unserer Freunde ohne besondere Vorrichtung."

21. Kaiser Wilhelm am Krankenbette eines deutschen Soldaten.

Richard Lauxmann.

Eines Tages durchschritt der edle deutsche Kaiser Wilhelm die Lazaretsäle zu Versailles, wie er häufig zu thun pflegte. Überall tröstete er, und oft war es schon der bloße Anblick seines lieben, freundlichen Gesichts, welches die armen Verwundeten auf Augenblicke ihre Schmerzen vergessen ließ. — So trat er diesmal auch zu der Lagerstätte eines jungen verwundeten Infanteristen. Der

war infolge eines Schlafpulvers eingeschlummert und hatte sein Album von Gedichten auf dem Bett offen liegen lassen. Der König trat leise, um den armen Verwundeten nicht zu stören, hinzu, nahm den neben dem Album liegenden Bleistift und schrieb die wenigen Worte hinein:

„Mein Sohn, gedenke deines treuen Königs!

Wilhelm."

Der Soldat erwachte, und reiche Thränen perlten ihm beim Anblick dieser Zeilen aus den Augen.

Wenige Tage darauf besuchte der Kaiser wiederum das Lazaret und trat sofort auf unsern Infanteristen zu, drückte ihm freundlich die Hand und tröstete ihn. Derselbe war jedoch schon vom Tode als sichere Beute erlesen worden; wachsbleich, mit halbgebrochenen Augen starrte er ins Leere. Kaum jedoch hatte er seinen König erkannt, als er sich auch mit der letzten Kraft seines Körpers emporrichtete, den König mit leuchtenden Augen anblickte und sagte:

„Majestät, ich werde Ihrer ewig gedenken, auch dort oben! — Amen!" Der Verwundete sank ermattet zurück, und ein leises Röcheln verkündete, daß er ausgelitten hatte. — Der Kaiser trat hinzu, drückte ihm die Augen sanft zu, und eine Thräne rollte dem greisen Fürsten in seinen weißen Bart.

22. Königin-Mutter Marie als militärische Krankenpflegerin.

Nach öffentlichen Blättern und Vereinsberichten.

Die Wahrheit des Satzes, daß Glück und Unglück auf Fürstenthronen ebenso gut daheim sind wie im schlichten Bürgerhause, erfuhr auch die Königin-Mutter in verschiedenen harten Prüfungen; aber ihre eigenen schmerzlichen Erlebnisse trugen stets nur dazu bei, das teilnahmsvolle Empfinden für menschliches Elend zu vertiefen. Tönte wohl der Name der Königin, seit sie den bayerischen Boden betreten, gleich einem Segensspruch in viele Hütten der Armut: die rührendsten öffentlichen Beweise ihres werkthätigen Mitleids konnte sie jedoch vor allem in den Kriegsjahren geben. Schon 1866 begnügte sie sich nicht, den Ereignissen, die zu hindern ihr unmöglich war, mit stiller Trauer zuzuschauen, sondern sie ergriff lebhaft die schöne Aufgabe der Frauen: die Wunden zu heilen, welche der Männerkampf geschlagen.

Unter Leitung der Königin Marie organisierte sich schnell ein Frauenverein, der in kurzer Zeit eine ungeahnte Ausdehnung erlangte und eine reiche Thätigkeit entfaltete. In der Residenz wurde dem Verein ein Saal, in der Stadt ein großer Laden eingeräumt, und unter den Frauen Münchens wie der Nachbarstädte begann ein wahrer Wetteifer in Anfertigung von Binden und Bandagen, von Hemden und Socken, von Bett- und Kleidungsstücken für die verwundeten Krieger. Alle diese stille, aber emsige Arbeit, dieses schneidern, nähen und stricken in den Familien floß in den beiden Lokalen des Frauenvereins zusammen. Kisten mit Verbandzeug, mit Wäsche, mit Lebensmitteln und Erquickungen für die Verwundeten gingen fort und fort ab und fanden unter Freude und Dankbarkeit Aufnahme in den Spitälern der Feldarmee, wie in jenen von Gemeinden und Privatpersonen. Immer neue Kisten wurden verpackt und abgesandt, bis endlich Mitte September erst der Verein seine gedeihliche Wirksamkeit schloß.

Allein die Königin begnügte sich nicht mit dieser segensreichen Thätigkeit, die doch Monate lang fast ihren ganzen Tag beanspruchte; denn man sah sie beständig in den beiden Lokalen ordnend, ratend, befehlend und selbst mit Hand anlegend; sie hatte auch noch die Nachtzeit zu dem Liebeswerk, dem sie sich mit aller Willensfestigkeit hingab, übrig. In der ersten Zeit kamen nämlich die

Verwundeten meist immer in ganz später Stunde, um 12 Uhr, ja sogar noch später an. Nie fehlte die Königin auf dem Bahnhofe, und unter ihrer speziellen Leitung wurden die Beschädigten aus den Eisenbahnwaggons in die bereitstehenden Wagen gebracht, um von dort in die verschiedenen Spitäler transportiert zu werden.

Die Königin hatte deren mehrere auf ihre Kosten, darunter eines für Offiziere, eingerichtet, und die am schwersten Verletzten kamen dorthin; sie waren „die Verwundeten der Königin", und beinahe täglich wandelte die hohe Frau durch die Säle, wo „ihre Kranken" lagen, überall Trost und Hilfe spendend. Aber auch die anderen Verwundeten und Kranken in den übrigen Spitälern hatten sich nicht zu beklagen, denn ihnen kam ebenso die Mildthätigkeit und Barmherzigkeit der Königin in reichstem Maße zu gute. Sie besuchte alle Spitäler der Hauptstadt der Reihe nach, um die Leidenden zu erquicken und zu erfreuen. Ihr Leben bildete damals in Wahrheit ein beständiges Wallen durch die Stätten des Schmerzes, ein einziges Werk der Barmherzigkeit.

Ihre große Rundreise durch alle Spitäler Bayerns, auf der sie jedes Krankenhaus persönlich besuchte und durch alle vom Krieg heimgesuchten Gauen des Königreichs wie ein guter Engel hilfe- und segenspendend zog, krönte das Wirken der erlauchten Landesmutter, und wohl selten war deshalb ein Empfang herzlicher, ein Jubel aufrichtiger, als jener am Abend des 24. September 1866 am Bahnhofe zu München, wo die königliche Witwe heimkehrte von Sterbebetten und Schmerzenslagern. Die Straßen Münchens zeigten sich ungewöhnlich belebt von Menschenscharen, die hinaus nach dem westlichen Stadtteil zogen, um die zurückerwartete Königin-Mutter zu empfangen. Ein riesiges Transparent schimmerte unter dem dunklen Bogen der Bahnhofshalle; es waren die einfachen Worte: „Willkommen Maria!" die hell durch die Nacht erglänzten. Als der Zug an den Perron heranrollte, da wurde er mit tausendstimmigem Jubel empfangen. Nachdem die Königin den Salonwagen verlassen, drängten sich alle Umstehenden herzu, jedermann wollte die hohe Frau sehen, die barmherzige Samaritanerin begrüßen. Sie stieg in die harrende Equipage, welche jedoch nur im Schritt fahren konnte, so waren die Straßen, die weiten Plätze von dankbaren Menschen erfüllt, die alle dem „guten Engel Bayerns" entgegenjauchzten. Wohin die Equipage kam, traf sie auf illuminierte Häuser, auf jubelnde Leute, und das brausende Hurrah wälzte sich gleich einem Donner über die schweigende Stadt. Lange noch, als die fürstliche Wohlthäterin sich längst schon zur Ruhe begeben hatte, wogten unter ihren Fenstern Menschenmassen auf und nieder, die ihre erkenntlichen Gefühle zeigen wollten.

Ganz ähnlich stellt sich das opfervolle Wirken der Königin während des letzten deutsch-französischen Krieges dar, nur den Umständen entsprechend noch ausgedehnter und großartiger, während gleichzeitig die freiwillige Hilfsthätigkeit überhaupt bereits eine festere Organisation angenommen hatte. Seit dem Jahre 1866 bestand in München ein „Zweighilfsverein für im Felde verwundete und erkrankte Krieger" unter der direkten Vorstandschaft der Königin. Gleichsam in Vorahnung kommender Ereignisse, richtete die Königin-Mutter schon am 18. Dezember 1869 an die Frauen und Jungfrauen Bayerns einen Aufruf, der in Stadt und Land freudig widerhallte. Es geschah dieses fast gleichzeitig mit der Königin von Preußen, da die beiden ebenso bescheidenen als warm fühlenden deutschen Fürstinnen seit 1866 nicht mehr aufhörten, die öffentliche Wohlthätigkeit für das rote Kreuz zu organisieren. Aber sie haben die Bestimmungen der Genfer Convention weit überholt, dadurch, daß sie die vor

allem weiblichen Eigenschaften aufboten zur Heilung der Wunden, welche der Krieg den streitenden Männern verursachte, daß sie Zentral- und Zweighilfsvereine schon im Frieden gründeten, kurz, daß sie ein System in die Pflege und Unterstützung der verwundeten und kranken Soldaten, oder, wie man auch sagte, in die „Militärwissenschaft der Hilfe“ brachten. In wenigen Monaten war ein Frauenverein mit gleicher Einrichtung wie die des großen Landeshilfsvereins über das ganze Königreich verbreitet, an dessen Spitze bis zu ihrem Tode als Protektorin die Königin Marie stand. Als dann der Krieg im Hochsommer 1870 wirklich ausbrach, wiederholte die Königin am 20. Juli ihren Aufruf, und sofort bereiteten emsige Frauenhände im Odeon zu München zunächst den Rohstoff für Verbandmaterial und Bekleidungs-Gegenstände vor, insofern diese Bedürfnisse den allerorten errichteten Sammelstellen nicht gleich fertig übergeben wurden. Ueberall waren von den Frauenvereinen große Arbeitssäle ermittelt, welche vom frühen Morgen bis zum späten Abend die Stätten unverdrossenen Schaffens aller Stände und aller Altersklassen bildeten. Insbesondere sind es die Frauenvereine gewesen, welche bei Beginn des Winters und bei Gelegenheit der Christbescherung durch Beschaffung wollener Bekleidungsgegenstände (Decken, Hemden, Jacken, Socken, Shawls und Leibbinden) von den gesunden Truppen die Gefahr der Erkrankung fern zu halten suchten. Je nach der zunehmenden Not wendete sich der Frauenverein immer dringender an den mildthätigen Sinn der Bevölkerung, und stets fanden sich barmherzige Hände und patriotische Geber. Außer den großen Vorräten, die so mit Liebesgabentransporten auf den Kriegsschauplatz gingen, hatten die Frauenvereine auch die Lieferung von 10000 Wollhemden für die Kranken und Verwundeten übernommen. Das edelste Vorbild war den Frauen und Jungfrauen des Vereins wieder die erhabene Beschützerin desselben, die Königin-Mutter Marie von Bayern. Mit Wort und That für die Bestrebungen der freiwilligen Krankenpflege eintretend, bildete die erlauchte Frau mit dem ganzen Einflusse ihrer fürstlichen Stellung und ihrer herzgewinnenden Freundlichkeit die Seele der allseitigen Unternehmungen des Frauenvereins.

„Seinem Volke zu Ehr' und Vorbild“ leuchtete auf dem schönsten Gebiete edler Vereinsthätigkeit — in der Errichtung von Spitälern — das Königliche Haus voran. Seine Majestät der König stellte die Schlösser zu Veitshöchheim bei Würzburg, Triesdorf bei Ansbach, dann die Villa Ludwigshöhe in der Pfalz und den Orangeriesaal zu Ansbach zur Disposition und befahl die Anlage eines Privatlazarets in den luftigen Räumen der bis dahin unbelegt gebliebenen Reliktenanstalt Neuberghausen bei München, des größten im ganzen Lande, welches er auch mehrmals persönlich besuchte. In gleicher Weise ordnete die Königin-Mutter die Herstellung zweier Privatlazarette in München und Fürstenried an. Andere Mitglieder des Königlichen Hauses, namentlich aber der Hausritterorden vom hl. Georg, der für 40 Betten Raum schaffte, beschlossen ebenfalls ungesäumt den Betrieb von Kriegsspitälern. In denselben standen den Aerzten zunächst an Verdienstlichkeit die Pfleger und Pflegerinnen der leidenden Krieger. An vielen Orten übernahmen die Mitglieder des Bayerischen Frauenvereins den Krankendienst in den Vereinsspitälern. Im Spitale zu Fürstenried erschien Seine Majestät der König am 14. Oktober selbst und beschenkte jeden der verwundeten Soldaten mit einem das Bildnis der Patrona Bavariae (Beschützerin Bayerns) tragenden Zweiguldenstücke, sowie mit Zigarren. Bekannt ist die rührende Sorgfalt, welche die Königin den Verwundeten und Erkrankten durch tägliche Besuche der Lazarette Münchens und Umgebung angedeihen ließ.

Eine Menge der ergreifendsten Züge sind uns hierüber erhalten. Sie erkundigte sich teilnehmend bei jedem Einzelnen, verteilte Zigarren, tröstete und ermutigte die Verzagenden, freute sich mit den Genesenden und betrauerte die Gestorbenen. Ach, wie oft fand sie des nächsten Tages leere Betten! — Begeisterte Hingebung strahlte aber aus dem dankenden Auge, wenn die hohe Hand selbst Hilfe leistete. Dem einen las die Königin vor, dem zweiten reichte sie die Arznei, einem dritten legte sie das Kopfkissen zurecht, für einen vierten schrieb sie an dessen Angehörige u. s. w. Kein aus dem Spitale Entlassener ging, wenn bedürftig, ohne Geschenk an Geld und Leibwäsche von dannen. Der Königin-Mutter herrliches Beispiel fand Nachahmung, wo immer nur verwundete oder kranke Soldaten lagen, so daß gerade hiedurch die Teilnahme der Bevölkerung auch an der geistigen Pflege der Leidenden fruchtbringend angeregt wurde. Die echte Frömmigkeit zeigte sich eben von jeher am schönsten in Werken der Menschenliebe und des thätigen Mitleids, das ja, weil eine unvermittelte Empfindung, selbst eine Tochter des Himmels ist.

Bei einem Rückblicke auf die Kriegsleistungen ist dem bayerischen Frauenverein das Zeugnis gewiß, daß er überall den bayerischen Landeshilfsverein zur Pflege und Unterstützung im Felde verwundeter und erkrankter Krieger auf das kräftigste unterstützt hat. Viele der Erquickten und Verpflegten, jetzt im ganzen Lande zerstreut, werden sich unfehlbar noch mancher liebevollen Frauenhand dankbar erinnern! — Ein Verein, der in ernster Zeit seine Lebensfähigkeit erwiesen hat, darf wohl auch für die Zukunft auf ungeminderte Teilnahme der Bevölkerung an seinem stillen Liebeswerke hoffen, um so mehr, als er, gleich dem Landeshilfsvereine unter dem internationalen Schutze des roten Kreuzes steht und, wie die deutschen Männervereine, ebenso mit allen deutschen Frauenvereinen ein enges Band zu knüpfen suchte. Gleichwie im übrigen Deutschland wetteiferten eben auch in Bayern Fürst und Volk, Staat und Stadt in ehrenvoller Rührigkeit unter dem Banner der allgemeinen Menschenliebe.

Die Erhaltung der Organisation des Frauenvereins erschien nach dem Friedensschlusse nicht minder notwendig und wünschenswert, als das Fortbestehen des Männervereins. Auch seine edle Aufgabe endete nicht mit dem Ruhen der Waffen; auch für ihn bestand die unabweisbare Pflicht steter Kriegsbereitschaft. Vor allem ist die Ausmittlung und Heranbildung geeigneter Krankenwärterinnen eine, übrigens schon statutengemäß gebotene Wirksamkeit des Vereins für Friedenszeiten, ja sogar dessen Hauptaufgabe, weil hievon eine gedeihliche Erfüllung seiner Zwecke während des Krieges vorzugsweise bedingt ist. Doch hiefür hatte die allerdurchlauchtigste Protektorin des bayerischen Frauenvereins längst gesorgt, indem sie nicht nur stets den Verhandlungen seines Zentralausschusses präsidierte, sondern, gleichwie die sämtlichen edlen Damen desselben, jederzeit ihre nicht zu ermüdende, aufmerksamste Fürsorge der zu München gegründeten Pflegerinnen-Anstalt zuwendete, eingedenk des schönen Dichterwortes:

> Das Mitleid ist ein Palmbaum, der in der Wüste steht,
> ihn hat für arme Wandrer die Huld des Herrn erhöht:
> ein warmer Quell ist Mitleid, der uns vom Herzen fließt
> und seine heil'gen Perlen in manches Aug' ergießt.

II. Abteilung.

1. Herzog Adelger von Bayern.

(Eine Sage aus deutschen Gedichten des 12. Jahrhunderts.)

Nach Hans Ferdinand Maßmann und den Brüdern Grimm.

In alten deutschen und lateinischen Büchern, welche vor sechs- und achthundert Jahren geschrieben worden sind, wird uns folgende schöne Sage tiefen Sinnes von einem Herzoge und dem Volke der Bayern erzählt:

Als Kaiser Severus das römische Reich besaß (so heißt es dort) war zu Bayern ein Herzog (was jedoch der Zeitrechnung nach unrichtig ist), der stand in großem Lobe und hieß Adelger. Aber er war den Römern nicht hold, sondern wider sie, wie kein anderer im Reiche; und als das der Kaiser erfuhr, dem er doch pflichtig war, so sandte er Boten zu Adelger, welche diesen nach Rom zur Verantwortung vorluden.

Herzog Adelger hatte einen treuen Mann, den er gern zu Rate zog. Diesen forderte er zu sich und sprach zu ihm: „Nun sollst Du mir erst recht raten, Deine Gedanken sind oft gut gewesen. Ich bin in großen Sorgen, denn die Römer haben nach mir gesendet; aber es zieht mich nicht hin, da es an meine Ehre gehen könnte.“

Da sprach der alte Ratgeber: „So gern ich lebe, rate ich Dir Deine Ehre. Fürchte Dich nicht, folge mir und sende nach Deinen Mannen; heiß sie sich in ihr bestes Gewand kleiden und fahr getrost mit ihnen gen Rom. Kämpfen kannst Du nicht dawider, sondern ehre vielmehr die Krone, mach dem Kaiser seinen Unmut wett, und will er dann noch darüber, so ergeht es ihm leicht übel.“

Da berief der Herzog seine Mannen und machte sich mit ihnen bereit zur Reise nach Rom. Als er jedoch dort ankam, empfing man ihn nicht wohl, sondern da ihn der Kaiser ansah, sprach er zornig zu ihm: „Wie wagst Du vor mich zu kommen? Du hast Dein Leben verwirkt, denn Du hast mir viel zu leide gethan; noch heute will ich Rache üben.“

Da erwiderte der Herzog Adelger: „Du hast mir Geleit gegeben; so hoff' ich, mit gerechtem Urteile aller Römer Deine Huld zu gewinnen und Dir zu Gnaden zu leben.“

Doch Kaiser Severus sprach: „Ich will von Gnaden nichts mehr wissen; das Haupt wird man Dir abschlagen, Dein Land soll einen andern Herrn haben.“

Die Römer aber waren dem Herzoge gewogen und sagten, im ganzen Reiche sei kein milderer, freigebigerer Mann; der Kaiser sollte ihm wieder hold sein. Und im Reichsrate, den man Senat, d. i. den Rat der Alten, nannte, beschlossen sie, um den Kaiser zu besänftigen, dem Herzog zum Schimpf und zur Strafe das Gewand bis an die Knie und den Bart abzuschneiden.

Und so thaten sie. Als aber der teure Herzog von Bayerland wieder zur Herberge und zu den Seinen kam, war er hart erzürnt, und die Seinen trauerten alle. Doch der alte Ratgeber sprach: „Herr, laß das Trauern! Folge abermals meinem Rate, und es ergeht alles zu Deinen Ehren. Die Römer müssen Dich noch anflehen.“

Der Herzog Adelger antwortete: „Dein Rat hat mich hieher gebracht; magst Du nun mit gutem Sinnen meine Sache herstellen, so will ich Dich desto werter halten und Dir um so mehr vertrauen. Ohne meine Ehre wieder zu erlangen, kehre ich nicht nach Bayern zurück.“

Da sprach der Alte wieder zu ihm: „Herr, nun heiß mir eben so thun, wie Dir geschah, und schick nach Deinen Mannen, biet ihnen Gabe und Lehen, daß sie sich alle auch scheren lassen am Bart und Gewande. Was säumst Du? Ich rette Deine Ehre oder ich will den Leib verlieren.“

Nun forderte der Herzog seine Mannen zu sich in geheimer Versammlung und sprach: „Wer mir nun zu meiner Not voll und treu steht, dem will ich, wird meiner je Rat, Lehen und Gut geben, so er sich um meinetwillen den Bart stutzen läßt.“ Da sprachen alle seine Mannen: Ja, sie wären ihm willig und bereit bis in den Tod und wollten ihm in keiner Not entstehen, vielmehr allen seinen Wunsch und Willen immer gern erfüllen.

Und schnell nahmen sich alle, die mit ihm nach Rom gekommen waren, den Bart und schnitten ihr Gewand ab bis an die Knie. Es waren aber alle schlanke Helden und zierlich gewachsen, daß sie jedem Könige in seiner Schar wohl gestanden hätten, und alle edlen Römer sagten das gerne von ihnen aus.

Des andern Morgens früh ging der Herzog zu Hofe. Als ihn der Kaiser anschaute, sprach er nur noch mit halbem Unmute: „Nenne mir, Bester, den Mann, der Dir diesen Rat gegeben hat.“ Und der Herzog erwiderte: „Ich führte mit mir einen Dienstmann her, der mir schon viel Liebe und Treue bewiesen hat. Auch ist unserer Bayern Gewohnheit daheim, was einem zu leide geschieht, das müssen wir allesamt dulden; wie wir hergekommen sind, arm oder reich, so tragen wir nun uns alle gleichmäßig; so ist unseres Landes Sitte.“

Da sprach Kaiser Severus: „Nun laß mir jenen Mann, ich will ihn an meinem Hofe behalten, wenn Du von hier heimziehst. So sollst Du meine Huld wieder gewinnen für immer fortan, und mit Schätzen will ich Dir's lohnen.“

Herzog Adelger that es ungern, doch mußte er ihm die Bitte gewähren, nahm den Dienstmann bei der Hand und befahl ihn dem Kaiser in seine Gewalt. Der Herzog jedoch mit seinen anderen Mannen nahm vom Kaiser Urlaub, und alle Römer gaben ihnen freundlichen Abschied. Wie vor ihm noch kein deutscher Mann in Rom, hatte Adelger das höchste Lob errungen.

Unterwegs rieten ihm seine Getreuen, daß er nach Bayerland voraussende und bei Strafe der rechten Hand geböte, daß, wer ferner Lehen empfangen oder Ritternamen haben wollte, dem Herzog zu Ehren sich vorne das Haar ausscheren und das Gewand abschneiden sollte. Als diese Botschaft ins Land hinauskam, da gefiel allen die bayerische Sitte, so daß man sie in allen deutschen Landen nachahmte.

Es währte aber nicht lange, so war zu Rom die Freundschaft zwischen Kaiser und Herzog wieder zergangen, und man lud ihn bei Leib und Ehre neuerdings vor. Da ward der Herzog zornig und zugleich verzagt und sandte insgeheim einen Boten nach Welschland zu seinem alten Dienstmann und ließ ihn seiner Treue mahnen, daß er ihm im Stillen des Kaisers Willen und Absicht entböte, was er von ihm wollte, und ihm riete, ob er gen Hof kommen oder daheim bleiben sollte.

Der alte Mann sprach zur Botschaft: „Du hättest nicht zu mir fahren sollen. So lange ich des Herzogs war, riet ich ihm das Beste; aber er gab mich dem Kaiser hin, das hätte er nicht thun sollen; denn riete ich nun gegen das Reich, so thäte ich ungetreu. Doch will ich dem Herzog ein Gleichnis entbieten, das magst Du ihm wohl berichten. Thust Du das recht, so gedeiht es ihm sicher zu seinen Ehren.“

Des andern Morgens früh ging der Alte mit dem Abgesandten zu Hofe und sprach: „Hörst Du, lieber Herr, gern alte Erzählung und ein Bild der Zukunft, so will ich Dir ein Gleichnis sagen.“ Und Kaiser Severus erwiderte: „Das hör' ich sehr gerne.“ Und nun erzählte der Alte wie folgt:

„Hievor war ein Mann (so sagte mir mein Vater), der zog einen Garten und pflegte desselben mit allem Fleiße. In dem Garten stand mancherlei Würze und Kraut, und derselbe war jenem sehr lieb.

Da ward ein Hirsch seiner gewahr und schlich sich nachts dazu über eine kleine Stiege, und übersprang alles, bis er Würze und Kohl und Kraut verdorben hatte, daß der Garten wüst lag. So trieb er's manchen Tag. Als jedoch der Gärtner das bemerkte, that er schnell dazu, lauerte dem Hirsch auf und schlug ihm ein Ohr ab; doch rettete denselben seine Schnelligkeit. Allein der Mann ertappte ihn wieder, erreichte seinen Schwanz, schlug ihm denselben halb ab und sagte: „„Dies Wahrzeichen trage Du nun; schmerzt es Dich, so kommst Du nicht wieder.““

Dem Hirschen aber heilten seine Wunden bald, und er ging wieder auf den Strich an die alte Stiege und fraß wieder Würze und Kraut ab. Der Mann merkte es bald und eilte nunmehr mit Netzen herbei, den Garten damit zu umhegen. Und als nun der Hirsch wieder herzu wollte, da ward ihm gelohnt; der Gärtner ergriff seinen Spieß und stieß jenen nieder, durch den Bauch und sprach dazu das Wort: „„Nun wird Deine süße Kost Dir sauer, und meine Würze vergiltst Du mir teuer.““ Und er zerwirkte den Hirsch nach Jägers Art. Da lag dabei ein Fuchs in einer Furche; und als der Mann davon ging, schlich der Fuchs herzu, stahl des Hirsches Herz und eilte fort.

Als der Mann wieder kam, hatte er sein Wohlgefallen an dem Gejägde; da er aber nichts vom Herzen fand, schlug er die Hände zusammen, lief davon und sprach zu seinem Weibe: „„Laß Dir die große Neuigkeit sagen: der Hirsch, den ich erlegt habe, war groß und stark, aber er hatte kein Herz!““ Da antwortete das Weib: „„Das wußte ich schon lange, seit der Hirsch den Schmerz erlitt; denn hätte er ein Herz gehabt, als er Ohr und Schwanz verlor, so wäre er nicht wieder in den Garten gekommen.““

Als diese Sinnrede geschehen war, däuchte sie des Herzogs Boten thöricht, denn er hatte sie nur äußerlich und einfach vernommen. Und er kehrte mit Unmut heim gen Bayerland zu seinem Herrn. Als er den Herzog sah, sprach er laut: „Herr, wieviel ich auch ausgestanden habe, doch bring ich Dir schlechten Trost, der keine Bohne wert ist. Was sollte ich zu Rom? Hat jener Dir doch nichts als ein armseliges Gleichnis entboten. Denn er hieß mich an den Hof kommen und jenes Beispiel wohl beachten, daß ich es Dir recht sagen könnte. Mög' er dafür immer üble Zeit haben!“

Nachdem jedoch der Herzog das Gleichnis vernommen, ließ er schnell seine Mannen versammeln und redete zu ihnen: „Ich will Euch, Ihr Helden, das Gleichnis bescheiden und auslegen. Die Römer wollen mir mein Leben mit Netzen umstellen. Wisset aber, daß sie meiner an den Stiegen nicht lauern und warten sollen; kommen sie jedoch, mich in Bayerland heimzusuchen, so sollen sie, nach dem Gleichnis, ein Herz an mir und bösen Kauf finden.“

Nun ward gen Rom gemeldet, daß der Herzog sich nicht stellen wolle. Und der Kaiser Severus fuhr heftig auf und beschloß, den Herzog in seinem Lande heimzusuchen. Und er sandte nach seinen Mannen, daß er in kurzer Frist 30000 guter Reisige, wohlgerüstet mit Helmen und Halsbergen, beisammen hatte. Und

sie zogen gen Verona, ritten durch das Thal von Trient oder Triental und freuten sich auf Bayerland, ohne zu ahnen, daß ihnen dort das Grab schon gegraben war.

Dem Herzog aber ward gemeldet, die Römer kämen mit so großer Heeresmacht zu ihm, daß er sich ihrer nicht würde erwehren können. Er aber nahm sich ein Herz und einen tugendlichen Mut und sammelte um sich Freunde und Verwandte, Geschlechter und Mannen, und erbat sich ihre Hilfe. Am Inn stießen sie zu ihm, gar viele Helden, schnell und jung. Da trat der Herzog auf eine Höhe und sprach zu seinen Bayern: „Wohlan Ihr Helden unverzagt! Nun sollt Ihr nicht vergessen, was Ihr mir so oft verheißen habt. Man thut mir groß Unrecht; ich stand einst zu Rom gerecht, da schändete und beschimpfte mich der Kaiser an Haupt und Gewand. Doch erlangte ich damals seine Huld wieder. Nun aber sucht er mich ohne Grund und Schuld heim im eigenen Lande; wahrlich, es wäre gut, wenn er mit allen den Seinen zu Tode käme! Uns dagegen drohen die Römer mit ihren Kerkern, da sie uns den Leib zu Tode quälen, während sie uns Weib und Kind höhnen, Raub und Brand im Lande stiften, daß Bayerland hinfort nimmermehr Lob und Ehre gewinnt, wie es unter mir gewohnt war. Darum wehret und wahret, Ihr Helden, desto besser Leib, Leben und Land!" Und alle reckten ihre Hände auf und schwuren: wer heute entrinne, soll nimmerdar auf bayerischer Erde weder Eigen noch Lehen haben.

Nun sandte Herzog Adelger den Markgrafen Gerold nach Schwaben, die Mark gegen diese, welche damals mit den Römern hielten, zu wehren. Und er focht wider sie, gewann ihnen den Sieg ab, nahm ihren Herzog Brenno gefangen und hing ihn auf.

Den Grafen Rudolf aber mit seinen beiden Brüdern schickte der Herzog gegen Böheim, dessen König Osmig zu Salre war und Bayerland mit großer Menge verheerte. Als Graf Rudolf auf ihn stieß, rannte er ihn mit seiner eigenen Fahne an und stach ihn nieder, daß die Seinen entflohen und den Raub zurückließen. Rudolf aber wendete nach Kambach um.

Den Burggrafen Wirend hatte der Herzog gegen die Heunen oder Hunnen gesendet, und erschlug derselbe ihrer viele und jagte sie bis an die Traun.

Herzog Adelger selber aber lagerte sein Heer zu Brixen an das Feld und ließ dort die Zelte aufschlagen. Das ersahen die Wartmänner oder Späher der Römer; da richteten diese ihre Fahne auf und rückten zum Kampfe an, daß viele Helden fielen und manch eschener Schaft zerbrach. Volkwin erstach des Kaisers Fähnrich, daß dem tapferen Manne die Spitze im Rücken wieder herausdrang. Und Volkwin sprach zu ihm: „Diesen Zins bringe Deinem Herrn und sage dem Kaiser, wenn schon er meinen Herrn schändete an Haar und Gewand, so sind nun Zeit und Ort gekommen, ihm zu vergelten." Und er zuckte seine Fahne oder den Speer wieder auf, nahm das Roß mit den Sporen und durchbrach die Schar. Doch der Kampf stand hartnäckig, denn keiner von beiden Seiten wollte weichen; man stritt den langen Sommertag, und der Römer grüne Fahnen wurden alle blutfarben und ihre weißen Scharen lagen im Blute verhauen. Es fiel Mann an Mann, und das Wahlfeldblut rann über eine Meile. Da erscholl nichts als Ach und Weh, und nie hat man von solcher Schlacht gehört. Keiner wollte weder um des Todes noch irgend welcher Not willen von der Wahlstatt kehren, noch seinen Herrn verlassen, ohne ihn mit Ehren davon zu bringen.

Schon neigte sich der Tag, da begannen die Römer zu zweifeln und zu zagen; sie waren zu sehr verhauen. Das gewahrte Volkwin, der Bannerführer,

und warf sich auf den Kaiser Severus. Die Bayern aber drangen ihm freudig nach, sangen ihr Kampflied, und die Walchen oder Welschen vermochten weder zu fliehen noch zu fechten. Als das Kaiser Severus sah, daß die Seinen wund oder erschlagen waren und die Uebriggebliebenen die Wahlstatt nicht behaupten könnten, warf er sein Schwert aus der Hand und sprach: „Rom, Dich hat Bayerland geschändet so sehr, nun will ich nicht mehr leben!“ Volkwin jedoch erschlug den Kaiser, der sieben Jahre das Reich gerichtet hatte.

Als aber der Kaiser erschlagen war, steckte Herzog Adelger seinen Schaft zum Häsel- oder Hesselbrunnen und sprach: „Das Land hab' ich gewonnen den Bayern zu Ehren; diese Mark diene ihnen immerdar!“

So erzählt diese Sage, über deren Zeit und Personennamen die Gelehrten schon vielfache Untersuchungen angestellt haben, da dieselben teils allen geschichtlichen Thatsachen widersprechen, teils die wahren Begebenheiten völlig vermengen. Es ist zu vermuten, daß die Sage mit harten Kämpfen zusammenhängt, welche die im 6. Jahrhundert n. Chr. über die Donau einwandernden Baioarier mit den Resten der Römer zwischen dem Strome und den Alpen zu führen hatten, deren auch Aventin, der Vater der bayerischen Geschichtschreibung, gedenkt. Wie es aber auch damit beschaffen sei, die Sage lehrt uns eins, daß die kriegerischen Väter sich gerne vom Ruhme des Landes und seiner Herzöge erzählt haben; und noch eins, worauf der Ruhm beider beruht und gründet, daß alle Bayern, Herren und Mannen, stets treu zum Vaterlande gehalten haben. Dem sei auch ferner so.

2. Heldenmut.

„Herr Kapitän“, sagte James Maxwell, der Steuermann, „Herr Kapitän, mir kommt's vor, als röch' ich Feuer; aber ich kann nicht finden, wo es ist.“ Der Kapitän zieht den Atem an sich und riecht's auch; aber bald ist's ihm wieder, als wäre es nichts, bald riecht er's wieder. Er sucht alles durch und kann nichts finden. Aber je länger, je ärger wird der Brandgeruch, und endlich in der Nacht, da schon das ganze Dampfschiff voll des angsterregenden Gestankes ist, ruft er: „Maxwell, ich hab's gefunden, die Flammen brechen bei dem Rade durch!“ „„Dann wende ich das Schiff dem Ufer zu““, rief dieser entgegen und schlug sich vor die Stirn, denn er erkannte deutlich die furchtbare Gefahr. Aber er faßt sich, und als er sich allein sieht, fällt er auf seine Knie und ruft Gott an und betet: „O allmächtiger Gott, verleih mir Stärke, jetzt treulich meine Pflicht zu erfüllen, und werde Du selbst Tröster meiner Witwe und Vater meiner acht Waislein!“ Darauf ergreift er wieder das Steuerruder und steht unbeweglich, das Angesicht der nächsten Landspitze zugekehrt, und das Schiff fliegt darauf los wie ein Pfeil. Die Matrosen wenden alle ihre Kräfte an, das Feuer zu dämpfen; aber die Wut der Flammen wächst mit jeder Minute und treibt die Maschine mit grausenerregender Gewalt, und das Schiff schießt durch die Wellen hin wie ein Sturmvogel. Alle Reisenden hatten sich auf dem Vorderteile zusammengedrängt, denn der gewaltige Luftzug ließ keinen Rauch dorthin kommen, sondern trieb denselben rückwärts. Da stand aber nun der arme Maxwell an seinem Steuerruder in dem erstickendem Qualm, wie ein Märtyrer auf dem rauchenden Scheiterhaufen. Der Kapitän und die Matrosen thaten zwar, was sie konnten, um das Hinterteil mit Wasser zu begießen, aber das that dem wütenden Brande keinen Einhalt. Schon fängt der Boden unter Maxwells Füßen an, sich zu entzünden; aber er weicht nicht von seinem Posten, denn an seiner Hand hängt jetzt das Leben von achtzig Personen. Immer

geradehin nach dem Lande schaut sein Blick, immer rasender treibt die Flamme das Schiff, immer unbeweglicher hält seine Hand das Ruder.

Die Leute am Ufer sehen das brennende Schiff und richten Feuerzeichen auf, um den Unglücklichen zu zeigen, wo sie landen sollen. Maxwell versteht's, seine Füße fangen an zu braten, aber er bleibt. So sturmschnell das Schiff dahinsaust, er möchte ihm noch Flügel dazu geben; denn er merkt, es kann kaum einige Minuten mehr dauern, so sinkt es, und jetzt — jetzt ist's daran, — da rückt sein Steuerruder, und rutsch! — rutsch! da sitzt das brennende Schiff auf dem Sand. Alle werden gerettet, und Maxwell wird auch ans Land getragen; aber wie sieht er aus! Seine Kleider fallen ihm wie Zunder vom Leibe, seine Füße sind ganz verbrannt. Doch Gott segnete die Hand des Arztes, und nach mehreren Wochen kann Maxwell das Bett wieder verlassen. Aber seine hohe Gestalt ist gekrümmt, seine Haare sind ganz gebleicht, seine Füße bleiben schwach und er hat daran während seines ganzen Lebens zu leiden. Er ist ein Krüppel um Gottes willen, und seine Familie hat ihren Ernährer verloren. Doch hat Gott Herzen erweckt, die sich seiner und der Seinigen treulich angenommen haben.

3. Ein treuer Diener.

W. O. v. Horn. (Wilhelm Örtel.)

De Ruyter[1]) hatte sich auf seinen verschiedenen Seereisen nicht nur den Ruf eines mutigen, geschickten und tapferen Seemannes, sondern auch das unbegrenzte Vertrauen seines Schiffsrheders, eines sehr reichen Kaufherrn, erworben. Dieser handelte nach Salé in der Berberei, an der Nordküste von Afrika. Das war eine gefährliche Fahrt; denn das Meer wimmelte von Seeräuberschiffen, die in Algier, Tunis und Tripolis ausgerüstet wurden und jedes Handelsschiff anfielen, es eroberten, alle jungen Männer der Mannschaft zu Sklaven machten, die Waren raubten und die alten Leute im Schiffe schonungslos hinmordeten, sie oft, wenn das Schiff ihnen nicht gefiel, mit demselben in die Tiefe der See versenkten, dass es niemand mehr erfuhr, wohin Schiff, Mannschaft und Ladung gekommen war. Obgleich der Gefahren viele waren, unternahm er die Reise, um in Salé seines Herrn Ware zu verkaufen.

De Ruyter führte als Kommandierender dieses Mal sein kleines, aber reich mit kostbaren Waren befrachtetes, auch mit einigen Kanonen zu einer etwaigen Verteidigung ausgerüstetes Schiff glücklich durch alle drohenden Gefahren nach Salé, landete im Hafen, wo er schon öfter gewesen war, und erhielt von dem türkischen Befehlshaber die Erlaubnis, seine Waren auslegen zu dürfen. Die Bewohner Salés eilten zu dem jungen Holländer, kauften wacker und bezahlten blank, dass es eine Freude war; denn ging es so fort, so konnte de Ruyter schon nach wenigen Tagen die Anker lichten und nach Vlissingen zurückkehren.

So gut sollte es ihm aber fürs erste nicht werden; denn am zweiten Tage seines Feilhaltens erschien der Befehlshaber selbst in seiner Bude im Hafen.

Unter den Waren hatte er ein Stück feines kastanienbraunes Tuch, das dem stolzen Türken sehr gefiel.

„Giaur“ (Hund, so nennt der Türke den von ihm verachteten Christen), sagte er kurz und herrisch: „Was kostet das Tuch?“

Ruyter nannte den von seinem Herrn bestimmten Preis.

Ebenso kurz und herrisch bietet ihm darauf der Türke gerade die Hälfte des geforderten Preises.

[1]) Michael de Ruyter, geb. 24. März 1607 zu Vlissingen auf der Insel Walcheren in Seeland, gest. 29. April 1676 in der Bai von Siragossa, einer der tapfersten holländischen Seehelden.

„Ich bin kein Jude“, entgegnete fest und ruhig de Ruyter, „der die Hälfte überfordert und dann auch natürlich um die Hälfte geringer losschlagen kann und doch den Preis hat, den er erlangen will. Bei mir wird nicht gehandelt. Ueberdies ist die Ware nicht mein, sondern meines Herrn, und als ein redlicher Diener muss ich meines Herrn Befehl treu nachkommen. Er hat den Preis gesetzt, den ich gefordert habe. Dabei bleibt's!“

Das wäre überall so in der Ordnung gewesen, nur nicht da, wo keine gesetzliche Ordnung ist, sondern Gewaltherrschaft. Jedem andern wäre es bange um seinen Kopf geworden, wenn er wie de Ruyter gesehen hätte, wie des Türken Augen zornig rollten, seine Stirne sich in krause Falten legte und die buschigen Augenbrauen sich tief auf die Augen herabsenkten.

Nach einigem Schweigen sagte der Türke mit einer fürchterlichen Bestimmtheit: „Giaur, weisst Du nicht, dass ich Herr Deines Lebens und Deiner Güter bin?“ Und damit blickt er auf einen, der in blutroter Kleidung am Ende seines Gefolges ging und ein kurzes, breites Schwert unter seinem Arme trug, und den jedermann als den Scharfrichter kannte.

„„Das weiss ich wohl, Herr““, versetzte furchtlos der junge Mann (denn de Ruyter war damals 25 Jahre alt); „„aber ich weiss auch, dass ich nicht überfordert habe und dass ich, als treuer Diener meines Herrn, kein Haar breit von dem weichen darf, was er mir befohlen hat, mag auch folgen, was da will. Das will ich getreulich halten bis in den Tod. Ihr kriegt das Tuch nicht einen Stüber wohlfeiler. Thut, was Ihr vor Gott verantworten könnt!““

Ausser de Ruyter hielten noch andere Kaufleute aus Europa im Hafen feil. Diese überkam eine Todesangst für den jungen Mann, aber auch für sich selbst; was konnte alles folgen, wenn der Befehlshaber Gewalt übte an einem von ihnen?

Alle, die Zeugen des Auftrittes waren und des Türken zornfunkelndes Auge sahen, befürchteten nicht mehr und nicht weniger, als dass er dem Roten einen Wink geben, und der sofort dem kecken Holländer den Kopf vor die Füsse legen würde.

Aber es kam anders.

Nach einigem Schweigen sagte der Türke: „Giaur, ich gebe Dir bis morgen Bedenkzeit. Hast Du Dich bis zu der Stunde, da ich wiederkommen werde, nicht anders besonnen, so kannst Du nach Eurer Sitte Dein Testament machen!“

Damit warf er ihm noch einen Liebesblick zu, der das Blut in den Adern konnte gerinnen machen, und der Scharfrichter am Ende des Zuges nickte dem jungen Manne zu, als wollte er sagen: Und dann komm' ich!

Den Blick und dies Zunicken verstand de Ruyter wohl, aber ruhig legte er das Stück Tuch in sein Gefach und wartete auf andere Kunden.

Kaum war der Zug des Türken aus dem Gesichte, so stürmten die andern Kaufleute herzu und machten de Ruyter die bittersten Vorwürfe über seine Unklugheit. „Wir bitten Dich um Gottes und Deines Lebens willen, schenk' ihm das Tuch! Schlägt Dir sein Kapdischi-Baschi (oder Scharfrichter) morgen den Kopf ab, und das geschieht so gewiss, als die Sonne am Himmel steht, dann verliert Dein Herr alles und Du Dein Leben dazu. Du machst alle Deine Matrosen elend; denn alsbald verkauft er sie als Sklaven, und das Schiff ist auch hin! Gib lieber das Tuch hin, und rette Dein Leben und das übrige Gut und Deine Leute dazu! —

„„Von dem, was mir anvertraut ist, habe ich nichts zu verschenken““, sagte de Ruyter. „„Wer in dem einen nicht treu ist““, fuhr er

fort, „„der ist es auch nicht in dem andern. Uebrigens stehe ich in Gottes Hand. Wie er es in seinem heiligen Rat beschlossen hat, so wird es kommen, anders nicht. Ich weiche kein Haar breit von meiner Pflicht. Lieber mit einem guten Gewissen sterben als mit einem schuldbeladenen leben!““ Dabei blieb er, mochten auch die Kaufleute sagen, was sie wollten. —

Das Wort „Klugheit“ fand bei ihm keine Geltung. Es stand etwas anderes in seinem Herzen, nämlich die Mahnung: Sei treu! Das allein gilt vor Gott, dem Herrn. De Ruyter legte sich ruhig am Abende nieder, empfahl seine Seele Gott im Gebete und schlief so süss wie ein Kindlein in der Mutter Schoss.

Am andern Morgen pries er den Herrn, der ihn gestärkt und erquickt hatte, und ging ruhig und guten Mutes in seine Bude, als hätte er lauter fröhliche Kunden zu erwarten. Da kommt denn endlich der Türke die Gasse herab mit einem Gesichte, als wollte er de Ruyter zum Frühstück verzehren. Es folgt auch wieder der Rote mit dem Schwerte und lächelt just so wie gestern, als er de Ruyter zugenickt hatte. Dem Türken wichen scheu alle Leute aus, wo und wie sie kamen, denn sein Angesicht verspricht nichts gutes. Vor de Ruyters Bude bleibt er stehen, sieht ihn grimmig an und spricht: „Giaur, hast Du Dich besonnen?“

Ruhig blickt ihn de Ruyter an und sagt fest: „Was ich gestern gesagt habe, muss ich als treuer Diener meines Herrn heute wiederholen. Ich gebe das Tuch nicht um einen Blaffert wohlfeiler. Wollt Ihr mein Leben, so nehmt es, aber ich will sterben mit reinem Gewissen und als ein treuer Diener vor meinen Herrn im Himmel treten!““ — Alle Leute, welche diese Worte hörten, hielten den Atem an, denn der in seinem roten Kleide besah die Klinge seines Schwertes und fuhr mit dem Finger leise darüber hin, ob es auch keine Scharte habe. Sie alle erwarteten nichts geringeres, als dass er sagen würde: Kapdischi-Baschi, thue Deine Schuldigkeit an dem widerspenstigen Giaur!

Aber ihr Vermuten war irrig, und das satanische Lächeln des Scharfrichters zu frühe. Plötzlich ändert sich das Gesicht des Türken; es wird klar und heiter. „Bei dem Barte des Propheten!“ ruft er aus, „Du bist eine grundehrliche Seele! Ein solch treuer Diener seines Herrn ist mir noch nicht vorgekommen! Schade, dass Du kein Türke bist!“

Darauf wandte er sich zu seinen Begleitern, deutete auf de Ruyter und sagte: „Nehmt Euch den Christen zum Vorbild und Muster!“ Zu de Ruyter aber sagte er: „Gib mir Deine Hand, Christ, Du sollst von heut an mein Freund sein!“ Darauf warf er einen mit Gold gefüllten Beutel auf den Ladentisch und sagte: „Es ist, Du darfst es glauben, gerade so viel darin, als Du gefordert hast. Gib dem Sklaven das Tuch! Ich will ein Ehrenkleid daraus machen lassen, und, so oft ich es trage, von Deiner Treue erzählen, dass sich die, die es hören, daran spiegeln.“ Damit drückte er ihm noch einmal die Hand und entfernte sich.

4. Kannitverstan.

Peter Hebel.

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen oder Gundelfingen so gut als in Amsterdam, Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herum fliegen. Aber auf dem seltsamsten Umwege kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch den Irrtum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntnis. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt voll prächtiger Häuser, wogender

Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Duttlingen bis nach Amsterdam noch keines erlebt hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dies kostbare Gebäude, die sechs Kamine auf dem Dache, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer als an des Vaters Haus daheim die Thür. Endlich konnte er sich nicht entbrechen, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund", redete er ihn an, „könnt Ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternenblumen und Levkojen?" — Der Mann aber, der vermutlich etwas wichtigeres zu thun hatte und zum Unglück gerade so viel von der deutschen Sprache verstand, als der fragende von der holländischen, nämlich nichts, sagte kurz und schnauzig: „Kannitverstan" — und schnurrte vorüber. Dies war nun ein holländisches Wort oder drei, wenn man's recht betrachtet, und heißt auf deutsch so viel als: Ich kann nicht verstehen. Aber der gute Fremdling glaubte, es sei der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Mann sein, der Herr Kannitverstan, dachte er und ging weiter. Gass' aus Gass' ein kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt: Het Ey — oder auf deutsch: Das Ypsilon. Da stand nun Schiff an Schiff und Mastbaum an Mastbaum, und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit an sich zog, das vor kurzem aus Ostindien angelangt war und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf und neben einander am Lande. Noch immer wurden mehrere herausgewälzt und Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer. Als er aber lange zugesehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste auf der Achsel heraustrug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waren an das Land bringe. „Kannitverstan!" war die Antwort. Da dachte er: Haha, schaut's da heraus? Kein Wunder, wem das Meer solche Reichtümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen und solcherlei Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scherben. Jetzt ging er wieder zurück und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was er für ein armer Teufel sei unter so vielen reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: Wenn ich's doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat! kam er um eine Ecke und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Toten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in schwarze Mäntel und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmütiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis alles vorüber war. Doch machte er sich an den letzten vom Zug, der eben in der Stille ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Zentner um 10 Gulden aufschlüge, er griff ihn sacht am Mantel und bat ihn treuherzig um Excüse. „Das muß wohl auch ein guter Freund von Euch gewesen sein", sagte er, „dem das Glöcklein läutet, daß Ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht." „„Kannitverstan!"" war die Antwort. Da fielen unserm guten Duttlinger ein paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal schwer und wieder leicht ums Herz. Armer Kannit-

verstan, rief er aus, was hast du nun von allem deinem Reichtum? Was ich einst von meiner Armut auch bekomme: ein Totenkleid und ein Leintuch und von all deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust oder eine Raute. Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis ans Grab, sah den vermeinten Herrn Kannitverstan hinabsenken in seine Ruhestätte und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt als von mancher deutschen, auf die er nicht acht gab. Endlich ging er leichten Herzens mit den andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käse, und wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seien, und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab.

5. Für König und Vaterland.

Nach Ludwig Aurbachers „Soldatenspiegel" und Johann Heilmann's „bayerischem Soldaten im Felde."

In dem denkwürdigen Jahre 1813 wetteiferten auch die Bayern mit den übrigen deutschen Völkern in Beweisen ihrer Treue und Liebe gegen König und Vaterland. Außer Preußen hat damals vielleicht kein deutsches Volk verhältnismäßig so viel Kraft entwickelt und so große Opfer gebracht als das bayerische. Trotz dem Untergange eines ganzen, kernhaften Heeres, welches im Jahre 1812 in Rußland von Krankheit, Kämpfen und Strapazen aufgerieben worden war, stand in ein paar Monaten eine neue, wohlgeübte und gerüstetete, 30000 Mann starke Armee auf den Beinen; überdies warteten 100000 Bürger, bewaffnet und geübt, auf den Befehl des Königs, um bei dringender Gefahr den Thron und ihren Herd zu verteidigen. Die glückliche Wendung des Krieges erforderte jedoch nur die Kraftanstrengung der regelmäßigen Truppen, die nun, vereinigt mit den Oesterreichern, gegen die Franzosen marschierten.

Einen großen Teil jenes Heeres machten die sogenannten mobilen Legionen aus, welche — nach Regierungskreisen benannt — meistens aus Männern zusammengesetzt waren, die bereits ihre Kapitulationszeit ausgedient und in den letzten Kriegen mitgefochten hatten. Das Gesetz verlangte von ihnen Kriegsdienst nur innerhalb der Grenzen des Vaterlandes. Als sie daher mit ihren jüngeren Waffenbrüdern die nordwestliche Grenze Bayerns erreichten, so stellte man es ihnen frei, ob sie, auf ihr Recht sich stützend, zurückbleiben, oder aber die Ehre des Krieges teilend, weiter marschieren wollten. Allein längst hatte die allgemeine Gefahr des teuern Vaterlandes in den treuen Herzen der Bayern den alten Mut und die Liebe zu ihrem angebeteten Monarchen zur auflodernden Flamme entfacht; um so mehr, als schon unterm 7. August das 3. Bataillon der mobilen Legion des Oberdonaukreises ein so schönes Beispiel gegeben, indem es seinem Chef erklärte, daß es den König bitte, auch über den Grenzen Bayerns den Feind bekämpfen zu dürfen. Diesem erhebenden Vorbilde folgte zunächst am 12. August das National-Chevaulegers-Regiment. Nun entschlossen sich alle Legionen das ehrende Zutrauen ihres Königs wie des Volkes zu rechtfertigen, und mit ihren übrigen Kameraden die Gefahren und Beschwerden des Krieges fortan zu teilen. Zur Belohnung erhielten sie sämtlich die Fahne eines 1. Bataillons der Feldregimenter, die Gratifikation für zweijährige Kapitulation und die Benennung „National-Feldbataillone." Sie wurden ferner nach den Kreishauptstädten bezeichnet und bekamen die Nummer je nach der Reihe ihrer

jetzt rasch aufeinander folgenden Bereitwilligkeits-Erklärung. Bald darauf fochten sie wacker in der blutigen Schlacht bei Hanau (30. und 31. Oktober 1813), sowie in dem beschwerlichen Winterfeldzuge von 1814 in Frankreich.

Einen herrlichen Beweis für viele Belege. Nach dem Treffen bei Bar sur Aube (27. Februar 1814) hielt auf einem der höchsten Weinberghügel, rechts von dem eroberten Städtchen Bar das 10. National-Feldbataillon „Augsburg" Rast; neben ihm lagerte das 1. Infanterie-Regiment. Da brachten vier Schützen jenes Bataillons einen schwer verwundeten Kameraden die steile Anhöhe herauf, und legten ihn oben sorgsam nieder. Der Arzt hielt in der Nähe; er eilte rasch zur Hilfe herbei; doch umsonst war aller Beistand. Eine Kanonenkugel hatte dem Unglücklichen die linke Hüfte zertrümmert und schrecklich auseinander gerissen. In großen Haufen wurde Charpie herbeigebracht, und damit die weit aufklaffende Wunde bedeckt. Dadurch war das Leben des tödlich Verwundeten um einige Minuten gefristet.

Der Kommandant des Bataillons, Major Joseph v. Brückner, und mehrere Offiziere und Soldaten des 10. National-Feldbataillons versammelten sich mit rührender Teilnahme um den jungen sterbenden Krieger.

Als derselbe aus seiner Ohnmacht erwachte, drängte der Schmerz ihm einen Strom von Thränen durch die Wimpern und feuchtete ihm die erbleichenden Wangen. Man sprach ihm milde Trostworte zu; er aber schüttelte schwach das Haupt und schloß die Augenlider. Bald hierauf atmete er stärker, und mächtiger hob sich seine Brust; noch einmal schlug er die matten Augen auf und betrachtete die um ihn Stehenden mit herzergreifendem Blicke. — Plötzlich that er die Frage: „Herr Oberstwachtmeister, gewinnen oder verlieren wir?" — Alle, die diese Worte vernahmen, staunten. Mit freudiger Rührung entgegnete der Kommandant dem edlen Soldaten, daß das Treffen gewonnen sei, und die Franzosen sich von allen Seiten zurückzögen. Auf einen Wink öffnete sich der Kreis, ein paar Kameraden griffen den Sterbenden behutsam unter die Arme und hoben ihm das schwere Haupt empor. Da sah er noch vor seinem Ende im Purpurglanze der Abendsonne den flüchtigen Feind; eine selige Heiterkeit verbreitete sich über das blasse Antlitz, und: — „Jetzt sterbe ich gern" — waren die letzten Worte des starkmütigen Kriegers.

Der Name dieses bayerischen Helden ist Anton Beck aus Rettenbach, im Bezirksamt Günzburg. Es war der Sohn eines Bauern!

6. Lieutenant und Rekrut.

Beide sind tot, der, welcher das Wort „nichts kannst du recht machen" immer im Munde führte, und der, welcher es so oft hören mußte, als jener es sagte. Der eine war der jüngste Lieutenant in der Schwadron und der andere der dümmste Rekrut, und so hitzig der eine war, so langsam war der andere.

Es war in der Schlacht bei Vionville. Es galt, die breite Lücke, die zwischen den Divisionen Buddenbrock und Stülpnagel eingerissen war, zu füllen und dem Stoß des Feindes zu begegnen. Und sie sausten heran, die Reiter, in geschlossenen Reihen wie Wetterwolken, ihre geschwungenen Säbel wie die zackigen Blitze zwischendrein, und hinein ging's in die französischen Regimenter. Das erste Carré wurde niedergeritten, das zweite auch. Aber immer neue Scharen feindlicher Bataillone tauchten auf, und die Batterien, mit denen sie gedeckt waren, spien Tod und Verderben unter die Reiter. Sie mußten zurück. Da brachen noch zu allem Ueberfluß aus einem Hinterhalte französische Kürassiere und Dragoner hervor. Es galt sich durchzuschlagen. Der Lieutenant geriet

abseits, und flugs waren zwei gewaltige Reiter an ihm. Das Blut seiner Väter, die bei Leipzig und Waterloo gestritten hatten, steckte in dem preußischen Jüngling, der lieber sterben als sich ergeben wollte; er wehrte sich gegen die schweren Säbelhiebe mit seinem flinken Arm und sein Roß lenkte er zwischen den Kürassierpferden der Feinde hindurch, wie ein Seekadett das leichte Boot unter schweren Kriegsschiffen. Aber bald wurde sein Arm müde und sein wackeres Auge unsicher und matt, und eben nahm er im Geiste Abschied von seiner Mutter und seinem väterlichen Schloß unter grünen Bäumen, — da brauste im Augenblicke der höchsten Not ein preußischer Reiter heran, als gält' es, den Tod einzuholen oder die Wolke am Himmel. Hinter einer Mauer hatte er bei dem Rückzug sich verdeckt gehalten und wollte die Rückkehr der Franzosen abwarten, da hört er Schwerter klirren. Er sieht den Lieutenant umringt in Todesnot, gibt dem Pferde die Sporen, setzt über den Graben und ist den Reitern am Wamse. Ehe der eine französische Reiter sich decken konnte, schlug ihm die starke Westfalenfaust eine Wunde, die kein Arzt heilen kann, und als der andere gegen ihn ausholte, zog er ihm eine Furche über die Stirn, daß der Mann klirrend niederfiel und den weißen Kalkstein mit seinem Blute rötete. — Das war das Werk eines Augenblicks, den der Lieutenant brauchte um sein schäumendes Roß zum Stehen zu bringen. Er schaut um sich — wer mag der rettende Engel sein? — und hinter ihm hält der dumme Rekrut, sein Schmerzenskind, das freudestrahlend ihm entgegenruft: „Herr Lieutenant, habe ich's nun recht gemacht?" Der Lieutenant will eben anheben zum Lobe, das zum erstenmal von seinen Lippen kommen soll, aber noch eh' er ein Wörtlein gesagt, da pfeift es aus dem Gebüsch, und den treuen Westfalen trifft die Kugel mitten in die Stirn, daß er lautlos vom Pferde sinkt. —

Voll Schmerz wirft sich der Lieutenant über den Gefallenen und ruft ihm in die Ohren: „Ja, ja, treue Seele, das hast Du recht gemacht!" Der hörte es freilich nicht mehr, aber das Lob ist hinaufgegangen und hineingefallen in die Wagschale des ewigen Richters, der die Treue auf Erden sieht.

Wenige Tage darauf, als die gewaltigen Siege errungen waren, wurde der Lieutenant mit seiner Schwadron zur Patrouille abgeschickt. Sie reiten an einem Gehölz vorbei; es kracht hinter den Bäumen, — Franctireurs sind's, die sich im Walde versteckt haben. Der Lieutenant sprengt mit geschwungenem Säbel heran an das Gehölz, aber noch eh' er zum Streich ausholen kann, sinkt er tödlich getroffen vom Pferde. Wohl säubern die Kameraden das Gehölz, und keiner der Feinde entrinnt, aber als Toten bringen sie ihren Lieutenant zurück. —

So ruhen sie denn beide im kühlen Schoß unter Frankreichs Erde, sind im Frieden mit einander geschieden, sind einander noch froh geworden in dieser Welt.

Drüben in Westfalen weint das eine Mutterherz und in der Mark das andere, sie haben beide vom Scheiden ihrer Kinder gehört, ihre letzten Worte vernommen und wissen: Sie sind nun droben bei einander, Lieutenant und Rekrut, und haben's beide recht gemacht, Rekrut und Lieutenant!

7. Wie sahen einst die bayerischen Husaren aus?

Friedrich Münich.

Die grosse Ueberlegenheit der türkischen Reiterei veranlasste den Kurfürsten Max Emanuel gegen den Schluss der Türkenkriege von 1683—1688 hin, ein ungarisches Husarenregiment zu werben. Hiezu stellte er dem Oberst Liedl am 3. Januar 1688 ein Werbpatent aus, der auch in sehr kurzer Zeit eine tüchtige Truppe von acht Kompagnien, jede zu 100 Mann, auf den Beinen hatte. Aber noch im nämlichen Jahre

wurde das Regiment nach beendetem Feldzuge wieder aufgelöst. Es sollte gleichmässig blau uniformiert werden, doch kam dies nicht mehr zu stande.

Die Husaren trugen meist hohe rote Mützen mit Pelzverbrämung; ihre Spenser, welche die Hüfte deckten, waren von verschiedenen Farben und stachen von den weiten, in gelben, braunen, schwarzen oder roten Czismen steckenden Hosen ab. Die Aermel-Aufschläge erschienen häufig andersfarbig als der Spenser, an welchem zur Verzierung nur eine Borten- oder Pelzeinfassung vorkommt. Um den Leib hatten sie einen roten Bund; zum Schutz gegen die rauhe Witterung bedienten sie sich der aus Wolfshäuten gefertigten Pelze und roter Mäntel. Die Offiziere zeichneten sich durch grüne Federn auf den Mützen, durch mit Silber oder Gold gewirkte Bunde und durch den oft reich verzierten Streitkolben aus. Sie hingen rot gefütterte Tigerdecken, welche über der Brust durch Medaillons in edlem Metalle zusammengehalten waren, um den Hals und liessen sie in malerischem Faltenwurfe über den Rücken hinabwallen. Manche hatten goldene Ehrenketten. Die Bewaffnung bestand in einer mehr oder minder langen Flinte, die der Husar an einem breiten Riemen von braunem Leder im Haken, den Kolben oben, führte; dann in einem krummen Säbel — bei einigen in einem Pallasch — der an einer gedrehten farbigen Schnur von der rechten Schulter zur linken Seite hing; hiezu kamen noch Pistolen, um deren Holftern die Hülsen für die Patronen sich befanden. Höchst einfach zeigte sich die Pferderüstung. Ein schwarzes Kopfgestell, fast immer ohne Nasenband, der Kehlriemen manchmal mit einer Quaste geziert, genügte den wilden Reitern. Im Lager fesselten sie ihre klugen Tiere, brauchten also auch keine Marschhalftern. Den Sattel deckte eine Schabracke von farbigem Tuch, bald mit, bald ohne Einfassung; jene, bei den Offizieren stets reich, hatte an den hinteren Enden auch Quasten. Vorder- und Hinterzeug kommt nur vereinzelt vor. Die Pferde selbst erscheinen meist klein, mit dicken kurzen Hälsen und breiten Hinterteilen; vermutlich war die türkische Rasse damals sehr verbreitet.

Ueber die Uniform einer nur von 1702—1703 während des spanischen Erbfolgekrieges bestandenen Husarenkompagnie von 100 Köpfen ist vorläufig noch nichts aufzufinden gewesen, so wenig als über die im österreichischen Erbfolgekrieg 1742 in Ungarn geworbenen Husaren-Regimenter Frangipani und Ferrari, die zudem schon 1746 wieder aus bayerischem Dienste traten. Das 1758 vom Grafen Piosasque während des siebenjährigen Krieges im Lande geworbene Husarencorps von 65 Mann mit 60 Pferden war eigentlich zur Sicherung der Landstrassen bestimmt, fand aber auch in der Oberpfalz zu Ordonnanzen und Rekognoszierungen der preussischen Kontributionszüge seine Verwendung. Es trug rote Dolmans und Pelze mit weissen Knöpfen und Schnüren, graue Hosen, und ging 1771 ein.

Die kurpfälzische Armee besass eine Husarenkompagnie, welche 1707 und 1737 mit 100 resp. 53 Mann und 100 resp. 53 Pferden vorkommt; 1777, kurz vor ihrer Vereinigung mit dem kurbayerischen Heere, hellblaue Pelze, Dolmans und Hosen mit Silber (die Mannschaften weiss) verschnürt, dann schwarze Filzkappen hatte, und um 1778 verschwindet. Auch die Herzöge von Zweibrücken unterhielten im 18. Jahrhundert ein kleines Husarencorps, über dessen Uniform jedoch bis jetzt nichts bekannt ist.

Der Name Husar blieb in der bayerischen Armee ganz verschollen, bis im Befreiungsjahre 1813 das königliche Dekret vom 27. Oktober über die allgemeine Landesbewaffnung erschien, wonach den Freiwilligen, die sich beritten machen konnten, gestattet war, auf Kriegsdauer sich in ein Kavalleriecorps unter der Benennung „Freiwillige Landhusaren“ zu for-

mieren. Sie trugen hellblaue Dolmans und solche ungarische Beinkleider mit weissen Schnüren und Knöpfen, schwarze Czismen, den Pelz von weissem Tuche mit schwarzem Besatze; Czakos von schwarzem Filze mit weissen Fangschnüren, dann weiss und blauem Federbusche, endlich eine Säbeltasche von schwarzem Leder mit des Königs Namenszug. Die Pferde-Equipage glich jener der Chevaulegers, doch Mantelsack und Schabracke waren von blauem Tuch und mit weissen Borten besetzt. Die Waffen bestanden in dem Säbel ohne Korb und zwei Pistolen.

Die freudigste Opferwilligkeit des Volkes, das durch die National-Feldbataillons und die National-Chevaulegers schon seine Liebe zu dem Monarchen Maximilian I., dem Gütigen, bethätigt hatte, kam auch jenem Aufrufe gerne nach. Man sah die Notwendigkeit recht gut ein, auf die viele Infanterie doch einige Kavallerie zu besitzen. Die einzelnen Gemeinden rüsteten ein oder zwei Husaren freigebig aus, wozu sie für jeden überdies zur Anschaffung der Equipierungsstücke und des Pferdes eine Beihilfe von 100 Gulden erhielten. Ging das Pferd im Dienst zu Grunde, so wurden dem Reiter 150 Gulden zur Anschaffung eines neuen ausbezahlt. Da auch das zierlich verschnürte Wams manch jungen Fant lockte, so trabten dann die Landhusaren bald zahlreich aus allen Gauen, mit den mehr altbayerisch als ungarisch ausklingenden Namen, zu dem Sammelplatze nach München. Aber, o Himmel, was für Sorten Husaren sah die erstaunte Hauptstadt! — Die gegebene Uniformbeschreibung war so allgemein gehalten, dass dem Geschmack des Einzelnen der freieste Spielraum gegönnt blieb. Doch alle kamen sie mit dem besten Willen, und Ende Februar 1814 waren bei 1200 Mann bereit, ihr Blut dem Vaterlande zu opfern. Die in München stationierten berittenen Gendarmen erteilten ihnen den Reitunterricht; alte gediente Offiziere, sowie Jünglinge aus des Landes edelsten Familien zeigten sich stolz, sie zu kommandieren.

Am 11. Mai 1814 war das freiwillige Husarencorps schon so stark, dass es in ein Regiment zu 8 Eskadrons, jede von 125 Pferden, formiert werden konnte, das sich jedoch gemäss Reskript vom 18. März 1815 in zwei Regimenter teilte, wobei jedes die 5., 6. und 7. Eskadron neu errichten musste, übereinstimmend mit der Formation der anderen Reiter-Regimenter des bayerischen Heeres. Das 1. Husaren-Regiment behielt die schwarzen Czakos bei, das 2. nahm die roten an. Die Mannschaften legten die Federbüsche ab und steckten nach dem Muster der Chevaulegers weisse Rosshaarbüsche auf, während die Offiziere ihre Reiherbüsche durch solche von ganz weissen Federn ersetzten.

Das in der Uniformierung trotzdem bisher noch immer herrschende Chaos lichtete sich nun bald. In Augsburg lag ein österreichisches Husaren-Regiment, und von diesen entlehnte man den Schnitt und die Verschnürung. Zu den Pelzen wählte man blaues Tuch und gab dagegen rote Schabracken und Mantelsäcke mit weissen Borten. Die Schärpen, aus weissen Schnüren gefertigt, welche senkrecht von blauen durchflochten waren, trugen die Offiziere in Silber und Seide. Zur besseren Bewaffnung erhielten die beiden Regimenter während des Feldzuges 1815 Karabiner, deren Mangel die Husaren schwer gefühlt hatten. Im folgenden Jahre bekamen sie statt des schwarzen Lederzeugs das weisse, wobei die Offiziere die Cartouche der Chevaulegers annahmen. Zu der Offiziere prächtigem Anzuge passte die bescheidene weisslackierte Säbelkuppel, an der eine reich gestickte rote Säbeltasche hing, nicht, weshalb sie sich Kuppeln aus Silberborten fertigen liessen, die ihnen auch am 4. Januar 1818 nachträglich genehmigt wurden. Bei Hoffesten trugen die Offiziere

rote ungarische Hosen mit reicher Silber-Schaitaschirung.[1]) Auch ihre Czakos erhielten auf des Feldmarschalls Fürst Wrede Befehl, der für den geschmackvollen Anzug seiner Husaren ein wachsames Auge hatte, um den oberen Rand eine zwei Finger breite Stickerei aus ungarischen in einander geflochtenen Silberschnüren, und anstatt der silbernen Schuppenbänder ebensolche Ketten. Die Gradauszeichnung bestand in dem mehr oder minder reichen Schnurbesatz auf den Aermeln. Der Husar hatte auf dem Pelz 8 Ellen (hiervon $2^1/_3$ auf beiden Aermeln, $2^1/_2$ auf den Schösseln, $3^1/_6$ auf dem Rücken, den Rest auf der Brust), auf dem Dollman 13 Ellen Schnüre. Dem Korporal waren 1 Elle, dem zweiten Wachtmeister $2^1/_6$, dem ersten Wachtmeister $3^1/_2$ Ellen mehr zu den Gradabzeichen genehmigt. Die Trompeter zeigten sich bei Paraden sehr reich gekleidet; so trugen jene des 1. Regiments schwarze Kolpaks mit roten Säcken, weissen Fangschnüren und roten Federbüschen, dann scharlachrote Dolmans, ungarische Hosen und hellgrüne, schwarz besetzte Pelze, rote Säbeltaschen — alles mit ausserordentlich reicher Silberstickerei. Zum gewöhnlichen Dienst kleidete sich die Mannschaft in den Stallkittel und die Reithose von Zwilch; diese fanden ihr Ende im Montursystem von 1818. Dagegen kam der blaue Spenser ohne alle Verzierung — bei den Unteroffizieren mit den Gradabzeichen — vorne zugehaftet, mit einer Reihe Husarenknöpfe, und die blaue, mit alten Schabrackenborten an den Seiten und mit Leder besetzte Reithose in Gebrauch. Die blaue Fouragierkappe nach dem Schnitte der Chevaulegers hatte zur Verzierung weisse Borten und eine Quaste. Die Pferderüstung war ungarisch mit weisser Metallverzierung bei den Offizieren; der Kehlriemen endete mit einer Quaste. Die Husaren remontierten sich mit moldauer Pferden.

Beide Husaren-Regimenter wurden nach dem Eintritt des Weltfriedens vorerst beibehalten, jedoch nach den Formations-Reskripten vom 8. und 26. Juni 1817, gleichwie die übrige Kavallerie, jedes von sieben auf fünf Eskadrons reduziert, wobei die 5. Eskadron das Depot bildete. Mehr und mehr vernachlässigte man die Husaren, so dass schon 1821 deren 1. Regiment nur mehr 289, das zweite aber 284 Pferde hatte, weshalb sich jedes derselben nach einem Reskripte vom 30. Oktober genannten Jahres auf drei Eskadrons stellte. Gemäss der neuen Formation vom 1. Juni 1822, die am 1. Juli ins Leben trat, wurden die Husaren gänzlich aufgelöst; die 2. Eskadron des 1. Regiments und das ganze 2. Husaren-Regiment vereinigten sich mit dem heutigen 3. Chevaulegers-Regiment „Herzog Maximilian", die 1. und 3. Eskadron des 1. Husaren-Regiments mit dem jetzigen 2. Chevaulegers-Regiment „Taxis".

8. Untreue schlägt den eigenen Herrn.

Peter Hebel.

Als in dem Kriege zwischen Frankreich und Preußen ein Teil der französischen Armee nach Schlesien einrückte, waren auch Truppen vom rheinischen Bundesheer dabei, und ein deutscher Offizier wurde zu einem Edelmanne einquartiert und bekam eine Stube zur Wohnung, wo viele sehr schöne und kostbare Gemälde hingen. Der Offizier schien recht große Freude daran zu haben, und als er etliche Tage bei diesem Manne gewesen und freundlich behandelt worden war, verlangte er einmal von seinem Hauswirt, daß er ihm eins von diesen Gemälden zum Andenken schenken möchte. Der Hauswirt sagte, daß er

[1]) So nannte man die vielfach verschlungenen Verschnürungen nahe den Taschen. Das Wort selbst stammt wahrscheinlich von ungarischen Sajtò, die Presse, weil derlei Verzierungen anfänglich auch aufgepresst, anstatt wie später aufgenäht wurden.

das mit Vergnügen thun wollte, und stellte seinem Gaste frei, dasjenige selber zu wählen, welches ihm die größte Freude machen könnte.

Nun, wenn man die Wahl hat, sich selber ein Geschenk von jemand auszusuchen, so erfordern Verstand und Artigkeit, daß man nicht gerade das vornehmste und kostbarste wegnehme, und so ist es auch nicht gemeint. Daran schien dieser Mann auch zu denken, denn er wählte unter allen Gemälden fast das schlechteste. Aber das war unserem schlesischen Edelmanne gar nicht lieb, und er hätte ihm gern das kostbarste dafür gelassen. „Mein Herr Oberst“, so sprach er mit sichtbarer Unruhe, „warum wollen Sie gerade das geringste wählen, das mir noch dazu wegen einer anderen Ursache wert ist? Nehmen Sie doch lieber dieses hier oder jenes dort!“ — Der Offizier gab aber darauf kein Gehör, schien auch nicht zu merken, daß sein Hauswirt immer mehr und mehr in Angst geriet, sondern nahm geradezu das gewählte Gemälde herunter. Jetzt erschien an der Mauer, wo dasselbe gewesen war, ein großer, feuchter Fleck. „Was soll das sein?“ sprach der Offizier, wie erzürnt, zu seinem todblassen Wirt, that einen Stoß, und auf einmal fielen ein paar frisch gemauerte und übertünchte Backsteine zusammen, hinter welchen alles Geld und Gold und Silber des Edelmanns eingemauert war. Der gute Mann hielt nun sein Eigentum für verloren, wenigstens erwartete er, daß der feindliche Kriegsmann eine namhafte Teilung ohne Inventarium und ohne Kommissarius vornehmen werde, ergab sich geduldig darein und verlangte nur von ihm zu erfahren, woher er habe wissen können, daß hinter diesem Gemälde sein Geld in der Mauer verborgen war. Der Offizier erwiderte: „Ich werde den Entdecker sogleich holen lassen, dem ich ohnehin eine Belohnung schuldig bin“, und in kurzer Zeit brachte sein Bedienter — sollte man's glauben — den Maurermeister selber, der die Vertiefung in der Mauer zugemauert und die Bezahlung dafür erhalten hatte.

Das ist nun einer von den größten Spitzbubenstreichen, die der Satan auf ein Sündenregister setzen kann. Denn ein Handwerksmann ist seinen Kunden die größte Treue — und in Geheimnissen, wenn es nichts unrechtes ist, so viel Verschwiegenheit schuldig, als wenn er einen Eid darauf geleistet hätte.

Aber was thut man nicht um des Geldes willen? Oft gerade das nämliche, was man um der Schläge oder um des Zuchthauses willen thut oder für den Galgen, obgleich ein großer Unterschied dazwischen ist. So etwas erfuhr unser Meister Spitzbub'. Denn der brave Offizier ließ ihn jetzt hinaus vor die Stube führen und ihm von frischer Hand 100, sage hundert Prügel bar auszahlen, lauter gute Valuta, und war kein einziger falsch darunter. Dem Edelmann aber gab er unbetastet sein Eigentum zurück. — Das wollen wir beides gutheißen und wünschen, daß jedem, der Einquartierung haben muß, ein so rechtschaffener Gast und jedem Verräter eine solche Belohnung zu Teil werden möge.

9. Meister Hämmerlein.

Ferdinand Schlez.

Vor etlichen dreißig Jahren starb in meinem Geburtsorte der Gemeindeschmied Jakob Horn. Im gemeinen Leben hieß er nicht anders als Meister Hämmerlein. „Meister Hämmerlein? Ei, warum denn Meister Hämmerlein?“ Weil er die sonderbare Gewohnheit hatte, wo er ging und stand, sein Hämmerlein und ein paar Nägel in der Tasche zu führen, und an allen Thoren, Thüren und Zäunen zu hämmern, wo er etwas los oder ledig fand, vielleicht auch, weil er über seinem Hämmerlein Gemeindeschmied des Dorfes geworden war. —

„Wie wäre denn das zugegangen?“ Ganz natürlich, wie ihr sogleich hören sollt. Sein Vorfahr war gestorben. Vier wackere Bursche hatten sich um den Dienst gemeldet und dem und jenem allerlei versprochen. Meister Hämmerlein hatte sich nicht gemeldet und nichts versprochen, er hämmerte bloß ein wenig an einer Gartenthür und erhielt dafür den Dienst.

„Und bloß für ein bischen Hämmern?“ Bloß für ein bißchen Hämmern! An einer Gartenthür nahe am Dorfe hing schon wochenlang ein Brett ab. Meister Hämmerlein kam mit seinem Felleisen des Weges her. Flugs langte er einen Nagel und sein Hämmerlein aus der Tasche und nagelte das Brett fest. Das sah der Dorfschulze. Ihm schien es sonderbar, daß der landfremde Mensch das Brett nicht ledig sehen konnte, das doch selbst der Eigentümer des Gartens wohl zwanzigmal so gesehen hatte, ohne es fest zu machen. Er wollte ihn anreden; aber der Bursche war fort, eh' er ihm nahe genug kam. Ein paar Stunden darauf ging der Schulze in die Dorfschenke. Sogleich fiel ihm der junge Mensch ins Gesicht. Er saß ganz allein an einem Tischchen und verzehrte sein Abendbrot. „Ei willkommen!“ rief der Schulze. „Treffen wir uns hier, guter Freund?“ — Der junge Mensch stutzte, sah ihm steif ins Gesicht und wußte nicht, woher die Bekanntschaft kam. „Ist er nicht der junge Wanderer“, fragte der Schulze, „der diesen Abend da außen am Wege das Brett einer Gartenthür festgemacht hat?“ — „Ja, der bin ich.“ — „Nun gut, so kommt, Nachbar Hans“, sagte der Schulze zu dem Eigentümer des Gartens, der zufällig auch da war, „kommt, und bedankt Euch bei dem wackeren Fremdling! Er hat im vorbeigehen Eure zerbrochene Gartenthür repariert.“ — Nachbar Hans schmunzelte, sagte seinen Dank, setzte sich nebst dem Schulzen traulich zu dem Fremdling, und alle Gäste lauschten auf ihr Gespräch. Es betraf das Handwerk, die Wanderungen und Kundschaften desselben, und in allen erwachte der einmütige Wunsch, ihn zum Gemeindeschmied zu bekommen, weil allen der Zug von gemeinnütziger Denkart gefallen hatte.

Hämmerlein mußte bleiben, und da er schon am folgenden Morgen einen Beweis seiner Geschicklichkeit in der Vieharzneikunst und im Beschlage gab, so war nur eine Stimme für ihn: Dieser und kein anderer soll Gemeindeschmied werden! Man schloß den Kontrakt mit ihm ab, und Meister Hämmerlein war unvermutet Schmiedemeister eines großen Dorfes, das er wenige Stunden zuvor auch nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte. Sage mir nun noch einer: „Wer ungebeten zur Arbeit geht, geht ungedankt davon!“

Zu seiner Besoldung gehörte unter anderm ein Grundstück, das er alljährlich mit Kartoffeln oder anderen Ländereiwaren bestellte. Da er den Acker zum erstenmal in Augenschein nahm, bemerkte er auf dem Fahrwege verschiedene Löcher, in welche die Wagen bald rechts, bald links schlugen. — „Ihr Herrn“, fragte Meister Hämmerlein die Nachbarn, welche den Acker ihm zeigten, „warum füllt ihr die Löcher nicht mit Steinen aus?“ — „Je“, sagten diese, „man kann immer vor anderen Arbeiten nicht dazu kommen.“ — Was that aber Meister Hämmerlein? — So oft er auf seinen Acker ging, las er von ferne schon Steine zusammen und schleppte deren oft beide Arme voll bis zu den Löchern. Die Bauern lachten ihn aus, daß er, der selbst kein Gespann hielt, für andere den Weg besserte; aber ohne sich stören zu lassen, fuhr Meister Hämmerlein fort, jedesmal wenigstens ein paar Steine auf dem Hin- und Herweg in die Löcher zu werfen, und — in etlichen Jahren waren sie ausgefüllt. — „Seht Ihr's“, sagte er nun, „hätte jeder von Euch, der leer die Straße fuhr, auf dem Wege

die Steine zusammengelesen, auf den Wagen geladen und in die Löcher geworfen, so wäre der Weg mit leichter Mühe in einem Vierteljährchen eben geworden."

Des Sonntags machte er gewöhnlich ganz absichtlich gemeinnützige Spaziergänge. Er suchte nämlich junge Bäumchen, die auf Gemeindeplätzen von selbst wuchsen oder dahin gepflanzt waren, und beschnitt sie. Kam die Zeit, so okulierte oder pfropfte er die Wildlinge, und oft lief eine ganze Gesellschaft junger Leute mit ihm, die unter seiner Anleitung das Pfropfen und Okulieren erlernten. Bald war auf keinem Gemeinderasen ein junges Bäumchen mehr zu finden, das nicht wäre aufgeschnitten, gerade gezogen und veredelt gewesen. Fand er im Walde einen hübschen Wildling, so verpflanzte er ihn ungebeten auf einen schicklichen Gemeindeplatz, und nach Verlauf von fünfzehn bis achtzehn Jahren zog die Gemeindekasse einen beträchtlichen Vorteil davon.

10. Das Glück durch die Gelbwurst.

Berthold Auerbach.

Der alte Tuchfabrikant Keller pflegte gern folgende Geschichte zu erzählen:

Ich war erst kurze Zeit aus der Fremde zurück und hab' mein eigenes kleines Geschäft angefangen. Da war die Leipziger Ostermesse, und ich reise hin und nehme einen Kreditbrief von tausend Speciesthalern mit. Das war, wenn man alle Winkelchen zusammenkehrt, mein ganzes Vermögen; ich war aber jung und gesund, und was glaubt man da nicht mit tausend Speciesthalern machen zu können! Ich reis' also nach Leipzig und geb' meinen Kreditbrief im Hause Frege und Comp. ab. Der alte Frege lässt meinen Namen in sein Buch einschreiben und wünscht mir gute Geschäfte. Ich seh' aber bald, dass sich mit tausend Thalern nicht viel machen lässt. Was thut's? Geht nicht viel, so geht wenig; besser leiern als feiern, sagt das Sprichwort. Ich suche mir also eine Partie Wolle aus und geh' hin, um mein Geld zu holen. Da sagt mir der alte Frege, es sei gut, dass ich komme, er habe nicht gewusst, wo ich logiere. Ich hatte das nicht gerne gesagt, dass ich wieder, wie einst als Handwerksbursche, in der Herberge wohnte. „Nun“, sagte der Herr Frege, „essen Sie morgen Mittag bei mir, Sie werden da noch grosse Gesellschaft finden.“ Ich konnte nichts rechtes darauf erwidern und geh' weg. Ich erkundige mich nun, was man bei einer solchen Einladung zu thun hat, und was dabei herauskommt. Man sagt mir, dass es Sitte sei, dass jedes grosse Handlungshaus seine Empfohlenen durch eine Einladung, wie man sagt, abfüttert, dass nicht viel dabei herauskommt, als dass man das Essen teuer bezahlen muss, indem es mindestens 1½ Thaler Trinkgeld an die Bedienten kostet. Das war mir nun gar nicht lieb. Ich rechnete aus, dass mir von tausend Thalern nur noch 998½ blieben, und für ein Mittagessen konnte ich nicht so viel ausgeben. Andern Mittags war ich kurz resolviert. Ich kaufe mir für zwei Groschen Gelbwurst, für sechs Pfennige Brot, steck' es zu mir und geh' hinaus vor das Thor, in das sogenannte Rosenthal. Mein Tisch war schnell gedeckt. Ich setz' mich auf eine Bank und wickle meine Sachen heraus, ich zerschneide die Gelbwurst in sechs Teile und lege sie neben mich hin; das, sage ich, ist meine Suppe, das mein Fleisch, das mein Gemüse mit Beilage, das meine Fische und das mein Braten und Salat. Ich glaube nicht, dass sie drinnen in der Stadt bei Frege mehr hatten, und dass es ihnen besser schmeckte. Ich war eben an der süssen Schüssel, sie war sehr gut zubereitet, da seh' ich einen Mann auf einem schönen Braunen daherreiten; der, denk' ich, macht sich noch ein bisschen Bewegung vor dem Essen, dass es ihm besser schmeckt. Ich wünschte ihm meinen gesunden Magen, ich brauchte kein Pferd müde zu reiten um tüchtig einhauen zu können. Schneller, als ich dies sage und denke, ist der Reiter

bei mir, und zu meinem Schrecken seh' ich, es ist der Herr Frege selber. In meiner Angst fällt mir der letzte Bissen von meiner süssen Speise aus der Hand, und der vorausspringende Hund schnuppert's gleich auf; ich wickle schnell mein Papier zusammen und weiss mir gar nicht zu helfen. „Ei, Herr Keller!“ sagt der Herr Frege, „was machen Sie da? Glauben Sie, Sie bekommen bei mir nicht genug zu essen?“

Was soll ich darauf sagen? Ich denk', du bleibst bei der Wahrheit. Ich sag' ihm nun, dass es sich bei mir nicht austragen will, gegen zwei Thaler Trinkgeld für ein einzig Mittagessen zu geben, und so und so, und dass ich mir vorgenommen habe, mich heute Abend oder morgen früh zu entschuldigen, weil ich nicht kommen kann. — Da lacht er ganz laut auf und sagt: „Ja, das müssen Sie ja thun, sonst werd' ich bös'; ich erwarte Sie um fünf Uhr, fehlen Sie ja nicht, wünsch' gesegnete Mahlzeit!“ Und fort war er mit seinem Braunen. Ich weiss nun gar nicht, was ich machen soll; ich denk' aber, nun fressen wird er dich nicht, er muss um fünf Uhr noch genug haben von Mittag her. — Wie's also fünf Uhr gebembert hat, geh' ich hin, man weist mich in sein Kontor, und da kommt er mir entgegen, nimmt mich bei der Hand und führt mich in das Kabinettchen und sagt zu mir: „Lieber Herr Keller, Sie haben für 10000 Thaler Kredit bei mir; wenn Sie aber das Doppelte brauchen und auch noch mehr, sagen Sie mir's nur offen!“ — Ich sag: „Sie irren sich, ich habe nur für 1000 Thaler.“ Da sagt er mir: „Es bleibt dabei, wie ich schon gesagt habe; Sie sind ein Mann, der zu sparen weiss, und heut Abend essen Sie ganz allein bei mir in meiner Familie!“ Und so hab' ich's auch gemacht, und das hat mir noch besonders gefallen, dass er die Geschichte seiner Frau und seinen Kindern nicht erzählt hat, bis ich von Leipzig fort gewesen bin. Er hat wohl gemerkt, dass es mir leid thäte, wenn man auch in aller Güte darüber lachen würde. So ist's mir durch die Gelbwurst möglich geworden, eine der grössten Tuchfabriken anzulegen, und so lange der alte Frege gelebt hat, hab' ich jede Messe bei ihm allein zu Nacht gegessen, und da ist immer zuletzt noch Gelbwurst aufgetragen worden.

11. Ein guter Knecht.

Berthold Auerbach.

Der Gutsbesitzer Vormann hatte einen braven Knecht, und daß er brav war, erfuhr er zuerst durch eine kleine Thatsache, an die sich später viele andere anreihten.

Der Knecht hatte nichts davon gewußt, daß ein Auge ihn sah, als er sich brav benahm, und das sind die besten Thaten, die so geschehen; sie werden nur selten äußerlich belohnt, aber sie haben doch einen guten Zahlmeister, der immer bare Münze hat, und das ist der Herr Geheime Kabinettsrat im Herzen, und wer den bei sich richtig angestellt weiß, dem kann es einerlei sein, wie er selbst und wie andere in der Welt betitelt werden.

Es war ein heißer Mittag, als der Knecht Konrad mit seinen Pferden vom Ackern heimgekommen war. Die beiden Pferde wurden gefüttert und abgeschirrt, denn jeder, wer es wissen will, weiß, daß auch ein Tier nicht zur rechten Ruhe kommt, so lange es das Geschirr auf dem Leibe hat; aber manche wollen es nicht wissen, um sich die Mühe des Ab- und Aufschirrens zu ersparen. Das that aber Vormanns Konrad nicht, und es kann wohl sein, daß ihm selber darum auch das Essen drin am Gesindetisch um so besser schmeckte.

Der Streit ist noch unentschieden, welche Pfeife am besten schmeckt, ob die nach der Morgensuppe, die nach dem Mittagessen, oder die am Feierabend. Unser Konrad liebte sie alle gleich, und er gehörte noch nicht zu den Zigarren-

rauchern, er ließ sich's nicht verdrießen, seine Pfeife zu reinigen und darauf acht zu geben, damit er Genuß davon habe, während man die Zigarren nur anzündet, raucht und dann den Rest wegwirft.

Es war ein eigenes Behagen, mit dem sich Konrad nach dem Mittagessen auf den Stein an der Stallthüre setzte, mit einem gesunden Strohhalme seinem Pfeifenrohre Luft machte, den Wassersack ebenfalls säuberte, während er einstweilen den runden Pfeifenkopf auf das Sims des kleinen Stallfensters gelegt hatte. Als er jetzt nach dem Pfeifenkopf griff, rollte er hinunter und ganz unversehrt hinein in den Stall auf einen Strohbüschel. Schon wollte Konrad herabsteigen und durch die Thür in den Stall gehen, um den Pfeifenkopf zu holen, aber plötzlich hielt er wieder inne; er sah, daß die Pferde sich niedergelegt hatten, und er wußte, daß sie alsbald aus der ihnen so nötigen Ruhe aufspringen würden, wenn er in den Stall träte; er setzte sich daher wieder ruhig nieder und hielt das Rohr mit dem Wassersack rauchlos im Munde.

Der Landwirt Vormann, der das alles aus seinem Fenster mit angesehen hatte, trat jetzt auf Konrad zu und fragte ihn: „Warum rauchst Du nicht? Hast Du Deine Pfeife zerbrochen?“

„Nein, sie ist nur da hinabgerutscht, aber ich will die Gäule nicht aufwecken, will lieber warten, bis es wieder ins Feld geht.“

„Du bist ein braver Knecht“, sagte Vormann und reichte ihm die eigene silberbeschlagene Pfeife aus dem Munde. „Da nimm und behalte das zum Dank dafür! Es wird Dir gut gehen. Denn wer die Lebensstunde eines Tieres schont, der ist auch rechtschaffen gegen Menschen. Wir bleiben hoffentlich lebenslang bei einander.“

Und so geschah es auch.

12. Admiral de Ruyter und seine Gefangenen.

W. O. von Horn. (Wilhelm Örtel.)

Michael de Ruyter war nach einem wechselvollen Leben im Jahre 1640 in den holländischen Staatsdienst getreten und war einer der tapfersten Kapitäne der holländischen Seemacht.

In den Jahren zwischen 1640 und 1651 (genauer ist die Zeit leider nicht anzugeben, da de Ruyter selbst einen Teil seiner Schiffstagebücher gerade aus diesem Zeitraume vernichtet hat) segelte er einst mit einem kleinen bewaffneten Kauffahrteischiffe nach Westindien. Schon in den westindischen Gewässern angekommen, erblickte er plötzlich ein großes spanisches Kriegsschiff, dem er zu entgehen hoffte, da sein kleines Schiff ein guter Segler war. Er war ein ungemein tüchtiger Seemann und wußte den Wind zu benutzen, der ihm jedoch in diesem Falle ebenso diente wie dem großen Spanier, der bald durch ein Beisetzen aller seiner mächtigen Segel sich ihm auf Kanonenschußweite näherte.

Der Haß zwischen Niederländern und Spaniern war gewaltig, und de Ruyter wandte sich an seine Leute. „Jungens“, sagte er in seiner zutraulichen Weise, „da wird's Ernst! Der große Spanier wird uns bald einen Gruß aus der Breitseite mit allen seinen Kanonen geben. Es kann uns übel bekommen; aber ich denke ihn mit Gottes Hilfe, und wenn Ihr alle denkt wie ich, zu nehmen. Wollen wir?“

„Ja freilich!“ riefen die Matrosen und schwenkten ihre Hüte.

„Wohlan, so denkt an die Pflicht, die jeder von uns gegen das teure Vaterland hat, und thut Eure Pflicht, ich werde die meine thun, und Gott wird mit uns sein!“

Ein Jubelruf hallte gegen den gewaltigen Spanier hin, der sofort zum Aufwecken eine volle Ladung sandte.

Die Kugeln gingen jedoch meist vorbei.

„Der versteht sein Handwerk nicht!“ rief lustig de Ruyter. „Wir wollen ihm zeigen, daß wir's besser verstehen, Feuer!“

Die Kanonen de Ruyters trafen den Spanier in den Rumpf, daß man an der Verwirrung auf dem Decke sah, die Kugeln mußten alle getroffen haben.

De Ruyter nahm sein Fernrohr und rief: „Jungens, dem habt Ihr abscheulich zur Ader gelassen! Noch zweimal so, und das Schiff sinkt!“

Der Spanier schoß die andere Breitseite mit einem guten Manöver, und diesmal rasselte es in den Raen auf eine heillose Weise.

„Er macht's jetzt besser!“ lachte der Admiral. „Feuer!“

Und wieder trafen die kleinen Holländerkugeln die Seite des Spaniers, daß die Planken krachten, und ein ungeheurer Leck sichtbar wurde, durch den das Wasser auf eine erschreckliche Weise eindrang. Größer und größer wurde die Verwirrung auf dem spanischen Schiffe. Es legte sich bald auf die linke, bald auf die rechte Seite. — Es war kein Zweifel, daß es in wenigen Minuten sinken mußte.

„Holla, Jungens“, rief der Admiral, „der große Spanier taumelt wie ein Trunkener! Er sinkt!“

Und wirklich sank in diesem Augenblick das spanische Schiff mit solcher rasenden Schnelligkeit, daß die Mannschaft sich ihrer Boote zur Rettung nicht mehr bedienen konnte. Viele der Unglücklichen wurden in den ungeheuren Trichter und Strudel hinabgerissen, den das Sinken des sehr großen Schiffes hervorgebracht hatte.

„Jungens“, rief de Ruyter und schlug an seine Lederhose, daß es klatschte — „das war ein Meisterstück! Aber jetzt müßt Ihr ein zweites vollbringen. Alle Boote in See! Rettet die Unglücklichen!“

Der Befehl wurde mit eben der Schnelligkeit und Genauigkeit vollzogen wie jeder andere, den der verehrte Befehlshaber erteilte.

Die Boote flogen dahin, und es gelang den braven Matrosen, einen großen Teil der Spanier zu retten, darunter auch den Kapitän.

Als dieser Kapitän, ein sehr langer und stolzer Hidalgo oder Adliger, auf das Verdeck gebracht und de Ruyter vorgestellt wurde, sagte de Ruyter zu ihm: „Würdet Ihr, wenn es Euch gelungen wäre, mein Schiff in Grund zu bohren, mir und meinem Schiffsvolke die Barmherzigkeit erwiesen haben, die wir jetzt an Euch thaten?“ — Der Spanier sah ihn mit dem ganzen Hochmute seiner Nation, aber auch mit einer unverkennbaren Verachtung an und sagte: „Nein! Es war mein ernster, fester Vorsatz, Euch mit Mann und Maus ertrinken zu lassen!“

Solche lieblose, feindselige, hartherzige Aeußerung war doch auch für de Ruyter der sich so gewaltig selbst beherrschen konnte, zu viel. Sein Gesicht wurde blutrot, sein Auge blitzte im wildesten Zorne auf; seine Hand faßte mit krampfhafter Gewalt an den Griff seines Schwertes, und mit vor Zorn zitternder Stimme rief er: „Jungens, werft diese spanischen Molche alle über Bord, und laßt sie ertrinken wie junge Katzen!“

Und in demselben Augenblick faßten die Matrosen an, den Befehl zu vollziehen. Da war's aber aus mit dem Hochmute der Spanier. Sie stürzten auf ihre Knie nieder und flehten ebenso feig für ihr Leben, als sie eben hochmütig ihre unchristliche Gesinnung offenbart hatten.

De Ruyter war augenblicklich entwaffnet.

„Halt!“ rief er. „Jungens, es ist christlich, zu verzeihen. Man soll de Ruyter und seinen wackeren Leuten nicht nachsagen, sie hätten sich an Wehrlosen vergriffen, obgleich diese Molche das verdient hätten, was ich im Ueberwallen des Zornes befohlen. Des Menschen Zorn thut nicht, was vor Gott recht ist“, setzte er hinzu, „und der Herr sagt: Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Laßt sie leben — und verpflegt sie gut!“

13. Seid nicht träge, was ihr thun sollt!

Albrecht Schöler.

Ueberm Rhein in einem Dörflein im Gebirge ließ ein Bauer seinen Brunnen vertiefen, denn das Wasser für Haus und Stall wollte nicht mehr ausreichen. Das ist eine gefährliche Arbeit, da die Tiefen sich nicht selten mit tödlichen Gasen anfüllen. Durch solche war unser Brunnenmacher etliche Tage an der Fortsetzung seiner Arbeit gehindert. Da wird's ihm zu lang, und er will's mit Gewalt zwingen. Weil man die verdorbene, giftige Luft mit Feuer vertreiben kann, so läßt er glühende Kohlen und brennendes Kienholz hinunter und schießt auch etlichemal mit einer Pistole hinein. Nun meint er, sei der Feind hinausgeknallt, und läßt sich an einem Seile hinunterwinden. Der Gesell ruft: „Meister, ist's wieder richtig drunten?“ Aber statt der Antwort vernimmt er ein dumpfes Stöhnen. Der Schreck überfällt den Gesellen. Er läuft ins Dorf und schreit um Hilfe. Nach zehn Minuten ist schier die ganze Bauernschaft herbeigerufen und steht in dichtem Kranz um den unheimlichen Brunnen. Man sieht den armen Menschen drunten zusammengekauert in Todesnöten sitzen. Jede Minute kann für ihn die letzte werden; aber sie gucken und ringen die Hände und raten, — und keiner mag sein Leben wagen. Man bietet Geld, aber das Leben ist jedem lieber als Geld. Eine Lampe hat man kaum drei Minuten hinabgelassen, als sie schon erlischt. Und drunten zuckt der Mann in Todesnöten man kann's deutlich sehen.

Da springt plötzlich ein Bursch hervor, der Peter, welcher erst aus Berlin von der Garde heimgekehrt ist, und ruft: „In Gottesnamen denn! Bindet mich fest, und gebt acht! Bald ist er drunten. Mit rascher, geschickter Hand hat er dem Brunnenmeister das Seil umschlungen. Schnell zieht ihn auf!“ ruft er, „und dann denkt an mich, es ist nicht zum Aushalten! Aber die Stimme des Wackeren klang schon wie Aechzen und Röcheln. Der Brunnenmeister war droben am Licht, leblos und braun wie ein Erstickter. Aber dem Peter drunten ist das Rufen auch vergangen. Man spürt nur noch ein immer matter werdendes Zucken am Seil und beginnt, ihn eilig aufzuwinden. Wehe! — das Seil löst sich, und Peter stürzt in die Tiefe. Ein Schrei des Entsetzens entfährt den Männern am Brunnen. Und ein Jammer war's, die unterdes auch herbeigeeilten Eltern Peters zu sehen, wie sie wehklagend und händeringend baten, man möge doch Barmherzigkeit an ihnen thun und ihren Peter aus dem giftigen Brunnen holen. Todesangst hatte alle gelähmt. Die kostbaren Minuten verrannen, und der Unglückliche, der nun still geworden war, blieb in der Tiefe liegen. Da erhob sich das Herz eines der Bauern zu edler Mannheit, wie wenn ein Sonnenstrahl von oben hineinglänzt. „Ich wag's in Gottes Namen!“ ruft er, „Ihr Männer, her, laßt mich hinunter!“ Und indem sie das Seil um ihn banden, empfahl er seine Seele samt Weib und Kind dem himmlischen Vater. Er kommt in die Tiefe, er spürt auch große Beklemmung. Aber der Peter, der sich nicht mehr rührt, noch regt, ist rasch festgebunden und aufgewunden. Nun ruft der Mann im Brunnen: „Um Gottes willen, helft, ich erstické!“

Doch hatte er noch so viel Besinnung, sich zu befestigen, und war alsbald wieder am Tageslicht. Die erquickliche Luft unter Gottes freiem Himmel brachte ihn schnell wieder zu sich.

Die beiden anderen aber lagen in tiefer, langer Ohnmacht, und dem schnell herbeigeholten Arzte gelang es erst nach vieler Mühe, das ohnmächtige Leben zu erwecken. Nach achttägiger Krankheit waren sie indessen wieder genesen.

Der König, der diese Geschichte gehört hatte, ehrte die beiden Wackeren mit dem Rettungsorden, und der Pfarrer des Dorfes überreichte die Medaillen an des Königs Geburtstage vor versammelter Gemeinde an heiliger Stätte. Zur Seite Peters trat dabei dessen Braut mit freudigem Stolz, und der Pfarrer legte ihre Hände zusammen und segnete sie. Aber die ganze Gemeinde war bewegt und voll großer Freude.

14. Nur ein Schafhirt.

Wilhelm Ziethe.

Es war am 12. Oktober 1806. Preußen hatte den Krieg an Frankreich erklärt. Vor zwei Tagen hatte das Gefecht bei Saalfeld stattgefunden, in welchem der Prinz Louis Ferdinand gefallen war. Nun waren die beiden Hauptarmeen sich näher und immer näher gekommen. Nur noch zwei Tage, und die unglückliche Schlacht bei Jena und Auerstädt sollte geschlagen werden.

Ein preußisches Armeecorps unter dem Fürsten Hohenlohe, etwa 40,000 Mann stark, stand rechts von der Straße, die von Jena nach Weimar führt, zwischen den beiden Flüssen Ilm und Saale. Seine Vorposten standen auf dem Landgrafenberge, einem steilen Berge, welcher zwischen diesen Truppen und der Stadt Jena lag. Von dem Gipfel dieses Berges konnte man das preußische Heer ganz und gar übersehen, und über ihn führte der einzige Weg, um dieselben von vorn anzugreifen. Die preußische Hauptarmee stand unter dem Kommando des Herzogs von Braunschweig. Sie war über 65,000 Mann stark und hatte sich eine Stunde weiter nach Weimar zu aufgestellt. Die Preußen waren mit gutem Mut, ja mit Uebermut in den Kampf gezogen. Ihnen gegenüber standen die Feinde, die Franzosen. Schon wurden die Vorbereitungen zu der großen Schlacht getroffen, die in zwei Tagen geschlagen werden sollte. Es lag wie eine schwere, drückende Gewitterschwüle auf der ganzen Gegend. Alle Dörfer ringsum waren bereits von den Feinden geplündert, und viele von ihren Einwohnern hatten sich mit einem Teil ihrer Habe und ihres Viehes auf die bewaldeten Höhen jenseits der Saale geflüchtet.

An einem Bergabhange des linken Saalufers stand am Nachmittage des 12. Oktober ein Mann, der den Kopf auf einen langen Stab gestützt hielt und so in das Thal hinabschaute, durch welches die Straße von Jena nach Naumburg sich hindurchzieht. Unten war ein buntes, wirres Leben. Soldaten, Pferde, Wagen drängten einander. Starr und gedankenvoll ruhte sein Auge auf diesem Treiben. Neben ihm weideten einige Schafe. Die Kleidung des Mannes, ein blauer, langer Rock, ein großer, breitkrämpiger, schwarzer Hut und eine lange Weste, sowie seine ganze Erscheinung zeigten auf den ersten Blick, daß er ein Schafhirt war. Nur zuweilen warf er einen Blick auf die vier oder fünf Schafe neben ihm, und dann zuckte um seinen Mund ein trauriges Lächeln. Noch vor kurzer Zeit hatte er hier für seinen Herrn eine zahlreiche Herde geweidet. Diese wenigen Tiere waren alles, was ihm davon übrig geblieben war. Sie waren sein Eigentum, und er hatte sich mit ihnen hierher geflüchtet. Der Abhang des Berges war steil, und er durfte hoffen, daß die Feinde nicht

auf den Berg kommen würden. In dem Dorfe dort unten im Thale besaß der Schäfer ein Haus. Die Franzosen hatten sich in demselben einquartiert und ihn daraus vertrieben. Alle Vorräte, die er für seine Familie und seine Tiere zum Winter gesammelt hatte, waren ihm genommen worden. Was sollte er nun noch da unten im Dorfe? Er mochte das Treiben der übermütigen Feinde nicht in der Nähe ansehen. Seine beiden Söhne standen drüben in dem preußischen Heere, und zu ihnen eilten seine Gedanken. Wenn er jünger gewesen wäre, er hätte gern die Waffen zur Hand genommen, um die Frechheit der übermütigen Eroberer züchtigen zu helfen; aber in seinen Jahren konnte er nicht mehr daran denken, unter die Soldaten zu gehen. Seine Hände ballten sich oft unwillkürlich in stillem Zorn, und er stieß den Hirtenstab auf die Erde, wenn er des Uebermutes und der Grausamkeit der Franzosen gedachte.

Da kam ein Mann schräg an dem Abhange des Berges daher und eilte auf ihn zu. Er hörte ihn nicht, bis der neben ihm sitzende Hund laut anschlug. Schnell wandte der Hirt den Kopf. Doch seine Augenbrauen zogen sich finster zusammen, als er den Kommenden erkannte.

„Nun, Born!“ rief dieser, ein Mann von etwa fünfundzwanzig bis dreißig Jahren, dessen stechende Augen seinem Gesichte einen unheimlichen und unangenehmen Ausdruck gaben. „Nun, Ihr steht hier so ruhig, als ob da unten nichts los wäre. Das ist ein Leben und ein Treiben ringsum. Man sollte eigentlich Gott danken, wenn man mit heiler Haut daraus wäre.“

„Niemand hindert Euch daran“, antwortete kalt der Schäfer.

„Eure Söhne stehen dort oben unter den Preußen, nicht wahr?“ fragte der Fremde. Born nickte bejahend. „Und Eure Frau und Tochter?“

„Sie sind da drüben“, erwiderte der Hirt und zeigte mit der Hand nach den Bergen jenseits der Saale.

„Denkt Ihr denn, daß sie dort in Sicherheit sind? Dorthin wird der Feind auch dringen.“

„Wer weiß?“ sprach Born. „Es kommt vielleicht auf einen einzigen Tag an, und die Fremden müssen wieder aus dem Lande hinaus, wie sie hereingekommen sind.“

„Ha, ha!“ lachte Sielert, so hieß der Mann, „denkt Ihr denn, daß die Preußen siegen werden? Ich komme heute von Kahla und Jena und habe gesehen, wie zahlreich die Franzosen sind. Es sollen viel über hunderttausend Mann sein, und die lassen sich nicht so leicht zum Lande hinausjagen.“

Born blickte den Mann scharf und finster an. Dann sprach er langsam: „Ihr scheint es mit den Feinden zu halten?“

„Nein, nein!“, war die Antwort, „aber der Napoleon versteht den Krieg.“

„Das mag sein, wie ihm wolle“, erwiderte der Schäfer. „Seine Reiter und Kanonen wird er doch nicht an diesen Bergen in die Höhe schaffen. Es gibt nur einen Weg, auf dem es möglich wäre, und den kennt er nicht und wird er auch nicht finden.“

„Kennt Ihr den Weg?“ fragte Sielert schnell.

„Ich kenn' ihn“, antwortete Born ruhig, „doch wohin wollt Ihr?“

„Nach Naumburg“, erwiderte Sielert. „Man kann auf der Landstraße vor den Soldaten und Pferden, Wagen und Kanonen nicht durchkommen; ich muß deshalb Nebenwege suchen und einschlagen. Lebt wohl!“

Mit diesen Worten eilte der Mann hastig von dannen. Der Schafhirt sah ihm lange nach, und seine Augen nahmen einen düstern Blick an. Dann trieb er seine Tiere langsam in ein kleines Gehölz, welches nicht weit am Ab-

hange des Berges sich hinzog. Dort wollte er mit ihnen über Nacht bleiben. Wohl waren die Nächte schon kalt und feucht geworden; aber Born war von Jugend auf an Wind und Wetter gewöhnt und hatte schon in kälterer Zeit manche Nacht im Freien zugebracht. Er fürchtete darum keine Erkältung. Der Abend brach herein, und stiller wurde es auf den Bergen. Um so lauter schallte das Geräusch aus dem Thale herauf. Da rollten die Wagen und Kanonen, es dröhnten die Hufschläge der Pferde, und oft erklangen Trommelschlag und laute Stimmen. Der Schäfer hörte lange zu. Dann setzte er sich zur Erde und lehnte sich an einen Baum. Neben ihm lagerten sich sein treuer Hund und die kleine Herde. So schlief er endlich ein.

Der dreizehnte Oktober brach an. Der Herzog von Braunschweig hatte seine Armee geteilt. Der Hauptteil derselben zog mit dem König von Preußen bei Tagesanbruch nach Sulza und kam am Abend jenes Tages auf den Höhen von Auerstädt an. Der Fürst Hohenlohe war mit den Truppen, die er befehligte, auf den Bergen zwischen Jena und Weimar zurückgeblieben. Leider dehnte er seine Armee über eine Länge von sechs Stunden aus und vergaß es, den wichtigsten und höchsten Punkt der ganzen Stellung, den Landgrafenberg, zu besetzen. Napoleon hatte mit scharfem Feldherrnblick diesen Fehler sogleich bemerkt. Ein Teil seiner Truppen besetzte den Berg, welchen er selbst bestieg. Von hier aus konnte er die ganze Stellung des preußischen Heeres beobachten und seinen Schlachtplan für den folgenden Tag entwerfen. Noch aber fehlten ihm die Reiterei und die Artillerie, und ohne beide konnte er die Schlacht nicht wagen. Man hatte vergebens alles mögliche aufgeboten, um sie an den hohen und steilen Abhängen des Landgrafenberges hinaufzuschaffen. Es war unmöglich, wenn man nicht einige Tage darüber verlieren wollte. Selbst die Infanterie hatte die größte Mühe gehabt, auf den schmalen und steilen Pfaden den Berg zu erklimmen.

Am Morgen stand auch der Schafhirt wieder an dem Abhange des Berges, um seine Tiere zu weiden. Sein erster Blick war in das Thal hinab gewesen. Es leuchtete wie Freude auf dem ernsten Angesichte, als er die zahlreichen Geschütze und die Reiterei der Franzosen unten sah. Es war also noch nicht gelungen, dieselben den Berg hinaufzuschaffen, und er jubelte darüber in seinem Herzen. „Wenn er den Weg wüßte“, sprach er vor sich hin, „der dort auf die Höhe führt! Aber er weiß ihn nicht und wird ihn auch nicht finden. Es weiß ihn ja kaum jemand außer mir. Fast scheint es unmöglich, den Berg hinaufzukommen. Und doch bin ich früher mehr als einmal auf dem Wege nach seinem Gipfel geritten.“

Wieder kam der Mann, der ihn am Tage zuvor überrascht hatte, zu dem Schäfer herab. Dieser sah ihn finster und befremdet an und rief endlich: „Ihr sagt ja gestern, daß Ihr nach Naumburg gehen wolltet?“

Das war auch mein Wille“, sprach Sielert. „Aber die Wege sind alle wie versperrt, und es ist beinahe nicht möglich hindurchzukommen. Ich habe übrigens gestern noch ein gutes Geschäft gemacht, von dem ich schon eine Zeit lang leben kann.“

Mit diesen Worten hielt er einen Geldbeutel empor, in welchem mehrere Goldstücke glänzten. Dann fuhr er fort: „Seht, es sind jetzt schlechte Zeiten. Handel und Wandel liegen an allen Orten darnieder, die Arbeit stockt, und es ist schwer, etwas zu verdienen. Man weiß auch nicht, was aus dem allen werden wird und welche Schicksale uns noch bevorstehen. Mit diesem Gelde will ich wieder einen kleinen Handel beginnen, und Ihr sollt mir dazu einen guten Rat geben.“

„Ich verstehe von Euerm Handel nichts, und er geht mich auch nichts an“, antwortete der Schafhirt, der mit diesem Menschen nicht länger etwas zu schaffen haben mochte.

„Nun, was habt Ihr denn?“ fragte Sielert beruhigend. „Ihr könnt mir einen großen Gefallen thun. Hört mich doch nur einmal an! Seht, die französische Infanterie hat den Landgrafenberg und die Höhen dort besetzt. Die Soldaten sind wie Katzen hinaufgeklettert. Da oben gibt es nichts zu essen und zu trinken. Es getraut sich auch niemand so leicht zu den Franzosen hin, ich aber fürchte mich vor ihnen nicht. Nun möchte ich gern mit einem kleinen Wagen Wein und Bier hinauffahren, und man würde es mir gut bezahlen. Aber wie soll ich hinaufkommen? Seht, Born, ich schenke Euch eins von diesen Goldstücken, wenn Ihr mir den Weg zeigt, von dem Ihr gestern spracht. Wollt Ihr?“

Born hatte den Worten des Mannes mit steigender Aufmerksamkeit zugehört. Ernst und düster blickten seine Augen auf ihn. Endlich sprach er: „Ich soll Euch den Weg zeigen? Nimmermehr. Ihr werdet ihn an die Franzosen verraten.“

Sielert lächelte listig. Dann sprach er: „Seid kein Thor, Born! Und wenn dies wirklich meine Absicht wäre? Kommt, wir wollen beide zusammen das Geschäft machen. Ich will mit den Franzosen unterhandeln und unsere Forderungen stellen. Und sie sollen uns, darauf könnt ihr Euch verlassen, so viel Geld geben, daß wir beide in unserm ganzen Leben nicht mehr zu arbeiten brauchen.“

Die Wangen des Hirten hatten sich bei diesen Worten je mehr und mehr gerötet. Die Adern waren auf seiner Stirn angeschwollen. Ein heißer Zorn glühte in seinen ehrlichen Augen. Aber noch hielt er sich, so schwer es ihm auch wurde.

„Nun sprecht, Born!“ drängte Sielert.

„Ich, ich soll den verwünschten Franzosen den Weg zeigen?“ rief Born, der noch immer nicht Luft für seinen Zorn bekommen konnte.

„Nun, weshalb denn nicht?“ sprach lächelnd der Verräter. „Was ist daran gelegen, wenn es nur gut bezahlt wird? Und dafür will ich wohl einstehen.“

„Schuft!“ unterbrach ihn der Hirt heftig, indem er ihn an der Brust packte. „Du Schuft, Du Judas! Mein eigenes Vaterland und das Leben meiner Söhne soll ich für Geld verraten? Da, fahr' hin, wohin Du gehörst!“ rief er, indem er Sielert trotz seines Alters mit starkem Arme den Abhang hinabstieß. Der Verräter überschlug sich mehreremale, indem er hinunter rollte. Dann raffte er sich auf, stürmte wieder den Berg hinauf und drang wütend auf auf den Alten ein. Dieser hatte seinen Schäferstab erhoben und schwang ihn mit kräftiger Hand. Sein Hund eilte knurrend und bellend herbei und war jeden Augenblick bereit, sich auf den Angreifer zu stürzen. Sielert wagte sich darum nicht heran. Er rief nur wütend: „Das sollt Ihr mir büßen!“ und eilte dann den Berg wieder hinab.

„Denke nur an Dein eigenes Leben, das gewiß am Galgen endet!“ rief ihm der Alte zornig nach.

Sein ehrlicher und schlichter Sinn konnte die Schändlichkeit dieses Menschen kaum fassen. Er setzte sich nieder und stützte das Haupt in die Hand. Wie war es möglich, daß jemand sein eigenes Vaterland verraten konnte? Dann dachte er an seine Söhne, seine Tochter und seine Frau. Er hatte sie lange nicht gesehen. Noch waren sie in keiner Gefahr. Die Feinde waren noch nicht jenseits der Saale, die dortigen Höhen waren noch von ihnen frei. Aber was sollte aus ihnen allen werden, wenn die Franzosen siegten? Nein, das konnte, das durfte nicht geschehen!

Der alte Schäfer hatte wohl eine Stunde und darüber sinnend und sorgend dort oben gesessen. Plötzlich hörte er das Geräusch von herannahenden Schritten und schreckte aus seinen Gedanken empor. Mehrere französische Soldaten waren den Abhang herabgekommen und näherten sich ihm. Hinter ihnen erblickte er auch den schurkischen Sielert in einiger Entfernung. Eine bange Ahnung stieg in dem Herzen des Hirten auf. Er sprang von seinem Sitz erschrocken in die Höhe. Sollte er fliehen, so schnell er konnte? Ach, seine alten Glieder würden ihn nicht weit getragen haben. Sollte er sich zur Wehr setzen? Fest, beinahe krampfhaft ergriff er seinen Hirtenstab. Allein dies wäre eine noch viel größere Thorheit gewesen. Er blieb darum scheinbar ruhig stehen. Die Soldaten waren unterdessen an ihn herangekommen. Einer von ihnen forderte den Schäfer in gebrochenem Deutsch auf, ihnen sogleich zu folgen.

„Wohin?“ fragte Born, dessen Fassung und Ruhe zum großen Teile zurückgekehrt waren.

„Zum Marschall“, lautete die Antwort.

Born zögerte. Was wollte man von ihm? Sollte seine Befürchtung sich wirklich erfüllen? „Hat Euch der hierher geführt?“ sagte er endlich, indem er auf Sielert zeigte. Die Soldaten nickten bejahend. Jetzt war kein Zweifel mehr, er sollte den geheimen Weg auf den Landgrafenberg zeigen. Ihm schwindelte beinahe. Sollte er sich weigern, den Soldaten zu folgen? Sein Arm war ja noch kräftig. Doch, es wäre eine Thorheit gewesen, auch nur einen Versuch des Widerstandes zu wagen. Schweigend und mit bangem Herzen folgte er den Soldaten, welche rasch die Anhöhe hinaufschritten. Sielert wartete auf sie, bis sie ihn eingeholt hatten, dann ging er mit ihnen.

„Ich habe es Euch versprochen, daß Ihr mir für Eure Bosheit büßen sollt“, sprach er höhnisch zu dem Hirten. „Man wird schon Mittel und Wege finden, Euch den Mund aufzuthun“, setzte er teuflisch lächelnd hinzu.

Born schwieg, er hörte die Worte kaum. Eine innere Stimme rief ihm warnend zu: „Dies ist ein schwerer, furchtbarer Gang für dich! Entdecke ihnen den Weg, oder du stürzest dich und die Deinen ins Unglück. Entdecke ihn, ehe man dich mit Gewalt dazu zwingt!“ Aber er beschwichtigte diese Stimme und sprach dann wieder zu sich selbst: „Man kann dich nicht zwingen. Man kann dir mit Gewalt den Mund öffnen, aber man kann das Geheimnis nicht aus deiner Brust herausholen, wenn du es ihnen nicht entdecken willst.“

Die Soldaten hatten mit ihrem Gefangenen endlich den Landgrafenberg erstiegen. Sie führten ihn sogleich in das Hauptquartier zum Marschall Lannes welcher den Berg besetzt hielt. Der Marschall ließ eine Weile seine Augen forschend auf dem Hirten ruhen. Dann fragte er ihn, ob er, wie er zu Sielert gesagt habe, einen Weg wisse, auf welchem Pferde und Geschütze hier hinaufgeschafft werden könnten.

„Ja“, sprach Born ruhig. Er konnte und wollte nicht lügen.

„So zeigt uns den Weg!“ sagte der Marschall. „Ihr sollt eine reiche Belohnung dafür haben.“

Born schwieg eine Weile. Es wogte in seinem Herzen wie ein stürmendes und brausendes Meer. Er konnte, er durfte nicht zum Verräter werden.

„Wollt Ihr uns den Weg zeigen?“ fragte der Marschall.

„Nein!“ antwortete der Schäfer fest und bestimmt „Ich würde schlecht gegen meine eigenen Landsleute handeln, wenn ich es thun wollte.“

„Ihr wollt also nicht?“ rief der Marschall. „Glaubt Ihr, daß wir nicht auch ohne Euch den Weg finden werden? Wir dürfen ja nur den Berg nach

allen Seiten untersuchen. Aber es liegt mir viel daran, diesen Weg heute und noch in dieser Stunde zu erfahren."

„Ich verrate ihn nicht", entgegnete Born mit aller Festigkeit eines deutschen Mannes und eines guten Gewissens.

„Ihr wollt nicht„" fuhr der Franzose auf. „Ihr wagt es, mir zu trotzen? Glaubt Ihr, daß ich Euch dazu nicht zwingen kann, wenn ich will?"

„Mich kann niemand dazu zwingen", erwiderte der brave Hirte.

„Nicht?" Nun ich werde es Dir zeigen. Der Ausgang einer ganzen Schlacht soll nicht von Deinem guten oder bösen Willen abhängen. Du erhältst eine reiche Belohnung, wenn Du uns den Weg zeigst. Beharrst Du aber auf Deiner boshaften Weigerung, so mußt Du sterben, — hörst Du? sterben; — nun entscheide Dich!"

Born schwieg. Kein Muskel zuckte oder verzog sich auf seinem wetterharten und ehrlichen Angesichte.

„Es ist mein Ernst!" rief der Marschall noch einmal. „Du stirbst, wenn Du mir zu trotzen wagst!"

Der Schäfer sah und hörte nur zu deutlich, daß die Drohung ernst gemeint war. Er konnte an ihrer Ausführung nicht zweifeln. Sein Gesicht wurde bleich. Er zitterte leise, und einen Augenblick lang drohten seine Knie unter ihm zusammenzubrechen. Er dachte an sein armes Weib und an seine Kinder. Die Versuchung war groß und schwer. Aber er überwand sich und erlangte bald seine frühere Fassung wieder. Dann sprach er fest: „Ich bin kein Verräter und will auch keiner werden!"

„Du willst also nicht?" rief der Marschall heftig.

„Nein!" antwortete der wackere, heldenmütige Mann.

„Führt ihn fort!" befahl der Marschall in heftigem Zorn einem Offizier. „Führt ihn fort! Gebt ihm noch eine halbe Stunde Zeit, sich zu besinnen. Wenn er dann noch ebenso trotzig ist, so laßt ihn ohne weiteres erschießen!"

Er wandte sich ab, und Born wurde von den Soldaten fortgeführt. Sielert, dem durch den Tod des Alten ein gehoffter Gewinn entging, trat listig und schmeichelnd an ihn heran. Er stellte ihm vor, was er durch kluges Nachgeben gewinnen und dagegen durch fortgesetzten Trotz verlieren würde. Der Schäfer wandte sich unwillig und verächtlich von dem Verräter hinweg. Auch der französische Offizier redete ihm mit gütigen und freundlichen Worten zu. Er sollte nur mit einem einzigen Winke seiner Hand die Richtung bezeichnen, in welcher der gesuchte Weg lag; dann sollte er augenblicklich frei gelassen und reich belohnt werden. Born schwieg auch diesem Zureden gegenüber. Seine Hände wurden ihm auf den Rücken gebunden, und so führte man ihn den Abhang des Berges hinab. Drei Soldaten luden vor seinen Augen ihre Gewehre. Er wußte, was es bedeutete, und wandte sich ab. Eine halbe Stunde Zeit war ihm noch vergönnt, um sich zu besinnen. Er setzte sich schweigend nieder und richtete den Blick hinunter in das Thal und zu den fernen Bergeshöhen. Hier waren seine Söhne und dort sein Weib und seine Tochter. Ach, sie ahnten nicht, was ihn betroffen hatte, und was er in einer halben Stunde erleiden sollte! Dort stand sein kleines Haus. Die Fenster leuchteten so freundlich im Glanze der Morgensonne. Er sollte es nie wieder betreten und seines stillen Glückes sich freuen. Hier und dort herum waren die Berge und die Thäler seiner geliebten Heimat. Er kannte jede Stadt, jedes Dorf, jeden Wald, jeden Fluß. Auf diesen Fluren hatte er als Kind gespielt. Hier hatte er sein Leben unter Mühen und Arbeiten und doch glücklich und zufrieden bis-

her geführt. Seine Heimat, seine geliebte Heimat war so schön, so wunderschön. In wenigen Augenblicken sollte er von ihr scheiden und sie für immer verlassen. Seine Wangen waren bleich geworden. Eine Thräne war ihm in das ehrliche Auge getreten. Er drängte sie zurück. Dann senkte er sein Haupt still zur Erde. Er konnte seine gebundenen Hände nicht falten. Aber er konnte auch so zu seinem Gott und Heiland beten, vor dessen Angesicht er in so kurzer Zeit treten sollte.

Eine Minute nach der andern verging. Born betete still und inbrünstig, während seine Lippen sich nur unmerklich bewegten. Und das Gebet gab ihm neue Kraft, neuen Mut, Frieden und Freude. Eine stille, heitere Ruhe legte sich auf sein Angesicht und glänzte aus seinen Augen. Endlich war die bestimmte Zeit verflossen. Der Offizier trat zu dem Schäfer und fragte ihn, ob er jetzt den Weg zeigen wollte. Ein schweigendes Schütteln seines Kopfes war die einzige Antwort, die er auf diese Frage gab. Der Offizier sah ihn einen Augenblick teilnehmend und mitleidig, aber doch auch mit stiller Bewunderung an. Dann gab er den Soldaten einen Wink, und sie nahmen ihre Gewehre zur Hand. Man verband dem Schäfer die Augen, stellte ihn an einen Baum, und die Soldaten traten auf das Kommando an. Noch einmal wiederholte der französische Offizier seine vorige Frage. Ja, er legte sie ihm zögernd sogar zum drittenmale vor. Schweigend, aber fest verneinend schüttelte Born das Haupt. Da ertönte das furchtbare Kommandowort: „Feuer!“ Drei Blitze fuhren aus den Gewehren, drei Schüsse hallten zugleich an den gegenüberliegenden Bergen wieder. Ohne einen Laut sank der wackere Hirt zusammen. Er war gut getroffen worden, es zuckte keine Muskel auf seinem Gesichte. Die Soldaten ließen den Leichnam liegen und kehrten in das Lager zurück. Es war ja Krieg, was hatte da ein einzelnes Menschenleben zu bedeuten?

Napoleon war sehr unwillig, daß man den Weg nicht entdecken konnte. Endlich meldete ihm ein Offizier, daß man einen andern Mann gefunden hätte, welcher ihn ebenso gut kannte, als der Schäfer. Der Mann wurde zu ihm gebracht. Er hatte nicht den Mut und die Kraft, der Forderung zu widerstehen und sich zu weigern. Er zeigte den Weg, der durch das von einem Gießbache durchströmte, von Felsen eingeengte und mit Wald bewachsene Rauthal führt. Das Bett des Baches bildete den Weg. Napoleon erkannte mit scharfem Auge sogleich die Möglichkeit, die Geschütze auf diesem Wege den Berg hinaufzuschaffen. Zwar mußten hier und dort einzelne Bäume gefällt, einzelne Felsen gesprengt werden. Allein diese Schwierigkeiten ließen sich überwinden, und der Kaiser befahl, sogleich an das Werk zu gehen und den Weg fahrbar zu machen. Um acht Uhr abends war man damit fertig geworden. Noch während der Nacht wurden die meisten Geschütze, halb gezogen und halb getragen, auf den Gipfel des Berges gebracht. Als der 14. Oktober anbrach, war die Schlacht bei Jena beinahe schon entschieden, ehe noch der Kampf begonnen hatte.

Wir wissen leider wie sie ausgefallen ist. Das preußische Heer wurde gänzlich geschlagen und in die wildeste Flucht auseinandergesprengt. Auf den Feldern von Jena begannen die sieben Jahre preußischer Not und Schmach, bis sie endlich durch Gottes Gnade in den glorreichen Tagen der Befreiungskriege wieder überwunden wurden. Das Opfer des alten, wackeren Schafhirten war vergeblich gewesen. Zwei Tage nach der Schlacht war er mit hunderten von gefallenen Preußen und Franzosen in ein gemeinsames Grab gebettet worden. Erst lange darauf erhielten die Seinen die Nachricht von seinem Tode.

Kein Geschichtsbuch erzählt den Heldentod des braven Mannes. Nur einzelne Landleute in der Gegend von Jena wissen noch heute davon zu berichten.

Niemand kennt sein Grab. Von seiner That redet kein glänzendes Denkmal. Er war nur ein armer Schafhirt, aber er ist treu gewesen bis zum Tode. Darum soll seines Namens nie und nimmer vergessen werden.

15. Liebet eure Feinde!

Johann Friedrich Sluymer.

In einem Walde des westlichen Russlands lebte ein wackerer Förster mit einem jungen Weibe, zwei holden Kindern und einigen Jägerburschen in glücklicher Abgeschiedenheit. Auch zu ihnen war indes schon die Kunde von den traurigen Verheerungen gekommen, welche die Cholera in den östlichen Teilen des Landes anrichtete, und wie sie immer nach Westen vordränge. Schon hatte deshalb der Förster in der nächsten Stadt sich Verhaltungsregeln geben lassen, auch einige Arzneien eingekauft, als eines Nachmittags ein Jägerbursche die Botschaft bringt, dass in dem nächsten, eine Meile entfernten Dorfe die Cholera in ihrer ganzen Furchtbarkeit ausgebrochen und bereits eine Menge Bewohner der Krankheit erlegen seien. Schnell beschliesst nun der kleine Familienrat, jede Verbindung mit dem angesteckten Dorfe aufs strengste zu meiden und auf die Annäherung jedes Fremden ein wachsames Auge zu haben. So kommt der Abend. Die Mutter bettet ihre Kleinen zur nächtlichen Ruhe und rückt sich einen Sessel an die Seite des Gatten, um am knisternden Kaminfeuer mit ihm noch manche häusliche Sorge zu besprechen. Da schlagen die Hunde an, und der eintretende Jäger meldet: „Draussen ist der Müller aus dem benachbarten Dorfe; er fliehe, so spricht er, vor der grässlichen Seuche und bittet um schützendes Obdach. Bleich und verstört sieht er aus, ganz unheimlich wird mir in seiner Nähe. Wenn Ihr erlaubt, so hetze ich die Hunde auf ihn, denn wer kann dem Menschen trauen!“ Wohl wusste es der Förster besser noch als sein Jäger, dass jenem Manne nicht zu trauen sei; denn seit er Marien als Gattin heimgeführt, hatte dieser Müller, der sich auch um ihre Hand beworben, unermüdlich Ränke geschmiedet, das Glück des jungen Paares zu zerstören. — „Den Besuch“, erwiderte er, „hätt’ ich wohl nicht erwartet; denn seit vier Jahren zeigte der Mann sich als mein Todfeind und mied meine Schwelle. Doch die Not versöhnt! Schon jetzt hat er Vertrauen zu uns gefasst, vielleicht wird er bald uns herzlich lieben, wenn wir ihm freundlich begegnen.“ Kopfschüttelnd geht der Jäger, und alsbald tritt in das nur spärlich erhellte Zimmer eine lange Gestalt ein, vor der du wohl mit Grauen und Entsetzen zurückbeben würdest, begegnetest du ihr im einsamen Walde und hättest nicht in deiner Brust ein Herz voll echten Christenmutes und wahrer Menschenliebe. Lange schwarze Haare verbergen in wilder Verwirrung fast gänzlich des Mannes tief gerunzelte Stirn, die Wangen sind bleich und abgezehrt, das Rot der Lippen ist erstorben, und der Blick aus schwarzen, hohlen Augen schweift bald unstet und misstrauisch im Zimmer umher, bald gleitet er funkelnd an den Wirten vorüber, bald heftet er starr und matt sich an den Boden. Die Knie wanken, die Brust keucht vom angestrengten Laufe. Entschuldigungen unverständlich murmelnd, streckt der Müller seine dürren Hände den Wirten dar, und diese — wenngleich aufs höchste betroffen — weichen doch nicht zurück; getrost schlagen sie ein und erwidern den krampfhaften Druck des Gastes mit Milde und Freundlichkeit. Kein Wort von vergangenen Zeiten. Mit liebreicher Teilnahme und frommem Sinne spricht der Förster über die gegenwärtige Bedrängnis, düster und abgegebrochen nur antwortet der Müller. Unterdessen hat die emsige Hausfrau in Eile ein erquickendes Nachtessen aufgetragen, ein Bett herbeigeschafft und mit sauberer Wäsche bekleidet, und als sie nun alles zur

Labung des neuen Hausgenossen bereitet, wünscht sie ihm eine sanfte Ruhe und geht mit ihrem Gatten in die anstossende Kammer zu den schlafenden Kleinen. Hier in andachtsvollem Gebete vereinigt, danken sie Gott für den Segen des Tages, befehlen seiner gnädigen Obhut sich und die Ihrigen und erflehen Labung und himmlischen Frieden für des Müllers zerrüttetes Gemüt. Alsbald umfängt sie ein sanfter Schlaf.

Nur wenige Stunden hatten sie erst geschlummert, da weckte sie ein heftiges Pochen an der Kammerthür.

„Der Müller ist“, — so ruft ein Jägerbursche herein, — „von der grässlichen Cholera befallen. — Erlaubt, Herr, dass wir ihn eiligst hinausschaffen, damit nicht auch Ihr mit Weib und Kindern verderbet!“

„Mit nichten! da sei Gott vor!“ erwidert schnell entschlossen der Förster. „Wartet des Kranken, wie ich Euch gelehrt! Gleich bin ich selbst da.“ Und so nimmt er die Kinder vom Lager, trägt sie hinauf auf die Bodenkammer und eilt hinab zu dem Kranken. Bald folgt ihm die Gattin. Aber welch entsetzlicher, herzzerreissender Anblick bietet sich hier dar! Von den heftigsten Krämpfen gefoltert, windet und wälzt sich der Müller auf seinem Lager; schon verrät sein ganzer Leib alle grässlichen Zeichen der furchtbar zerstörenden Krankheit. Indes noch ein anderer Schmerz, noch ein gewaltsamerer Kampf scheint in der Brust des Mannes zu toben. Denn je mehr der Förster und seine Gattin in emsiger Liebe um ihn bemüht sind, desto heftiger bebt er vor ihrem Anblicke zurück. Bald birgt er sein Gesicht in die Kissen, bald schlägt er mit geballten Fäusten die Stirn, während ein grässliches Lächeln um die blauen Lippen zuckt. Jetzt fährt er auf vom Lager und zwingt die heisere Stimme zu lautem Rufe: „Rührt mich nicht an, werft mich hinaus, den Krähen und Wölfen zum Frasse! — Halt ein, du schrecklicher Würgengel, reiss mich noch nicht hinab in die ewigen Martern der Hölle, noch muss ich reden! Ein Ungeheuer, wie in der Wüste nicht seinesgleichen, beherbergt und pflegt Ihr. Wisset: Die verpestende Krankheit im Leibe, rannt' ich her, rachedürstend, — durch meinen Tod Euch alle zu verderben! Doch jetzt! — o martervolle Pein! o du furchtbarer Richter! ist denn kein Erbarmen vor dir?“ Und ganz erschöpft — betäubt — sinkt der Müller auf sein Lager. Mit gefalteten Händen, den thränenschweren Blick zum Himmel gerichtet, steht der Förster und sein Weib da. Aber der ewige Richter, der Herr des Lebens und der Verdammnis, — er winkt dem Todesengel, dass er vorübergehe an dem Hause des Gerechten. In tiefen Schlaf sinkt der Kranke, und ein heftiger Schweiss dringt aus allen Poren. Als er erwacht, sieht er seine wackeren Wirte in liebevoller Thätigkeit um sich. In seinem Leben zum erstenmale betet jetzt sein Herz. Dann drückt er die Hände der Edeln an seine Brust, an seine Lippen, und die Thränen der Versöhnung, des Dankes und der Liebe fliessen reichlich. Nach wenigen Tagen verlässt der Müller sein Krankenlager, genesen, gerettet für das Himmelreich.

16. Der Schneider in Pensa.[1])

Peter Hebel.

Im Jahre 1813, als Rußland nimmer Straßen genug hatte für die Kriegsgefangenen an der Beresina oder in Wilna, ging eine auch durch Pensa, welches für sich schon mehr als einhundert Tagereisen weit von Lahr oder

[1]) Es wird hier die Erzählung in der Fassung geboten, welche ihr von Hebel gegeben worden. Es ist bekannt, daß der Verfasser irrtümlich angenommen hat, Pensa liege im asiatischen Rußland, während es thatsächlich noch dem europäischen Rußland angehört.

Pforzheim[1]) entfernt ist, und wo die beste deutsche oder englische Uhr, wer eine hat, nimmer richtig geht, sondern ein paar Stunden zu spät. In Pensa ist der Sitz des ersten russischen Statthalters in Asien, wenn man aus Europa hineinkommt. Also wurden dort die Kriegsgefangenen abgegeben und übernommen und alsdann weiter abgeführt in das tiefe, fremde Asien hinein, wo die Christenheit ein Ende hat, und niemand mehr das Vaterunser kennt, wenn's nicht einer, gleichsam als eine fremde Ware, aus Europa mitbringt. Also kamen eines Tages, mit Franzosen vermischt, auch sechzehn Rheinländer, badische Offiziere, die damals unter den Fahnen Napoleons gedient hatten, über die Schlachtfelder und Brandstätten von Europa ermattet, krank, mit erfrorenen Gliedmaßen und schlecht geheilten Wunden, ohne Geld, ohne Kleidung, ohne Trost in Pensa an und fanden in diesem unheimlichen Lande kein Ohr mehr, das ihre Sprache verstand, kein Herz mehr, das sich über ihre Leiden erbarmte. Als aber einer den andern mit trostloser Miene anblickte: „Was wird aus uns werden!“ oder: „Wann wird der Tod unserm Elend ein Ende machen, und wer wird den letzten begraben!“ da vernahmen sie mitten durch das russische und kosakische Kauderwelsch, wie ein Evangelium vom Himmel, unvermutet eine Stimme: „Sind keine Deutsche da?“ und es stand vor ihnen auf zwei nicht ganz gleichen Füßen eine liebe, freundliche Gestalt. Das war der Schneider von Pensa, Franz Anton Egetmeier, gebürtig aus Bretten im Neckarkreis, Großherzogtum Baden. Hat er nicht im Jahre 1779 das Handwerk gelernt in Mannheim? Hernach ging er auf die Wanderschaft nach Nürnberg, hernach ein wenig nach Petersburg hinein. Ein Pfälzer Schneider schlägt sieben- bis achtmalhundert Stunden Wegs nicht hoch an, wenn's ihn inwendig treibt. In Petersburg aber ließ er sich unter ein russisches Kavallerie-Regiment als Regimentsschneider engagieren und ritt mit ihnen in die fremde, russische Welt hinein, wo alles anders ist, nach Pensa, bald mit der Nadel stechend, bald mit dem Schwert. In Pensa aber, wo er sich nachher häuslich und bürgerlich niederließ, ist er jetzt ein angesehenes Männlein. Will jemand in ganz Asien ein sauberes Kleid nach der Mode haben, so schickt er zu dem deutschen Schneider in Pensa. Verlangt er etwas von dem Statthalter, der doch ein vornehmer Herr ist und mit dem Kaiser reden darf, so hat's ein guter Freund vom andern verlangt, und hat auf dreißig Stunden Wegs ein Mensch ein Unglück oder einen Schmerz, so vertraut er sich dem Schneider von Pensa an; er findet bei ihm, was ihm fehlt, Trost, Rat, Hilfe, ein Herz und ein Auge voll Liebe, Obdach, Tisch und Bett, nur kein Geld.

Einem Gemüte, wie dieses war, das nur in Liebe und Wohlthun reich ist, blühte auf den Schlachtfeldern des Jahres 1813 eine schöne Freudenernte. So oft ein Transport von unglücklichen Gefangenen kamen, warf er Schere und Elle weg und war der erste auf dem Platze, und „Sind keine Deutsche da?“ war seine erste Frage. Denn er hoffte von einem Tage zum andern, unter den Gefangenen Landsleute anzutreffen, und freute sich, wie er ihnen gutes thun wollte, und liebte sie schon im voraus ungesehenerweise, wie eine Frau ihr Kindlein schon liebt und ihm Brei geben kann, ehe sie es hat. „Wenn sie nur so oder so aussähen!“ dachte er. „Wenn ihnen nur auch recht viel fehlt, damit ich ihnen recht viel gutes erweisen kann.“ Doch nahm er, wenn keine Deutschen da waren, auch mit Franzosen vorlieb und erleichterte ihnen,

[1]) Die obige Erzählung stand zuerst in dem von Hebel herausgegebenen Kalender „Der Rheinländische Hausfreund“, dessen buchhändlerischer Betrieb von Lahr und Pforzheim aus geschah.

bis sie weiter geführt wurden, ihr Elend nach Kräften. Diesmal aber, und als er mitten unter so viele brave Landsleute (auch Darmstädter und andere) hineinrief: „Sind keine Deutsche da?“ — er mußte zum zweitenmal fragen, denn das erste Mal konnten sie vor Staunen und Ungewißheit nicht antworten, sondern das süße, deutsche Wort in Asien verklang in ihren Ohren wie ein Harfenton, und als er hörte: „Deutsche genug!“ und von jedem erfragte, woher er sei — er wäre mit Mecklenburgern oder Kursachsen auch zufrieden gewesen, aber einer sagte von Mannheim am Rheinstrom, als wenn der Schneider nicht vor ihm gewußt hätte, wo Mannheim liegt, der andere sagte von Bruchsal der dritte von Heidelberg, der vierte von Gochsheim, — da zog es wie ein warmes, auflösendes Thauwetter durch den ganzen Schneider hindurch. „Und ich bin von Bretten“, sagte das herrliche Gemüt, Franz Anton Egetmeier von Bretten, wie Joseph in Aegypten zu den Söhnen Israels sagte: „Ich bin Joseph, euer Bruder“ — und die Thränen der Freude, der Wehmut und heiligen Heimatsliebe traten allen in die Augen, und es war schwer zu sagen, ob sie einen freudigeren Fund an dem Schneider oder der Schneider an seinen Landsleuten machte, und welcher Teil am gerührtesten war. Jetzt führte der gute Mensch seine teuren Landsleute im Triumph in seine Wohnung und bewirtete sie mit einem erquicklichen Mahl, wie in der Geschwindigkeit es aufzutreiben war.

Jetzt eilte er zum Statthalter und bat ihn um die Gnade, daß er seine Landsleute in Pensa behalten dürfe. „Anton“, sagte der Statthalter, „wann hab’ ich Euch etwas abgeschlagen?“ Jetzt lief er in der Stadt herum und suchte für diejenigen, welche in seinem Hause nicht Platz hatten, bei seinen Freunden und Bekannten die besten Quartiere aus. Jetzt musterte er seine Gäste, einen nach dem andern. „Herr Landsmann“, sagte er zu einem, „mit Eurem Weißzeug sieht’s windig aus. Ich werde Euch für ein halbes Dutzend neuer Hemden sorgen. — Ihr braucht auch ein neues Röcklein“, sagte er zu einem andern, — „Eures kann noch gewendet und ausgebessert werden“, zu einem dritten und so zu allen, und augenblicklich wurde zugeschnitten und alle sechsundzwanzig Gesellen arbeiteten Tag und Nacht an Kleidungsstücken für seine werten rheinländischen Freunde. In wenig Tagen waren alle neu oder anständig ausstaffiert. Ein guter Mensch, auch wenn er in Nöten ist, mißbraucht niemals fremde Gutmütigkeit; deswegen sagten zu ihm die Rheinländer: „Herr Landsmann, verrechnet Euch nicht! Ein Kriegsgefangener bringt keine Münze mit. So wissen wir auch nicht, wie wir Euch für Eure großen Auslagen werden schadlos halten können, und wann.“ Darauf erwiderte der Schneider: „Ich finde hinlänglich Entschädigung in dem Gefühl, Ihnen helfen zu können. Benutzen Sie alles was ich habe! Sehen Sie mein Haus und meinen Garten als den Ihrigen an“, — so kurz weg und ab, wie ein Kaiser oder König spricht, wenn eingefaßt in Würde die Güte hervorblickt. Denn nicht nur die hohe, fürstliche Geburt und Großmut, sondern auch die liebe, häusliche Demut gibt ohne es zu wissen, bisweilen den Herzen königliche Sprüche ein, Gesinnungen ohnehin. Jetzt führte er sie freudig wie ein Kind in der Stadt bei seinen Freunden herum und machte Staat mit ihnen. Hier ist nicht Raum genug, alles Gute zu rühmen, was er seinen Freunden erwies. So sehr sie zufrieden waren, so wenig war er es. Jeden Tag erfand er neue Mittel, ihnen den unangenehmen Zustand der Kriegsgefangenschaft zu erleichtern und das fremde Leben in Asien angenehm zu machen. War in der lieben Heimat ein hohes Geburts- oder Namensfest, es wurde am nämlichen Tage von den

Treuen auch in Asien mit Gastmahl, mit Vivat und Freudenfeuer gehalten, nur etwas früher, weil dort die Uhren falsch gehen. Kam eine frohe Nachricht von dem Vorrücken und dem Siege der hohen Alliierten in Deutschland an, der Schneider war der erste, der sie wußte und seinen Kindern, — er nannte sie nur noch seine Kinder, — mit Freudenthränen zubrachte, darum, daß sich ihre Erlösung nahte. Als einmal Geld zur Unterstützung der Gefangenen aus dem Vaterlande ankam, war die erste Sorge, ihrem Wohlthäter seine Auslagen zu vergüten. „Kinder sagte er, verbittert mir meine Freude nicht!“ — „Vater Egetmeier“, sagten sie, thut unserem Herzen nicht weh!“ Also machte er ihnen zum Schein eine kleine Rechnung, nur um sie nicht zu betrüben und um das Geld wieder zu ihrem Vergnügen anzuwenden, bis die letzte Kopeke aus den Händen war. Das gute Geld war für einen andern Gebrauch zu bestimmen, aber man kann nicht an alles denken. Denn als endlich die Stunde der Erlösung schlug, gesellte sich zur Freude ohne Maß der bittere Schmerz der Trennung, und zu dem bitteren Schmerze die Not. Denn es fehlte an allem, was zur Notdurft und zur Vorsorge auf eine so lange Reise in den Schrecknissen des russischen Winters und einer unwirtbaren Gegend nötig war, und ob auch auf den Mann, so lange sie durch Rußland zu reisen hatten, täglich dreizehn Kreuzer verabreicht wurden, so reichte doch das wenige nirgends hin. Darum ging in diesen letzten Tagen der Schneider, sonst so frohen und leichten Mutes, still und nachdenklich herum, als der etwas im Sinne hat, und war wenig mehr zu Hause. „Es geht ihm recht zu Herzen“, sagten die Herren Rheinländer und merkten nichts. Aber auf einmal kam er mit großen Freudenschritten, ja mit verklärtem Antlitze zurück: „Kinder es ist Rat. Geld genug!“ — Was war's? Die gute Seele hatte für zweitausend Rubel das Haus verkauft. „Ich will schon eine Unterkunft finden“, sagte er, „wenn Ihr nur ohne Leid und Mangel nach Deutschland kommt!“ O du heiliges, lebendig gewordenes Sprüchlein des Evangeliums und seiner Liebe: Verkaufe, was du hast, und gib es denen, die es bedürftig sind, so wirst du einen Schatz im Himmel haben. Der wird einst weit oben rechts zu erfragen sein, wenn die Stimme gesprochen hat: „Kommt, ihr Gesegneten! Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich gespeist; ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich gekleidet; ich bin krank und gefangen gewesen, und ihr habt euch meiner angenommen.“ — Doch der Kauf wurde, zum großen Trost für die edlen Gefangenen wieder rückgängig gemacht. Nichtsdestoweniger brachte er auf andere Art noch einige hundert Rubel für sie zusammen und nötigte sie, was er hatte von kostbarem, russischem Pelzwerk, mitzunehmen, um es unterwegs zu verkaufen, wenn sie Geldes bedürftig wären, oder einem ein Unglück widerführe. Den Abschied will der Erzähler nicht beschreiben. Keiner, der dabei war, vermag es. Sie schieden unter tausend Segenswünschen und Thränen des Dankes und der Liebe, und der Schneider gestand, daß dieses für ihn der schmerzlichste Tag seines Lebens sei. Die Reisenden aber sprachen unterwegs unaufhörlich und noch immer von ihrem Vater in Pensa, und als sie in Bialystock in Polen wohlbehalten ankamen und Geld antrafen, schickten sie ihm dankbar das vorgeschossene Reisegeld zurück.

17. Der Araber und sein Pferd.

Helmuth Graf v. Moltke.

Ein türkischer Kavallerie-General, Dano Pascha zu Mardin, stand schon seit lange in Unterhandlung mit einem arabischen Stamme wegen einer edlen Stute vom Geschlecht Meneghi; endlich einigte man sich zu dem Preise von

60 Beuteln oder nahe an 6000 Mark. Zur verabredeten Stunde trifft der Häuptling des Stammes mit seiner Stute im Hofe des Paschas ein; dieser versucht noch zu handeln, aber der Scheikh erwidert stolz, daß er nicht einen Para herablasse. Verdrießlich wirft der Türke ihm die Summe hin mit der Aeußerung, daß 30,000 Piaster ein unerhörter Preis für ein Pferd seien. Der Araber blickt ihn schweigend an und bindet das Geld ganz ruhig in seinen weißen Mantel; dann steigt er in den Hof hinab, um Abschied von seinem Tier zu nehmen; er spricht ihm arabische Worte ins Ohr, streicht ihm über Stirn und Augen, untersucht die Hufe und schreitet bedächtig und musternd rings um das aufmerksame Tier. Plötzlich schwingt er sich auf den nackten Rücken des Pferdes, welches augenblicklich vorwärts und zum Hofe hinausschießt.

In der Regel stehen im Morgenlande die Pferde tags und nachts mit dem Sattel aus Filzdecken. Jeder vornehme Mann hat wenigstens ein oder zwei Pferde im Stall bereit, die nur gezäumt zu werden brauchen, um sie zu besteigen; die Araber aber reiten ganz ohne Zaum: der Halfterstrick dient, um das Pferd anzuhalten, ein leiser Schlag mit der flachen Hand auf den Hals, es links oder rechts zu lenken. Es dauerte denn auch nur wenige Augenblicke, so saßen die Agas des Pascha im Sattel und jagten dem Flüchtling nach.

Der unbeschlagene Huf des arabischen Rosses hatte noch nie ein Steinpflaster betreten, und mit Vorsicht eilte es den holprigen, steilen Weg vom Schlosse hinunter. Die Türken hingegen galoppieren einen jähen Abhang mit scharfem Geröll hinab, wie wir eine Sandhöhe hinan; die dünnen, ringförmigen, kalt geschmiedeten Eisen schützen den Huf vor jeder Beschädigung, und die Pferde, an solche Ritte gewöhnt, machen keinen falschen Tritt. Am Ausgange des Orts haben die Agas den Scheikh beinahe schon ereilt; aber jetzt sind sie in der Ebene: der Araber ist in seinem Elemente und jagt fort in gerader Richtung; denn hier hemmen weder Gräben noch Hecken, weder Flüsse noch Berge seinen Lauf. Wie einem geübten Jockey, der beim Rennen führt, kommt es dem Scheikh darauf an, nicht so schnell, sondern so langsam wie möglich zu reiten. Indem er beständig nach seinen Verfolgern sich umblickt, hält er sich auf Schußweite von ihnen entfernt: dringen sie auf ihn ein, so beschleunigt er seine Bewegung; bleiben sie zurück, so verkürzt er die Gangart des Tieres; halten sie an, so reitet er Schritt. In dieser Art geht die Jagd fort, bis die glühende Sonnenscheibe sich gegen Abend senkt; da erst nimmt er alle Kräfte seines Rosses in Anspruch: er lehnt sich vorn über, stößt die Fersen in die Flanken des Tieres und schießt mit einem lauten „Jalla!“ davon. Der feste Rasen erdröhnt unter dem Stampfen der kräftigen Hufe, und bald zeigt nur noch eine Staubwolke den Verfolgern die Richtung an, in welcher der Araber entfloh.

Hier, wo die Sonnenscheibe fast senkrecht zum Horizont hinabsteigt, ist die Dämmerung äußerst kurz, und bald verdeckt die Nacht jede Spur des Flüchtlings. Die Türken, ohne Lebensmittel für sich, ohne Wasser für ihre Pferde, finden sich wohl zwölf oder fünfzehn Stunden von ihrer Heimat entfernt in einer ihnen ganz unbekannten Gegend. Was war zu thun, als — umzukehren, und dem erzürnten Herrn die unwillkommene Botschaft zu bringen, daß Roß und Reiter und Geld verloren! Erst am dritten Abend treffen sie, halbtot vor Erschöpfung und Hunger, mit Pferden, die sich kaum noch schleppen, in Mardin wieder ein; ihnen bleibt nur der traurige Trost, über dieses neue Beispiel von Treulosigkeit eines Arabers zu schimpfen, wobei sie jedoch genötigt sind, dem Pferde des Verräters alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und einzugestehen, daß ein solches Tier nicht leicht zu teuer bezahlt werden kann.

Am folgenden Morgen, als eben der Imam zum Frühgebet ruft, hört der Pascha Hufschlag unter seinen Fenstern, und in den Hof reitet ganz harmlos unser Scheikh. „Sidi!“ ruft er hinauf, „Herr! willst Du Dein Geld oder mein Pferd?“

18. Der Bredil.

Karl Stöber.

Der Wanderer, der von den Malnitzer Tauern herabkommt und von Tarvis aus seinen Weg nach der nördlichsten Handelsstadt des adriatischen Meeres fortsetzen will, kann sich rechtshin wenden über Pontemba und Udine oder linkshin über den Bredil und dann an den Felsenufern des Isonzo hinab bis in die weite Ebene, welche sich um das wunderfreundliche Görz herum ausbreitet. Der Erzähler wählte einmal den letzten Weg, und nach Gewohnheit des Landes wurden nun die Pferde aus seinem Wagen ausgespannt und zwei bedächtige Ochsen an ihre Stelle gethan. Sie nahmen sich an dem leichten Fahrzeuge sonderbar aus und schienen, aus der Ferne betrachtet, an der Seite des himmelhohen Bredils nicht förderlicher hinanzuschleichen als eine Schnecke mit ihrem Hause an einem regennassen Felsenstücke. Das ging dem Erzähler zu langsam, und er wandelte der schönen Straße nach zu Fuß voraus.

Der Bredil ist ein herrlicher und zugleich höchst lieblicher Berg in den Reihen der karnischen Alpen. Ein kleiner, tiefblauer See macht den Teppich zu den Füßen des sitzenden Fürsten. Ein saftgrünes Gewand von Matten und Zwergtannen ist über seine Schultern und um seine Lenden geworfen. Einer der letzten deutschen Kaiser hat ihn in seiner schönen Straße mit dem Orden des goldenen Vließes geschmückt, und sein weißes Haupt trägt er dem Himmel näher als der Erde. Ueber die Felsen, an welche er sich lehnt, tropft, rinnt und stürzt Wasser in reicher Fülle und sammelt sich in dem Bett des Isonzo, der, ein junger Gemsbock, in mächtigen Sprüngen dem tiefen Thale zueilt. Der Erzähler ließ ihn springen und kam, immer der Straße folgend, an die hohen Ruinen, welche in der Umgegend unter dem Namen „die Klause“ oder „la Chiusa“ bekannt sind.

In den Sonnenstrahlen, welche über die Ruinen der Klause auf das linke Felsenufer des Isonzo herüberfielen, saß, als der Erzähler an die Stätte kam, ein alter Mann aus Villach, der seinen zwei Frachtwagen vorausgegangen war, als sie am Wirtshause auf der Scheideck des Berges anhielten, um die Rosse ein halbes Stündlein verschnaufen zu lassen. Der Erzähler hatte auch gerade nichts besseres zu thun als zu warten und setzte sich zu dem alten Manne. Die Kärntner aber sind meistens gar freundliche, umgängliche und redselige Leute und so teilte auch dieser alte Fuhrmann fast ungebeten über die ausgebrannte Klause am jenseitigen Ufer des Isonzo folgendes aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen mit.

„Ich war einmal“, erzählte der Greis, „in den schlimmen Kriegsläufen der neunziger Jahre mit meinem Fuhrwerk von Triest bis nach Flitsch da unten gekommen. Da kamen die Franzosen in großer Eile das Thal herauf, spannten meine sechs Gäule an ihre Pulverkarren und zwangen mich, meinen Wagen stehen zu lassen und ihnen zu folgen. Nicht weit von der Klause ließ ihr General halt machen und die Oesterreicher darin auffordern, sich zu ergeben. Aber diese antworteten zuerst dem Trompeter mit Nein — und dann den Leuten, die hinter ihm nachkamen, aus ihren guten Kanonen. Die Franzosen fielen beim ersten Angriff unter den Kartätschen wie Kartenmänner. Beim zweiten Anlauf gelangten sie, ein Oberst voran, in die bedeckte finstere Brücke, die

über den Isonzo bis unmittelbar an das Thor der Klause führte. Aber unsere Landsleute hatten die Hauptbalken derselben zuvor halb durchhauen, was die Franzosen in der Eilfertigkeit des Sturmschrittes und in dem dunklen Gange nicht bemerken konnten. Die Brücke brach plötzlich mit großem Krachen zusammen, und hunderte stürzten mit ihren Trümmern in den Abgrund. Ungefähr zwei Drittel von dem feindlichen Bataillon kamen in eiliger Flucht den Berg wieder herab. Die übrigen führte der Isonzo aus seinem Schlunde heraus und ließ da, wo er wieder breit und seicht fließt, die Leichname auf dem Kies liegen, wie eine Katze die Maus hinlegt, die sie erwürgt hat. Unter ihnen war auch der Oberst.

Wir Kärntner Fuhrleute lachten in die Faust, aber der französische General stampfte mit dem Fuße und fluchte und lugte mit seinem Fernrohr umher, parlierte auch dazwischen mit seinem Adjutanten. Dieser wendete sich endlich zu uns deutschen Fuhrleuten und sagte in unserer Sprache: „Leute, wer unter Euch einen Weg weiß, auf den man den Oesterreichern droben in den Rücken kommen kann, und uns diesen Weg führt, der bekommt diesen Beutel mit hundert Dukaten!“ Wir wußten wohl einen, aber wir schüttelten mit dem Kopf. Nur einen unter uns blendete der gelbe Mammon, daß er den Verräter machte und ging. Mit dem Judas voran, setzte sich der Rest des französischen Bataillons, das seine gefallenen Brüder rächen wollte, ein Mann hinter dem andern, in Marsch.

Indessen arbeiteten die Oesterreicher in ihrer Klause, die von dem französischen Feldgeschütz doch auch Löcher bekommen haben mochte, munter wie Ameisen, über deren Haus ein Holzhacker gestolpert ist. Aber ihre Freude dauerte nicht lange. Hinter ihnen, hoch auf der Felsenwand, erschienen bald ihre Feinde zum drittenmal. Zuerst rollten große Felsentrümmer herab, dann folgten ganze brennende Blöcke nach. Zuletzt that es in der Klause einen dumpfen Knall, und plötzlich war darin alles totenstille wie in einem Nest von Waldbienen, die man mit Schwefel erstickt hat. Es mußte das Feuer in den Pulvervorrat der kleinen Besatzung gedrungen sein.

Die Franzosen hielten es gar nicht der Mühe wert, sich in der ausgebrannten leeren und schwarzen Klause umzusehen. Sie marschierten vorüber, der Schanze zu, die nur eine halbe Stunde oberhalb der Klause lag. Die Oesterreicher darin wurden aufgefordert, sich zu ergeben. Sie antworteten aber mit ihren Kanonen so, daß der französische General, nachdem er sich zu weit gewagt hatte, sich mit seinen Leuten wieder um eine Ecke des Berges zurückziehen mußte. Aber es half nichts. Dem Judas Ischarioth wurde auch die linke Hand mit Gold gefüllt. Diesen Wegweiser voran, standen bald etliche hundert Franzosen im Rücken der Schanze und schossen von oben herab aus allen Läufen hinein, wie die Bergschützen von oben in ein Adlernest hineinschießen, wenn sie es nicht einnehmen können, sondern nur zerstören wollen. Ich stand — jetzt möchte ich es auch nicht mehr thun, — nicht sehr weit von der Schanze auf einem Felsen und konnte mitten hinein sehen. Der Hauptmann darin ließ seine Kanonen drehen und die Läufe hoch richten. Aber sie schadeten den Feinden nichts mehr, und seine Scharfschützen hatten ihre letzten Patronen bald verschossen. Dies merkten die Franzosen und kamen in hellen Haufen heran. Der österreichische Hauptmann nahm einem gefallenen Kanonier die brennende Lunte aus der Hand und stellte sich damit auf einen Wagen mit Munition. Bald aber sank er, von einer Kugel getroffen, zwischen die Räder, und die Lunte fiel aus seiner Hand in den offenen Kasten des

Pulverkarrens. Indes erstiegen die Franzosen den Wall und fingen an, die wenigen tapfern Verteidiger, die keinen Pardon nahmen, niederzustoßen.

Da thut es auf einmal einen furchtbaren Schlag. Ein dicker Dampf bedeckt die ganze Schanze, und als er sich den Berg langsam hinaufgezogen hat, ist sie wie ausgekehrt. Die Lunte, die aus der Hand des wackeren Hauptmanns zwischen die Patronen gefallen war, hatte nicht eher gezündet, als bis die Granaten mit einem Deutschen zehn Franzosen und noch mehr niederschmettern konnten.

Als wir eine halbe Stunde darauf vor der eroberten Schanze vorüberzogen, war es darin schwarz wie in der Schmelzhütte von Bleiberg und so leer wie vorhin, als Sie, mein Herr, daran vorbeigegangen sind. Nur die Läufe der Kanonen blieben liegen; die verbrannten Leichname hatte es bis auf die Straße herüber geworfen."

„Nun, und der Judas, der Verräter?" fragte der Erzähler den Fuhrmann, welcher aufstand und damit zu erkennen gab, daß seine Geschichte von der Klause und von der Schanze aus sei.

„Der" antwortete der Gefragte, „ist mit den Franzosen weiter gezogen, man weiß nicht wohin. In dem Kärntner Lande hat er sich nicht mehr blicken lassen. Es wird bei ihm wie bei Kain geheißen haben: Die Stimme von deines Bruders Blut schreit zu mir von der Erde. Unstet und flüchtig sollst du sein auf Erden!"

19. Das Bild des Grossvaters.

Wilhelm Müller.

Zu den Zeiten unserer Väter sass am hohen Thore von Danzig ein altes Mütterchen, namens Else, die in einer hölzernen Bude ein kleines Warenlager von nürnberger Spielsachen, bunten Bilderbogen und einigem alten Gerümpel feil bot.

Die Bude war wie das Mütterchen alt und gebrechlich, denn Else war in derselben schon als Kind geschäftig gewesen; sie sass hier als Braut, als junge blühende Frau, als Mutter. Sie trauerte hier als Witwe, sie sass hier mit bleichem Angesicht und rotgeweinten Augen, als sie ihr letztes Kind begraben hatte. Alle ihre Freuden und alle ihre Schmerzen hatte sie hier durchlebt, geduldig in Trübsal, dabei aber fröhlich in der Hoffnung auf die Hilfe des Herrn. Nun aber wurden ihre letzten Tage immer trüber; denn nur selten blieb noch ein Käufer vor der kleinen Bude stehen, ja oft, sehr oft musste sie ihr kleines Warenlager schliessen, ohne einen Groschen gelöst zu haben. Da musste sie denn freilich darben und entbehren. Sie hatte zwar nie etwas von Wohlleben geschmeckt, aber immerdar doch so viel errungen, um des Leibes Leben von einem Tage zum andern fristen zu können.

Jetzt aber war ihre Not überaus gross geworden; denn schon seit drei Tagen hatte sie auch gar nichts verkauft, und doch war die Miete für die kleine Kammer, worin sie nachts schlief, fällig. Zwar machte ihr diese Schuld nicht gerade so grossen Kummer, denn sie wohnte bei armen Leuten, die selbst den Mangel und die Not nur zu gut kannten, und die deshalb mit der noch ärmeren Alten Nachsicht hatten bis auf bessere Zeiten. Aber der Mann, von dem sie die Spielsachen und die bunten Bilder bezog, war, obwohl reich, doch harten Herzens. Er hatte gedroht, wenn Else die für ihn unbedeutende Schuld nicht zahlen würde, ihr gerichtlich die Bude verkaufen, sie selbst aber in den Schuldturm sperren zu lassen.

So sass sie denn ganz sorgenvoll da, das Haupt gebeugt, die hageren Hände gefaltet. Draussen aber zwitscherte die Lerche recht fröhlich, denn

der Frühling war gekommen; aber ihr ward immer weher ums Herz, und sie wünschte sich sehnlichst dorthin, wo ihr braver Mann und ihre Kinder längst ruhten.

Da kam ein Mann daher geschlendert, der störte sie in ihren Betrachtungen und Wünschen. Er war auch kein Jüngling mehr, denn sein Haar ergraute bereits; sonst war er aber noch ziemlich rüstig und kräftig. Was er war, das verriet seine Teerjacke und der breite, schwankende Gang, nämlich, dass er ein Seefahrer war. Er hatte die Arme übereinander geschlagen und sah, wie es schien, befremdet und doch bekannt umher.

Nachdem er nun jeden Stein am Thore, jeden Sitz und jedes Gebäude lange gemustert hatte, fiel sein Blick endlich auf die Bretterbude und auf Frau Else. Da trat er näher und sprach: „Es hat sich doch manches in Danzig verändert! In dieser kleinen Bude sass einst eine muntere, junge Frau, von der ich als Schulknabe manchen Bilderbogen gekauft habe. Wo mag diese hingekommen sein?"

Die Alte lächelte wehmütig und entgegnete: „Lieber Herr, das kann doch niemand anders gewesen sein als ich selbst; ich sitze hier schon über fünfzig Jahre."

Der Fremde fuhr mit der gebräunten Hand über die Stirn und rief: „Ja so, ich habe vergessen, dass auch ich gegen vierzig Jahr abwesend war. Die Zeit verändert viel; mancher meiner früheren Schul- und Spielgenossen ist wohl schlafen gegangen, und die da noch leben, werden den armen Matrosen nicht wieder erkennen, viele werden's auch nicht wollen. Der Peter Braun, welcher früher in der Langgasse wohnte, ist nun auch wohl schon lange tot?"

„Selbst gekannt hab' ich ihn nicht, aber ich habe viel von ihm erzählen hören. Er starb im Spittel!" entgegnete Else.

„Im Spittel?" wiederholte der Unbekannte erschüttert.

„Der Mann hat ein hartes Schicksal gehabt", fuhr die Alte fort, „ihm war es auch nicht an der Wiege gesungen, dass er so sterben sollte. — Er war der Sohn von dem Bernhard Braun, der allgemein für einen sehr reichen Mann galt. Als er aber plötzlich starb, fand man weder Geld noch Geldeswert in seinem Nachlasse, wohl aber meldeten sich Gläubiger mit bedeutenden Forderungen. Peter Braun, um des Vaters ehrlichen Namen zu retten, bezahlte alle Schulden. Aber durch dieses Opfer verarmte er selbst so sehr, dass er es geschehen lassen musste, dass sein noch unerwachsener Sohn als Schiffsjunge in die Fremde ging. — Nun war der alte Mann ganz allein. Er begann noch manches; aber nichts glückte ihm, und seine ehemaligen Freunde hatten sich von ihm abgewandt; die armen konnten ihm nicht helfen, die reichen wollten nicht. So geschah es denn, dass er krank und lebensmüde ins Spital gehen musste."

Ueber das Gesicht des Unbekannten zuckte es finster hin. Er wandte sich schnell, um in die Stadt zu gehen, aber noch einmal kehrte er um und fragte: „Wo liegt denn Peter Braun begraben?" „Auf dem Armenkirchhofe", antwortete Else. Der Fremde schien diese Antwort erwartet zu haben, er senkte das trübe Auge. Da fiel sein Blick auf ein altes, verloschenes Oelgemälde das im Hintergrunde der Bude hing.

„Was wollt Ihr für das alte Bild?" fragte der Mann.

„Ich habe es", entgegnete die Alte, „vor vielen Jahren in einer Versteigerung für ein geringes erkauft. Es mag wohl nichts mehr wert sein, denn niemand hat es mir wieder abnehmen wollen, obgleich das alte Gesicht auf dem Bilde recht fromm und freundlich ausschaut. Gefällt es Euch, lieber Herr, so mögt Ihr selbst bestimmen, was Ihr mir dafür geben wollt. Ich bin mit jedem Gebote zufrieden."

Der Unbekannte legte einen spanischen Thaler auf den Tisch und griff nach dem Bilde. „Ach, lieber Herr“, rief die Alte, „ich kann Euch dieses Geldstück nicht wechseln, denn ich habe leider seit drei Tagen nichts eingenommen.“ „Lasst es nur gut sein, Mütterchen“, versetzte der Unbekannte. „Ich bin freilich nur ein armer Teufel, der sich auch zur Aufnahme in irgend ein Spital melden kann; aber ich bezahle doch wohl mit dem letzten Thaler das Bildnis meines Grossvaters nicht zu teuer.“

Er lief davon, ohne auf einen Dank oder eine Antwort zu hören.

Else war anfangs mehr erschrocken als erfreut. Sie konnte es nicht fassen, dass der Mann, der nach seiner Kleidung und nach seiner eigenen Rede selbst nur arm war, ihr für das alte, verloschene Bild einen Thaler gegeben hatte. — Sie traute ihren eigenen Augen nicht und fürchtete immer, das blanke Silberstück würde ihr aus den Händen entschwinden oder mindestens in eine Kohle sich verwandeln. Aber wie sie den Spanier auch wandte, er verschwand und verwandelte sich nicht. Da schwoll ihr welkes Herz auf vor lauter Freude, die in inbrünstige Dankgebete überging zu ihrem treuesten Freunde, dem sie erst kurz zuvor ihre Not geklagt, und in heisse Segenswünsche für ihren Retter, den er ihr gesandt hatte. Durch diese kleine Gabe war für jetzt beinahe ihre Not geendet. Der harte Gläubiger sollte den Thaler auf Abschlag erhalten; denn sie hoffte, dass er damit sich wohl einstweilen begnügen werden. Vorhin in ihrer Angst und Sorge war ihr Auge trocken geblieben, und jetzt — weinte sie. Das waren Freudenthränen, ein stummes und doch so beredtes Dankopfer ihrer Seele.

Es war wohl noch nicht eine Stunde vergangen, da kehrte der Unbekannte zurück. Sein Gesicht war jetzt hoch gerötet, als sei es vom Trunk oder Zorn erhitzt. Er stürzte in gewaltiger Hast auf die Bude der alten Else los und schlug mit seiner starken Faust so derb auf ihre Waren ein, dass er mit diesem Schlage sogleich einen nürnberger Heuwagen samt den Rossen und ein ganzes Regiment bleierner Soldaten vernichtete. „Liebe Alte“, rief er in ungezügelter Freude, „thu mir den Gefallen, und wirf Deinen ganzen Plunder auf die Strasse, dass sich die Jungen daran freuen, Du sollst es fortan nicht mehr nötig haben, hier im Sturm und Unwetter zu sitzen. Heissa! das Glück ist bei mir eingekehrt! wundervoll und unverhofft! — Vierzig Jahre habe ich diesem Glücke auf allen Meeren und in allen Zonen nachgejagt, es wandte mir überall den Rücken, sieh, da find' ich es plötzlich in der Heimat an dem Grabe meines Vaters. — Es war eine bittere, trübe Empfindung, als ich das Grab meines Vaters erblickte, so einsam, so wüst und so verfallen! Ach, ich war von dem guten Vater ausgezogen mit stolzen Hoffnungen. Reich wollte ich wiederkehren und sein im Alter pflegen. Es war aber alles anders gekommen, er ruhte in der Erde, und ich war ärmer zurückgekehrt, als ich ausgegangen war. Da hob ich das Bild des Grossvaters, für das ich Dir meinen letzten Thaler gegeben, in die Höhe, um mich wenigstens an den gutmütigen Zügen zu erfreuen, die mich wilden Buben so oft angelächelt hatten. Aber unter meiner derben Faust, die Sonnenbrand, Eiseskälte und schwere Arbeit abgehärtet hat, brach der morsche Rahmen zusammen und aus der Rückseite des Bildes fielen englische Staatspapiere heraus, deren Wert sich durch die Jahre und den fortlaufenden Zins verdoppelt hat. Der Grossvater, der in seinen letzten Lebenstagen ängstlicher um Hab und Gut geworden war, hatte wahrscheinlich dort alle seine Schätze verborgen, ohne bei seinem schnellen Tode meinem Vater darüber Nachricht geben zu können. In einem einzigen Augenblicke bin ich nun ein reicher Mann geworden! Jene Papiere sind mein rechtmässiges Eigentum; denn bei

diesem Schatze lag zugleich ein Testament, das mich im Falle des Ablebens meines Vaters zum Erben des Grossvaters ernennt. Jetzt kauf' ich unser Haus in der Langgasse zurück, und in dem Prunksaale soll wieder wie in früheren Zeiten das Bildnis des Grossvaters hängen. Mit meinem braven Vater kann ich nun freilich den Reichtum nicht teilen, wohl aber mit Dir, Du wackeres Mütterlein, das Gott erkoren hatte, so lange meinen Schatz zu hüten. Komm mit mir, Du sollst bei Jürge Braun gute Tage haben."

So geschah es auch. Mutter Else zog zu Jürge Braun, den man nun wie einstmals seinen Grossvater nur den reichen Braun nannte, — und sie führte ihm die Wirtschaft.

Jürge Braun hat aber auch sonst noch Wort gehalten, denn Else hatte bei ihm fürwahr gute Tage. Er sorgte für sie wie für seine Mutter und betrachtete sich stets als ihren grössten Schuldner.

Beide ruhen nun längst in Frieden. Jürge Braun aber hat all sein Hab und Gut, was er in dieser Welt zurücklassen musste, dem Spital vermacht, in welchem einst sein Vater verstorben war.

20. Der Tod des Generals Graf Deroy.

Nach Johann Heilmann.

Das vortrefflichste Heer, welches Bayern seit den Zeiten des dreißigjährigen Krieges bis zum Schluß der deutschen Befreiungskämpfe besaß, war wohl jenes, welches 1812 nach Rußland zog. Es bestand in seiner überwiegenden Mehrheit aus alten, versuchten Scharen, die den Feldzügen seit 1805 beigewohnt und sich überall musterhaft geschlagen hatten. Man fand in ihm einen nicht geringen Teil älterer Kämpfer, die schon in den neunziger Jahren der großen europäischen Kriegsepoche beihalfen, den Grund zu dem nachmaligen hohen Waffenruhm der Bayern zu legen. Viele trugen den Lohn ihrer Thaten in Narben und Ehrenzeichen. Die Offiziere waren fast alle in der Kraft ihres Lebensalters, Männer, die in den Feldzügen von 1793—1809 die kostbarsten taktischen Erfahrungen gesammelt hatten, in der offenen Feldschlacht sowohl, als vorzüglich im kleinen Kriege, vor Festungen, im Hochgebirge u. s. w. Das Gleiche war bei den meisten Unteroffizieren der Fall. Verdienstvolle Generale und Stabsoffiziere befehligten die Brigaden, Regimenter und Bataillone. Die Seele des Ganzen aber bildeten die beiden ruhmgekrönten Feldherren Deroy und Wrede. Mit Vorliebe zählten sich später jene Offiziere, welche schon vor 1812 in den Reihen des bayerischen Heeres gefochten hatten, im Hinblick auf die Neubildungen des Jahres 1813, zur sogenannten „alten Armee".

König Maximilian I., gleichsam als hätte er die Schwierigkeiten des bevorstehenden Feldzuges vorausgesehen, war durchaus dagegen, daß der nahezu siebenzigjährige Heldengreis Deroy denselben mitmache. Eine längere Unterredung, welche der gütige Monarch deshalb mit diesem pflog, war nicht im stande, seinen festen Entschluß, dem Feldzug unter allen Verhältnissen beizuwohnen, zu ändern. Mit den Worten: „Eure Majestät, ich werde mich Ihrem Willen nicht entgegenstellen, ich werde gehorchen; aber Sie sprechen mein Todesurteil aus, in dieser Unthätigkeit vermag ich nicht zu leben", unterbrach Deroy den in Nachdenken versunkenen König, worauf dieser erwiderte: „Nun, so schere Er sich zum T . . . . ., mach' Er aber, daß Er glücklich zurückkommt." Mit Thränen des Dankes im Auge verließ der überglückliche General seinen gnädigen König, um bis zum letzten Hauch seine edlen Kräfte der Losung zu widmen, die ihm von jeher als die höchste gegolten: „Ehre und Vaterland!"

Im VI. Corps der großen französischen Armee, unter dem Oberbefehl des Generaloberst Graf Gouvion Saint-Cyr, führte Deroy seine aus drei Infanterie-Brigaden und einer Kavallerie-Brigade bestehende (19.) Division durch Sachsen nach Polen, wo schon große Verpflegungsschwierigkeiten auftraten, die jedoch bei strenger Aufrechthaltung der Marschdisziplin überwunden wurden. Am 13. Juli passierten die Bayern unfern Wilna die Revue vor Kaiser Napoleon I. Die Chevaulegers-Regimenter, als vortreffliche Reiterei oft bewährt, eröffneten den Zug. Ihnen folgten in unübersehbaren Reihen die herrlichen, gut gekleideten Infanterie-Regimenter, noch ungeschwächt durch Verluste und Krankheiten, in strammer Haltung, mit fliegenden Fahnen und lautschallender Feldmusik. Die standhafte und kühne Artillerie schloß die gewaltige Heersäule. Mit unverhehltem Vergnügen bezeigte der damals noch so mächtige Cäsar der neuen Welt dem bayerischen Kriegsvolk seinen lauten Beifall, vorzüglich aber dessen ehrwürdigem Führer Deroy, daß er beim Wiederausbruche des Krieges die ihm angetragene Ruhe verschmäht und vorgezogen hatte, das Schicksal seiner alten Kampfgenossen in entfernten Ländern zu teilen, und für den Ruhm von König und Vaterland die Neige seines thatenreichen Lebens zu wagen.

Doch schon die nächsten Tage änderten leider dies schöne Bild. Die beständigen Märsche wurden immer anstrengender und dabei die Lebensmittel täglich spärlicher. Nicht ohne Grund entstand jetzt allmählich die Besorgnis, daß eines der tüchtigsten und tapfersten Heere, welches Bayern je ausgeschickt, ruhmlos, ohne den Feind noch erblickt zu haben, sich auflösen könnte, wenn nicht auch ihm bald die Stunde des Kampfes schlagen würde, welcher bei den vorwärtigen Armeecorps an den Ufern der Düna mit dem bisher planmäßig sich zurückziehenden Feinde endlich teilweise begonnen hatte. Ende Juli waren die Bayern infolge gewaltiger Strapazen und mangels der allernotwendigsten Bedürfnisse auf die Hälfte ihres Sollstandes zusammengeschmolzen. Doch diese Hälfte, wenngleich auch zum großen Teil den Keim der Zerstörung in sich tragend, sehnte sich mit Ungeduld nach dem Augenblick, den alten Kriegsruhm der Väter in seinem höchsten Glanze zu zeigen.

Am 7. August überschritten die Bayern auf zwei Floßbrücken die Düna und vereinigten sich mit dem Marschall Oudinot, der nun das II. und VI. Corps befehligte. Von letzterem nahm an dem blutigen Tage des 16. bei dem Städtchen Polozk, am Zusammenflusse der Düna und Polota, nur die (20.) Division Wrede teil, welche am Abend nach dem Treffen durch jene Deroys abgelöst wurde. Den ganzen Tag über hatte der greise General seine üble Laune durchblicken lassen; er wollte und konnte nicht thatenlos bleiben. Seiner Kampflust sollte nun bald Gelegenheit zur herrlichsten Bewährung werden.

Für den 18. August ward ein allgemeiner Angriff der russischen Stellung geplant. Aehnlich dem Admiral Nelson in der Seeschlacht bei Trafalgar, war Deroy am frühen Morgen des 18. festlich geschmückt wie zu einem der schönsten Ehrentage. Mit Bangigkeit, so erzählt ein Augenzeuge, sah bei dieser Gelegenheit die Division ihren geliebten Anführer Deroy in voller Uniform, wie zu einem großen Feste gekleidet, sich über die Vorposten hinauswagen und im Visierschuß der ringsum im Gebüsche lauernden russischen Scharfschützen herumgehen. Jeden Augenblick befürchtete dessen Umgebung, daß ein feindlicher Schuß dieses Wagestück des ergrauten Helden mit dem Tode bestrafen würde. Sichtbar schien sein Geschick ihn hier den sicher treffenden Schüssen entrissen zu haben, um ihn einige Stunden später, ganz so, wie er es laut und offen ge-

wünscht, an der Spitze seiner siegreichen Truppen das ehrenvolle und beneidenswerte Ende seiner militärischen Laufbahn finden zu lassen.

Als mit dem Schlage 4 Uhr nachmittags auf dem polozker Klosterturm ein Kanonenschuß „zur Schlacht!“ signalisierte, eröffnete eine von Wrede, dessen Division am äußersten rechten Flügel stand, rechts vom Dorfe Spas auf einer Anhöhe errichtete Batterie von 31 Geschützen ihr Feuer gegen den Edelhof Prismenitza, den Schlüssel der feindlichen Position, welches kurz darauf von der russischen Artillerie, die auf den Höhen daselbst aufgestellt war, erwidert wurde. In wenigen Minuten entbrannte der Kampf allgemein. Während sich die Brigade Beckers (2. der Division Wrede) mit gefälltem Gewehr auf den Feind stürzte, hatte die Division Deroy, das Mitteltreffen der ganzen Schlachtordnung bildend, bereits die Polotabrücke passiert und stand in Spas in geschlossenen Kolonnen. Sowie Deroy die Meldung erhielt, daß die Brigade Beckers Terrain gewonnen habe, ließ er seine (2.) Brigade Raglovich aus dem Dorfe hervorbrechen und die Schlachtlinie formieren. Rasch folgten alle übrigen Truppenteile der Division, zwei Bataillone ausgenommen, die als Besatzung in Spas blieben.

Wenngleich auf diese Weise sehr überrascht, so ersetzte doch der russischen Truppen innere Tüchtigkeit vollständig, was in den ersten Augenblicken bei der oberen Leitung derselben mangelte. In größter Schnelligkeit waren sie auf ihren Lagerplätzen geordnet, während ihr zahlreiches Geschütz Tod und Verderben in die anmarschierenden Bayern schleuderte. Denn kaum waren die vordersten Bataillone — 3. leichtes Bataillon und das 10. Infanterie-Regiment — aus dem Dorfe durch ein schmales Defilé herausgebrochen, als sie mit einem Kugelhagel überschüttet wurden, während feindliches Fußvolk heranrückte, um den Aufmarsch zu hindern. Deroy, den man auch an diesem bayerischen Ehrentage überall fand, wo die Gefahr am größten, ließ nun die bezeichneten Bataillone zum besseren Schutz ihres geordneten Aufmarsches hinter eine Vertiefung zurückgehen. Heftiger stürmten jetzt die Russen herbei. Auf Pistolenschußweite waren die Massen einander gegenüber. Die Verwundungen der höheren Führer mehrten sich. Schon war eine russische Kolonne, gedeckt durch einen Graben, den kühn vorgeeilten Bataillonen in die Flanke gerückt, ihnen beinahe den Rückzug abschneidend. Schnell ließ nun Deroy in diesem entscheidenden Augenblick hinter einer sanften Höhe das eben angekommene 4. Infanterie-Regiment aufmarschieren. Ein nahes wirksames Bataillonsfeuer gebot dem Feinde augenblicklich Halt. Deroy winkte, und das brave Regiment warf ihn mit dem Bajonett in eine wilde Flucht. Jene gedrängten, fast abgeschnittenen drei Bataillone folgten dieser Bewegung, denn keiner wollte auf der Ehrenbahn zurückbleiben, welche die tapferen Vierer gingen. Lebhaft verfolgte nun Deroy an der Spitze der 2. Brigade die fliehenden Russen. Seine Truppen mit Blick und Stimme anfeuernd, erhielt hier der Heldengreis die tödliche Musketenkugel in den Unterleib, ohne die Walstatt zu verlassen, denn eben war seine 3. Brigade herangekommen. Er gebot ihr schleunigen Aufmarsch; deren 8. Infanterie-Regiment stürmte, dem Zuruf des blutenden Feldherrn folgend, durch das Feuer einer russischen Batterie und eroberte drei Kanonen. Verheerend wüteten die russischen Geschosse in den Reihen der Bayern; die meisten Stabsoffiziere waren verwundet. Jetzt endlich rückte die französische Division Legrand zum Sturm gegen Prismenitza heran; kaum hatte sie jedoch das Feuer des mittlerweile verstärkten feindlichen Vordertreffens empfangen, als sie sich gegen die Polotabrücke zurückzog.

Dieses, sowie der schmerzliche Anblick des hochverehrten Feldherrn und so vieler anderer tapferer Offiziere verursachten eine Pause in den Bewegungen, welche für das bayerisch-französische Heer leicht nachteilig hätte ausfallen können. Doch General Wrede, durch Saint-Cyr von der Verwundung seines alten Waffengefährten Deroy unterrichtet, traf im wichtigsten Augenblick auf dem bedrohten Punkte ein. Es war vor allem die Division Deroy, welche vom Verlust ihres vortrefflichen Führers erschüttert, neuer Anregung bedurfte, um den Sieg an ihre Banner zu fesseln. Unter dem Ruf: „Es lebe der König!" führte Wrede die 2. und 3. Brigade Deroys gegen den Feind. General Siebein dagegen mußte mit einem Teil seiner (1.) Brigade die Division Legrand unterstützen, welche aufs neue vorrückte. Kaum war jedoch Siebein in die Schlachtlinie der Division eingerückt, als diese, von einem furchtbaren Kartätschenhagel empfangen, abermals in Unordnung die Walstatt verließ. Aber gewohnt, dem Feinde nie den Rücken zu kehren, ließ sich das wackere 9. Infanterie-Regiment von diesem so leicht ansteckenden Beispiel nicht berühren, sondern drang in ununterbrochenem Siegeslaufe vorwärts, erstürmte das hartnäckig verteidigte Schloß Prismenitza und warf die Russen überall, wo sie widerstanden, über den Haufen. Inzwischen hatte Wrede an der Spitze der übrigen Teile der Division des dem Tode nahe vom Schlachtfeld getragenen Deroy das Gefecht in der Mitte des Kampfplatzes aufs glänzendste wieder hergestellt.

Nach dem Verlust Prismenitzas beschloß der russische Oberfeldherr, unter dem Schutze seiner zahlreichen Reiterei, die sich rechts von Spas bis gegen die Düna sammelte und welche die Bayern und Franzosen unerwartet angreifen sollte, den Rückzug. Unaufhaltsam drang die tüchtige feindliche Reiterei, teilweise die Division Legrand auflösend, gegen Polozk vor. Es war nahe daran, daß der von den Bayern so heldenmütig und blutig erkämpfte Sieg durch der Franzosen Verschulden verloren ging, wenn nicht das 1. Infanterie-Regiment und die Batterie Gravenreuth durch ihren außerordentlichen Mut weitere nachteilige Folgen verhütet hätten. Um 10 Uhr nachts bezog das bayerisch-französische Heer vorwärts der Walstatt eine Stellung, umgab sich mit einer hinlänglichen Vorpostenkette und begann zu beiwachten.

Wie preiswürdig die Bayern an diesen gewaltigen Tagen gestritten, dürfte daraus hervorgehen, daß von etwa 10000 Kombattanten 135 Offiziere und 1738 Mann tot, verwundet und vermißt waren. Das auffallende Mißverhältnis der verwundeten und getöteten Offiziere zur Mannschaft — im ersten Fall wie 1: 10, im zweiten wie 1: 8 — erklärt sich durch die Erwägung, daß eine nicht im Verhältnis zu den Unteroffizieren und Soldaten stehende Anzahl von Offizieren an den beiden Tagen (16. und 18. August) ins Gefecht trat. Dazu kommen noch die Nähe, in der man sich schlug, sowie der Umstand, daß die Offiziere, immer an der Spitze ihrer Abteilungen, dem feindlichen Schützenfeuer am meisten ausgesetzt gewesen sind. Den fühlbarsten Verlust aber erlitt das bayerische Heer durch die tödliche Verwundung seines greisen Feldherrn, des Generals der Infanterie von Deroy. Sie hätte beinahe schlimme Folgen nach sich gezogen, wenn nicht Wrede sich im entscheidenden Momente an die Spitze der vaterlosen Division gestellt hätte. Man denke sich eben auch den Eindruck, als der ergraute Held auf halbverbrannten Brettern mit erbleichtem Angesicht, von Blut bedeckt, langsam durch das Gewühl der sich zurückschleppenden Verwundeten weggetragen wurde, das Auge an die verlassene

Stelle gerichtet und die anmarschierenden Bataillone mit gebrochener Stimme und mit Zeichen, sich den Sieg nicht mehr entreißen zu lassen, ermunternd.

Deroys Verwundung, sowie die Kommandoübernahme über dessen Division, kündigte Wrede in einem Tagesbefehl vom 19. August wie folgt an:

„Der für die königlich bayerische Armee in der Kriegsgeschichte ehrenvolle gestrige Tag, bei welchem aber leider das 1. Armeecorps[1]) seinen würdigen und tapferen Anführer auf längere Zeit aus seiner Mitte verloren hat, veranlaßt, daß ich zufolge der Willensmeinung des Herrn Generals en chef das Oberkommando über die 19. und 20. Division übernehme.

Soldaten der 19. Division! Mit dem besten Willen und bei aller Anstrengung werde ich Euch kaum das sein können, was Euch Euer schwer verwundeter, tapferer General der Infanterie war. Er war Euer Feldherr! Euer Vater! und lebte unter Euch, wie in seiner Familie; ich will trachten, Euch das nämliche zu sein, so schwer es auch ist, dem Beispiele dieses tapferen Generals zu folgen.

Schenkt mir Euer Vertrauen, Ihr habt das meinige; ich werde die Beschwerlichkeiten und Gefahren des Krieges so mit Euch teilen, wie mit jenen Truppen, die ich seither unter meinen Befehlen zu haben die Ehre hatte.“

Anfänglich hielt Deroy seine Wunde nicht für tödlich, und sprach mit Freude davon, in wenigen Wochen wieder an die Spitze seiner geliebten Krieger zu treten. Erst kurz vor seiner sanften Auflösung fühlte er die Nähe des letzten Augenblicks. Er ließ nun einen bei der Armee sich befindenden Verwandten zu sich rufen. Dieser fand den General im höchsten Grade schwach, aber im vollen Bewußtsein, auf einem Feldbett liegend, über welches ein weißer Flor zum Schutz gegen die Unzahl von Fliegen gespannt war. Der Eindruck, den der erste Anblick auf den Verwandten machte, war erschütternd. Tiefe Stille, nur durch den Laut der gepreßten Brust unterbrochen, herrschte während einer langen Pause. Der General nahm auf immer Abschied; der Verwandte wollte den Ehrwürdigen mit der Hoffnung seiner Genesung trösten — umsonst! Die Ruhe eines Weisen bewahrend, gab er mit schwacher Stimme die Antwort: „Ich sterbe in meinem Beruf, ergeben in den Willen des Allmächtigen, Gott erhalte den König!“ Dieses waren die letzten Worte des verscheidenden Helden.

So endete am 23. August 1812, abends ½7 Uhr, einer der vortrefflichsten Generale des bayerischen Heeres, nachdem er mehr als zweiundsechzig Jahre zur Ehre und zum Ruhme seines wittelsbachischen Fürstenhauses und seines Vaterlandes gewirkt und wesentlich zu den Erfolgen beigetragen hatte, welche das bayerische Heer seit den neunziger Jahren bis 1812 mit so großer Tapferkeit errungen. Deroys Leichnam birgt der Kirchhof St. Xaver in Polozk. Trauernd standen die bärtigen Krieger um das Grab, welches so teuere Reste, den Stolz und die Zierde eines tapferen Heeres, in sich schloß; und der schönste Nachruhm für den väterlichen Führer als Mensch und Held erglänzte in den Thränen, die über die gebräunten Wangen der Söhne des Vaterlandes flossen. Ein so herrliches Zeugnis am Grabe des Feldherrn ist das schönste Denkmal, ehrenvoll und unzerstörbar!

---

[1]) Im bayerischen Armee-Verband hießen die 19. und 20. Division während des russischen Feldzuges, weil aus drei Brigaden bestehend, I. und II. Armeecorps.

Als Kaiser Napoleon I. von Deroys ausgezeichneten Leistungen und seiner Verwundung während der mörderischen Schlacht bei Polozk Rapport erhalten, erließ er ein Handschreiben an den General, das dieser jedoch, weil es erst vom 27. August aus Slavkowo datiert war, nicht mehr empfangen konnte. Nach demselben wurde Deroy zum französischen Reichsgrafen ernannt, bekam eine auf seine Kinder übertragbare Dotation von 60000 Francs, während es seiner Gattin 6000 Francs Pension zusprach. Der bayerische Armeebefehl vom 15. September 1812 und das 15. Bulletin der großen Armee spendeten den Verdiensten des verstorbenen Deroy das gebührende Lob. Die hierher gehörenden Sätze des ersten lauten:

„Das bayerische Armeecorps hat in den Gefechten vom 16., 17. und 18. August unweit Polozk an der Düna unter den Befehlen des kaiserlich französischen Generalobersten Grafen Gouvion Saint-Cyr und unter der besonderen Leitung des Generals der Infanterie v. Deroy und des Generals der Kavallerie Grafen Wrede durch neue Beweise einer außerordentlichen Standhaftigkeit seinen bereits errungenen Ruhm noch mehr befestigt. Der General der Infanterie v. Deroy hat, bis ihn am 18. eine Flintenkugel tödlich verwundete, mit gewohnter Einsicht und Tapferkeit seine Truppen geführt. Der Verlust dieses um seinen König, die Armee und das Vaterland sehr verdienten Generals, welcher bis zum letzten Momente seines Lebens seine Pflichten mit äußerster Anstrengung erfüllte, ist sehr zu beklagen."

Durch Armeebefehl vom 31. Dezember 1812 genehmigte König Maximilian I., daß die französische Grafenwürde, welche der Kaiser der Franzosen dem verstorbenen verdienstvollen General der Infanterie v. Deroy noch auf dem Bette der Ehre verliehen, jetzt sowohl von dessen hinterlassener Witwe, als dem ältesten Sohne und künftighin jedesmal von dem ältesten seiner oder seiner Brüder Nachkommen nach der Reihenfolge der Erstgeburt, ihrer anderweitigen Dienstes- und Unterthansverhältnisse unbeschadet, geführt und allenthalben in den königlichen Staaten anerkannt werden solle.

Nicht des Vaterlandes tapfere Söhne allein trauerten bei dem schmerzlichen Ereignisse, das ganze weite Bayernland beklagte den Hintritt dieses hervorragenden Führers. Als die Kunde von Deroys Heldentod nach der Heimat gelangt war, offenbarte sich in allen Schichten der Bevölkerung eine lebhafte Teilnahme. In München und Mannheim wurden feierliche Exequien für den Verlebten gehalten. Besonders trauerten die Bewohner der Stadt und des Gerichts Hall in Tirol, denen er von seinem Aufenthalt in den Jahren 1809 und 1810 her als edler Menschenfreund in lebhafter Erinnerung stand. Hier hörte man nur eine Stimme: „Sanft ruhe die Asche dieses für Staat und Menschheit zu früh verblichenen Mannes." Am 19. September 1812 ward in der Stadtpfarrkirche zu Hall ein feierlicher Trauergottesdienst veranstaltet, welchem die Einwohnerschaft mit den Gefühlen innigster Wehmut beiwohnte. Auf dem Katafalk lagen die Generalsinsignien und auf der vorderen Seite desselben las man: „Dem General v. Deroy, dem Helden und Menschenfreund"; darunter stand: „Das dankbare Hall". Die vier Seiten des Trauergerüstes zierten Pyramiden mit auf seinen Charakter passenden Vorstellungen und Inschriften. Die erste zeigt einen goldenen Löwen mit der Devise: „Tapferer als ein Löwe"; die zweite ein silbernes Lamm mit einem Palmenzweig und die Worte: „Sanfter als ein Lamm"; die dritte Armaturen mit der Inschrift: „Vom Militär geschätzt" und die vierte das Wappen der Stadt Hall mit der Umschrift: „Der Beschützer der Stadt Hall".

In Deroy wallte eine reiche Ader des alten Rittergeistes. Unzerstörbar war die Heiterkeit seines edlen Biedersinnes. Pflicht ging ihm über alles, für die Ehre hielt er nichts unmöglich und die Gefahr erschien ihm als Lust. Bei einer seltenen Geistesgegenwart war ihm eine schnelle Uebersicht der Verhältnisse eigen, und mit fester Beharrlichkeit führte er aus, was er beschlossen hatte. Bis in sein siebzigjähriges Alter erhielten sich seine Geistes- und Körperkräfte ungeschwächt; jedes Unternehmen begann er mit einem raschen Eifer, der sich bei Männern seines Alters äußerst selten findet. Wort und Geberde waren mit einer bei hohen Jahren ungewöhnlichen Lebhaftigkeit übergossen. Alle jungen Offiziere fanden sich deshalb unwiderstehlich zu ihm hingezogen, jeder ehrte in ihm einen Vater. Selbst im erbitterten Tirolerkriege hatte Deroys Wort patriarchalische Kraft. Gegen die Soldaten war er streng, aber stets gleichmütig und gerecht. Er dachte nie an sich, immer an die Seinen. Aeußerst wachsam sorgte er für die Bedürfnisse des Heeres. Darin liegt die einfache Lösung des Rätsels jener ungemeinen Liebe, die er errungen, und des Gedächtnisses, in welchem er noch heute im bayerischen Heere lebt. Auch seinen Bemühungen für die Abfassung taktischer Vorschriften hatte dasselbe vieles zu danken. Vor allem jedoch gebührt Deroy der Ruhm, der Reformator der bayerischen Infanterie geworden zu sein. Er war hierin für die bayerische Armee, was der alte Dessauer (Fürst Leopold von Anhalt-Dessau) der preußischen gewesen.

Bei der stets unentweihten Liebe zu Wittelsbachs glorreichem Herrscherstamme belebt das biedere Volk von Bayern auch stets der edle und würdige Stolz auf seinen nie verlorenen Waffenruhm und seine immer erprobte Tapferkeit. In den Männern seines kampfbereiten Heeres achtet und liebt es die Stützen dieser herrlichen Eigentümlichkeit; dankbar erkennt es daher auch bei jeder Gelegenheit die schweren Opfer seiner Söhne, und bewahrt ihnen dafür im treuen Herzen Achtung und Anerkennung. Der Bayer vererbt auf seine Nachkommen die Kriegsthaten seiner Helden und den Siegeslorbeer seines Vaterlandes, — wie seine Liebe und Treue zum angeborenen Fürsten! Auf diesem festen Grund ist dem im Dienste des Staates und der Armee ergrauten Feldherrn Deroy und allen den vielen tapferen Männern des Bayerlandes, die damals ihrer Pflicht zum Opfer fielen, ein eben so ehrenvolles als unzerstörbares Denkmal erbaut, ihnen zum Lobe und zur würdigen Erkenntlichkeit, anderen zur lohnenden Beruhigung.

21. Drei Wünsche.

Johann Peter Hebel.

Ein junges Ehepaar lebte recht vergnügt und glücklich beisammen und hatte den einzigen Fehler, der in jeder menschlichen Brust daheim ist: wenn man's gut hat, hätt' man's gern besser. Aus diesem Fehler entstehen so viele thörichte Wünsche, woran es unserem Hans und seiner Lise auch nicht fehlte. Bald wünschten sie des Schulzen Acker, bald des Löwenwirts Geld, bald des Meyers Haus und Hof und Vieh, bald einmal hunderttausend Millionen bayerische Thaler kurzweg. Eines Abends aber, als sie friedlich am Ofen saßen und Nüsse aufklopften und schon ein tiefes Loch in den Stein hineingeklopft hatten, kam durch die Kammerthür ein weißes Weiblein herein, nicht mehr als eine Elle lang, aber wunderschön von Gestalt und Angesicht, und die ganze Stube war voll Rosenduft. Das Licht löschte aus; aber ein Schimmer wie Morgenrot, wenn die Sonne nicht mehr fern ist, strahlte von dem Weiblein aus und überzog alle Wände. Ueber so etwas kann man nun doch ein wenig

erschrecken, so schön es aussehen mag. Aber unser gutes Ehepaar erholte sich doch bald wieder, als das Fräulein mit wundersüßer, silberreiner Stimme sprach: „Ich bin Eure Freundin, die Bergfee Anna Fritze, die im krystallenen Schlosse mitten in den Bergen wohnt, mit unsichtbarer Hand Gold in den Rheinsand streut und über siebenhundert dienstbare Geister gebietet. Drei Wünsche dürft Ihr thun; drei Wünsche sollen erfüllt werden.“ Hans drückte den Ellenbogen an den Arm seiner Frau, als ob er sagen wollte: Das lautet nicht übel. Die Frau aber war schon im Begriff den Mund zu öffnen und etwas von ein paar Dutzend goldgestickten Kappen, seidenen Halstüchern und dergleichen zur Sprache zu bringen, als die Bergfee sie mit aufgehobenem Zeigefinger warnte: „Acht Tage lang“, sagte sie, „habt Ihr Zeit. Bedenkt Euch wohl und übereilt Euch nicht!“ Das ist kein Fehler, dachte der Mann, und legte seiner Frau die Hand auf den Mund. Das Bergfräulein aber verschwand. Die Lampe brannte wie vorher, und statt des Rosenduftes zog wieder, wie eine Wolke am Himmel, der Oeldampf durch die Stube. So glücklich nun unsere guten Leute in der Hoffnung schon zum voraus waren und keinen Stern mehr am Himmel sahen, sondern lauter Baßgeigen, so waren sie jetzt doch recht übel daran, weil sie vor lauter Wunsch nicht wußten, was sie wünschen wollten, und nicht einmal das Herz hatten, recht daran zu denken oder davon zu sprechen, aus Furcht, es möchte etwas für gewünscht passieren, ehe sie es genug überlegt hätten. Nun, sagte die Frau: „Wir haben ja noch Zeit bis am Freitag.“

Des andern Abends, während die Grundbirn zum Nachtessen in der Pfanne prasselten, standen beide, Mann und Frau, vergnügt an dem Feuer beisammen, sahen zu, wie die kleinen Feuerfünklein an der rußigen Pfanne hin und her züngelten, bald angingen, bald auslöschten, und waren, ohne ein Wort zu reden, vertieft in ihr künftiges Glück. Als die Frau aber die gerösteten Grundbirn aus der Pfanne auf das Plättlein anrichtete und ihr der Geruch lieblich in die Nase stieg, sagte sie in aller Unschuld und ohne an etwas anderes zu denken: „Wenn wir jetzt nur ein gebratenes Würstlein dazu hätten“, und — o weh, da war der erste Wunsch gethan.

Schnell wie ein Blitz kömmt und vergeht, kam es wieder wie Morgenrot und Rosenduft unter einander durch den Kamin herab, und auf den Grundbirn lag die schönste Bratwurst. — Wie gewünscht, so geschehen. — Wer sollte sich über einen solchen Wunsch und seine Erfüllung nicht ärgern; welcher Mann über die Unvorsichtigkeit seiner Frau nicht unwillig werden?

„Wenn Dir doch nur die Wurst an der Nase angewachsen wäre“, sprach er in der ersten Ueberraschung, auch in aller Unschuld und ohne an etwas anderes zu denken, — und wie gewünscht, so geschehen. Kaum war das letzte Wort gesprochen, so saß die Wurst an der Nase des guten Weibes fest, wie angewachsen im Mutterleib, und hing zu beiden Seiten hinab wie ein Husaren-Schnauzbart. Nun war die Not der armen Eheleute erst recht groß. Zwei Wünsche waren gethan und vorüber, und noch waren sie um keinen Heller und um kein Weizenkorn, sondern nur um eine böse Bratwurst reicher. Noch war ein Wunsch zwar übrig, aber was half nun aller Reichtum und alles Glück zu einem solchen Nasenzierrat der Hausfrau? Wollten sie wohl oder übel, so mußten sie die Bergfee bitten, um unsichtbarer Hand Barbierdienste zu leisten und Frau Lise wieder von der vermaledeiten Wurst zu befreien. Wie gebeten, so geschehen, und so war der dritte Wunsch auch vorüber, und die armen Eheleute sahen einander an, waren der nämliche Hans und die nämliche Lise nachher wie vorher, und die schöne Bergfee kam niemals wieder.

22. Einige bayerische Kriegsthaten.

a. Die Chevaulegers schon 1793 um Weißenburg und Wörth.

Nach Friedrich Münichs „archivalischen Vorarbeiten zur Geschichte des 5. Chevaulegers-Regiments Prinz Otto“.

Bereits siebenundsiebzig Jahre vor jenem Siegesglanze, der unlängst die bayerischen Fahnen bei Weißenburg und Wörth umleuchtete, haben die in Bayern seit dem 1. August 1788 bestehenden Chevaulegers genau an denselben Orten tüchtig herum gesäbelt und überhaupt dort ihre ersten Kriegsthaten verrichtet, insoferne man nämlich von ihrer Teilnahme am Exekutionszuge gegen Lüttich 1790 absieht, über den sich nicht viel militärisch Erwähnenswertes beibringen läßt.

Der zweite Feldzug des deutschen Reiches gegen das republikanische Frankreich hatte am Rhein begonnen. Im Juli 1793 traf das kombinierte Chevaulegers-Regiment zu drei Eskadrons bei den pfalzbayerischen Kontingentstruppen vor Mainz ein, die zum deutschen Belagerungsheer unter König Friedrich Wilhelm II. von Preußen gehörten. Hier bot sich für die Chevaulegers kein glücklicher Augenblick zu größerem Eingreifen, so wenig als vor der Festung Landau, wohin sie nach der Uebergabe von Mainz (22.—23. Juli) gekommen waren. Sie blieben dort bis zum 18. September, dem Tage, an welchem die Preußen die Blockade allein übernahmen. Die ersehnte Gelegenheit ergab sich erst, als sie unter den Befehl des alten kaiserlichen Generals Wurmser traten. Während drei kurpfälzische Bataillone mit den schwäbischen Kreistruppen unter dem österreichischen Generalmajor Freiherrn v. Jellachich vom 13. zum 14. Oktober Lauterburg nahmen, setzten die Chevaulegers mit Wurmser-Husaren und Waldeck-Dragonern auf einer kurz vorher geschlagenen Brücke über die Lauter, gelangten dreimal zum Einhauen und bivouakierten nachts auf dem Schlachtfelde.

Am 15. Oktober sind die Chevaulegers in Sulz, dann am 19. im Lager bei Neuweiler, die Pfalzburg und den Zaberner-Steig stark besetzt haltenden Franzosen beobachtend und fortwährend mit ihnen plänkelnd.

Unterdessen mißlang des preußischen Oberbefehlshabers Herzog Karl Wilhelm Ferdinands von Braunschweig kühner Ueberfall der Bergfestung Bitsch (16. November), und sein Rückzug gab Wurmsers rechte Flanke bloß, weshalb dieser Stellung hinter der Moder nahm. Bei dem, letzterer Bewegung vorhergehenden Gefechte vom 18. November, leistete der österreichische General Hotze unfern Buchsweiler den ganzen Tag Widerstand, wobei die sich auf dem linken Flügel befindenden Chevaulegers öfter in das Handgemenge gerieten. Damals mußten sie auch nach Befehl des genannten Generals auf „die Lumpenkerls von Rotmäntlern“ einhauen, welche, anstatt den fliehenden Feind zu verfolgen, in die Häuser drangen und plünderten.

Nun folgten täglich Gefechte, beständige Alarmierungen, nimmer endendes Regenwetter zu vorgerücktester Jahreszeit und schließlich der Abzug in das verschanzte Lager bei Wörth, dessen rechten Flügel auf dem Liebfrauenberge die Bayern einnahmen. Die Pferde blieben nachts gesattelt. Es war in den ersten Tagen des Dezember, als das pfalzbayerische Kontingent in diese Stellung einrückte.

Am 9. wurden zwei Chevaulegers-Feldwachen, jene von Wörth und die vom Liebfrauenberg, als Patrouillen in die Gegend von Langensulzbach geschickt, um den Feind auszukundschaften. Die beiden Streifwachen trafen sich im Orte

selbst und entdeckten zu gleicher Zeit zwei von Chasseurs begleitete Munitionswagen. Sehen und „alls druff“ war das Werk eines Augenblicks, dessen Frucht die gefüllten Wagen, 2 Gefangene und 19 Pferde; jedes der letzteren trug 6 Dukaten Prämie ein, welche die 12 Chevaulegers unter sich teilten. Bei dieser Gelegenheit rettete Chevauleger Leonhard Schmidt seinen tödlich verwundeten Kameraden Paul Bäumler aus den Händen des Feindes und erhielt dafür zeitlebens die doppelte Löhnung. Schmidt war nämlich ein bejahrter Mann, der um diese Gnade gebeten, da er, als des Lesens und Schreibens unkundig, sich zu einer Beförderung nicht eignete. Bis dahin wurden übrigens ausgezeichnet tapfere Thaten, welche Unteroffiziere und Soldaten vollbrachten, allgemein mit Geld belohnt; obwohl es schon längere Zeit geplant, ließ Kurfürst Karl Theodor doch erst im nächsten Jahre 1794 eine Anzahl goldener und silberner Denkmünzen prägen und gab am 22. November „Statuten und Erfordernisse für die Erwerbung dieses Ehrenzeichens nebst anklebender Zulage“ heraus. Mit den unter König Maximilian I. Joseph ergangenen Nachträgen vom 23. März 1807 und 15. April 1808 gelten dieselben noch heute, für die unterdessen „Militär-Verdienstmedaille“ genannten Dekorationen.

Bei dem Gefecht am 22. Dezember waren pfälzische Bataillone rechts vorwärts bei Görsdorf und hielten herzhaft stand. Da hieb französische Reiterei auf sie ein und brachte sie zum Weichen. Ein Oberlieutenant des kaiserlichen Karabiniers-Regiments, welcher mit einer, etwa aus 40 seiner Leute und Chevaulegers der 3. Eskadron gemischten Abteilung in der Nähe stand, warf sich auf die Franzosen und trieb sie zurück. Da sprang ihm in der Verfolgung die Kinnkette und sein Pferd ging durch! Chevauleger Johann Becker, dieses gewahrend, ritt rasch herbei, half das fortrennende Tier aufhalten und bot dem kaiserlichen Offizier sein Dienstpferd an, obwohl er dadurch selbst in die größte Gefahr geriet. Infolge dieser opferwilligen That konnte die Attacke glücklich durchgeführt werden, indem sich der Oberlieutenant wieder befähigt sah, in einem höchst wichtigen Augenblicke bei seiner Truppe das Nötige vorzukehren. Becker bekam 15 Gulden Douceur (Geschenk, Erkenntlichkeit), ward öffentlich belobt und für die (später auszugebende) Belohnungs-Medaille oder sonst zu einem schicklichen Avancement vorgemerkt.

Anders gestaltete sich das Schicksal der übrigen Chevaulegers. Gerade als die 1. Eskadron die 2. in den Verschanzungen um Wörth ablösen wollte, begann deren Angriff. Hiedurch blieben nun beide Eskadrons nebst einer Eskadron kaiserlicher Karabiniers unter einem österreichischen Major lange im Geschützfeuer. Da sah der Major, wie die Fronzosen in das innerhalb der Linie der Verschanzungen liegende Dorf Fröschweiler eindrangen; er ging deshalb mit den drei Eskadrons vor und attackierte, ließ jedoch den bayerischen Oberlieutenant Karl Diez mit einem Zuge zur Beobachtung der Schanzen stehen. Dieser bemerkte nun eine Abteilung, welche Fröschweiler zu umgehen suchte. Diez, sie als eine französische erkennend, ermutigte seine Leute und griff mit ihnen die wenigstens dreimal stärkeren Husaren nachdrücklich an, so daß die drei Eskadrons Zeit fanden, wieder aus dem Dorfe herauszukommen.

Der nachts 11 Uhr angetretene Rückzug, dessen anfängliche Richtung über Sulz in jene über Klimbach abgeändert werden mußte, weil ersteren Ort schon der Feind inne hatte, geschah unter fortwährendem Geplänkel bis in die Stellung auf dem Geißberge. Hier kämpfte man drei Tage lang, unter Schneegestöber und Regen, bei dem bittersten Mangel an Lebensmitteln, um den Besitz einiger Dörfer.

Am 26. Dezember mittags 12 Uhr erging vom Armee-Oberkommando der Befehl, die gesamte Infanterie und Kavallerie des Kontingents habe sogleich von Weißenburg aufzubrechen und in einem forcierten Marsche über Langenkandel nach Neuburg a/Rh. zu gehen, dort die Brücke über den Rhein zu decken und sich bei dem im Bienwald kommandierenden General Hotze zu melden. Das Kontingent erreichte nach Mitternacht wirklich seinen Bestimmungsort, jedoch so erschöpft, daß sich kein Mann mehr rühren konnte. Die in Neuburg liegende Division vom kaiserlichen Infanterie-Regiment Erzherzog Karl hielt daher für die Nacht noch die Brücke besetzt, wodurch die pfalzbayerischen Mannschaften behufs einiger Erholung einquartiert werden konnten.

Des anderen Tags morgens 8 Uhr traf von General Hotze die Ordre ein, sogleich über die Brücke zu marschieren, deren Abtragung zu decken, dann aber zwischen Fort Louis und der Festung Philippsburg Stellung zu nehmen. Die Truppe war kaum auf halbem Wege zwischen Neuburg und der Brücke, als sie von französischen Chasseurs eingeholt wurde; die Chevaulegers aber, ohnehin in der Nachhut, kehrten, warfen die Chasseurs zurück und machten einige Gefangene. Unterdessen marschierte die Infanterie ruhig fort, überschritt die Brücke und protzte jenseits ihre Geschütze ab. Da vom Feinde sich niemand mehr blicken ließ, ging das Abschlagen der Brücke ungehindert von statten; sie wurde nach Daxlanden gebracht. Von hier aus sollte das Kontingent seine Vorpostenlinie noch bis Rusheim unweit Philippsburg ausdehnen, doch war die Truppe zu sehr ermüdet, und überdies die Nacht hereingebrochen, so daß nur mehr die drei bis Neureuth hin liegenden Orte besetzt werden konnten. Es erschien jetzt höchste Zeit, endlich einmal zur Ruhe zu kommen, denn seit dem 18. November befand man sich täglich hart am Feinde, und zwar unter den ungünstigsten Witterungsverhältnissen, bei mangelhafter Verpflegung und in einer Uniform, die allmählich in Fetzen ging.

Noch vor völligem Ablauf des Jahres, am 29. Dezember, wurden von dem kombinierten Chevaulegers-Regiment zwei Eskadrons nach Mannheim beordert, wo sie am 30. eintrafen, aber schon nach drei Tagen in den Dörfern jenseits des Neckars Kantonnierungsquartiere bezogen.

Auch im Feldzug 1794 hielten sich die Chevaulegers wacker. Während desselben traten sie im Monat September vorübergehend unter den Befehl des damals zweiundfünfzig Jahre alten, preußischen Husaren-Generals v. Blücher, des späteren „Marschall Vorwärts", und erwarben sich sein volles Lob. Schon am 5. September hatten 50 Mann der 2. Eskadron das Glück, sich unter Blüchers persönlicher Leitung dessen Dank bei Klein-Karlbach (südwestlich von Grünstadt) zu verdienen. Eine einzige Aeußerung des berühmten Reiterführers würde zur Erklärung genügen, warum unsere Chevaulegers, bald nach jenen Tagen und die ganze folgende Kriegsperiode hindurch, vielfach „bayerische Fleischhacker" hießen. Blücher sagte nämlich zu ihnen: „Ihr Leute seid ausgezeichnet brav, nur zu eifrig; Ihr haut die Racker alle zusammen und gebt zu wenig Pardon; Ihr müßt menschlicher sein und mehr gefangen nehmen."

Allerdings ließ erst das anbrechende neue Jahrhundert Bayerns Chevaulegers so recht zahlreich die Lorbeerreiser zu dem dichtbelaubten Siegeskranze sammeln, der nach fünfzehn Jahren ihr kampfgestähltes Haupt bekränzte. Die Tage von Möskirch (5. Mai 1800), Memmingen (10. Mai), Ulm und Umgegend (5. Juni), Höchstädt (19. Juni) und Neuburg a. d. Donau (27. Juni) gaben dem Feinde Zeugnis von der Kraft, Ausdauer und Verwegenheit der Chevaulegers-Schwadrons, und erwarben ihnen die Achtung desselben. Besonders bei

Hohenlinden am 3. Dezember zog unsere volkstümliche Reiterei die Blicke von ganz Deutschland auf sich; denn sie war es allein, welche — 6 Eskadrons Chevaulegers stark — unter dem kühnen Oberst Ludwig Freiherrn v. Dorth, dem verbündeten Heere die einzigen Trophäen dieser unglücklichen Schlacht — 2 Kanonen und 1 Haubitze — mit gewaltiger Hand und kalter Todesverachtung mitten aus den feindlichen Treffen holte, wie dies und vieles andere vor allem so hübsch im „Thatenbuch der bayerischen Chevaulegers" zu lesen ist.

b. Ein Hornist aus dem Jahre 1809.

Nach Johann Heilmann „Der bayerische Soldat im Felde", Eduard v. Völderndorffs „Kriegsgeschichte von Bayern" und Karl Gemmingers „bayerischem Thatenbuch."

Der Hautboist Joseph Berger des 1. leichten Infanterie-Bataillons „Habermann" aus der Vorstadt Au bei München, meldete sich am 12. Mai 1809 vor der Feste Kufstein, wohin die Division Deroy auf der Rosenheimer Straße vorgedrungen war, freiwillig zu dem Dienste eines Schützentrompeters, da die Feinde einen solchen totgeschossen hatten.

Bei der beschwerlichen Expedition auf die Sterzinger Alpe am 9. August blieb er stets an der Seite des Majors Graf Seiboltsdorf, bis der ganze Berg erstürmt, und die Insurgenten völlig verjagt waren.

Am 13. August bei Höttingen, einem ehrenreichen, aber blutigen Tage, zeichnete er sich wieder besonders aus, indem er, beständig seine Signale blasend, die von Aufständischen besetzten Scheuern stürmen half und nachdem ihm sein Horn zusammengeschossen war, sich ein anderes in Innsbruck holte, hierauf in der größten Geschwindigkeit gegen Kranewitten lief, durch einen tiefen Graben sprang, die jenseitige Höhe mit den ersten Schützen erstieg und mit seltenem Mut und voll Unerschrockenheit jene Signale gab, welche seine Kameraden zum Vorrücken aneiferten.

Auf dem Mühlauer Berge, am 1. November, woselbst zwei Mann an seiner Seite verwundet und einer totgeschossen wurden, und das Feuer der Gegner größtenteils auf ihn gerichtet war, blies er dessenungeachtet mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit die notwendigen Signale so lange fort, bis er sich ganz erschöpft fühlte, und ihm der Atem versagte.

Für diese Reihe tapferer Gefechtsleistungen erhielt der musterhafte Signalist Berger die goldene Militär-Verdienstmedaille.

c. Ein Infanterie-Feuerwerker bei Polozk 1812.

Nach Johann Heilmann.

Im Feldzuge 1812 gegen Rußland hat sich der Korporal Mathias Pünzner des 2. Linien-Infanterie-Regiments „Kronprinz", gebürtig aus Landau a. d. Isar, sehr hervorgethan.

Als der Feind am 17. August aus dem von ihm vorteilhaft besetzten Dorfe Spas bei Polozk, unfern dem rechten Ufer der Polota bei ihrer Einmündung in die Düna, mit Waffengewalt nicht vertrieben werden konnte, so erschien es unumgänglich notwendig, zu einem anderen Mittel zu greifen, nämlich den dortigen Edelhof mit seinen Nebengebäuden zu verbrennen. Hiezu wurden Freiwillige aufgerufen; vieles hing von dem baldigen Vollzuge jener Zerstörung ab. Eine große Anzahl mutiger Leute folgten der Aufforderung und wagten den Versuch, vermochten jedoch ihr Vorhaben nicht auszuführen, da fast alle entweder getötet, verwundet oder gefangen wurden.

Nun rief der Regiments-Kommandant Oberst Graf Spaur den Korporal Pünzner vor, mit der Weisung, er solle den Brand legen. Hiedurch aufgemuntert und geehrt, faßte dieser den festen Entschluß, alles zu wagen, um den

Zweck zu erreichen. Die augenscheinlichste Gefahr hielt ihn nicht ab; mit eisernem Willen ausgerüstet, dachte er nur an die Ausführung, nicht aber an die Rückkehr. Mut, Entschlossenheit, Gefühl für Ehre und hocherfaßte Pflicht führten ihn, und nur ein Zufall war sein Retter.

Nachdem Pünzner sein Bajonett mit angefeuchteten Leinenstücken umwickelt, eilte er festen Schrittes dem bezeichneten Punkte zu. Alles zweifelte an einem Vollzug des Befehls und an der glücklichen Rückkehr des braven Unteroffiziers. Nur die beim Feinde eben herrschende Unruhe machte es diesem allein möglich, sich in ein Nebengebäude einzuschleichen. Vor demselben fand er ein halberloschenes Feuer, welches die bayerischen Truppen, so lange sie sich in Spas behauptet, unterhalten hatten. Hier brannte er die Leinenstücke an, ging in den oberen Raum des Hauptgebäudes, sammelte brennbares Zeug und entzündete es. Der Edelhof war von Holz, die Witterung heiß und trocken, so fing denn alles gleich Feuer.

Pünzner, beschäftigt die Flammen reichlich zu verbreiten, hätte dieses beinahe zu seinem eigenen Verderben gethan. Bald in dichten Rauch bis zum Ersticken eingehüllt, bald von einer vorschlagenden Flamme ergriffen und versengt, fand er den Ausgang nicht mehr; schon auf dem Punkte die Besinnung zu verlieren, beleuchtete ihm endlich eine auflodernde Flamme die Oeffnung. Er sprang durch dieselbe und viel vor einem Haufen feindlicher Soldaten nieder. Betroffen über eine solche plötzliche Erscheinung, staunten ihn diese unentschlossen an; er aber raffte sich auf und entwischte durch eine kleine Lücke des die Gebäude gleich Palissaden umgebenden Zaunes. Von allen Seiten wurde jetzt nach ihm gefeuert; zudem mußte er im Rückweg über eine Brücke, auf welche alle Schüsse des Feindes gerichtet waren. Bereits größeren Gefahren entgangen, entriß er sich durch Raschheit auch der letzten und erreichte nach gelungenem Wagstück, entstellt von Rauch und Brand, die Seinen wieder.

Auf diese Weise vollführte der kühne Pünzner mit seltener Todesverachtung eine That, welche für das Heer von größtem Nutzen war. Zum Lohn bekam er die goldene Militär-Verdienstmedaille.

d. Der Gefreite Seegitz bei Hanau 1813.

Aus Ludwig Auerbachers „Soldatenspiegel".

In der Schlacht bei Hanau am 30. Oktober 1813 warf sich eine Abteilung eines französischen Kürassier-Regiments, das eine bayerische Batterie zu nehmen suchte, auf die als Bedeckung nebenan stehende Schützenkompagnie vom 1. Bataillon des 5. Linien-Infanterie-Regiments „Preysing". Obgleich die Mannschaft in geöffneter Ordnung stand, so bildete sie sich doch, unter der besonderen Leitung des Kompagnie-Kommandanten Max Klein, schnell zu einem Carré, so daß der Feind dem geordneten Häuflein nichts anhaben konnte. Bei der großen Geschwindigkeit jedoch, womit dieses Manöver ausgeführt werden mußte, vermochte der Lieutenant Wilhelm Drexel, der an dem fernsten Punkte der Linie gestanden, nicht schnell genug an die Masse sich anzuschließen. So vereinzelt wurde er von einem feindlichen Kürassier verfolgt, der ihm auch einige Hiebe beibrachte. In dem Augenblick dieser dringendsten Gefahr sprang der Gemeine Christian Seegitz, aus Fürth gebürtig, mit entschlossenem Mute auf den Kürassier zu und feuerte auf ihn sein Gewehr ab, jedoch ohne Erfolg. Mit erneuter Wut verfolgte nun der Kavallerist den Lieutenant Drexel und drohte, ihn zusammen zu hauen. Da stach Seegitz mit dem Bajonett den Feind unter den Küraß, daß er sogleich tot vom Pferde stürzte. Für diese tapfere That wurde der Gefreite mit der goldenen Militär-Verdienstmedaille belohnt.

e. Der diensteifrige Batterieschmied.

Nach Johann Heilmann. „Der bayerische Soldat im Felde“ und der „Geschichte des 1. Feld-Artillerie-Regiments“.

Der Batterieschmied Paul Hofmann von Hofkirchen, Bezirksamts Vilshofen, benützte während des Feldzuges 1814 jede Gelegenheit sich auszuzeichnen; zweimal ist ihm dieses auch in hervorragender Weise gelungen.

Im Treffen bei Villeneuve le Comte am 17. Februar hatte die Sechspfünder leichte Batterie „Halder“ unfern des Dorfes Dannemarie nicht nur längere Zeit im heftigen feindlichen Feuer auszuharren, sondern auch den dreimaligen Ansturm französischer Infanterie mit Kartätschen abzuweisen. Hiebei war an einer Haubitze und einer Kanone der Richtmaschinennagel abgestoßen worden. Umtobt von großen Gefahren, setzte Hofmann mit Kaltblütigkeit und Entschlossenheit die Geschütze wieder in brauchbaren Stand und bemühte sich dann, wie auch der Fourier Frank, aufs eifrigste, die Bedienungsmannschaft durch Zutragen von Munition zu unterstützen.

Als in der Schlacht bei Arcis sur Aube am 20. März, einem besonderen Ehrentage der Batterie „Halder“, jedes Geschütz nur mehr 5 Mann zur Bedienung hatte, verrichtete Hofmann unaufgefordert die Funktion eines Kanoniers, und leistete durch Herbeischaffung von Munition wesentliche Dienste.

Er empfing die goldene Militär-Verdienstmedaille.

f. Ein Sektionsführer bei Wörth.

Nach Akten des k. b. Kriegsministeriums.[1])

Der Korporal Johann Schühlein des 6. Jäger-Bataillons führte in der Schlacht bei Wörth am 6. August 1870 eine Sektion des 1. Zuges der 1. Kompagnie. Schon beim Vorgehen des Zuges von Langensulzbach aus gegen die südlich gelegene, von dichtem Unterholz bewachsene Anhöhe war Schühlein einer der vordersten und dabei stets bemüht, seine Sektion im Zusammenhange zu erhalten.

Während des weiteren Gefechtsverlaufes sah man denselben, ungeachtet lebhaften feindlichen Feuers, beständig in der Plänklerlinie, um unermüdet seine Leute aufzumuntern und anzueifern. Die eigene Feuerwaffe verwendete er sehr richtig, indem er die deutlichsten Kontrollschüsse abgab, dabei aber nicht vergaß, seine Mannschaft derart gedeckt zu postieren, daß diese gleichfalls von ihren Gewehren den wirksamsten Gebrauch machen konnte; er bestimmte die Distancen, das Visier, sowie die wichtigsten Ziele und behielt das Feuer um so mehr in der Hand, als er sich persönlich Ruhe und Besonnenheit bewahrte.

Da eine die 1. Kompagnie verstärkende Abteilung, obwohl noch in deren Rücken sich befindend, durch die Gefechtsaufregung getäuscht, zu feuern begann, beauftragte der Zugskommandant Schühlein, sich zu dieser Unterstützung zu begeben, damit das verfrühte Feuer eingestellt würde und die Abteilung weiter vorrücke. Diesen Befehl führte der Korporal trotz des nicht geringen Schießens der eigenen Kameraden und des seinem Auftrag ungünstigen Terrains, in ganz kurzer Zeit aus, wonach er wieder seinen Platz in der Schützenkette einnahm. Durch die rasche und mutige Vollziehung jenes Befehls ist wohl mancher Unglücksfall verhütet worden.

Gegen Mittag kam vom 9. Infanterie-Regiment „Wrede“, welches sich rechts des 6. Jäger-Bataillons befand, die Mitteilung, der rechte Flügel des letzteren sei stark bedroht und Gefahr vorhanden, daß derselbe umgangen werde,

[1]) Ebenso g, h, k, m und teilweise l.

wenn hier nicht Verstärkung eintreffe. Wieder war es Schühlein, der neben anderen Unterstützungs-Abteilungen, Angehörige des 6. Jäger-Bataillons und des 9. Infanterie-Regiments, die sich in der nächsten Umgebung zerstreut hatten, sammelte und anfeuerte. So führte er etwa eine Sektion einem Junker genannten Regiments zu, welcher durch diese, obgleich kleine Schar, sich im stande sah, die bedenkliche Lücke etwas zu schließen und das Andringen des Feindes, bis zum Eintreffen bedeutenderer Hilfe, zu mäßigen.

Korporal Schühlein bekam zur Anerkennung seiner, eines Unterführers sehr entsprechenden Haltung das eiserne Kreuz 2. Klasse.

g. Aus der Einschließung von Bitsch.

Bei der, gelegentlich einer Rekognoszierung am 23. August 1870 stattfindenden Beschießung der Festung Bitsch vom großen Otterbiel-Berg, wohin die aus vier gezogenen Zwölfpfündern bestehende Ausfall-Batterie „Keinath“ mit außerordentlicher Anstrengung geschafft worden war, stand der 1. Zug der 5. Kompagnie des 4. Infanterie-Regiments „König Karl von Württemberg“, die Bedeckung jener bildend, rechts rückwärts, vollkommen durch das Terrain geschützt.

Als beim Einstellen des diesseitigen Artilleriefeuers die Geschütze zurückgebracht werden sollten, wurde Infanterie-Mannschaft zur Hilfe vorgerufen. Ein Soldat, Martin Rehm aus Rütschenhausen, Bezirksamts Karlstadt, des erwähnten Zuges, war der erste, welcher von seinem sicheren Standpunkt sogleich entschlossen in die mit feindlichen Geschossen überschüttete Batterie sprang und in die Radspeichen einer Laffete griff. Er wurde alsbald durch einen feindlichen Granatsplitter ziemlich schwer in den rechten Oberschenkel verwundet und an den Verbandplatz gebracht. Hier galt seine nächste Sorge und Frage nicht der Verletzung, sondern seinem Gewehr, Helm und Tornister, welche er bat holen zu lassen, damit sie nicht verloren gingen. Von seinem Hauptmann befragt, ob ihn die Wunde sehr schmerze, antwortete dieser wackere Mann: „Es thut arg weh, aber ich will es gern leiden, wenn wir nur gewinnen. Sind wir Sieger?“

Damit legte Rehm die Hauptugenden eines guten Soldaten schön an den Tag: Entschlossenheit in Gefahr, Obsorge für seine Armatur trotz schwerer Verwundung und aufopfernde patriotische Gesinnung. Er erhielt die silberne Militär-Verdienstmedaille.

h. Hinter der Gefechtslinie.

Der Korporal Georg Suttner von Langenbruck, Bezirksamts Amberg, des 6. Infanterie-Regiments „Kaiser Wilhelm, König von Preußen“ war am 1. September 1870, dem herrlichen Siegestage von Sedan, mit einigen Soldaten zur Metzgerei des 2. Bataillons kommandiert und hätte sich wohl ohne Pflichtverletzung möglichst ferne jeder unmittelbaren Gefahr halten können. Wäre er gegen Abend mit seinem Karren rechtzeitig am Bivouac-Platz der Abteilung eingetroffen, er würde seinem Dienste nachgekommen sein. Aber der ehrliebende Suttner und seine folgsamen Leute dachten und fühlten höher; vielleicht hatten sie selbst eine dunkle Ahnung von der weltgeschichtlichen Bedeutung jenes Riesenkampfes, über den ein Dichter singt:

Das Höchste was im Herzen lodert,
das Tiefste aus der Menschenbrust,
hat dieser Tag zum Licht gefodert
an Männerstolz und Siegeslust!

Während die Schlacht noch tobte, kam der Korporal mit seinem kleinen Kommando von Balan nach dem bereits brennenden Bazeilles, eben als ein Stabsoffizier seines Regiments verwundet worden war. Da augenblicklich

Blessiertenträger fehlten, so half er denselben in das hart am Orte errichtete Aufnahmsfeldspital schaffen. Indem er jenen Vorgesetzten mit Unterstützung von drei der ihm zugewiesenen Soldaten durch die Straßen von Bazeilles trug, schossen einige Bewohner aus den Häusern auf den Transport und verwundeten auch einen der Träger.

Als der Offizier untergebracht war, drang Korporal Suttner mit seinen drei Begleitern in jenes Gebäude, aus welchem man auf sie geschossen hatte, und fand dortselbst im Keller 44 französische, vollkommen bewaffnete Soldaten verborgen. Er ließ dieselben nach und nach auf die Straße treten, wo glücklicherweise gerade eine Kompagnie des 13. Infanterie-Regiments „Kaiser Franz Joseph von Oesterreich“ anmarschierte, einen Major an der Spitze, welcher Suttner befahl, er möge sich seiner That wegen bei den zuständigen Vorgesetzten melden.

Nachdem der Korporal seine Gefangenen übergeben hatte, holte er mit Beihilfe der bezeichneten Soldaten noch 4 verwundete Bayern aus einem Hause, welche nahe daran waren in demselben zu verbrennen. Er wurde mit dem Militär-Verdienstkreuz belohnt.

i. Der erste Kanonier mit dem eisernen Kreuz.

Nach Mitteilung des 1. Feld-Artillerie-Regiments.

Es war in der Entscheidungsschlacht bei Sedan, als die damalige 6. Sechspfünder-Feldbatterie, jetzt 5. fahrende Batterie des 1. Feld-Artillerie-Regiments „Prinz Luitpold“ auf der Höhe östlich la Moncelle, gegenüber französischen Abteilungen, Stellung genommen hatte. Schon beim Abprotzen wurde sie von heftigem Infanterie- und Mitrailleusenfeuer empfangen, und rasch nach einander mußten der Batteriechef und ein Zugführer verwundet aus dem Gefecht gebracht werden. Der Verlust an Mannschaft und Pferden drohte eine Ausdehnung anzunehmen, daß die Batterie bei dem beabsichtigten Angriff der französischen Bataillone deren leichte Beute werden konnte. Der älteste Offizier derselben ließ daher aufprotzen und zurückgehen.

Bereits hatte die Batterie die gefährdetste Strecke hinter sich, als der Kanonier Johann Herrmann, nebenbei erwähnt ein vortrefflicher Richtmeister, zu seinem Schrecken bemerkte, daß bei seinem Geschütz ein Verschlußteil des Rohres sich losgelöst hatte und verloren gegangen war. Das Geschütz hätte somit an diesem Tage nicht mehr zur Verwendung gelangen können. Ohne weiter zu fragen, lief Herrmann, unbekümmert um den feindlichen Geschoßhagel, in die verlassene Stellung zurück, suchte und fand den Verschlußteil und kam wohlbehalten bei der Batterie wieder an. So vermochte das durch den schneidigen und pflichtgetreuen Kanonier gebrauchsfähig erhaltene Geschütz an diesem Ruhmestage des deutschen Heeres noch manche Granate in die Reihen der Franzosen zu schicken.

Der Lohn dieser That war das eiserne Kreuz 2. Klasse — das erste eiserne Kreuz überhaupt auf der Brust eines bayerischen Kanoniers.

k. Die erfolgreiche Sprengung einer Schleuße.

Die vorzügliche Inundation der Festung Toul war im letzten deutsch-französischen Kriege als ein Haupthindernis ihrer Eroberung erkannt und darum beschlossen worden, dieselbe so viel als nur immer möglich zu beseitigen. Deshalb sollte nicht bloß der aus der Mosel von Süden her durch einen Nebenkanal mit Speisewasser versorgte und in die Festungsgräben der Nordseite geführte Rhein-Marne-Kanal durch Oeffnung seiner abwärts liegenden Schleußen entleert, sondern auch der eben erwähnte Speisekanal selbst an geeigneter Stelle abgedämmt, und so der Inundation jener Zufluß entzogen werden. Letztere

Arbeit ward von preußischen Pionieren und einiger Mannschaft der bayerischen Etappen-Geniekompagnie bei Valcour ausgeführt, während mit der ersteren der die Ingenieur-Arbeiten vor Toul leitende preußische Stabsoffizier am 17. September 1870 den bayerischen Oberlieutenant Friedrich Ströbel bezeichneter Kompagnie beauftragte.

Begleitet von 1 Führer und 8 Mann und im Besitze der Kurbel des französischen Schleußenwärters Nr. 22 ritt Ströbel den 18. September morgens von Ecrouves nach Gondreville und öffnete unterwegs die nächst der Ferme Saint Robert liegende Schleuße Nr. 28, damit dem später abzulassenden Wasser Luft geschafft werde. Um 1 Uhr mittags marschierte Oberlieutenant Ströbel von Gondreville sodann direkt auf den Kanal gegen das Schleußenhaus Nr. 29 zu und öffnete die dortige Schleuße behufs Verhinderung eines Durchbruchs der Kanaldämme. Von da rekognoszierte er kanalabwärts noch bis über das Dorf Villay Saint Etienne hinaus, um womöglich eine Stelle zu finden, von der Wasser aus dem Kanal in die mehrmals sehr nahe vorbeifließende Mosel abgeleitet werden könnte. Unterhalb genannter Ortschaft war nun auch eine solche Stelle; durch Herausnehmen von drei Versatzhölzern und Wegräumen des vorgelegenen Dammes erhielt das Wasser so starken Abfluß, daß ein Unfall infolge des Kanalablassens nicht zu befürchten blieb. Längs des Kanals aufwärts zurückkehrend, ging dann die kleine Abteilung von Schleuße Nr. 28 über die Ferme Saint Robert in die Vorstadt Mansuy von Toul. Dort meldete sich Ströbel beim Vorposten-Kommandanten, öffnete hierauf die schon innerhalb des Festungsrayons liegende Schleuße Nr. 27 und untersuchte endlich nach eingetretener Dunkelheit den Kanal aufwärts gegen Schleuße Nr. 26. Der Kanaldamm liegt bei Nr. 27 ziemlich hoch über dem Terrain, während aufwärts, gegen Nr. 26 zu, die Dämme abnehmen; bei dem Uebergang der Straße Metz-Verdun-Toul-Nancy über den Kanal, hart am Fuße des Glacis der Festung, ist der Damm sogar nur wenig höher als das ihn umgebende Gelände. Die Verbindung der Straße über den Kanal vermittelt eine Drehbrücke, unter welcher sich die eigentliche Stauvorrichtung befindet. Der Rhein-Marne-Kanal selbst ist hier auf eine Breite von circa 17—18 Fuß französisch zusammengedrängt und zeigte zum Abschluß keine Schleußenthore, sondern rechts des Brückeneingangs eingelegte Versatzhölzer, 8 Zoll im Gevierte stark, denen ein fester Damm vorlag, über welchen Wasser circa 1 Fuß tief herabfiel. An der rechten Kanalseite ließ nun Ströbel, so viel als thunlich, Erde und Steine wegnehmen, um dem Wasser besseren Abfluß zu gestatten. Weiter konnte er an jenem Abend nicht mehr vorbereiten.

Hatte diese erstmalige, sehr sachgemäß unternommene Rekognoszierung den Zweck, über die Inundations-Verhältnisse der Nordseite näheren Aufschluß zu bieten, so sollte durch die zweite die Stauschleuße Nr. 26, welche als eine der wichtigsten Vorrichtungen in dem ganzen Wasserspiel erkannt worden war, genauer untersucht und das nähere Detail für deren Zerstörung aufgenommen werden. Oberlieutenant Ströbel erhielt auch am 19. früh von dem Ingenieur-Kommandanten des Belagerungscorps den Befehl, abends jene Drehbrücke nochmal zu rekognoszieren und alle Vorbereitungen zu treffen, um in der Nacht des 20. September die Versatzhölzer nebst dem vorliegenden Erddamme in die Luft sprengen zu können. Zur Ausführung der nötigen Arbeiten wurden Ströbel wieder 1 Führer und 8 Mann zugewiesen, die er aus den sich bei der Etappen-Geniekompagnie freiwillig hiezu meldenden Unteroffizieren und Gemeinen entnahm. Er wählte den Führer Edmund Binder, welchen er schon länger als einen ver-

lässigen und praktischen Mann kennen gelernt hatte, dann die Soldaten Ludwig Kübler, Johann Linhard, Christian Wolff und Michael Zimmermann, ferner Martin Bayer, Sebastian Fischer, Ludwig Mittermeier und Sebastian Streit. Mit diesem Trupp ging Ströbel abends 5 Uhr von Ecrouves ab, langte 6 Uhr 30 Minuten in der Vorstadt Mansuy nördlich der Brücke an, besichtigte eingehend von einem hohen, nahe gelegenen Hause den wichtigen Punkt, erbat sich dann vom Vorposten-Kommandanten 3 Mann als Patrouille und schlich sich, als es dunkel geworden, an die Schleuße heran. Es war schon viel Wasser abgelaufen, so daß man über das oberste Versatzholz auf den Pfeiler für die Drehbrücke gelangen konnte. Hier nun mußten allmählich je 2 Mann zu Ströbel herübersteigen, der ihnen an Ort und Stelle erklärte, was den folgenden Abend zu geschehen habe. Nachdem alles erläutert war und die nötigen Messungen stattgefunden hatten, ließ der Oberlieutenant die Rinne zum Wasserabfluß vertiefen, damit sich die Arbeit am 20. noch leichter gestalten möge. Beidemale, den 18. wie den 19., fiel kein Schuß auf das kleine Kommando, trotzdem es direkt im Feuerbereiche des Ravelins und der Face des Hauptwalles hantierte. Die Nächte waren sternhell, eigentliches Dunkel herrschte nur von 7½—10 Uhr. Nach Mitternacht ging der Mond auf und beleuchtete alles so grell, daß an ein Ausführen der Ladung, Verdämmung und Zündung der Mine von da ab im vorneherein verzichtet werden mußte.

Am 20. September morgens brachte Ströbel alles endgültig in Ordnung; ein vollständig wasserdichtes Weinfaß wurde mit 214 Pfund Pulver bayerisch gefüllt, fest verschlossen und oben in dasselbe die Bleiröhre eingeführt. An letztere befestigte man gleich den Zünderstrang, richtete drei eichene Bohlen, à 15 Fuß lang, dann 4 Stück dreizöllige Stangen, gleichfalls je 15 Fuß lang, her und füllte 40 Sandsäcke. Nachmittags 4 Uhr fuhr Ströbel mit seiner Abteilung von Ecrouves wieder weg und traf abends etwas nach 7 Uhr in der Vorstadt Mansuy unfern der Brücke ein. Gegen 7 Uhr 30 Minuten fand die Ablösung der Vorposten statt, und nach Meldung bei deren neuem Kommandanten, sowie Benachrichtigung sämtlicher Wachen und Posten von der beabsichtigten Arbeit, begann der Oberlieutenant sein Unternehmen. Pulver, Bohlen, Sandsäcke, Werkzeuge u. s. w. wurden möglichst nahe der Brücke, noch gedeckt, niedergelegt; alsdann setzten sich 6 Mann Infanterie als Bedeckung hart an dem Brückeneingange, rechts desselben an der niederen Dammböschung fest, während die Arbeitsmannschaft statt der fehlenden Filzschuhe Sandsäcke um ihre Stiefel band, um beim Vortragen aller Materialien weniger Geräusch zu machen. Der Abend des 20. war wunderschön, ein prächtig gestirnter Himmel lag über der Gegend und ließ alle Gegenstände ebenso deutlich hervortreten als unterscheiden. Der Stelle gegenüber, wo alles Nötige noch geschützt war, stand gegen die Brücke zu der vorgeschobenste Infanterieposten. Von diesem bis zu jener sind ungefähr 50 Schritte gewesen, und diese mußte die Mannschaft wiederholt ganz ungedeckt zurücklegen, um sämtliche Gegenstände herbeizubringen. Als sich alles am richtigen Platze befand, wurde zuerst das Pulver unter die Brücke gebracht und auf Bohlen trocken gestellt, dann räumte man in der Mitte der Brücke die Steine und Erde weg, um das Ueberfaß auf das Pflaster der Schleuße stellen zu können, damit der Angriffspunkt des Pulvers möglichst tief zu liegen käme. Nun ward das Ueberfaß eingesetzt, thunlichst mit Schlamm und Steinen verdämmt, das Pulverfaß eingesenkt und dieses nebst dem Ueberfaß selbst knapp an die Versatzhölzer angerückt, endlich der Raum zwischen den Fässern fest mit Lehmerde vom vorliegenden Damme ausgefüllt.

Bei dieser Arbeit fiel ein Schuß von der Face der Hauptumfassung, jedoch ohne jemand zu verletzen. Während das Pulverfaß eingebracht wurde, hatten 2 Mann die Aufgabe, starke Haken rechts und links des Fasses mit einigen Fuß Abstand von demselben in das vorletzte und zweitoberste Versatzholz einzuschrauben. An die Rückseite des Ueberfasses legte man drei eichene Bohlen, oben herüber ebenfalls eine und auf den Deckel des Fasses noch vier Stangen, und radelte dann diese Hölzer mit zwei ganz neuen Vorzugseilen doppelt an die erwähnten Haken fest. Die Zwischenräume wurden mit Steinen, Schlamm und Erde ausgefüllt, und hierauf noch die vierzig gefüllten Sandsäcke zur Verdämmung angeschichtet. Inzwischen brachte Ströbel die Bleiröhre und den Zünder auf die Brückendecke und versuchte, diese dort abzurollen und rückwärts zu führen. Einige Schüsse und das nahe Pfeifen der Geschosse belehrten ihn aber, daß er nicht hinreichend gedeckt sei. Auf der Straße vorkriechend gelang es ihm den Zünder rückwärts zu bringen, dessen Ende er, etwas geschützt durch den letzten Abweisestein, am rechten diesseitigen Brückenrande liegen ließ. Nachdem die Verdämmung vollständig fertig war, schickte Ströbel die Arbeitsmannschaft mit den Werkzeugen zurück und befahl ihr, die Wachen und Posten auf die nunmehr bald erfolgende Explosion aufmerksam zu machen; er behielt nur noch die Infanteristen um sich, zündete hierauf im Schatten vorsichtig eine Cigarre an, kroch vor, um den Zünder abzuschneiden, ließ sich durch den Führer Binder die Zigarre geben und sendete dann mit Ausnahme des letzteren alle Leute nach rückwärts. So lagen nun Ströbel und sein wackerer Gehilfe vollständig frei, oder doch nur sehr wenig durch den Abweisestein gedeckt, an dem Brückeneingange. Dreimal mußten Stücke vom Zünder abgeschnitten und dessen Leinwandhülle aufgerissen werden, bis sich der Satz durch die Zigarre entzündete. Endlich brannte der Zünder; Ströbel und Binder blieben noch liegen, bis derselbe etwa einen halben Fuß tief verzehrt war, um vollständig von dessen Glimmen überzeugt zu sein, dann sprangen beide auf und eilten die Straße zurück. Während des Anzündens fielen keine feindlichen Schüsse, deren überhaupt im ganzen nur etwa fünf oder sechs abgegeben wurden. Der Zünder maß noch beiläufig 26 Fuß und brauchte 13 Minuten bis zur Entzündung der Bleiröhre, die zum größten Teile in den Leeren aufgerollt auf der Brückendecke lag. Mit begreiflicher Spannung erwartete alles die Explosion. Die Entzündung der Stupine in der Bleiröhre machte sich durch einen Knall, gleich dem eines Gewehrschusses, kenntlich. Noch dauerte es einen Augenblick — und die Luft erdröhnte von einem gewaltigen Schlag; die Häuser der Vorstadt erzitterten und nieder zum Boden kamen Steine, Erde, Holz und Eisenteile. Die Versatzhölzer mit dem vorliegenden Erddamme waren verschwunden, oder wenigstens durchbrochen, und das Wasser floß ab; denn bis Ströbel an den Kanal zurückkam, hatte sich derselbe schon ganz gefüllt, und brausend und schäumend drängten sich die Wassermassen unten durch die Schützen der Schleuße Nr. 27, deren am 19. abends geöffnete Thore der zuerst daher flutende Schwall zurückdrückte. Abends 7½ Uhr waren alle Vorbereitungen zur Ladung und Verdämmung getroffen, um 8 Uhr begann die Arbeit, und 5 Minuten nach 10 Uhr flog die Petarde resp. die überladene Mine auf.

Der Erfolg entsprach völlig den durchdachten und geschickten Vorbereitungen. Selbstverständlich konnte die Zerstörung nicht sogleich an Ort und Stelle untersucht werden, aber spätere Beobachtungen zeigten, daß nicht nur die Oeffnung der Schleuße selbst, sondern auch der Zweck derselben glücklich erreicht war, indem beständig große Mengen des Wassers aus den Gräben der Nordseite ab-

liefen und diese sich abschnittsweise fast ganz entleerten. Ohne Zweifel trug die Sprengung im Zusammenhalte mit dem Feuer von 62 Geschützen in elf Belagerungsbatterien, sowohl durch die materielle Wirkung als auch durch ihren moralischen Einfluß auf die bisher wenig beängstigte Besatzung, dazu bei, das Fortschreiten der am 23. September nachmittags 3 Uhr 30 Minuten mit der Kapitulation der Festung endigenden Belagerung zu beschleunigen. Seine Königliche Hoheit der Großherzog von Mecklenburg, Franz Friedrich, Höchstkommandierender der Belagerungstruppen, erließ am 24. einen Tagesbefehl, in dem jener Leistung wie folgt gedacht wird: „Der k. b. Oberlieutenant Ströbel, der Führer Binder und die betreffenden Mannschaften der bayerischen Etappen-Pionierkompagnie haben sich ihres Auftrags, eine Schleuße am Fuße des Glacis zu sprengen, mit besonderem Geschick, mit Hingebung und gutem Erfolge erledigt. Ich spreche ihnen hiefür meine ganz besondere Anerkennung aus.“ Der Kommandant der Ingenieurtruppen bezeichnete die Sprengung als ein gefahrvolles Unternehmen, welches zur Folge hatte, daß das Wasser auf der Nordfront um 1,25 m sank, und sagte in einem seiner Berichte: „. . . . . es kann mit voller Ueberzeugung ausgesprochen werden, daß die That des Oberlieutenant Ströbel wesentlich zur Uebergabe des Platzes mitgewirkt hat.“ Ein solches Unternehmen ließ sich aber nur mit Entschlossenheit und Ueberlegung, sowie mit festen, vertrauten und kaltblütigen Männern zur bestimmten Zeit und unfehlbar durchführen, so viele günstige Umstände auch zusammentreffen mußten, um dessen volles Gelingen zu erreichen. Ein unachtsamer Laut, ein Fehler in der Verdämmung u. s. w. konnte die ganze Aufgabe mehr oder weniger scheitern machen. Allein wer im Kriege das Glück nicht zu erfassen und festzuhalten versteht, vermag schwerlich etwas zu erringen. Stets wird der 20. September 1870 in der bayerischen Heeres- und Kriegsgeschichte ein, obgleich kleines, so doch wertvolles Blatt bilden, und möchte wohl die an diesem Tage ausgeführte That innerhalb der jüngsten zwei Feldzüge die einzige sein, für welche die ganze Truppe speciell belohnt wurde. Alle hatten eben thatkräftig zusammengewirkt; der Offizier durch seinen Mut, seine Umsicht und sein Verständnis; der Unteroffizier durch seine Ruhe, Besonnenheit und seinen Eifer; die Gemeinen durch ihre Pflichttreue, willige Aufmerksamkeit und geschickte Anwendung der im Frieden erlangten technischen Vorbildung. Oberlieutenant Ströbel erhielt „wegen hervorragender Leistung bei Toul“ zuerst das Ritterkreuz 2. Klasse des Militär-Verdienstordens, bald nachher das Ritterkreuz des Militär-Max-Joseph-Ordens, Führer Binder anfänglich das Militär-Verdienstkreuz, später die goldene Militär-Verdienstmedaille; den Soldaten Kübler, Linhard, Wolff und Zimmermann wurde die silberne Medaille zuerkannt, während Bayer, Fischer, Mittermeier und Streit das Verdienstkreuz bekamen.

1. Ein Reiterstückchen am Vorabende der Schlacht von Beaugency.

Nach Mitteilungen des 3. Chevaulegers-Regiments.

Die 1. bayerische Infanterie-Division sammelte sich am Morgen des 7. Dezember 1870 bei La Chapelle und rückte von da, die 1. Brigade an der Spitze, gegen Beaugency vor. In Saint Ay wurde die aus dem 2. Jäger-Bataillon, 2 Sechspfünder-Geschützen und 2 Eskadrons des 3. Chevaulegers-Regiments „Herzog Maximilian“ bestehende Avantgarde gegen Nordwesten dirigiert und marschierte über La Chaillerie und Les Monts auf schmalem, schlechtem Wege nach Le Bardon. Schon bei La Chaillerie, wo die Avantgarde nachmittags 1 Uhr 30 Minuten eintraf, hatte sie aus südlicher und südwestlicher Richtung

starkes Geschütz- und Gewehrfeuer gehört. Die 17. preußische Infanterie-Division war westlich von Meung im Gefecht.

Bei Le Bardon stieß die 1. Brigade auf den Feind, der bei Grand Chatre Stellung genommen hatte. Der 1. Zug der 4. Eskadron des 3. Chevaulegers-Regiments ging zum Eklairieren vor und traf hiebei auf eine Batterie von 8 Geschützen und 2 Mitrailleusen. Deren Angriff erachtete der Zugskommandant für unthunlich, weshalb er sich mit seiner Abteilung zurückbegab und dem Avantgarden-Kommandanten Meldung machte. Im ganzen wich der Feind anfänglich, benützte jedoch die bei der Kürze des Tages früh hereinbrechende Dämmerung, sich unbemerkt wieder mehr zu nähern und namentlich jene Batterie in die diesseitige linke Flanke zu bringen, welche nun plötzlich auf die Infanterie-Bataillone mit Kartätschen feuerte. Aber schon nach wenig Schüssen verstummte sie; die 4. Kompagnie des 2. Jäger-Bataillons und die 5. Kompagnie des Infanterie-Leib-Regiments waren in dieselbe eingedrungen und hatten sie genommen. Leider mußte sie den nachrückenden, weit überlegenen französischen Infanterie-Abteilungen wieder überlassen werden.

Unterdessen hatte das Gros der 1. Brigade seinen Vorstoß gegen Grand Chatre fortgesetzt, wurde jedoch dabei, indem es den Feind vor sich her trieb, in der linken Flanke in der Richtung von Beaumont vom Gegner stark belästigt. Auch hier bedrohte die 7. Kompagnie des Leib-Regiments eine französische Batterie in bedenklicher Weise, wobei aber 3 Offiziere und 14 Mann in Gefangenschaft gerieten. Es war nun ungefähr 5 Uhr; die bereits eingetretene Dunkelheit, verstärkt durch einen dichten Nebel, erlaubte kaum weiter als auf 100 Schritte zu sehen.

Gegen 5 Uhr 30 Minuten erhielt der Chevauleger-Korporal Franz Dettenhofer aus Freising, oben bezeichneter Abteilung, den Befehl, auszukundschaften, ob sich die zuletzt erwähnte Batterie noch in ihrer früheren Position befände oder nicht. Er ritt sofort mit 11 Mann ab und ging im Schwarm vor. Noch war die kleine Truppe keine Viertelstunde von ihrem Abgangsorte entfernt, als die am weitesten links reitenden Chevaulegers Feuer erhielten. Der Korporal zog jetzt seine Mannschaft zusammen und trabte nach der Richtung, woher die Schüsse gekommen waren. In einer Nähe von ungefähr 70—80 Schritten vom Feinde bemerkte Dettenhofer etwa 25—30 Mann französischer Infanterie, welche bayerische Gefangene, darunter einige Offiziere, eskortierten. Einer der Gefangenen rief Dettenhofer wohlmeinend zu: „Chevaulegers, wir sind gefangen; reitet zurück, sonst ergeht es Euch ebenso", während gleichzeitig die französischen Soldaten auf die bayerischen Reiter zu schießen begannen. „Bei uns werd nix gfangt", antwortete der Korporal, sagte zu seinen Leuten „hauts zu, was könnts" und fiel mit ihnen von allen Seiten auf den Feind. Er tötete demselben 8 Mann, machte nun seinerseits 14 Gefangene und befreite die bayerischen Offiziere und Mannschaften. Von den Chevaulegers wurde, begünstigt durch die Dunkelheit, weder einer getötet noch verwundet. So waren durch diese kecke, mit echt kavalleristischer Entschlossenheit ausgeführte Attacke alle glücklich wieder herausgehauen. Unter den Offizieren befand sich überdies ein schwer verwundeter, den vier Chevaulegers tragen mußten. Zuerst begab sich Dettenhofer an den Platz, wo die Bayern ihre Waffen und ihr Gepäck hatten ablegen müssen, dann mit seinen Befreiten und Gefangenen auf den Bivouac-Platz der Chevaulegers in La Banery.

Am 8. Dezember stand die Division des 3. Chevaulegers-Regiments eben in Reserve, als einer ihrer Offiziere die sich bietende Gelegenheit benützte,

Dettenhofer nebst seinen Untergebenen vom vorigen Tage den Herren vom Infanterie-Divisions-Stabe vorzustellen, bei welcher Veranlassung ihm von mehreren Seiten schon im voraus zum eisernen Kreuz gratuliert wurde. Und er erhielt dessen 2. Klasse auch, denn die beiden bayerischen Militär-Verdienstmedaillen hatte sich der brave Dettenhofer schon früher erworben; die silberne am 1. September bei Sedan, wo er große Entschlossenheit in Beförderung von Depeschen auf einer sehr bedrohten Relaislinie gezeigt hatte; die goldene bei Artenay und Orleans am 10. und 11. Oktober, weil er sich freiwillig zur Besetzung des Relaispostens bei Bouray meldete, obwohl derselbe durch Francs-tireurs beständig gefährdet war und hiebei, wie auf wichtigen Ordonnanzritten, wiederholt ungewöhnlichen Mut und viel Umsicht bewies. Die Gefreiten Georg Dambeck und Sebastian Wöhrl aber, sowie die Gemeinen Johann Kögl, Joseph Kröbl und Xaver Leutenmaier empfingen für ihr Verhalten bei Grand Chatre die silberne Militär-Verdienstmedaille, während der Gefreite Andreas Riedherr, dann die Gemeinen Johann Endres, Karl v. Grundner, Andreas Kaindl, Franz Klingseisen und Andreas Löffler für ihre Leistung bei dem nämlichen Anlaß im Armeebefehl vom 3. April 1871 belobt wurden.

Dettenhofers flottes Einhauen gefiel allgemein so gut, vor allem seinen speciellen Landsleuten, daß die That rasch in den Volksmund überging; auch ein Gedicht in oberbayerischem Dialekt wurde über Dettenhofer verfaßt, das hier nur deshalb fehlt, weil es als Lesestück leider gar zu wenig formvollendet ist; dessen Kernstrophe jedoch mag gleichwohl die hübsche Kriegsscene schließen:

„Mir san net g'fangt — Schwalangschier hauts drein",
schreit Dettenhofer, sprengt unter sie 'nein.
Hurrah! die tapfern Schwalangschier,
die hauen frisch ein, ganz ohne Schenier.

m. Zwei Artilleristen vor Belfort.

Am 27. Dezember 1870, nachts 3 Uhr 45 Minuten, wurde infolge feindlichen Feuers vom Fort La Justice bei Belfort auf die Festungs-Batterie „Sutner" das Handmagazin getroffen. Die Granate drang — vielleicht wegen zu geringer Widerstandskraft des aus gefrorenen Erdschollen bestehenden Brustwehrkörpers — in das Magazin und sprengte dasselbe in die Luft, wodurch 1 Offizier und 6 Mann getötet, 5 Mann verwundet wurden. Ein Verwundeter steckte zwischen der Traverse und dem umgeworfenen Geschütz in der gefährlichsten Lage. Nur durch ein äußerst vorsichtiges und rasches Heben des Laffetenrahmens konnte der Unglückliche gerettet werden.

Hier war es nun, wo der brave Korporal Johann Hartmann der Festungs-Batterie „Mieg" sich durch sein Verhalten die vollste, ungeteilteste Bewunderung der Umstehenden erwarb. Der Feind schien, durch die Explosion aufmerksam gemacht, sein Feuer auf diesen Punkt zu konzentrieren; einzelne Leute, welche mit dem Heben beschäftigt waren und vor den feindlichen Geschossen Deckung suchen wollten, hielt der Korporal zurück, eiferte sie zu erneuter Kraftanstrengung an und half so in der edelsten, hochherzigsten Weise mit, ein Menschenleben zu retten.

Der Unterkanonier Karl Ries, welcher schon während des Feuers in der Batterie großen Mut und stete Unerschrockenheit zeigte und so sichtbar günstig auf die junge, unerfahrene Mannschaft einwirkte, holte trotz augenscheinlicher Gefahr die hinter die Batterie geschleuderten Leichname und schleppte sie in die Batterie, ohne der einfallenden, platzenden Granaten zu achten.

Hartmann und Ries, beide vom 4. Artillerie-Regiment „König" bekamen das Militär-Verdienstkreuz.

B. Lehrhaftes.

1. Aus dem deutschen Sprichwörterschatze.

Sprichwort — wahr Wort.

a. Militärisches:

1. Gut angegriffen ist halb gefochten.
2. Wer nach Beute jagt, kommt um den Sieg.
3. Ein schlechter Korporal, der nicht denkt General zu werden.
4. Courage, Kraut und Lot hilft manchem aus der Not.
5. Der Deutschen Lob besteht auf guter Rüstung und nicht auf stolzen Kleidern.
6. Man muß den Dienst nehmen, wie er kommt.
7. Je mehr Feind', je größer die Ehr'.
8. Im allerbesten Frieden bedarf es der allergrößten Hut.
9. Wer sich fürchtet, der ist halb geschlagen.
10. Wo Gehorsam ist, da ist gut Regiment.
11. Hafer bringt Nutzen, doch ebenso Striegeln und Putzen.
12. Ein großer Haufen schafft wenig Rat, so er nicht einen tapfern Hauptmann hat.
13. Heldenmut überwindet vieles.
14. Herz und Mut die Arbeit thut.
15. Wer sich vor Hieben scheut, der wird kein Held in Ewigkeit.
16. Wo kein Kommando ist, wie kann da Ordnung sein?
17. Dem Kühnen hilft das Glück, den Feigen weist's zurück.
18. Besser redlicher Krieg, denn elender Friede.
19. Krieg soll man so führen, daß man die Pferde an Feindes Zaun bindet.
20. Wer im Krieg will Unglück ha'n, der fange mit den Deutschen an.
21. Es gehört mehr zu einem Kriegsheer als ein Haufen Leute.
22. Freudige Kriegsleute machen wenig Worte; wenn sie reden, so ist die That da.
23. Mit großer Kriegsmacht in dem Feld, eine gute Sache den Sieg erhält.
24. Wenn der Mut ausmarschiert, kommt ihm das Glück entgegen.
25. Dem Mutigen hilft Gott.
26. Mutlos — ehrlos.
27. Wer Ruhm will erlangen, muß nicht am Leben hangen.
28. Wozu nützt das Schießen, wenn man nicht trifft?
29. Wer Schildwache steht, wird am meisten bewacht.
30. Die Schnapsflasche verdirbt Magen und Geldtasche.
31. Wer schwach ist sucht Rat, wer stark ist übt That.
32. Auch wenig Schwerter sind genug, eine gerechte Sache zu verfechten.
33. Das deutsche Schwert beschützt den deutschen Herd.
34. Der ist noch kein guter Soldat, der mit der Zunge fechten kann.
35. Ein rechtschaffner Soldat fragt nicht, wie stark der Feind, sondern wo er anzutreffen ist.
36. Wer zu viel spornt, kommt spät ans Ziel.
37. Striegel und Streu thun mehr als Heu.
38. Treu in Pflicht, wahr in Rat, kühn in That — ist der Mustersoldat.
39. Treue geht über alles.
40. Unverzagt hat's oft gewagt.
41. Verwegenheit hilft häufig aus Verlegenheit.
42. Wer verzagt, der ist verloren.
43. Man muß nicht Viktoria singen, ehe der Sieg erfochten ist.
44. Ohne Wache ist die beste Festung eine verlorne Sache.
45. Waffenübung macht den Leib stark.
46. Wagen macht gewinnen, verzagen zerrinnen.
47. Auf der Walstatt zeigt sich der Tapfere.
48. Sich wehren bringt zu Ehren.
49. Wie die Waffen, so der Mann.
50. Willenskraft Wege schafft.

b. Allgemeines:

1. Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut.
2. Der Mensch denkt, Gott lenkt.
3. Glück und Glas, wie bald bricht das!
4. Wie gewonnen, so zerronnen.
5. Leiden währt nicht immer, Ungeduld machts schlimmer.
6. Thu das deine! Gott thut das seine.
7. Uebermut thut selten gut.
8. Wer das Kleine nicht acht't, dem wird's Große nicht gebracht.
9. Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Thalers nicht wert.
10. Frage nicht, was andre machen; acht auf deine eignen Sachen!
11. Spar dein Brot, so hast du in der Not!
12. Wohlgeschmack bringt Bettelsack.
13. Sprich, was wahr ist; trink, was klar ist; iß, was gar ist!
14. Trink und iß, Gottes nicht vergiß!
15. Ein gut Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen.
16. Schöne Gestalt verliert sich bald.
17. Was ich denk' und thu', trau ich andern zu.
18. Was du thust, bedenk das Ende!
19. Das Werk lobt den Meister.
20. Wie man's treibt, so geht's.
21. Wem nicht zu raten ist, dem ist nicht zu helfen.
22. Wer im Sommer nicht arbeitet, muß im Winter Hunger leiden.
23. Die gebratenen Tauben fliegen einem nicht ins Maul.
24. Es ist nicht alles Gold, was da glänzt.
25. Der Schein trügt.
26. Jeder fege vor seiner Thür.
27. Es ist leichter tadeln als besser machen.
28. Wer gern zankt, findet leicht eine Ursache.
29. Wer dir von andern schlecht spricht, spricht auch andern schlecht von dir.
30. Wer Licht scheut, hat nichts gutes im Sinn.
31. Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.
32. Gleich und gleich gesellt sich gern.
33. Einigkeit, ein festes Band, hält zusammen Leut' und Land.
34. Eintracht bringt Macht.
35. Friede ernährt, Unfriede verzehrt.
36. Der Mann ist ehrenwert, der alle Ding' zum Besten kehrt.
37. Wer das Alter nicht ehrt, ist des Alters nicht wert.
38. Ehre, dem Ehre gebührt.
39. Schweigen schadet selten.
40. Vom Hörensagen und Wiedersagen ist mancher schon aufs Maul geschlagen.
41. Ein Narr kann mehr fragen, als sieben Weise sagen.
42. Wer Scherz ausgibt, muß Scherz einnehmen.
43. Wer schimpft, hat verloren.
44. Schimpfworte sind erlogen.
45. Wie man den Acker bestellt, so trägt er.
46. Wer Arbeit liebt und sparsam zehrt, der sich in aller Welt ernährt.
47. Wer säet, der mähet.
48. Könnte man jedes Ding zweimal machen, so stünd' es besser um alle Sachen.
49. Wenn das Kind ertrunken ist, deckt man den Brunnen zu.
50. Treue Hand geht durchs ganze Land.
51. Versprechen und halten ziemt wohl jungen und alten.
52. Wer beginnt mit lügen, endet mit betrügen.
53. Böser Gewinn fährt bald hin.
54. Ordnung hilft haushalten.
55. Mäßigkeit erhält den Leib.
56. Wer etwas will gelten, der komme selten.
57. Der ist ein Mann, der sich selbst regieren kann.
58. Ein guter Nachbar ist ein edel Kleinod.
59. Ungeladener Gast ist eine Last.
60. Sich selber loben niemand soll, den guten loben andre wohl.
61. Der Horcher an der Wand hört seine eigene Schand'.
62. Hut in der Hand hilft durchs ganze Land.
63. Saus und Braus hilft manchem vom Haus.
64. Um einen Herrn steht es gut, der, was er haben will, selber thut.
65. Gebrauchter Pflug blinkt, stehend Wasser stinkt.
66. Steter Tropfen höhlt den Stein.
67. Man muß das Eisen schmieden, wenn es heiß ist.
68. Fette Küche macht magern Beutel.

69. Was man nicht im Kopfe hat, muß man in den Beinen haben.
70. Der Krug geht so lange zum Wasser bis er bricht.
71. Im Wein und Bier ertrinken mehr denn im Wasser.
72. Junger Schlemmer — alter Bettler.
73. Durch Schaden wird man klug.
74. Zum Lernen ist niemand zu alt.
75. Wer zwei Hasen zugleich hetzen will, fängt gar keinen.
76. Hochmut kommt vor dem Falle.
77. Besser arm in Ehren als reich in Schanden.
78. Nichts übereile, gut Ding will Weile.
79. Alte soll man ehren,
Junge soll man lehren,
Weise soll man fragen,
Narren vertragen.
80. Hast du ein Haus, so denk nicht hinaus.
81. Junges Blut, spar dein Gut — Armut im Alter wehe thut.
82. Willst du nichts unnützes kaufen,
mußt du nicht auf den Jahrmarkt laufen.
83. Fege vor deiner Thür, so brauchst du Besen genug.
84. Wer nicht verlieren will, der spiele nicht.
85. Kaufe, was du nicht brauchst,
so wirst du bald verkaufen müssen, was du brauchst.
86. Der klügere gibt nach.
87. Schuster, bleib bei deinem Leisten!
88. Jedem das seine!
89. Was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Vorwitz.
90. Wer ein gläsernes Dach hat, muß nicht mit Steinen werfen.
91. Wie man sich bettet, so schläft man auch.
92. Viele Hände machen der Arbeit bald ein Ende.
93. Lehrjahre sind keine Herrenjahre.
94. Erfahrung ist eine teure Schule.
95. Wer befehlen will, muß gehorchen lernen.
96. Nicht, wer viel hat, ist reich, sondern wer wenig bedarf.
97. Hilf dir selbst, so hilft dir Gott.
98. Geflickte Freundschaft wird selten wieder ganz.
99. Nicht zu starr und nicht zu zart,
ist so deutscher Schlag und Art.
100. Man schläft sich nicht gelehrt.

2. Freiheit und Vaterland.

Ernst Moritz Arndt.

Und es sind elende und kalte Klügler aufgestanden in diesen Tagen, die sprechen in der Nichtigkeit ihrer Herzen: Vaterland und Freiheit — leere Namen ohne Sinn, schöne Klänge, womit man die Einfältigen bethört. Wo es dem Menschen wohl geht, da ist sein Vaterland; wo er am wenigsten geplagt wird, da blüht seine Freiheit. — Diese sind wie die dummen Tiere nur auf den Bauch und auf seine Gelüste gerichtet und vernehmen nichts von dem Wehen des himmlischen Geistes.

Sie grasen wie das Vieh nur die Speise des Tages, und was ihnen Wollust bringt, dünkt ihnen das einzig gewisse.

Darum heckt Lüge in ihrem eiteln Geschwätz, und die Strafe der Lüge brütet aus ihren Lehren. Auch ein Tier liebt: solche Menschen aber lieben nicht, die Gottes Ebenbild und das Siegel der göttlichen Vernunft nur äußerlich tragen. Der Mensch aber soll lieben bis in den Tod und von seiner Liebe nimmer lassen, noch scheiden. Das kann kein Tier, weil es leicht vergißt, und kein tierischer Mensch, weil ihm Genuß nur behagt. Darum, o Mensch, hast du ein Vaterland, ein heiliges Land, ein geliebtes Land, eine Erde, wonach deine Sehnsucht ewig dichtet und trachtet, — wo dir Gottes Sonne zuerst schien, wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blitze dir zuerst die Allmacht offenbarten und seine Sturmwinde dir mit heiligen Schrecken durch die Seele brauseten, — da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland. Wo das erste Menschenaug' sich liebend über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich

zuerst mit Freuden auf dem Schoße trug, und dein Vater dir die Lehren der Weisheit ins Herz grub, — da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland. Und seien es kahle Felsen und öde Inseln, und wohne Armut und Mühe dort mit dir, du mußt das Land ewig lieb haben; denn du bist ein Mensch und sollst nicht vergessen, sondern behalten in deinem Herzen.

Auch ist die Freiheit kein leerer Traum und kein wüster Wahn, sondern in ihr lebt dein Mut und Stolz und die Gewißheit, daß du vom Himmel stammst. Da ist Freiheit, wo du leben darfst, wie es dem tapferen Herzen gefällt, — wo du in den Sitten und Weisen und Gesetzen deiner Väter leben darfst, — wo dich beglückt, was schon deinen Urältervater beglückte, — wo keine fremden Henker über dich gebieten und keine fremden Treiber dich treiben, wie man Vieh mit dem Stecken treibt.

Dieses Vaterland und diese Freiheit sind das allerheiligste auf Erden, ein Schatz, der eine unendliche Liebe und Treue in sich verschließt, das edelste Gut, was ein guter Mensch auf Erden besitzt und zu besitzen begehrt. Darum auch sind sie gemeinen Seelen ein Wahn und eine Thorheit allen, die für den Augenblick leben. Aber die Tapferen heben sich zum Himmel empor und wirken Wunder in den Herzen der Einfältigen. Auf denn, redlicher Deutscher, bete täglich zu Gott, daß er dir das Herz mit Stärke fülle und deine Seele entflamme mit Zuversicht und Mut, — daß keine Liebe dir heiliger sei als die Liebe des Vaterlandes und keine Freude dir süßer als die Freude der Freiheit. Denn der Sklav' ist ein lüstiges und geiziges Tier und der Mensch ohne Vaterland der unseligste von allen.

3. Des Vaters Rat an seinen Sohn.

Heinrich Zschokke.

Veit war zwanzig Jahr alt geworden und Gesell. Er sollte auf die Wanderschaft gehen. Dem jungen Burschen ward's dabei enge und schwer ums Herz, obgleich er sich auf das Reisen freute. Aber mit Vater und Mutter war er wie zusammengewachsen, und von ihnen getrennt noch atmen zu können, konnte er kaum glauben.

Am Abend vor der Abreise schloss der alte Vater seinen Sohn noch einmal in die Arme, drückte ihn fest an seine Brust und sprach: „Höre, Veit, Du bist ein guter Bursche; bleibe Dir, bleib Deinen Eltern, bleib Gott getreu; dann ist alles gut! — Ich will Dir aber noch guten Rat auf den Weg mitgeben. Setz Dich zu mir, höre mich!“

Veit nahm einen Strohsessel. Ihm zur Seite sass die tiefbewegte Mutter, die seine Hand fest in der ihrigen hielt; vor ihm der Vater, der nun also sprach:

„Handwerk, sagt das Sprichwort, hat goldenen Boden; doch nicht jeder versteht, ihn zu legen. Vielen Handwerkern fehlt hier zu Lande Lust, Trieb und Geschick, ihr Gewerbe zu verbessern. So was muss man in der Fremde suchen und lernen.

Um mit Nutzen zu reisen, musst Du unterwegs nichts sehen, von dem Du nicht das „wie“ und das „wozu“ erfährst. Wer anders reist, ist nur wie im Schlaf durch die Welt gelaufen und hat draussen grüne Bäume, bunte Häuser und zweibeinige Menschen gesehen, die er daheim auch findet. Ich habe Handwerksburschen gekannt, die von grossen Städten nichts zu sagen wussten, als das Wahrzeichen, in Strassburg das grosse Münster in Basel den Lallenkönig.

Wie man oft aus den Gesichtszügen eines Menschen auf dessen Gemütsart schliessen kann, so haben auch Länder und Städte ihre eigenen Züge. Dies sind die eigentlichen Wahrzeichen, die jeder wandernde Handwerks-

bursche beobachten soll. Die helfen ihm auf die Spur, was er zu erwarten hat.

Findest Du in einer Stadt viele Wirtshäuser, Wein-, Bier- oder Branntweinschenken, so verlass Dich darauf: da gibt's viel lustige Gesellen, aber am Zahltag betrübte Gesichter und selten häusliches Glück.

Kommst Du in eine Stadt, wo der Dünger auf den Strassen liegt, so zähle nicht viel auf Arbeit bei einem Meister; denn die Bürger dort sind im Grunde nur ehrsame Bauern.

Wo der Jubel und die Festtage kein Ende nehmen, da versieh Dich mit kleiner Münze; denn Du wirst sie für die Bettler brauchen.

Wo Du dem Bauern nicht schon mit Sonnenaufgang bei der Feldarbeit begegnest, sitzen gewiss am Abend ihrer viele beim Bier und Branntwein beisammen, lange nach Sonnenuntergang.

Hast nicht nötig, um die Ringmauer der Stadt zu gehen oder auf den Turm zu steigen, um zu wissen, wie gross sie sei. Sie ist gewiss klein, wenn sich die Leute viel grüssen und abgegriffene Hüte tragen. Wächst aber Gras in den Gassen, so geh Deines Weges. Du findest schwerlich bei einem Meister Arbeit, weil Handel und Wandel tot liegen.

Siehst Du zwischen prachtvollen Palästen viele altersschwache Häuser mit zerbrochenen oder blinden Fensterscheiben und viele fallsüchtige Hütten, so eile und geh vorüber.

Ich habe Dir jetzt so viel gesagt, dass Du nun ungefähr die wirklichen Wahrzeichen der Städte kennst, die ich meine.

Folge meinem Rat! Wohin Du kommst, frage viel, aber antworte wenig. Stelle Dich unwissender, als Du bist, und man wird Dich gern unterrichten.

Lobe jedes lobenswerte, aber tadle nicht jedes tadelnswerte, und Du wirst alle Herzen gewinnen, wenn Dir's darum zu thun ist.

Sei auf der ganzen Reise fromm, fleissig, sparsam, — bescheiden, wissbegierig, verschwiegen, dienstgefällig, beharrlich, mutig; so wirst Du einst heimkommen zu Deinen Eltern als ein ganzer Mann, frommer, klüger, tüchtiger in Rat und That."

4. Von Soldatenehre.

Ernst Moritz Arndt.

Ein wackerer Soldat und Kriegsmann soll für seinen löblichen und gerechten König und Herrn und für dessen Reich und Ruhm streiten und aushalten bis in den Tod.

Ein wackerer Soldat soll sein Vaterland und sein Volk über alles lieben und gern seinen letzten Blutstropfen verspritzen, wann das liebe Vaterland in Gefahr steht.

Ein wackerer Soldat soll immer Gott vor Augen haben und Gottes Gebote tief ins Herz geschrieben tragen, daß auch keine Gewalt ihn zwingen könne, wider Gottes Gebote zu thun.

Ein wackerer Soldat soll nicht prunken mit der äußeren Ehre, noch sich auf Eitelkeit blähen; sondern die Treue gegen das Vaterland soll seine Ehre sein und sein stiller Mut seine höchste Zierde.

Darum, deutsche Krieger, das soll eure Ehre sein, daß ihr das Vaterland lieber habt als Gold, und die deutsche Freiheit werter als das Leben, und die gottgefällige Tugend teurer als alle irdischen Güter.

5. Ein Besuch bei Gellert.*)

Ludwig Tieck.

„Wissen Sie", rief der alte Husar mit der größten Lebhaftigkeit aus, „wem ich alles zu verdanken habe, daß ich ein Mensch, und daß ich ein guter

*) Christian Fürchtegott Gellert, geb. 4. Juli 1715 zu Hainichen bei Freiberg im sächsischen Erzgebirge, gest. als Professor zu Leipzig 13. Dezember 1769, wirkte segensreich durch die Sittlichkeit seines Lebens und seiner Schriften.

Mensch bin?“ „Nein“, sagte der Oberst; „Sie machen mich begierig.“ — „Ihm“, sprach jener mit Begeisterung weiter, „unserem Gellert, unserem frommen Weisen, von dem die jetzige, überkluge Welt nur noch selten sprechen mag. Unser Regiment war dreimal in Leipzig. Der große Friedrich hatte es auch nicht verschmäht, sich von Gellert einige seiner Fabeln vorlesen zu lassen. Ich hatte mich wahrlich nicht viel um Bücher bekümmert, aber diese Fabeln wußte ich doch auswendig. Sie prägen sich auch ganz von selbst dem Gedächtnisse ein, so einfach und natürlich sind sie alle. Jedermann muß meinen, wenn er den Gedanken gefaßt hätte, würde er ihn auch in keinen anderen Worten ausgesprochen haben. Mit seinen geistlichen Liedern ist es derselbe Fall. So ließ es mir keine Ruhe, ich mußte den Mann sehen, den mein ganzes Herz verehrte. Es war freilich schwer, bei ihm vorgelassen zu werden; wie konnte ich auch als gemeiner Husar eine solche Auszeichnung fordern oder erwarten? Indessen sammelte ich an einem Vormittage meinen Mut, ich hatte seine Freistunden ausgekundschaftet und stand nun im Vorzimmer. Mir schlug das Herz gerade so als damals, da ich das erstemal in den Feind einhauen sollte, vielleicht noch mehr. Er mußte sich gewiß verwundern, was ein Soldat bei ihm wollte, denn es dauerte lange, ehe ich eine Antwort erhielt. Endlich kam denn die Erlaubnis, daß ich das Heiligtum betreten durfte. Ja, meine Herren, ich nenne dies Studierzimmer gewiß mit Recht so, denn mir war es, wie wenn ich zu den Aposteln oder Patriarchen eingehen sollte. Er saß in einem dunkeln Oberrocke an seinem Schreibtische, ein kleiner, feiner Mann mit blassem Gesicht und magerem Körper. Die Perrücke hing seitwärts an der Wand, und ein Käppchen von violettem Sammt bedeckte das ehrwürdige Haupt. Hinter ihm war ein großes Fenster in der Mauer, durch welches der kräftige Morgenstrahl fiel und die Mienen hell erleuchtete, so daß die Sonne in der Farbe der Mütze spielte und rot in den durchsichtigen langen Fingern schien, wenn er sie im sprechen aufhob. Ich kam mit meiner Entschuldigung, er möge verzeihen, daß ein junger Husar, dem seine Gedichte wohlgefielen, ihm beschwerlich sei. — „Mein Sohn“, sagte der alte Gelehrte, „weshalb gefallen Dir denn meine Gedichte?“ — Ich war um die Antwort verlegen. — „Liest Du gern?“ — „Zuweilen.“ — „Zu welchem Endzweck?“ — „Um mich aufzuheitern, mich auch wohl zu unterrichten.“ — „Du scheinst mir ein Jüngling von Anlagen“, fuhr er fort, „Du bist vielleicht tapfer, ein tüchtiger Soldat; hast Du es denn in Deinem Stande auch wohl gelernt, ein Mensch zu sein?“ — Ich verstummte dem Redner gegenüber. — „Dazu“, so sprach er weiter, und wie verklärt spielte der Schein der Morgensonne um sein Antlitz, „dazu solltest Du meine und andere gute Bücher in die Hände nehmen, um nicht wild, grausam, unmenschlich zu werden, nicht Lust am entsetzlichen zu finden, wozu Dein Stand schwache oder rohe Naturen nur zu leicht verleitet. Aber auch fast niemand hat so oft als der Soldat Gelegenheit, der leidenden Menschheit als ein Engel des Herrn zu erscheinen, indem er die Unschuld und das hilflose Alter beschützt, seine Hände vom Raube rein hält, den schon Gedrückten und Geplünderten schont, und sich seiner Armut erbarmt. Wo die wilden Genossen Brand und Mord hintragen, da soll der christliche Krieger im Bewußtsein, daß er für Vaterland, gerechte Sache und einen großen König ficht, auch im Getümmel, auch unter wilden Raubgesellen Gott und die Tugend vor Augen haben, damit er das Vorrecht seines Standes, welches der edelste sein sollte, nicht mißbraucht, um ihn unter den mit Räubern und Mördern herabzuwürdigen. Die Thränen des Dankes, die ein geretteter Greis Dir weint, diese, mein junger, lieber Sohn, werden

Dir noch im Alter wohlthun, die machen Dein Todesbett sanft, die vergüten wohl manche Vergehung.“ — So wie der Alte auf mich einredete, stürzten mir die hellen Thränen in großen Tropfen aus den Augen, denn nun empfand ich erst, wie viel böses, unerlaubtes, tadelnswürdiges ich schon als Soldat ausgeübt hatte. Ich schluchzte und konnte nicht zu mir kommen. Da stand der Edle auf, legte mir seine schöne Hand auf die Schulter und wollte mich trösten; ich aber faßte diese Hand und drückte den herzlichsten Kuß darauf, indem ich die Sprache wieder fand und sagte: „Großer Mann, diese Viertelstunde ist mir unbezahlbar, denn Sie haben einen anderen Menschen aus mir gemacht.“ — Von Stund an ging ich auch in mich, ließ das wilde Leben fahren, und seitdem konnte ich auch erst mit Vernunft tapfer sein, da mein Umtreiben im Felde nicht mehr ein toller Rausch und Taumel war, wie er die meisten meiner Kameraden begeisterte. Vater Zieten [1]) zeichnete mich auch bald aus, ich war mit mir selbst zufrieden, und nun wurde ich erst inne, daß dieses Gefühl die Krone des Lebens sei. Dieses alles, meine ganze Sittlichkeit habe ich diesem Besuche bei unserem unsterblichen Gellert zu danken.

6. Der Soldat wie er sein soll.

Nach der „Einleitung zu den Dienstvorschriften für die K. B. Truppen aller Waffengattungen“ (1823).

Die erste und heiligste Pflicht des Soldaten ist Treue und Gehorsam gegen den Monarchen oder dessen Stellvertreter. Jeder, welcher in das Kriegsheer eingereiht wird, gelobt diese Treue durch den vorgeschriebenen Eid. Dem Soldaten darf in Ausübung dieser Treue keine Anstrengung und kein Opfer zu gross sein. Willig muss er derselben das Leben darbringen.

Tapferkeit ist die zweite Pflicht, zugleich aber auch die höchste Zierde des Soldaten. Angewendet gegen den bewaffneten Feind, verwandle sie sich in Menschlichkeit gegen den Wehrlosen und Besiegten, in Mitleid gegen die Bewohner feindlicher Länder. Wo Dienstpflicht Strenge gebietet, erhöhe der Soldat dies nicht bis zur rohen Härte oder wohl gar bis zur feigen Grausamkeit.

Der Soldat ist verpflichtet, zum Schutze des Monarchen und für das Wohl des Staates sein Leben unbedingt hinzugeben. Ein solches Opfer jeden Augenblick mutig zu bringen, dazu können ihn nicht Belohnungen, überhaupt keine äusseren Vorteile veranlassen. Ein höherer, in dem Gemüte geschaffener Beweggrund, jenes Gefühl, welches ihm das Bewusstsein gibt, für seinen Kriegsherrn und den Staat zu fechten, die Achtung, welche seine Mitbürger dem Verteidiger des Thrones und Vaterlandes zollen: — nur die Ehre kann ihn hiezu bestimmen und seinen Aufopferungen eine würdige Belohnung sein. Die wahre Ehre besteht in der genauen Ausübung der Standespflichten und in dem unausgesetzten Bestreben, sich zu vervollkommnen. Die falsche Ansicht von Ehre beruht in einem anmassenden Stolz auf Vorzüge, die man nicht besitzt, und auf Vorrechte, welche man nicht beanspruchen kann.

Das innige Gefühl für Ehre muss der Soldat in alle Verhältnisse legen, in welche er in seinem dienstlichen und bürgerlichen Leben kommt. Ganz

---

[1]) Hans Joachim v. Zieten, geb. 18. Mai 1699 auf seinem väterlichen Gute Wustrau bei Ruppin in der Mark Brandenburg, gest. zu Berlin 26. Januar 1786, war ein berühmter preußischer Reitergeneral.

besonders bestrebe er sich die Gesetze und Gebräuche seines Standes zu ehren. Subordination (Unterordnung) und Disziplin (Mannszucht) sind die Bindemittel des Körpers, von welchem er ein Glied ist, und ohne welche dieser Körper ein regelloser Haufen wird, dessen Bestandteile keinen Wert und keine Kraft haben. Um daher seine Bestimmung als Glied desselben erreichen zu können, ehre er Subordination und Disziplin und sei ebenso stolz darauf zu gehorchen, als zu befehlen. Wo keine Ehre ist, da wird Subordination zum sklavischen Gehorsam, Disziplin zur Folgsamkeit aus Furcht, und wer bloss aus solchen Beweggründen handelt, der ist nicht wert, ein Soldat zu sein. Nur die Ehre kann daher der Subordination und der Disziplin Leben und eine Seele geben; nur der genaueste Einklang dieser drei Eigenschaften erhebt jede derselben zur Tugend.

Die Subordination besteht in dem unbedingten Gehorsam gegen alle Vorgesetzten, welche die Gesetze des Dienstes in Anwendung bringen. Sie ist allgemein und ihre Wirkung äussert sich in der Leiter der Rangstufen auf gleiche Weise von der höchsten zur niedrigsten, wie von irgend einer der mittleren auf die nächstfolgende Charge. Der Unterschied der Rangstufen hat keinen Einfluss auf den Grad des Gehorsams.

Die Subordination hat den Zweck, zur schnellen Ausführung alles dessen, was der Dienst und die Ehre des Standes gebieten, ein strenges und unabänderliches Gesetz zwischen Befehlenden und Gehorchenden festzustellen.

Alles was ihm der Vorgesetzte befiehlt, soll der Untergebene ohne Widerspruch und Murren unverzüglich verrichten und sich niemals unterstehen, über die Befehle Anmerkungen zu machen, oder ein Urteil zu fällen. Die blosse Beurteilung eines Befehls in Gegenwart anderer, oder gar im Beisein der Untergebenen, ist strafbar. Der Untergebene soll gehalten sein, ohne Widerrede der Aufforderung des Höheren, wie sich ihm derselbe auch zeigen mag, Gehör zu geben, und jede Widersetzlichkeit oder unartige Aeusserung des ersteren soll als eine Uebertretung der Subordination angesehen werden. Der Untergebene hat die Befehle seines Vorgesetzten mit Ruhe und Anstand anzuhören und sich nicht eher zu entfernen, als bis er zum Vollzuge des Befohlenen schreitet, oder dazu von seinem Vorgesetzten aufgefordert ist.

Glaubt ein Untergebener, dass ihm durch Erteilung eines Befehls zu nahe getreten worden, so ist ihm nach Vollziehung desselben gestattet, Beschwerde zu führen. Niemals soll er sich aber unterfangen, seine Vorgesetzten zu Rede zu stellen, oder sich selbst Genugthuung verschaffen zu wollen. Ebenso ist jede Beschwerde, welcher ein Untergebener gegen seinen Vorgesetzten mit Beiseitsetzung des gebührenden Respekts ohne Mässigung und Bescheidenheit vorbringt, als Vergehen gegen die Subordination zu bestrafen. Würde jedoch ein Untergebener eine Beschwerde gegen seinen Vorgesetzten vortragen, die er nicht durch Beweise begründen kann, so soll er den Umständen gemäss nachdrücklichst bestraft werden.

Die Mannszucht oder Disziplin besteht in der strengsten Unterwürfigkeit unter alle Gesetze, Verordnungen und Gewohnheiten des Dienstes. Wie die Subordination besonders das persönliche Verhältnis von Befehlenden und Gehorchenden ausspricht, so verbreitet sich die Mannszucht über alles, was die unbedingte Befolgung aller Kriegsgesetze, aller den Dienst betreffenden Verordnungen und Gewohnheiten angeht. Bei ihr verschwinden alle Rücksichten von Geburt, Rang und Blutsverwandtschaft: sie kennt nichts als den Buchstaben des Gesetzes. Eine Handlung, sollte sie auch noch so lobenswürdig sein und dem Staate grosse Vorteile, dem

Heere Ruhm und dem Einzelnen Ehre gewähren, erscheint dennoch, sobald sie gegen das Gesetz läuft, von dem Standpunkte der Disziplin aus strafbar.

Die Mannszucht fordert nicht allein, dass den Gesetzen oder Befehlen unbedingt und ungesäumt Folge geleistet werde; sie verlangt, dass dies ohne Widerrede, ohne Murren oder widerspenstige Geberden, mit gutem Willen und heiterem Gesicht geschehe. Sie ist in der Hand der Vorgesetzten die Ausübung einer Gewalt, welche den folgsamen und tapferen Kriegsleuten ihre Obliegenheiten vorzeichnet, die zweifelhaften und unsicheren zurückhält, und abschreckt, die fehlenden dagegen unwiderruflich bestraft. Durch ihre Vorkehrungen kömmt sie den Fehlern in ihrer Entstehung zuvor, durch stete Achtsamkeit hält sie dieselben auf, mindert die entstandenen in ihren Folgen, und bestraft mit Strenge die vollbrachten.

Die Hindernisse der Mannszucht entstehen besonders durch die Hingebung des Soldaten an Laster, welche ihn zur Dienstleistung untüchtig und ihm die Herrschaft über sich selbst unmöglich machen. Ohne Sittlichkeit ist festbegründete Mannszucht nicht denkbar. Wenn der Soldat auf Reinlichkeit in seinem Anzuge hält, wenn er ein guter Wirt ist, wenn er die ihm anvertrauten Bewaffnungs-, Ausrüstungs- und Kleidungsstücke stets in gutem Zustande erhält, so wird man nicht irrig daraus schliessen, dass er auch ein gehorsamer, Ordnung und Ehre liebender Mann sei. Deswegen ist ein besonderes Hilfsmittel für die Erhaltung der Mannszucht, das Aeussere des Soldaten nicht zu vernachlässigen. Strenge Ordnung in äusseren Dingen wird bald zur Gewohnheit werden und auch in das übrige Thun und Lassen eine Regelmässigkeit bringen, welche besonders dem Soldaten eigen sein muss.

In dem allgemeinen und übereinstimmenden Bestreben aller, die Gesetze der Subordination und Disziplin zu Grundsätzen ihrer freien Handlungsweise zu erheben und ihre Ehre rein und ohne Flecken zu erhalten, besteht der Gemein- oder Corpsgeist.

Ausser den besonderen Pflichten seines Standes hat der Soldat noch alle diejenigen zu erfüllen, welche man von jedem gesitteten Menschen fordern kann. Er muss gottesfürchtig, nüchtern, mässig, in allen seinen Handlungen besonnen, und kräftig sein. Er meide den Müssiggang als die Quelle aller Laster und suche sich stets auf eine seinem Stande angemessene Art zu beschäftigen. Von den Gefühlen der Religion sei er innig durchdrungen und ehre ihre Vorschriften und Gebräuche. Gegen seine Kameraden erweise er sich verträglich und dienstwillig, gegen Untergebene höflich und leutselig, gegen Vorgesetzte ehrerbietig und gehorsam. Berufen zur Aufrechthaltung der Gesetze und zum Schutze des Bürgers, achte und befolge er die einen, liebe und verteidige er den anderen. Weit entfernt, sich Vorrechte anmassen zu wollen, welche wider die Gewohnheiten des bürgerlichen Lebens anstossen, setze er einen Stolz darein, es allen übrigen Ständen in der Ehrfurcht gegen die Gesetze, in der Achtung herkömmlicher Gebräuche, sowie überhaupt in einer gesitteten und gebildeten Aufführung zuvorzuthun. Er bestrebe sich mit den Eigenschaften des ausgebildeten Kriegers auch alle jene Tugenden zu vereinigen, die ihn zu einem guten Bürger des Staates machen.

Solche Eigenschaften werden dem Einzelnen die Achtung und die Liebe seiner Mitbürger und dem Kriegsheere Ruhm und Ehre, sowohl im Vaterlande als im Auslande, erwerben; solche Eigenschaften werden den Soldaten fähig machen, in den Vorschriften der Subordination und Disziplin nicht allein den Ruf des Gesetzes, sondern auch die Stimme seines eigenen Gemüts zu hören.

7. Westenrieder an seine Landsleute.[1])

Nach den „Beiträgen zur schönen und nützlichen Literatur."

Unsere Eltern sangen im Sturmwind, ertrugen freudig Hitze und Kälte, Hunger und Durst, jauchzten in Gefahren und im Würgen des Krieges; waren unverstellt und ernst im Reden und Thun, waren redlich, inländisch, deutsch: laßt uns stets denken, daß wir ihre Söhne sind, und, wie wir es an Tapferkeit thun, auch an Gefühl und Denkungsart keinem Sterblichen fremder Provinzen je nachgeben! Nun das Jahr beginnt (1779), werden Quellen zunehmen, und Bäume werden wachsen: möchte doch keiner von uns bleiben, was er ist, sondern, gleich dem Aufblühen einer jungen Eiche, Säfte ziehen aus den Lehren der Weisen, aus den Gefühlen der Künste, und unmerklich dastehen gesünder und voller an Geist und Sinn! Wenn wir einst ruhen an der Seite der Väter, und wenn dann jeder unserer Auftritte, und dies unser Zeitalter vorüber ist; wenn unsere Enkel ihre Kinder vor unsere Porträte führen, und von unseren Urnen den Staub wischen: wer dann von uns der süßen Erinnerung gewiß wäre, teil zu haben an dem Wohlsein des Vaterlandes! — Wer sie dann sagen hörte: Seht, dies sind die Bayern aus dem schönen Zeitalter Bayerlands! Diese reinigten die Quellen aus denen wir trinken, pflanzten die Bäume unter deren Schatten wir ruhen; diese stritten wider die mächtigen Ungeheuer, welche ihren Zeitgenossen das Mark aus den Beinen sogen, und Herz und Kraft benahmen; diese lehrten uns die einfache Ruhe und Hoheit unserer ursprünglichen Sitten, den wahren Geist der Gesetze, die Stärke und Wärme in unserem Ausdruck, den guten Geschmack in unserem häuslichen Aufwand: — wir schwebten dann um sie unsichtbar, oder sängen in der Mitte unserer Väter Lieder des Himmels dem Schöpfer der Geister!

8. Die ältesten bayerischen Kriegsartikel.

Adolf Erhard.

Die erste Aufzeichnung unserer alten, übrigens längst im Bewußtsein und Gedächtnis des deutschen Volkes lebenden Gewohnheitsrechte fand gegen Ausgang des 5. oder im ersten Jahrzehnt des 6. Jahrhunderts statt. Für die Geschichte Bayerns nach gegenwärtiger Auffassung sind von diesen einheimischen Gesetzbüchern zunächst das fränkische (rheinische), alemannische (schwäbische) und baioarische (bayerische) wichtig. Obwohl sie vielfach umgestaltet wurden, vorzüglich im Laufe des 7. Jahrhunderts, so hat sich doch das Wesen unserer Rechtsnormen bis in das 12. Jahrhundert hinein erhalten.

Ist es schon an sich interessant, von einem bayerischen Heere und dessen Einrichtungen vor mehr als einem Jahrtausend zu vernehmen, so steigert sich die Wißbegierde noch, wenn man hört, daß besonders der zweite Titel des bayerischen Gesetzbuchs verschiedene Vorschriften über die militärische Disziplin enthält, welche einen hübschen Beitrag zur Sittengeschichte des damaligen vaterländischen Kriegsvolks liefern.

Die militärische Strafgewalt lag ganz in den Händen des Herzogs, dessen Befehlen sich niemand widersetzen durfte, sowie in denen der von ihm auf-

[1]) Lorenz v. Westenrieder, ein um Bayerns Geschichte und Landeskunde hoch verdienter Mann, war am 1. August 1748 zu München geboren und starb dortselbst als geistlicher Rat und Domkapitular am 15. März 1829.

gestellten höheren und niederen Führer, der Grafen, Centenare und Dekane.[1]) Da aber den Baivariern die Strafe bloß gesetzlich beschränkte Rache und diese nur Entschädigung des Beleidigten war, so konnte fast jedes Verbrechen und Vergehen, das ein freier Mann verübte, mit Geld gebüßt werden. Nicht gerade zum Ruhme unserer zwar äußerst kräftigen, jedoch auch ebenso unbändigen Vorfahren geben die baivarischen Gesetze ein langes Verzeichnis von verbrecherischen Handlungen aller Art; nur drei derselben, wovon eines teilweise und zwei rein militärischer Natur sind, ließen sich nicht durch Geld sühnen, nämlich: „Das Streben nach dem Leben des Herzogs, Locken des Feindes in das Vaterland und die Uebergabe eines festen Platzes an den Feind.“ Bei diesen Hauptverbrechen hatte der Herzog unbeschränkte Strafgewalt, so daß er nach Ermessen auf Tod oder Verbannung erkennen konnte.

In den frühesten Zeiten waren die deutschen Fürsten nicht einmal während des Krieges berechtigt, über die, welche sich gegen die Disziplin vergingen, eine Strafe zu verhängen; nun aber besaß der Herzog als Oberbefehlshaber die ausgedehntesten Befugnisse, und es sollte selbst schon der Graf mit seinen Unterbeamten die Kriegszucht über seinen Haufen, unter Oberaufsicht des Herzogs, ebenso außer Landes wie zu Hause und im Frieden bei allen rein militärischen Fällen streng aufrecht erhalten. „Der Graf“ — sagt das baivarische Gesetz — „soll nicht unterlassen ein wachsames Auge auf sein Heer zu haben, damit dasselbe in seiner Provinz nichts Gesetzwidriges thue.“ Ferner wird im nämlichen Artikel verordnet: „Wer beim Heer im eigenen Lande ohne des Herzogs Befehl etwas mit Gewalt rauben, Heu und Getreide hinwegnehmen, oder Häuser anzünden will, einen solchen muß der Graf in seinem Bezirk überwachen und den Centenaren und Dekanen derartige Anweisungen erteilen, daß jeder auf die ihm unterstellte Mannschaft sehe, damit dieselbe nichts wider das Gesetz vornehme. Die entgegen Handelnden sind bei ihrem Grafen zu belangen. Zeigt sich letzterer nachlässig im Ermitteln des Schuldigen, so hat er allen Schaden aus seinem Vermögen zu ersetzen. Ist aber der Verbrecher ein Mächtiger, den er nicht bestrafen kann, dann hat er es dem Herzog anzuzeigen, welcher ersteren nach dem Gesetze strafen soll.“ Ein freier Mann büßte die vorhin erwähnten Handlungen mit 40 Schillingen[2]) und mußte alles, was er geraubt und erplündert hatte, wieder in gleichem ersetzen, einen Knecht traf jedoch hiefür der Tod; „denn“ — sagt das Gesetz sehr richtig, — „wenn ihr einander selbst auffresset, so wird es mit euch bald gar sein.“

„Wer durch Wort oder That die für das Heer erlassenen Befehle verachtet und ihnen zuwider handelt, der soll, wenn er darüber ergriffen wird, in Gegenwart des Herzogs oder des betreffenden Grafen der Kriegsdisziplin verfallen, d. i. 50 Streiche (vermutlich mit dem Lanzenschaft) erhalten.“ Die Prügelstrafe ist im Rückblick auf die vergangenen Tage der deutschen Stämme mit ihrer beinahe unbegrenzten persönlichen Freiheit eine wahrhaft unerhörte Thatsache. Uebrigens war diese militärische Züchtigung wegen Ungehorsam unter den Waffen die einzige Gelegenheit, wo ein freier Mann beim Heere Schläge oder Geiselstreiche erhalten konnte, denn wegen Entweihung des Sonntags wurden nämlich Knechte wie Freie auch geschlagen.

---

[1]) Der Graf befehligte die Mannschaft des Gaues oder einer ganzen Provinz der Centenar 100 und der Dekan 10 Mann.

[2]) Der Schilling hatte ungefähr 7,20 M. innern und, das Verhältnis des Geldes von damals zu heute wie 1 : 10 angenommen, 72 M. bezüglichen Wert.

Diebstahl im Heere begangen (z. B. Entwendung von Spannstricken, Halftern, Filzdecken oder von anderen Ausrüstungs-Gegenständen) ward, wenn der Thäter überwiesen, am Knechte mit Handabhauen und der Rückgabe des Gestohlenen durch dessen Herrn, — am Freien mit 40 Schillingen („wodurch er seine Hände löset") gestraft, das Entwendete aber gleichfalls zurückgestellt; im bürgerlichen Leben beurteilte man wohl überlegt den Diebstahl milder.

Während des Zuges auf dem Reichsgebiete sollte Ordnung herrschen, der Führer bei seinen Leuten bleiben, und jeder sich hüten, außer dem benötigten Pferdefutter, Holz und Wasser irgend etwas zu nehmen. Wer bei einer Heerfahrt, die der König oder der Herzog angeordnet hatte, zu einem Geräufe zwischen dem eigenen Kriegsvolke Anlaß gab (das gewöhnlich aus Zänkereien über Fourage und Holz entstand), wobei Leute um das Leben kamen, zahlte 600 Schillinge; wer aber bei dieser Gelegenheit einen anderen tötete oder verwundete, ja sogar nur schlug, durfte es sich schon zur Gnade rechnen, wenn ihn der Herzog nicht mit dem Tode bestrafte.

Jeder, der eigenmächtig oder ohne besondere Erlaubnis des Fürsten oder Feldherrn vom Heere nach Hause ging, ein Verbrechen, das man „Herisliz" nannte, hatte sein Leben verwirkt.

Unter den verschiedenen genauen Bestimmungen rücksichtlich der Entschädigung für körperliche Verletzungen an Männern deutet der bei Gelegenheit der Beschädigungen von Fingern gewählte Zusatz „folglich ein Hindernis macht, die Waffen zu führen" darauf hin, wie das Gesetz bei den Verstümmelungen besonders auch die daraus hervorgehende Untauglichkeit zum Kriegsdienst im Auge hatte. Trat eine solche durch irgend eine gewaltthätige Beschädigung ein, so war die betreffende Buße jedesmal höher.

Aehnliches findet sich auch dort, wo von der Verwundung der Tiere die Rede ist, indem z. B. die Verstümmelung eines Pferdes „das nicht mehr zum Kriege brauchbar", mit einer unbedeutenden Geldsumme gebüßt wird. Man unterschied damals in Baioarien deutlich dreierlei Arten von Pferden: das Kriegspferd, das Zugpferd und den zum Kriege untauglichen Angernager.

Als eine schöne Bestimmung verdient hier schließlich noch jener Artikel des baiovarischen Gesetzes angereiht zu werden, welcher von der Sorge für die Hinterbliebenen der Krieger handelt. „Wenn nämlich einer im Dienste seines Herrn, entweder beim Kriegsheere oder wo ihn jener sonst hingesendet haben mag, das Leben einbüßt, er aber dabei nichts anderes suchte, als seinem Herrn oder Volke Ehre zu machen, so dürfen seine Erben — wer dieselben auch seien — niemals von seiner Verlassenschaft ausgeschlossen werden, sondern der Herzog soll sie vielmehr hierin so lange schützen, bis sie dieses selbst zu thun im stande sind; denn wie ein jeder den Willen seines Herrn mit Freuden erfüllt, wenn er hofft dafür belohnt zu werden, im Falle er mit dem Leben davon kommt, so stirbt er auch ruhiger, wenn er die Ueberzeugung hat, daß seine Söhne oder Töchter ohne Widerrede in seine Erbschaft eintreten."

9. Ueber das Bücken und Beugen des Soldaten.

Nach der „Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Kriegs" und den „Dienstlichen und taktischen Bemerkungen des Generals Deroy vom 16. September 1806."

Es ist hier nur von dem Bücken in Reihe und Glied im feindlichen Kugelbereich die Rede und nicht von dem im Friedensleben, welches noch weniger ehrenwert als jenes ist, insoferne es nicht aus Ehrerbietung

und Höflichkeit geschieht, worüber die bayerischen Dienstvorschriften so treffend sagen: „Der Untergebene erniedrige sich nie durch eigennütziges Kriechen gegen Höhere.“ Bei den jungen Soldaten, die zum erstenmal, ohne thätigen Anteil am Gefecht zu nehmen, im Feuer, besonders in dem des Geschützes stehen, ist das Bücken trotz aller guten Lehren und Vorsätze bei einzelnen fast unvermeidlich, ja es ist sogar ansteckend, so dass kriegsgewöhnte Soldaten dem übeln Beispiel der nachbarlichen Neulinge augenblicklich sich hinneigen können. Man würde aber sehr unrecht haben, wenn man nach dem mehr oder minder stumpfen Winkel des Kopfes und Rückgrats des sich verbeugenden Soldaten einen sicheren Schluss auf den mehr oder minderen Grad seines Mutes, beziehungsweise seiner Furcht machen wollte. Dieses Zucken und Mucken, Rucken und Bucken hängt sehr oft von der augenblicklichen seelischen und körperlichen Stimmung des Menschen, von Blut, Nerven und Unterleib ab, welcher der Soldat aber allerdings so viel möglich Herr werden soll und auch kann.

Der preussische General v. Ramin dachte z. B. in dieser Beziehung sehr milde; er sah sogar bei neuen Truppen etwas gelindes Kanonenfieber nach und rief bei einem hitzigen Gefecht während der letzten Belagerung von Schweidnitz am 28. September 1762 den jungen Soldaten einiger seiner Bataillone, die etwas wankend und schwankend zu werden anfingen, freundlich zu: „Bückt und beugt Euch, liebe Kinder, so viel Ihr wollt, aber steht und beschiesst mir die Feinde; dann sollt Ihr sehen, wie gut alles gehen wird!“

Durchaus nicht so nachsichtig beurteilte der schlachtenerprobte bayerische General v. Deroy jene menschliche Schwäche, indem er etwa vierzig Jahre später in einem seiner Tagesbefehle sagt:

„So tapfer sich die königlichen Truppen auch bei mehreren Gelegenheiten gezeigt haben, so ist doch hie und da die gehörige Fassung nicht bewiesen worden, indem bei beginnender Kanonade die Leute sich bücken. Dieses ist aber ein grosser Misstand und gibt den Soldaten bei fremden Truppen, die es etwa bemerken, das Ansehen einer unter ihnen herrschenden Furcht, wie denn auch durch das öftere Bücken, welches immer einer dem anderen nachmacht, und wozu besonders junge Bursche, wenn sie es von anderen sehen, verleitet werden, allmählich eine Schüchternheit entsteht, welche endlich in gänzlichen Mangel an Haltung ausartet. Hiedurch wird die innere Ordnung im Bataillon oder in den Zügen gestört, das Avancieren nicht gehörig fortgesetzt, die Leute überhören das Kommando, und so lauft man Gefahr, dass schliesslich eine völlige Unordnung mit allen ihren traurigen Folgen eintritt.“

„Ich empfehle daher den Offizieren recht sehr, so oft als thunlich, wozu sie auf dem Marsche und auf Feldwachen die beste Gelegenheit haben, mit den Gemeinen über diesen Gegenstand zu sprechen und ihnen begreiflich zu machen, dass es nicht von dem mindesten Nutzen sei, der Kanonenkugeln wegen sich zu bücken, weil man ihnen dadurch doch nicht entgehe; dass damit die Ordnung in Reihe und Gliedern gestört werde und sie verhindert sind, im Marsche zu bleiben, die befohlenen Bewegungen auszuführen und das Kommandowort zu verstehen; dass das Bücken überdies höchst unanständig sei, sie von fremden Truppen ausgelacht werden und ein schüchternes, furchtsames Benehmen, sowie zaghafte Soldaten beweise, welche weder den wahren kriegerischen Geist noch geweckten Verstand besitzen.“

„Sollte indessen trotz dieser Vorstellungen beim Anfang einer Kanonade es doch von dem einen oder dem anderen geschehen, dass er sich bückt, so muss diesem sogleich mit allem Ernst zu Leib gegangen, an jenes, was gesagt worden, erinnert und überhaupt alles angewendet werden, damit das Uebel nicht um sich greife.“

Merkwürdig ist dabei, dass dem unwillkürlichen Bücken, Beugen und Verneigen die grossen oder vielmehr langen Soldaten geneigter sind, als die kleinen, und die Reiter mehr als das Fussvolk. Wie bekannt, ist aber auch das stumme Halten und Harren eines Reiter-Regiments im wirksamen Geschützbereich die Feuerprobe seiner Manns- und Pferdezucht, seiner Tüchtigkeit und Trefflichkeit. Höchst interessant ist es, hierüber folgende lehr- und trostreiche Bemerkung eines der bewährtesten und erfahrensten preussischen Reiterführer, des Generals v. Schreckenstein, zu hören:

„Auffallend ist es mir gewesen, dass auch an dem Schlachttage an der Moskwa (7. September 1812), trotzdem dass die Mannschaft äusserst ruhig im stärksten Feuer aushielt, das Bücken, wenn die Kugeln hart über die Glieder hinstrichen, nie ganz aufhörte, und ich schliesse daraus, dass es nur wenige Menschen gibt, die sich stets in dem Masse in der Gewalt haben, dass sie nicht unwillkürlich den Körper bewegen, vielleicht dem Drucke der Luft nachgeben, da ein jeder Verständige sehr bald einsehen muss, wie die Gefahr, im Augenblick wo er sich bückt, längst vorüber ist. Ich habe sogar wahrgenommen, dass alte Soldaten, die anscheinend in grösster Gemütsruhe das Springen einer Granate abwarteten, sich dennoch bückten oder bewegten, wenn später eine Kugel sehr nahe an ihnen vorbeiflog. Diese Erscheinung wiederholte sich selbst noch, nachdem wir schon stundenlang beschossen worden waren, und es begegnete sogar Leuten, welche wiederholte Beweise ihres Mutes und ihrer Hingebung dadurch an den Tag legten, dass sie sich nach der Tötung ihrer Pferde wieder beritten gemacht und ebenso den im allgemeinen erlassenen Befehl zur schnellen Rückkehr in Reihe und Glied für diejenigen, die Verwundete zurückbrachten, pünktlich befolgt hatten. Ich bemerke dies, um darauf aufmerksam zu machen, wie unsicher und trügerisch die Schlüsse sind, zu denen man sich so leicht aus Unerfahrenheit verleiten lässt. Möge doch jeder in seinen Anforderungen an junge Soldaten billig und besonders in dem Urteil über den persönlichen Mut seiner Kampfgenossen vorsichtig sein.“

„Ein Reitergefecht ist für Leute, die gut beritten, gesund und kräftig sind, ein wahres Kinderspiel im Vergleich zu dem, was Kaiser Napoleon I. seiner Kavallerie in der Schlacht an der Moskwa zumutete; denn die Hälfte der Mannschaft derselben wurde an diesem Tage, im Verlauf von etwa sieben Stunden, entweder schwer verwundet oder totgeschossen. Das unthätige Ausharren im Kanonenfeuer gehört jedenfalls unter die unangenehmsten Aufgaben der Kavallerie und erfordert unbedingten Gehorsam, treue Hingebung und einen echt ritterlichen, kameradschaftlichen Geist.“

Bisher ist nur von Gefechts- und Schlachttagen die Rede gewesen, an denen man mit den kleinen und grossen Feuerwaffen noch durchaus nicht so rasch und sicher schiessen konnte, als dieses seit ungefähr drei Jahrzehnten mehr und mehr thunlich ward. Allein auch ein forschender Blick auf die letzten Feldzüge der Deutschen lehrt, dass das immerhin unschöne Bücken und Beugen im feindlichen Geschossbereich kaum häufiger vorkam als früher, und keinenfalls den oben berührten Einfluss auf die Gefechtsthätigkeit der Leute äusserte, obwohl sich heute die nervenerschütternden Eindrücke gegen ehemals unleugbar vermehrt haben.

C. Naturbilder.

1. Der Löwe.

Alfred Brehm.

Ein einziger Blick auf den Leib des Löwen, auf den Ausdruck seines Gesichts genügt, um der uralten Auffassung aller Völker, welche das königliche Tier kennen lernten, von Grund des Herzens beizustimmen. Der Löwe ist der König der Raubtiere, ist der Herrscher im ganzen Reiche der Säugetiere.

Die Löwen sind leicht von sämtlichen übrigen Katzenarten zu unterscheiden. Ihre Hauptkennzeichen liegen in dem stark gebauten, kräftigen Leibe mit der kurzen, glatt anliegenden, einfarbigen Behaarung, in dem breiten kleinäugigen Gesicht, in dem Herrschermantel, welcher sich um ihre Schultern schlägt, und in der Quaste, welche ihre Schwanzspitze ziert. Im Vergleich zu den anderen Katzen ist der Rumpf der Löwen kurz, der Bauch eingezogen, und der ganze Körper erscheint deshalb sehr kräftig, nicht aber plump. An der Spitze des Schwanzes, in der Quaste verborgen, steckt ein horniger Nagel. Die Augen sind klein und haben runde Sterne, die Schnurrhaare sind in sechs bis acht Reihen geordnet. Vor allem ist es die Mähne, welche die männlichen Löwen auszeichnet und ihnen das stolze, königliche Ansehen verleiht. Diese Mähne bekleidet in vollster Ausbildung den Hals und die Vorderbrust. Seit den ältesten Zeiten ist der Löwe wegen seines Mutes, seiner Kühnheit und Kraft, wegen seiner Tapferkeit, seiner Stärke, seines Heldensinnes, seines Adels und seiner Großmut, seines Ernstes und seiner Ruhe bekannt geworden und hat den Namen „König der Tiere“ erhalten. Er ist in der That das stärkste, mutigste und berühmteste aller Raubtiere, die gewaltigste Katze unter allen. Unbezwingliche Kraft, Selbstvertrauen, kühler, sicherer Mut und Siegesgewißheit im Kampfe spiegelt sich in seinem Aussehen. Hochaufgerichtet ist der Rumpf, noch höher gehalten der Kopf, majestätisch ist sein Blick, würdevoll, achtunggebietend seine Haltung. Alles an ihm zeigt von Adel, jede Bewegung ist gemessen und würdig, Körper und Geist stehen im vollsten Einklange.

In früheren Zeiten waren die Löwen weit verbreiteter, als gegenwärtig, wo sie aus den stark bevölkerten Gegenden schon beinahe gänzlich verdrängt worden sind. Sie fanden sich noch zu den Römerzeiten nicht nur in ganz Afrika und dem südwestlichen Asien, sondern auch in Griechenland und Macedonien, wo sie bereits seit mehr als anderthalbtausend Jahren vollständig verdrängt worden sind. Der Löwe ist nirgends häufig, und dies ist auch leicht zu erklären. Denn er bedarf so viel Nahrung, daß sich eine große Anzahl von seinesgleichen in einer Gegend nicht lange würde ernähren können. Breite, waldige Thäler an Flüssen sind seine Lieblingsorte; auf Gebirgen scheint es ihm weniger zu behagen.

Seine Lebensweise ist eine rein nächtliche; denn nur gezwungen verläßt er am Tage sein Lager. Bei Tage begegnet man ihm äußerst selten, im Walde erst dann, wenn man ihn ordnungsmäßig aufsucht und durch Hunde von seinem Lager auftreiben läßt. Erst mit der Nacht zeigt er sich und kündet zunächst durch donnerartiges Brüllen sein Wachsein und den Beginn seiner Streifzüge an. In die Nähe der Dörfer kommt der Löwe nicht vor der dritten Nachtstunde. „Dreimal“, so sagen die Araber, „kündet er durch Brüllen seinen Aufbruch an und warnt hierdurch alle Tiere, ihm aus dem Wege zu gehen.“ Diese gute Meinung ruht leider auf schwachen Füßen. Ebenso oft, als ich

das Brüllen des Löwen vernahm, habe ich in Erfahrung gebracht, daß er lautlos zum Dorfe herangeschlichen war und irgend ein Stück Vieh weggenommen hatte.

Versetze dich im Geiste mit mir in eines der Steppendörfer Mittel-Afrikas oder in die Umzäunung eines Lagers der Nomaden, um eine jener Nächte kennen zu lernen, welche durch den Löwen gestört werden. Mit Sonnenuntergang hat der Nomade seine Herde in der Seriba eingehürdet. Es ist dies der sicherste Schutzwall, den er bilden kann, nämlich ein etwa drei Meter hoher und über ein Meter dicker, äußerst dichter Zaun, welcher aus den stachlichsten Aesten eines afrikanischen Strauches geflochten wird. Dunkel senkt sich die Nacht auf das geräuschvolle Lager herab. Die Schafe blöken nach ihren Jungen, die Rinder, welche bereits gemolken wurden, haben sich niedergelegt. Eine Schar wachsamer Hunde hält die Wacht. Mit einem Male bellt sie hell auf, im Nu ist sie versammelt und stürmt nach einer Richtung in die Nacht hinaus. Man hört den Lärm eines kurzen Kampfes, wütend bellende Laute und grimmig heiseres Gebrüll, sodann Siegesgebell — eine Hyäne umschlich das Lager, mußte aber vor den mutigen Wächtern der Herden nach kurzer Gegenwehr die Flucht ergreifen. Einem Leoparden würde es kaum besser ergangen sein. — Es wird stiller und ruhiger; der Lärm verstummt, der Frieden der Nacht senkt sich auf das Lager herab. Weib und Kind des Herdenbesitzers haben in einem Zelte die Ruhe gesucht und gefunden. Die Männer haben ihre letzten Geschäfte abgethan und wenden sich ebenfalls ihrem Lager zu. Es ist alles still und ruhig. Selbst die kläffenden Hunde sind verstummt, nicht aber auch lässig oder schlaff geworden in ihrem treuen Dienste.

Urplötzlich scheint die Erde zu dröhnen — in nächster Nähe brüllt ein Löwe! Ein wahrer Aufruhr und die größte Bestürzung zeigt sich in der Seriba. Die Schafe rennen wie unsinnig gegen die Dornhecken an, die Ziegen schreien laut, und die Rinder rotten sich mit lautem Angstgestöhn zu wirren Haufen zusammen. Das Kamel sucht, weil es gern entfliehen möchte, alle Fesseln zu sprengen, und die mutigen Hunde, welche Leoparden und Hyänen bekämpften, heulen laut und kläglich und flüchten sich jammernd in den Schutz ihres Herrn. Dieser ist selbst rat- und thatlos; an seiner eigenen Stärke verzweifelnd, zittert er in seinem Zelte und wagt es nicht, einem so furchtbaren Feinde gegenüberzutreten, weil er nur mit einer Lanze bewaffnet ist. So muß er es geschehen lassen, daß der Löwe näher und näher herankommt, daß die leuchtenden Augen zu dem Schrecken der Stimme noch einen neuen fügen.

Mit gewaltigem Satze überspringt das mächtige Raubtier die drei Meter hohe Dornenmauer, um sich ein Opfer auszuwählen. Ein einziger Schlag seiner furchtbaren Tatzen wirft ein zweijähriges Rind zu Boden. Das kräftige Gebiß zerbricht dem widerstandslosen Tiere die Wirbelknochen des Halses. Dumpfgrollend liegt der Räuber auf seiner Beute. Die großen Augen funkeln hell vor Siegeslust und Raubgier. Mit dem Schwanze peitscht er die Luft. Er läßt das verendende Tier auf Augenblicke los und faßt es mit seinem zermalmenden Gebiß von neuem, bis es sich endlich nicht mehr regt. Dann tritt er seinen Rückzug an. Er muß zurück über die hohe Umzäunung und will auch seine Beute nicht lassen. Seine ganze ungeheuere Kraft ist erforderlich, um mit dem Rind im Rachen den Rücksprung auszuführen. Aber er gelingt. Ich habe selbst einen drei Meter hohen Zaun gesehen, über welchen der Löwe mit einem zweijährigen Rind im Rachen hinweggesprungen war. Ich habe selbst den Eindruck noch wahrgenommen, welchen die schwere Last auf der Firste des Zaunes bewirkt

hatte. Und auf der anderen Seite hab' ich noch die Vertiefung im Sande bemerkt, welche das herabstürzende Rind zurückließ, bevor es der Löwe weiter schleppte. Mit Leichtigkeit trägt er eine solche Last seinem Lager zu, welches vielleicht eine halbe Meile entfernt ist. Man sieht die Furche, welche ein so geschlepptes Tier im Sande zog, oft mit der größten Deutlichkeit bis zum Platze, an welchem es zerrissen wurde.

Erst nach Abzug des Löwen atmet alles lebende in dem Lager freier auf; denn es schien geradezu durch die Furcht gebannt zu sein. Der Hirt ergibt sich gefaßt in sein Schicksal, denn er weiß, daß er in dem Löwen einen König erkennen muß, der ihn fast eben so arg brandschatzt, als der grausame Menschenkönig, unter welchem er steht.

Man begreift, daß alle Tiere, welche diesen fürchterlichen Räuber kennen, vor Entsetzen fast die Besinnung verlieren, sobald sie ihn nur brüllen hören. Dieses Gebrüll ist bezeichnend für das Tier selbst. Man könnte es einen Ausdruck seiner Kraft nennen. Es ist einzig in seiner Art und wird von keiner Stimme eines anderen lebenden Wesens übertroffen. Die Araber haben ein sehr bezeichnendes Wort dafür, nämlich „raad" d. h. donnern. Beschreiben läßt sich das Löwengebrüll nicht. Tief aus der Brust scheint es hervorzukommen, es scheint diese zersprengen zu wollen. In der Regel beginnt es mit drei oder vier langsam hervorgestoßenen Lauten, welche fast wie ein Stöhnen klingen. Dann folgen diese einzelnen Laute immer schneller und schneller. Gegen das Ende hin aber werden sie wieder langsamer, und dabei nehmen sie auch mehr und mehr an Stärke ab, so daß die letzten eigentlich mehr einem Geknurre gleichen. Sobald ein Löwe seine gewaltige Stimme erhebt, fallen alle übrigen, welche es hören, augenblicklich mit ein, und so kommt es, daß man im Urwalde zuweilen eine wirklich großartige Musik vernehmen kann.

Unbeschreiblich ist die Wirkung, welche des Königs Stimme unter seinen Unterthanen hervorruft. Die heulende Hyäne verstummt, wenn auch nur auf Augenblicke. Der Leopard hört auf zu grunzen. Die Affen beginnen laut zu gurgeln und steigen angsterfüllt zu den höchsten Zweigen empor. Die blökende Herde wird totenstill. Die Antilopen brechen in rasender Flucht durchs Gezweig. Das beladene Kamel zittert, gehorcht keinem Zurufe des Treibers mehr, wirft seine Lasten, seinen Reiter ab und sucht sein Heil in eiliger Flucht. Das Pferd bäumt sich, schnauft, bläst die Nüstern auf und stürzt rückwärts. Der nicht zur Jagd gewöhnte Hund sucht winselnd Schutz bei seinem Herrn.

Und selbst der Mann, in dessen Ohr zum erstenmal diese Stimme schlägt in der Nacht des Urwaldes, selbst er fragt sich, ob er auch Held genug sei dem gegenüber, welcher diesen Donner hervorruft. — Dasselbe Angstgefühl, welches das Löwengebrüll hervorruft, bemächtigt sich auch dann der Tiere, wenn sie den Löwen durch einen anderen Sinn wahrnehmen, schon wenn sie ihn nur wittern, ohne ihn zu sehen. Sie wissen alle, daß die Nähe des Löwen für sie Tod bedeutet.

Wo es der Löwe haben kann, siedelt er sich in der Nähe der Dörfer an und richtet seine Streifzüge einzig und allein nach diesen hin. Er ist ein unangenehmer Gast und läßt sich nicht so leicht vertreiben, zumal er auch viel Schlauheit bei seinen Ueberfällen zeigt. Der Mensch mit seinen Viehherden ist häufig genug fast der alleinige Ernährer des Löwen. Man hat berechnet, daß ein Löwe den umwohnenden Herdebesitzern jährlich etwa für 4500 Mark Vieh tötet.

Doch auch die Steppe und der Wald bieten ihm hinreichende Nahrung. Ganz anders, als bei Angriffen auf zahme Tiere benimmt sich der Löwe, wenn er es mit Wild zu thun hat. Er weiß, daß dieses ihn auf ziemliche Entfernung hin wittert und schnellfüßig genug ist, ihm zu entkommen. Deshalb lauert er auf die wildlebenden Tiere oder schleicht sich, oft in Gesellschaft mit andern seiner Art, äußerst vorsichtig unter dem Winde an sie heran. Namentlich die Wasserplätze in den Steppen Mittel- und Südafrikas sind ergiebige Jagdorte für ihn.

Wenn der heiße Tag vorüber ist, und die kühle Nacht sich allmählich herabsenkt, eilt die zierliche Antilope oder die mildäugige Giraffe, das gestreifte Zebra oder der gewaltige Büffel, um die lechzende Zunge zu erfrischen. Vorsichtig nahen sie sich alle der Quelle oder der Lache; denn sie wissen, daß gerade diejenigen Orte, welche ihnen die meiste Labung bieten sollen, für sie die gefährlichsten sind. Ohne Unterlaß witternd und lauschend, scharf in die dunkle Nacht äugend, schreitet das Leittier der Antilopenherde dahin. Keinen Schritt thut es, ohne sich zu versichern, daß alles still und ruhig sei. Die Antilopen sind meistens schlau genug, ebenfalls unter dem Winde an die Quelle zu gehen, und so bekommt das Leittier die Witterung oft noch zur rechten Zeit. Es stutzt, es lauscht, es äugt, es wittert — noch einen Augenblick — und plötzlich wirft es sich herum und jagt in eiliger Flucht dahin. Die anderen folgen; weitaus greifen die zierlichen Hufe der anmutigen Tiere. Ueber Busch und Grasbüschel setzen sie dahin und sind gerettet. So naht sich auch das kluge Zebra, so naht sich die Giraffe. Aber wehe ihnen, wenn sie diese Vorsicht versäumen! Wehe ihnen, wenn sie mit dem Winde zur umbuschten Lage schreiten. Wehe, wenn sie über der Begierde, die heiße, schlaffe Zunge zu kühlen, ihre Sicherheit auch nur einen Augenblick vergessen!

Gewöhnlich erliegt ein von dem Löwen erfaßtes Tier schon dem ersten Angriffe. Die gewaltige Last, welche plötzlich auf seine Schultern fällt, die Todesangst, welche es erfaßt, und die Wunden, welche es im nächsten Augenblicke erhält, verhindern es, noch weit zu laufen. Kraftlos und mutlos bricht es zusammen. Wenige Bisse genügen, die Halswirbelknochen zu zermalmen und den Nerv des Lebens abzuschneiden. Und der Löwe steht nun auf seiner Beute, mit dem stolzen Bewußtsein, daß niemand ihm dieselbe entreißen kann. Mißlingt aber der Sprung, so verfolgt der Löwe seinen Raub nicht, sondern kehrt fast wie beschämt nach seinem Hinterhalt zurück, Schritt für Schritt, als ob er die rechte Länge abmessen wolle, bei welcher ihm der Sprung gelungen wäre.

Den Menschen greift der Löwe nur äußerst selten an. Die hohe Gestalt des Mannes scheint ihm Ehrfurcht einzuflößen. In Mittel-Afrika, wo doch der Löwe in manchen Gegenden sehr häufig ist, sind nur wenig Fälle bekannt, daß ein Mensch von einem Löwen gefressen worden wäre. Dort fallen den Krokodilen, ja selbst den Hyänen, weit mehr Menschen zum Opfer, als dem Löwen. In Südafrika soll es anders sein; doch fügt man auch hinzu, daß die Kaffern daran hauptsächlich selbst schuld wären. Bei den beständigen Kriegen dieser Völkerschaften kommt es nämlich häufig vor, daß die erschlagenen Feinde mitten im Walde liegen bleiben, da, wo sie das tödliche Geschoß ereilte. Kommt nun der Löwe nachts an einen solchen Leichnam, so lange dieser noch frisch ist, so findet er es erklärlicher Weise sehr bequem an ihm seinen Hunger zu stillen. Hat er einmal Menschenfleisch gekostet, so erfährt er, daß dasselbe dem andern doch vorzuziehen sei; und nunmehr wird er ein „Mannesser“, wie die Kaffern ihn dann nennen. Diese versichern, daß solche menschenfressende

Löwen auch nicht selten mitten unter die Lagerfeuer stürzen und einen oder den andern der schlafenden Männer ohne weiteres mit sich nehmen.

Unter allen Umständen bleibt es mißlich, vor dem Löwen zu fliehen; denn er ist schnell genug. Man hat beobachtet, daß er verwegene Jäger fast eingeholt hätte, obgleich sie auf guten Jagdpferden saßen. Wer bei einem Zusammentreffen mit einem Löwen Herz genug hat, ruhig stehen zu bleiben, den greift er so leicht nicht an. Aber zu einem solchen Wagstück gehört ein besonnener Mannesmut, der eben nicht jedem gegeben ist.

Es ist sehr beachtenswert, daß der Löwe, wie vielfache Beobachtungen dargethan haben, Kinder nur selten angreift. Man kennt Beispiele, daß das furchtbare Raubtier ganz ruhig an die Häuser heran kam, ohne dort irgend jemandem etwas zuleide zu thun.

Die Löwin wirft ein bis sechs, gewöhnlich aber nur zwei bis drei Junge. Die Tiere kommen mit offenen Augen zur Welt und haben, wenn sie geboren werden, etwa die Größe einer halb erwachsenen Katze. Die Löwin zeigt für ihre Jungen die größte Zärtlichkeit, und man kann wohl kaum ein schöneres Schauspiel sich denken, als eine Löwenmutter mit ihren Kindern. Die kleinen, allerliebsten Tiere, spielen wie muntere Kätzchen mit einander, und die Mutter sieht mit viel Vergnügen diesen kindlichen Spielen zu. Man hat dies in der Gefangenschaft oft beobachtet, weil es gar nichts seltenes ist, daß eine Löwin hier Junge wirft.

In der Freiheit wird die Löwin, so lange ihre Jungen saugen, der ganzen Umgegend wahrhaft verderblich und ist dann sehr zu fürchten. Sie verläßt ihr Lager höchst selten, gewöhnlich bloß um zu trinken; denn der Löwe sorgt für Nahrung und wenn sie von den Jungen scheidet, tritt er für sie als Wächter ein.

2. Der Spitz.

Johann Margredter. (Gekürzt.)

An einem heitern Frühlingsmorgen einsam und in Gedanken an einer alten, vom Verkehr längst verlassenen Heerstraße entlang wandernd, traf ich einen von den Jahren zwar gebeugten, aber noch geistig frischen Mann die Egge leitend, ein kleines braunes Hündchen sprang ihm schweifwedelnd, fröhlich bellend voran, und in emsiger Thätigkeit oblag derselbe der Bestellung seines Feldes. Als ich ihn einlud, in kühlem Schatten sich und den Seinen etwas Ruhe zu gönnen, ließ er sich's ob meiner freundlichen Ansprache nicht wiederholt sagen und setzte sich, seinem Braunen die Weide gönnend, am Waldessaum zu mir an die Seite.

Meine naheliegende Vermutung über die einstige Beschäftigung des Alten wurde rasch zur Gewißheit. Ich hatte einen gewesenen Frachtfuhrmann vor mir, der mehr als dreißig Jahre lang jene Straße befahren und, mit einem guten Gedächtnisse begabt, sich noch der kleinsten Vorkommnisse zu erinnern vermochte.

Während wir nun über dies und jenes plauderten und ganz in traulichem Gespräch vertieft waren, kam das muntere Hündchen herbeigesprungen, schüttelte tüchtig eine im Maule haltende fette sogenannte Schermaus und warf selbe, nachdem sie ihr Leben beendet, verächtlich vor die Füße seines Gebieters, mit klugem Auge beobachtend, ob derselbe wohl auch mit seiner bescheidenen Arbeit zufrieden. „Das ist sein bestes, aber auch einziges Stückchen, was mein Nero leistet“, sprach der Mann, sichtlich erbaut, daß er es in Gegenwart eines Fremden ausführte; „so oft ich aber seinen Eifer und guten Willen betrachte, freut es mich und ich gedenke meines alten Spitz, der zehn Jahre lang mein redlich treuer Reisegefährte war und mir die größten Dienste leistete.“

Sonst noch viel des Schönen und Guten aus dem Verkehrs- und Geschäftsleben vergangener Tage wußte mir der liebe Alte zu erzählen. Aber die Sonne stand schon hoch am Himmel und die Mittagsglocke seines Gehöftes mahnte ihn zur baldigen Heimkehr. Er spannte seinen Braunen ab, mit biederem Händedruck schied ich von dem wackern Manne, der sich in rauher Schale ein teures Menschengut bis an den Spätabend seiner Tage bewahrt — ein gefühlvolles, dankbares Herz. Wir trennten uns, und ich gab ihm das Versprechen, mich in einer Mußestunde sowohl der alten, vereinsamten Heerstraße als seines Lieblingstieres, des Spitz, zu erinnern und beiden einige Zeilen ehrenden Andenkens zu widmen.

Der Spitz ist derjenige Glückliche von allen Hundearten, über dessen Herkunft und Wesen, die meisten der Männer, denen man ein sachverständiges Urteil zutrauen darf, einig sind. Es soll hier nicht die Sprache sein, von den verschiedenen Rassen, Doggen, Heiden, Dachsspitz u. s. w., sondern nur von dem südlich der Donau einst viel gepflegten und gerne gehaltenen Haus- oder Fuhrmannsspitz, auch Spitzpommer genannt. Klimatische Verhältnisse, Verwendungsweise, Kreuzungen aller Art haben leider Produkte geliefert, die infolge ihrer Größenmaße, Färbung und Behaarung selbst einen erfahrenen Hundekenner zu täuschen vermögen; die Hauptmerkmale aber, das aufrecht stehende Ohr, die breite jedoch hohe Stirn, gerollter nach links getragener Schweif, das jederzeit muntere, wache Wesen, welches sich in stetem Mißtrauen und Reizbarkeit zeigt, sind auch den Abkömmlingen geblieben.

Zur Zeit, als das Frachtfuhrwerk noch in schönster Blüte stand, als die Straßen von schweren, mit Kisten, Fässern und Ballen hoch und breit beladenen, grau oder weiß beplanten Wagen belebt und zerfahren wurden, deren riesige, oft wertvolle Last von 4 bis 8 kräftigen Pferden in vollem Staate, angethan mit Sattel, blank geputztem Messingzeug und hohen Kumten, an deren Seiten rotwollene, mit Wahrzeichen des Handels schwarz bedruckte Tuchlappen oder Dachsfelle hingen, mühselig dahergeschleppt wurde, als derartiger Güterverkehr in Blüte stand, da war die Glanzperiode unseres Spitzers. Sah man ein derartiges Gefährte kettenklirrend und ächzend unter dem Druck seiner Lasten auf der staubigen Heerstraße sich dahin wälzen, so konnte man sicher sein, eines Spitzers feine Stimme zu hören, die im Zorne oftmals überschnappte und heiser zu werden schien. Trotz alles Rasselns, das der Kauffahrteiführer entwickelte, hatte der feinhörige Spitz in seiner Schoßkelle neben dem schlafenden blaublusigen Fuhrknecht oder in seinem unter dem Wagen hängenden Schiffe, gebettet in Heuvorrat, hervorlugend unter allerlei Ketten, Schleifzeugen, Winden und Hemmschuhen die nahenden Tritte des Fremdlings erkannt und seinem Herrn rechtzeitig die lebhafteste Meldung gemacht. Mit einer Wachsamkeit begabt, wie sie bei keiner anderen Rasse in solchem Maße zu finden ist, war er für das Leben und Treiben, wie es die einstigen Verkehrsverhältnisse mit sich brachten, gleichsam geschaffen und bildete mit Knecht und Pferd den Dritten im Bunde. War der Fuhrmann munter, schlummerte Meister Spitz — schlief der Fuhrmann, ermattet von des Tages Mühen und Sonnenglut, dann befand sich Spitz auf seinem Posten, in seinem Elemente. Entweder saß er lauschend neben seinem Herrn oder er lief unter der Plane, geschickt über Kisten und Säcke wegspringend, hinter und vor, oder er trollte vor den Pferden vor, sie durch Gebell und Anspringen zum rascheren Tempo ermahnend. Mit außerordentlichem Ueberblick, mit Ruhe und Sicherheit leitete er den Zug, sein Gespann war in besten Händen, Meister Spitz führte, schützte und wachte. Kam ein

gastliches Wirtshaus, so hätte man glauben können, Spitz würde endlich ermattet, alle Viere strecken und sich in behaglichem Schlafe kurzer Rast hingeben; doch nein — während in der verräucherten Zechstube der Knecht auf der Ofenbank sein Butter- oder Käsebrot verzehrte und sich bei einer Maß guten Bieres labte, lagerte der brave Spitz als unbestechlicher Wächter unterm Wagen, alles mit scharfem Blick musternd, was sich ihm näherte. Weder Leckerbissen, noch der Scherz der Wirts- oder Dorfhunde, konnten ihn von seinem Posten verlocken. Und was war der Lohn für seine Gewissenhaftigkeit? Ein Stück Schwarzbrot, eine Käsrinde, höchstenfalls ein Wurstzipfel, das bildete die Anerkennung, die er schweifwedelnd, dankbar die Hand leckend, von seinem oft mürrischen Herrn empfing. Bescheiden und anspruchslos verging sein Leben, deshalb war aber auch gerade er geeignet, Strapazen zu ertragen und dem Wetter zu trotzen, wie wenige; stramme Haltung, kerniger und muskulöser Bau machten ihn mit all den andern guten Eigenschaften zu einem beliebten Burschen.

Der echte Spitzer — den man sich in der oberbayerischen Gegend wohl bloß noch im Gedächtnisse vorstellen oder den man etwa in einem Bilde sehen mag, obwohl viele ihre Köterbastarde für reinste Ware halten, ohne auch nur die mindesten Merkmale einer Rasse bezeichnen zu können — hatte eine Rückenhöhe oder richtiger maß im Winkel am Widerrist 45—66 cm, zeigte eine auffallend breite Brust und kurzen gedrungenen Bau, daß es eigentümlich erschien, diesen massigen Körper auf so zierliche, aber nervige Füßchen gestellt zu sehen. Sein außerordentlich mit Unterwolle gemischtes, am Vorderkörper spannenlanges, etwas borstig wegstehendes Haar fiel nach hinten ab, ließ das Hinterteil fast geschoren erscheinen und brachte damit den reich behaarten, nach links übergeringelten Federschweif zur passenden Geltung. Meistenteils war die Farbe in reiner Züchtung tiefschwarz, weiß, auch blaßgelb; erschien der Spitz von ersterer, so hatte sein Aussehen etwas martialisches, voll Stolz und herausfordernder Keckheit. So gewöhnlich derselbe früher als zuverlässiger Wächter und Begleiter bei Pferd und Wagen gesehen wurde, so beliebt und verbreitet war er gleichfalls als Hüter für Haus und Hof, Hab' und Gut. Ließ er sich in der Jugend auch zu manchem tollen Streiche herbei, so machte er damit einfach keine Ausnahme von anderen Hunden seines Alters. Nachdem ihm jedoch durch einige fühlbare Lektionen zur rechten Zeit die Begriffe von Recht und Unrecht nachdrücklich beigebracht waren, wich er schwer, natürlich bei verständiger Führung, von dem vorgezeichneten Pfade der Tugend wieder ab. Er entwickelte sich ohne künstliche Dressur mit zunehmendem Alter zu einem aufrichtigen, opferwilligen Hausgenossen, wie er verlässiger, wachsamer über bewegliches und unbewegliches Besitztum, liebreicher und entgegenkommender gegen die hergehörige Kinderschar, feindseliger und gefährlicher wider alles Fremde oder gegen Eindringlinge nicht gewünscht werden konnte. Und all' diese Tugenden waren ihm angeboren, vererbt — nicht anerzogen. Freiwillig und ohne Rücksicht darauf, ob er belobt wurde, ob sein Eifer erkannt oder unerkannt blieb, unaufgefordert und unverdrossen, bei gutem oder schlechtem Wetter, ob Tag oder Nacht, verrichtete er seine dienstherrlichen Pflichten.

Die alte Zeit ist freilich vergangen, vieles bildete sich neu und dies hat auch das Geschlecht des edlen Spitzers erfahren. Von anderen nunmehr beliebten Hunden in den Hintergrund gedrängt, sieht man jetzt selten noch einen echten Spitz; in einzelnen Gegenden Norddeutschlands, wo überhaupt die Züchtung edler Rassenhunde sehr gefördert wird, was sich von Bayern nicht behaupten läßt, findet man noch einzelne Exemplare gerne bei Mühlbesitzern, ausnahms-

weise auch noch bei größeren Gutsbesitzern in Süddeutschland, seine Zeit aber ist vorüber. Bei Pferd und Wagen sind die an Ohr und Schweif verstümmelten Pinscher in Aufnahme gekommen, in Haus und Hof haben dänische Doggen, Bernhardiner und Neufundländer Platz gefunden. Nicht ohne Einfluß auf sein Bestehen und seine Fortpflanzung ist geblieben, daß sich derselbe der heutzutage so sehr gebräuchlichen Dressur mannigfacher Art nicht unterwarf, obwohl seine sonst gute Befähigung leichte Bildungsfähigkeit vermuten ließ; gewisser Stolz und angeborenes Ehrgefühl erlaubten ihm nicht, den Speichellecker, Spaßmacher und Salonhund zu spielen; dazu war seine Außenseite zu rauh, sein Eigenwesen zu selbständig. Mit einem Worte, Freund Spitz erscheint als ein kreuzbraver Kerl, ein Erbstück aus alter Zeit, das stets zu ehren war. Blickt man nun zurück auf seine Leistungen, sein Leben und Wirken, so steht fest, daß der Mensch in ihm einen Freund und Gehilfen von der Mutter Natur empfing, bei dem Treue kein leerer Wahn; felsenfest mochte sein Herr auf ihn bauen, der an Liebe und Anhänglichkeit, Selbstlosigkeit und Aufmerksamkeit manchen Menschen als Vorbild dienen könnte. Und doch wird im allgemeinen dieses Geschöpf der Erde noch so viel verachtet, mißhandelt und mit unverdienter Geringschätzung verkannt!

In der alten, sowie in der neuen Welt, fast bei allen Völkern gilt „Hund“ für ein Schimpfwort. Warum? Weil er die Hand leckt — die ihn schlägt? Weil Arme ihren Schützer, Blinde ihren Führer, Krüppel ihren Ernährer, Vermißte, Unglückliche ihren Lebensretter daran gefunden? Oder vielleicht weil der Mensch, wenn er Stellung, Ehre und Vermögen eingebüßt — oder wenn alle, die ihn dereinst in glücklichen Tagen umschwärmten, selbst Freunde ihm aus dem Wege gehen und ihn verachten, weil da noch dies edle Tier ermunternd zu ihm aufblickt, seinen bitteren Schmerz trauriger Erfahrungen liebevoll zu mildern sucht und auf seinem Grabe trauert, ohne etwas geerbt zu haben? Wahrlich da könnte manch' armer Vierfüßler gefühllose, hohnlachende Menschen erröten machen und sagen: „Ich bin besser — als mein Ruf.“

3. Der Fuchs.

Hermann Masius.

Der Abend haucht aus Halm und Blatt. Die Bäume heben ihre Wipfel regungslos in die Stille, nur die Vogelkehlen sind noch laut. Die Drossel lockt mit hellem Ton, die Meise schlüpft, ihr Liedchen schrillend, von Busch zu Busch, der Waldschreiner Specht hackt und hämmert am Eichenstock. — Reineke ist am Rande der Waldwiese angekommen. Er lauscht. Die Blumen neigen ihre Kelche, da und dort sumt noch eine Biene, oder ein schwerer, gepanzerter Käfer schweift behaglich brummend in geschwungenem Bogen dahin.

Jetzt knackt es in den Zweigen. Der Fuchs spitzt das Ohr, — ein Pfeifen läßt sich hören. Da tritt das Reh heraus, das Haupt keck emporgerichtet, die Augen nach allen Seiten rollend. Wieder pfeift es, und in schlankem Sprunge ist das Kälbchen der Alten zur Seite. In den drolligsten, anmutigsten Sätzen tändelt es um die Mutter, ein Blatt, ein Kraut wie im Fluge abstreifend und dann sich niederwerfend, zu saugen. Die Mutter leckt ihm kosend den Nacken. Plötzlich hebt die Ricke den Kopf. Ihre Augen funkeln, ein Zittern fliegt über die Flanken, sie macht ein paar Sprünge und stampft zornig mit den Läufen. Es ist klar, — sie hat den Räuber gewittert. Der hat sich leisen Fußes herangestohlen, sacht, sacht, das Kitzlein unverrückt im Auge. Es gilt einen kühnen Griff. Wenn ihm nur die Alte nicht so eben den Weg verrannt hätte! Aber Reineke läßt sich nicht beirren; er thut, als sei er in tiefen Gedanken. Träumerisch

sinnend starrt er ins Blaue. Keine Miene verrät, daß er der Beute ansichtig geworden ist. Er verschwindet, um im weiten Bogen den Angriff von einer anderen Seite zu versuchen. Allein die wachsame Alte drängt sich dicht an das Junge, denn sie kennt des Laurers Arglist. Dort streift er vorbei. Die Ricke pfeift wieder, und der Fuchs schaut auf, als schrecke er plötzlich zusammen. Doch er ist inzwischen dem Ziele seiner Wünsche nah und näher gekommen. Der Augenblick ist günstig und Verstellung nicht mehr nötig. Reineke duckt sich nieder; wie eine Katze schmiegt er sich an den Boden; die Lunte zuckt, die Augen starren gierig auf das bebende Tier, er weist die mörderischen Reißer, hebt leise Fuß und Kopf zu Sprung und Biß, — ein Augenblick noch — ein Satz, und — da stürzt sich die Mutter schnaubend auf den Räuber los, mit den Füßen ihn zerstampfend. Das Kälbchen ist gerettet. Reineke kehrt hinkend und zorngrimmig heim. Rache schwört er dem Flüchtling, und es steht zu fürchten, daß er doch einmal seinen Schwur zu lösen wissen werde.

Tritt die Sonne in das Sternbild des Löwen, dann blüht dem Fuchse die goldene Zeit. Die Aehren hangen schwer und gelb, ein unabsehlicher Fruchtwald. Dahinein zieht's den Fuchs. Dort lagern Hase und Kaninchen, Rebhuhn, Wachtel und Lerche, kleine Leutchen ohne Wehr und Waffen. Ach, es wird ihnen übel ergehen! Umsonst sind ihre kleinen Künste, der Verschlagene mordet bei Tag und Nacht, und seine Brut wird dreist und feist. Wenn er sich gütlich gethan hat, so winkt ihm auf sonniger Heide das Bienenhaus. Er springt hinan, schleckt die würzigen Tropfen, und ob ihn das ganze Immenheer umschwärme, — er lacht ihres Stachels, lädt sie sich auf den Pelz, wälzt sich am Boden, zerdrückt sie, frißt sie, und am Ende müssen die fleißigen Schaffnerinnen ihm die süße Labe überlassen samt Haus und Hof. Oder er schleicht zum Garten, wo aus dem Laube rotwangige Birnen und schwarze Kirschen locken, versucht im Weinberge die Traube, oder er lauert am Bache, mit dem Fischreiher halbpart zu machen.

Kommen im Herbst die kühlen Morgennebel über den Wald und mit ihnen die Züge der wandernden Luftsegler, dann geht's wieder zum Holze. Der Jäger stellt den Dohnenstrich; in künstlichen Sprenkeln legt er das Rot der Ebreschbeere aus, mancher Drossel zum frühen Tode. Reineke kennt das. Ehe noch der Jäger wacht, ist er auf dem Anstand. Er wartet unverdrossen, bis die Stimmen der müde und hungrig herabfallenden Vögel an sein Ohr schlagen. Hier und dort schwirrt ein lüsternes Paar um die Schlinden; eine Drossel, eine schwarzglänzende Amsel stürzt hinein, sie schreit auf, schlägt mit den Flügeln, und im Augenblicke, flinken Sprunges, ist Reineke zur Stelle. Er schwingt sich hinan, denn der Sprenkel steht hoch, — aber eines Fingers Breite fehlt, daß er sie erreiche. Der Vogel, der sich mit dem Fuße gefangen hat, flattert erschreckt in die Höhe, den Klauen des Mörders zu entgehen. Der Fuchs knirscht, springt wieder und wieder, immer hitziger, immer begieriger, die Nüstern ziehen sich krampfend zusammen, der Schweif peitscht die Luft; aber es ist vergebens, bis er, da endlich dem gefesselten Tiere die Kraft versagt, sich zu einem gewaltigen Satze zusammenrafft und sein Opfer mit einem triumphierenden Schrei ergreift.

Aber die goldenen Tage sind bald vorüber. Die Felder stehen kahl, der Wald entlaubt, auch die letzten Wandervögel sind davongezogen, über die Oede brausen rauhe Stürme. Der Fuchs liegt in seiner Zelle, denn es gibt wenig zu jagen, und die gesammelten Vorräte schützen ihn zunächst noch vor Mangel. Es ist eine traurige, langweilige Zeit. Nun entwirft er Pläne für den Winterfeldzug, macht Sprungübungen und horcht wachsam den Schüssen der Jagd, welche dumpf warnend in sein Lager hinunterdröhnen. Inzwischen drängt der

Winter immer ungestümer heran. Bald liegt alles erstarrt unter der weißen Decke. Seen und Bäche gefrieren tief hinab; die Bäume krachen, vom Frost zerspalten; das Wild ächzt hungrig in den dichtesten Gründen, und Rabe, Krähe und Sperling haben längst die Straßen der Städte und Dörfer gesucht. Reineke darf das nicht. „Wenn ich ein Vöglein wär'!" seufzt er und streicht lungernd hinter einem Bauerngehöft umher. Aber es läßt sich keine Feder spüren. Die Not treibt ihn dem Walde zu, er ergeht sich in den düstersten Gedanken. Mit einem Male hebt er die Nase. Ein lieblicher Duft weht ihm entgegen. Ha, was ist das? — Sieh da — mitten in der hungrigen Wildnis ein gebratenes Stück von Kater Hinzes Lende. Wie appetitlich! Ohne Zögern ist es verschlungen. Reineke fühlt seine Lebensgeister neu erregt, und, wie von unsichtbaren Banden gezogen, trabt er fürbaß. Und wahrlich, — da liegt ein zweites Stück! Es ist kein Trugbild, es ist derselbe Duft, dasselbe Fleisch und Bein. Reineke steht still, Ueberraschung und Argwohn in den Zügen. Wer war, wer ist der unbekannte Spender? Er umschleicht auf scheuen Sohlen die Stelle, steht wieder still, legt sich, horcht, wirft die Augen spähend umher, springt wieder auf, um wieder niederzukauern. Nirgends ein Laut, nur die alten Föhren knarren. Er betrachtet den Bissen noch einmal: „Wär' es eine Falle? Die Menschenkinder sind voll Args! — Aber nein — hinweg mit solchen Gespenstern!" und im Nu ist auch der zweite Brocken hinab.

O Reineke! Reineke! Du bist verloren; denn dort liegt noch ein dritter Bissen. In vollen Zügen schlürft der Hungergepeinigte den berauschenden Duft. Doch der innere Warner erhebt seine Stimme noch einmal. Und wieder umkreist der Fuchs das Mahl, wieder duckt er sich, legt das Gehör vorwärts, rückwärts, spitzt es, „sichert" allenthalben. Und wieder ist alles stumm, nur die Föhren knarren noch immer verdrossen. Noch zögert der Mißtrauische; aber je länger er hinschaut auf das verhängnisvolle Gericht, desto wirrer werden seine Gedanken, desto wirrer sein Blick. Es flimmert ihm vor den Augen, der Duft betäubt ihn, er kann nicht los, er muß, und gält' es sein Leben, — er muß hinzu. In einem wilden Satze springt er darauf los, da — krach — schlägt das Eisen die zerschmetternden Zähne zusammen!

So war der Schlaue doch nicht schlau genug! Er heult vor Wut; aber es ist nicht Zeit zu ohnmächtiger Klage, denn Gefahr droht im Verzuge. Es gilt eine kühne That. Er beißt seinen Fuß ab und jagt davon, leicht und frei, „als hätt' er eben nur den Stiefel ausgezogen". Einmal gefangen, denkt er, und nimmer wieder! Die Niederlage muß ihn neue Künste und neue Siege lehren.

4. Der Maulwurf.

Peter Hebel.

Unter allen Tieren, die ihre Jungen säugen, ist der Maulwurf das einzige, das seiner Nahrung allein in dunkeln Gängen unter der Erde nachgeht.

Und an dem einen ist's zu viel, wird mancher sagen, der an seine Felder und Wiesen denkt, wie sie mit Maulwurfshügeln bedeckt sind, wie der Boden zerwühlt und durchlöchert wird, wie die Gewächse oben absterben, wenn das heimtückische Tier unten an den Wurzeln weidet.

Nun so wollen wir denn Gericht halten über den Missethäter.

Wahr ist es und nicht zu leugnen, daß er durch seine unterirdischen Gänge hin und wieder den Boden durchwühlt und ihm etwas von seiner Festigkeit raubt.

Wahr ist es ferner, daß durch die herausgestoßenen Grundhaufen viel fruchtbares Land bedeckt und die darunter liegenden Keime im Wachstum gehindert, ja erstickt werden können. Dafür ist jedoch in einer fleißigen Hand der Rechen gut.

Aber wer hat's gesehen, daß der Maulwurf die Wurzeln abfrißt? Wer kann's behaupten?

Nun, man sagt so: Wo die Wurzeln abgenagt sind, und die Pflanzen sterben, wird man auch Maulwürfe finden, und wo keine Maulwürfe sind, geschieht das auch nicht. Folglich thut's der Maulwurf. — Der das sagt, ist vermutlich der nämliche, der einmal so behauptet hat: Wenn im Frühlinge die Frösche zeitig quaken, so schlägt auch das Laub bei Zeiten aus. Wenn aber die Frösche lange nicht quaken wollen, so will auch das Laub nicht kommen. Folglich quaken die Frösche das Laub heraus. — Seht doch, wie man sich irren kann!

Aber da kommt ein Advokat des Maulwurfs, ein erfahrener Landwirt und Naturbeobachter, der sagt so:

„Nicht der Maulwurf frißt die Wurzeln ab, sondern die Quadten oder die Engerlinge, die unter der Erde sind, aus welchen hernach die Maikäfer und anderes Ungeziefer kommen. Der Maulwurf aber frißt die Quadten und reinigt den Boden von diesen Feinden."

Jetzt wird es also begreiflich, daß der Maulwurf immer da ist, wo das Gras und die Pflanzen krank sind und absterben, weil die Quadten da sind, denen er nachgeht, und die er verfolgt. Und dann muß er's gethan haben, was diese anstellen, und bekommt für eine Wohlthat, die er euch erweisen will, des Henkers Dank.

„Das hat wieder einer in der Stube erfunden oder aus Büchern gelernt", werdet ihr sagen, „der noch keinen Maulwurf gesehen hat."

Halt, guter Freund, der das sagt, kennt den Maulwurf besser als ihr alle und eure besten Schermäuser, wie ihr sogleich sehen werdet. Denn ihr könnt zweierlei Proben anstellen, ob er die Wahrheit sagt.

Erstlich, wenn ihr dem Maulwurf in den Mund schaut. Denn alle Säugetiere, welche die Natur zum Nagen am Pflanzenwerk bestellt hat, haben in jeder Kinnlade, oben und unten, nur zwei einzige, und zwar scharfe Vorderzähne und gar keine Eckzähne, sondern eine Lücke bis zu den Stockzähnen. Alle Raubtiere aber, welche andere Tiere fangen und fressen, haben sechs und mehr spitzige Vorderzähne, dann Eckzähne auf beiden Seiten und hinter diesen zahlreiche Stockzähne. Wenn ihr nun das Gebiß eines Maulwurfs betrachtet, so werdet ihr finden: Er hat in der oberen Kinnlade sechs und in der unteren acht spitzige Vorderzähne und hinter denselben Eckzähne auf allen vier Seiten, und daraus folgt: Er ist kein Tier, das an Pflanzen nagt, sondern ein kleines Raubtier, das andere Tiere frißt.

Zweitens, wenn ihr einem getöteten Maulwurf den Bauch aufschneidet und in den Magen schaut. Denn was er frißt, muß er im Magen haben, und was er im Magen hat, muß er gefressen haben. Nun werdet ihr, wenn ihr die Probe machen wollt, nie Wurzelfasern oder etwas Aehnliches in dem Magen des Maulwurfs finden, aber immer die Häute von Engerlingen, Regenwürmern und anderem Ungeziefer, das unter der Erde lebt.

Wie sieht's jetzt aus?

Wenn ihr also den Maulwurf recht fleißig verfolgt und mit Stumpf und Stiel vertilgen wollt, so thut ihr euch selbst den größten Schaden und den

Engerlingen den größten Gefallen. Da können sie alsdann ohne Gefahr eure Wiesen und Felder verwüsten, wachsen und gedeihen, und im Frühjahr kommt alsdann der Maikäfer, frißt euch die Bäume kahl wie Besenreis und bringt euch zur Vergeltung auch des Kuckucks Dank und Lohn.

So sieht's aus.

5. Das Kamel.

Das Kamel ist unzweifelhaft das nützlichste aller Haustiere in Afrika, aber es ist das unliebenswürdigste, dümmste, störrischste Geschöpf, welches man sich denken kann. Seinen ganzen Ruhm dankt es seiner leiblichen Befähigung, die geistigen Eigenschaften hat noch nicht einmal ein Araber gerühmt, obgleich hunderte seines Volkes ohne dieses Tier nicht leben könnten. Das einhöckerige Kamel oder das Dromedar ist ein gewaltiger Wiederkäuer, welcher im Durchschnitt 1,5 bis 2,5 Meter Höhe und von der Schnauzenspitze bis zum Schwanzende 2,2 bis 2,8 Meter Länge erreicht und dabei bis sechs oder acht Zentner schwer wird. Während die Kamele der Wüste und Steppe schlanke, hochgewachsene, langbeinige Geschöpfe sind, zeigen sich die der fruchtbaren Länder, namentlich die in Nord-Afrika einheimischen als plumpe, schwere Tiere. Die ersteren sind die vorzüglichsten Reittiere, die letzteren die kräftigsten Lastträger. Der Leib des Kamels ist bauchig, in den Weichen sehr eingezogen und in der Mitte des Rückens mit einem Fetthöcker verunziert. Dieser Höcker steht aufrecht, wechselt aber im Laufe des Jahres bedeutend in seiner Grösse. Je reichlichere Nahrung das Kamel hat, um so grösser wird sein Höcker; je dürftiger ihm die Kost zugemessen wird, um so mehr fällt er zusammen. Die Beine sind lang, aber plump gebaut und namentlich durch die verhältnismässig schwachen Schenkel und durch die breiten, schwieligen Hufe ausgezeichnet. Der Hals ist sehr lang, wird aber fast nie aufrecht, sondern in einem flachen Bogen wagrecht getragen; an ihm sitzt der kleine hässliche Kopf. Die Ohren sind sehr klein, aber beweglich, sie stehen weit hinten am Schädel. Am Hinterhaupt befinden sich eigentümliche Absonderungsdrüsen, welche unmittelbar auf der Hautoberfläche münden und beständig eine widerwärtig riechende, schwarze Flüssigkeit ausströmen lassen. Das Haar ist weich, wollig und auf dem Scheitel, im Nacken, unter der Kehle, an den Schultern und auf dem Höcker gegen das übrige auffallend verlängert. Ganz eigentümlich sind noch die Schwielen, welche sich auf der Brust, an Knieen und Fersengelenk finden und mit dem Alter an Grösse und Härte zunehmen. Die Färbung des Kamels ist eine sehr unbeständige. Am häufigsten findet man allerdings lichtsandfarbige, aber es gibt auch graue, braune und ganz schwarze Kamele.

Gegenwärtig findet man das Dromedar bloss in der Gefangenschaft und zwar fällt sein Verbreitungskreis fast mit dem Wohnkreise des arabischen Volksstammes zusammen. Ganz wilde oder verwilderte Kamele finden sich nirgends mehr, weder in Afrika noch in Asien. Im ganzen Norden und Osten Afrikas wird das Kamel gegenwärtig in ungeheurer Anzahl gezüchtet. Manche Araberstämme besitzen tausende und hunderttausende. Die Zahl der Kamele, welche jährlich an den Wüstenstrassen zu Grunde gehen, ist nicht zu berechnen; denn in der nubischen Wüste findet man auf viele Meilen hin ein Kamelgerippe so dicht an dem andern, dass die Strasse durch die weissgebleichten Knochen bezeichnet wird.

Das Kamel nimmt seine Nahrung einzig und allein aus dem Pflanzenreiche und ist mit dem schlechtesten Futter zufrieden. Wenn es die dürrsten, trockensten Wüstenpflanzen und halbverdorrte Aeste hat, kann es wochenlang aushalten. Unter Umständen ist ihm ein alter Korb oder

eine Matte ein willkommenes Gericht. Wahrhaft wunderbar ist es, dass selbst die ärgsten Dornen und Stacheln das harte Maul des Kamels nicht verwunden.

Bei saftiger Pflanzennahrung kann das Kamel wochenlang das Wasser entbehren, falls es nicht beladen und besonders angestrengt wird und sich nach Belieben seine Pflanze aussuchen kann. Anders verhält sich die Sache während der Zeit der Dürre. Man hat zwar vielfach behauptet, dass Kamele auch dann noch vierzehn bis zwanzig Tage Wasser entbehren könnten, allein solche Erzählungen sind Fabeln, ebenso wie die Angabe, dass die Reisenden in der Wüste im allerletzten Notfall in dem Magen ihres Kamels noch Wasservorräte finden könnten. Es ist ganz unmöglich, Wasser zu trinken, welches tagelang mit den im Magen aufgehäuften Nahrungsstoffen und dem Magensaft vermengt war. Das ganze Kamel hat einen widerwärtigen Geruch, solcher Magenbrei aber muss selbst einem Halbverdursteten unüberwindlichen Ekel erregen. Der Gestank eines frisch aufgebrochenen Kamelmagens ist geradezu unerträglich.

Wenn man ein ruhig stehendes Kamel ansieht, wird man sich schwerlich denken, dass dieses Tier an Schnelligkeit fast mit einem Pferde wetteifern kann. Und doch ist dies der Fall. Die in der Wüste und Steppe gebornen Kamele sind vortreffliche Läufer und im stande, ohne Unterbrechung Entfernungen zurückzulegen, wie kein anderes Haustier. Alle Kamele haben einen scheinbar sehr schwerfälligen Gang, bringt man aber einen Läufer wirklich in Trab, so erscheint das schwere Geschöpf leicht und schön und man legt auf ihm in kurzer Zeit unglaublich grosse Entfernungen zurück. Es ist vorgekommen, dass ausgezeichnete Tiere in zwölf Stunden fünfundzwanzig deutsche Meilen zurückgelegt haben. Einen solchen Ritt hält kein Pferd aus, es mag so gut sein, wie es will. Im Anfang übertrifft die Schnelligkeit eines trabenden Pferdes die des Kamels, sehr bald aber bleibt es weit zurück, und das Kamel trabt nach wie vor seinen Gang fort. In Gebirgsgegenden ist das Kamel nur in beschränktem Masse zu gebrauchen, weil ihm das Klettern sehr beschwerlich fällt. Noch ungeschickter benimmt sich das Tier im Wasser, denn es kann nicht schwimmen, muss aber gleichwohl schwimmend über die Flüsse setzen oder wird vielmehr mit Hilfe eines Stricks, mit dem es über Wasser gehalten wird, und der an einem Boote befestigt ist, durch den Strom gezogen. Wenn es am anderen Ufer ankommt, rennt es gewöhnlich wie rasend davon, und erst nachdem es sich sicher überzeugt hat, dass es wieder festen Grund unter den Füssen hat, erhält es nach und nach seine Ruhe wieder.

Der Verstand des Kamels ist ungemein gering. Es zeigt ungereizt bloss Gleichgültigkeit gegen alles mit Ausnahme des Futters und seines Jungen. Gereizt wird es, sobald es sich anstrengen und arbeiten soll; hilft ihm seine Wut nichts, dann fügt es sich mit derselben Gleichgültigkeit in die Arbeit, wie in alles übrige. Im Augenblicke seiner Wut ist es aber äusserst boshaft und wirklich gefährlich. Wahrhaft abscheulich ist seine grenzenlose Feigheit. Doch die hässlichste Untugend des Kamels ist unzweifelhaft seine Störrigkeit. Der Anfänger im Kamelreiten hat mit dem Aufsteigen und dem Sicherhalten im Sattel genug zu thun; sowie das Tier störrig wird, ist es zu Ende mit allem Reiten. Er ziehe den Zaum an, so viel er will, er reisse den Kopf zurück, dass die Schnauze senkrecht nach oben steht, das Kamel wird um so toller davon stampfen. Die auf dem Sattel liegenden und an ihm hängenden Tèppiche, Trinkschläuche, Waffen werden herabgeschleudert und der Reiter folgt seinen Gerätschaften zuletzt sicher nach. Jetzt macht es schleunig einen Versuch der Zwingherrschaft zu entrinnen und stürmt auf gut Glück in

die Wüste hinaus. Doch die Kameltreiber sind auf alle diese Fälle vorbereitet; sie ereilen den Flüchtling, sind mit einem Satz im Sattel, suchen die abgeschüttelten Gegenstände wieder zusammen, lassen das Kamel sich niederlegen, prügeln es tüchtig ab und beladen es ruhig von neuem, als wäre nichts geschehen.

Um den Gang des Kamels zu beschleunigen, schnalzt der Kamelreiter in eigentümlicher Weise mit der Zunge, und diese Aufmunterung genügt ihm vollständig. Bei manchen Karawanen tragen die Tiere Schellen oder Glöckchen und scheinen sich besonders an deren Klange zu erfreuen. Auch Gesang ermuntert sie.

Das Fleisch des Kamels ist hart und zäh. Das Blut wird nicht benutzt. Aus dem Fell macht man allerlei Gerätschaften, obwohl das Leder des Tieres nicht absonderlich haltbar ist. Die fettige Milch findet wenig Verwendung, da ihr Genuss den meisten widersteht. Dagegen wird der Dünger des Kamels in der Sonne getrocknet und dann als Brennstoff verwandt.

So nützt das Kamel in vielfacher Hinsicht, und gerade dieser Nutzen, diese Unentbehrlichkeit erwirbt dem hässlichen Tiere zwar nicht die Liebe, aber doch die Anerkennung des Menschen.

6. Der Strauß.

Karl Vogel.

Der Strauß findet sich fast in ganz Afrika, auf den benachbarten Inseln und den angrenzenden Teilen von Asien, doch nicht über den Ganges hinaus. Sein beständiger Aufenthalt sind die ödesten und dürresten Gegenden an den Grenzen der Wüsten und die weiten Sandebenen. Gebirge besteigt er nur selten und nur vom Hunger getrieben. Gewöhnlich und besonders in der Brütezeit leben die Strauße zu vier und fünf beisammen, nämlich ein Hahn und die übrigen Hennen. Diese Hennen legen ihre Eier gemeinschaftlich in dasselbe Nest, das aus nichts weiter besteht als aus einer runden Vertiefung in dem etwas aufgelockerten Thonboden, die so groß ist, daß sie dieselbe beim Brüten eben bedecken können. Rund umher scharren sie mit den Füßen eine Art von Wall, gegen welchen sich die Eier im äußersten Kreise anlehnen. Jedes Ei in dem Neste steht auf der Spitze, damit ihrer die größtmögliche Zahl Platz finde. Sobald zehn bis zwölf Eier in dem Neste sind, fangen sie an zu brüten, und zwar abwechselnd, indem am Tage die Hennen einander ablösen; bei Nacht brütet das Männchen allein, um die Angriffe des Schakals und der wilden Katzen abwehren zu können, die den Eiern gierig nachstellen. Man hat häufig solche kleine Raubtiere erschlagen neben den Nestern gefunden, ein Beweis, daß die Strauße sich nicht nur mit ihnen in einen Kampf einlassen, sondern sie auch zu besiegen wissen. Ein Schlag von ihren plumpen Füßen ist hinreichend, ein solches Tier zu Boden zu strecken. Indessen legen die Hennen während des Brütens immer fort, und nicht nur bis das Nest voll ist, welcher Fall eintritt, sobald dreißig Eier darin sind, sondern auch nachher. Diese später gelegten Eier liegen unordentlich um das Nest herum und scheinen von der Natur dazu bestimmt, die Raubsucht der obengenannten Feinde zu befriedigen, denen sie lieber die frischen Eier als die schon bebrüteten preisgeben will. Indessen haben sie eine noch wichtigere Bestimmung, die nämlich, den jungen Straußen, die gleich, wenn sie ausgekrochen sind, die Größe eines gewöhnlichen Huhnes haben, und deren zarte Magen noch nicht gleich das harte Futter der Alten vertragen, zur ersten Nahrung zu dienen. Die Alten selbst zertreten ihnen eins dieser Eier nach dem andern und bringen sie durch dieses nahrhafte Futter in kurzem so weit, daß sie selbst im stande sind, sich im Felde ihre Nahrung zu suchen.

Die Vermehrung der Strauße würde ganz beispiellos sein, wenn sie nicht eine so große Menge von Feinden hätten, die besonders von den Jungen viele vertilgen. — Der Strauß ist ein sehr kluges Tier, dem im offenen Felde nicht leicht beizukommen ist, weil er sehr weit hinsieht und gleich die Flucht ergreift, sobald er Gefahr vermutet. Besonders sorgfältig suchen die Strauße den Ort zu verheimlichen, wo sie ihr Nest angelegt haben. Sie laufen nie gerade darauf zu, sondern pflegen es erst in weiten Bogen zu umkreisen, wogegen nach den Quellen, aus welchen sie zu trinken pflegen, immer gerade Bahnen getreten sind, die in den unbewohnten Gegenden oft auf die Vermutung führen, es seien Fußsteige von Menschen. Am Tage verlassen die Strauße das Nest wohl ganz und überlassen der Sonne das Geschäft des Brütens. Sobald sie bemerken, daß ihr Nest entdeckt, und daß ein Mensch oder ein Raubtier dabei gewesen ist, die Lage der Eier verändert oder gar davon mitgenommen, zerstören sie es augenblicklich selbst, zertreten alle Eier und legen an einem anderen Ort ihr Nest an. Wenn daher die Kolonisten ein Nest finden, pflegen sie sich mit einem oder ein paar der umherliegenden, noch nicht bebrüteten Eier zu begnügen, scharren mit einem Strauche sorgfältig die Spur ihrer Fußtritte wieder zu und können auf diese Art ein solches Nest zu einer wahren Vorratskammer eines sehr angenehmen Nahrungsmittels machen, aus welcher alle zwei bis drei Tage so viel geholt werden kann, als die Haushaltung davon bedarf. Ein Straußenei wiegt gewöhnlich nahe an drei Pfund und wird im Durchschnitt 24 Hühnereiern gleich geschätzt. Das Dotter ist sehr schmackhaft, doch muß man gestehen, daß es den feinen Geschmack des Hühnereies nicht hat. Es ist dabei sehr nahrhaft und sättigend, so daß man nicht viel davon genießen kann. Es gehören schon vier sehr hungerige Personen dazu, um ein ganzes Straußenei zu verzehren, und dann müssen es noch echte Afrikaner sein, die an so derbe Kost gewöhnt sind. Die Straußeneier halten sich lange frisch und werden oft nach der Kapstadt gebracht, wo man einen halben Thaler für das Stück zu bezahlen pflegt. In den Wintermonaten Juli, August, September findet man die Straußennester am häufigsten, und dann taugen die Federn, die auf der Erde abgestoßen und beschädigt werden, am wenigsten. Indessen hat man zu allen Jahreszeiten Nester und bebrütete Eier gefunden, wie denn überhaupt bei dem wenig bemerkbaren Wechsel der Jahreszeiten in diesem Lande die Lebensart aller Tiere weniger Regelmäßigkeit hat als in Europa. Ein Straußenei wird 36 bis 40 Tage bebrütet, ehe das Junge auskommt. — Es ist bekannt, daß nur das Männchen die schönen, weißen Federn liefert, die schon seit langer Zeit als Kopfputz unserer Damen beliebt sind. Man bezahlt für die besten an den Jäger selbst zehn bis fünfzehn Groschen, bekommt sie aber im Tauschhandel gegen europäische Waren und Kleidungsstücke viel wohlfeiler. An den Grenzen hin findet man fast bei allen Kolonisten einen Vorrat davon, und wenn sie ihren Gastfreunden Geschenke machen wollen, so sind es fast allemal Straußenfedern. Nur findet man wenige darunter, die ganz so beschaffen sind, wie die Modehändler in Europa zu wünschen pflegen. Die Weibchen sind ganz schwarz oder in jüngeren Jahren dunkelgrau und haben im Schweife keine weißen Federn. Wenn man indessen nicht auf die Farbe sieht, so sind ihre Schwanzfedern ebenso groß und schön wie die der Männchen.

7. Die Eiderente.

Georg Hartwig.

Die Eiderenten, welche den Isländern ihre kostbaren Daunen liefern, nisten besonders auf einsamen, meist unbewohnten Eilanden, teils im Busen der Fjorde, teils an der Küste.

Wenn sie Ende Mai zu legen beginnen und vier bis sechs Eier gelegt haben, nimmt man diese mit den Daunen fort, worauf die Eiderente sich genötigt sieht, abermals Eier zu legen (diesmal nur drei bis vier) und das Nest aufs neue mit Daunen auszufüttern, die sie sich mit dem Schnabel aus der Brust und dem Bauch ausrupft. Hierauf werden grausam die Daunen und Eier nochmals fortgenommen, und die ihrer Federn und Eier beraubte Ente muß zum drittenmal brüten. Aber es fehlt ihr an Daunen. Sie ruft, traurig das geplünderte Nest betrachtend, ihren zärtlichen Gatten herbei, und dieser gibt bereitwillig Daunen zum Nestbau her, die sich durch ihre weiße Farbe leicht von den graubraunen des Weibchens unterscheiden lassen und von geringerer Güte sind. Eine dritte Plünderung des Nestes unterbleibt, wohl weniger aus Mitleid, als weil sie den armen Eidervogel von seinem Brüteplatz auf ewig verscheuchen würde.

Sind die Jungen ausgekrochen, so werden sie gleich ins Wasser gebracht. Die Mütter nehmen ihre Kleinen auf den Rücken und schwimmen langsam ins Meer hinaus; dann tauchen sie plötzlich unter und überlassen diese einige Zeit ihrem Schicksale, bis Furcht und Angst vor dem Wasser etwas nachlassen. Schon nach dem ersten Bade können die Kleinen in der Regel ordentlich schwimmen.

Das Männchen, welches während der ganzen Brütezeit sich in der Nähe des Weibchens aufzuhalten pflegt und ihm allerlei zärtliche Liebesdienste erweist, verschwindet bald, nachdem die Jungen ausgekrochen sind, und es ist anzunehmen, daß es andere Gegenden aufsucht. Es zeichnet sich durch sein schönes weiß und schwarzes Gefieder leicht von dem braunen, unscheinbaren Weibchen aus. Die Seiten seines Halses sind seegrün gefärbt, der Kopf glänzend schwarz mit einem weißen Längsstrich am Nacken. Der Rücken ist weiß, der Bauch schwarz.

Man unterscheidet im Handel gereinigte und ungereinigte Eiderdaunen. Der höchste Preis für ein Pfund gereinigter Daunen ist etwa zehn Mark, der niedrigste sechs Mark, während die ungereinigten im besten Falle nur mit vier Mark, im schlimmsten mit $^2/_3$ Mark das Pfund bezahlt werden. Im Jahr 1855 wurden 4116 Pfund Daunen ausgeführt, und da anzunehmen ist, daß nur die besseren Sorten ausgeführt werden, so dürfte der Wert sich mindestens auf 30,000 Mark belaufen.

Alle Brüteplätze sind im Besitze von Privatleuten, und die Verletzung derselben wird streng geahndet. Einige der von den Eidervögeln bewohnten Inseln sind seit Jahrhunderten im Besitz ein und derselben Familie. Wer ein Ei oder Daunen davon wegnimmt oder eine Eiderente schießt, wird wie ein Dieb bestraft.

Es ist streng untersagt, ein Gewehr auf die Insel zu bringen, ja man darf zur eigentlichen Brütezeit ohne ganz besondere Erlaubnis des Besitzers nicht einmal landen, und jedes Lärmen, Schreien oder lautes Sprechen ist dann verpönt.

8. Die Wandertaube.

Aron Bernstein.

Die Wandertauben sind in Nordamerika heimisch, und sie finden sich in so grossen Gesellschaften auf längere Zeit in einzelnen Waldstrecken ein, dass ihre Zahl alle Begriffe übersteigt.

Wo sie sich in einem Walde niederlassen, nehmen sie oft einen Raum von vielen Meilen ein. Vor einigen Jahren füllte im Staate Kentucky eine solche Niederlassung der Wandertauben einen Waldraum von nahe zehn deutschen Meilen Länge und einer deutschen Meile in der Breite aus. Auf dieser ganzen Strecke war fast jeder Baum mit Nestern bedeckt; als die Tauben abzogen, war der Boden mehrere Zoll hoch mit ihrem Dünger belegt, alles weiche Gras der Gegend und sämtliches Buchenholz abgefressen und viele Zweige hoher Bäume waren gebrochen von der Last der klumpenartig übereinander sich niederlassenden Vögel. Die Spuren solcher Verwüstungen sind oft jahrelang sichtbar, gleichwohl aber ist ihr Erscheinen den Einwohnern, und namentlich den Indianern willkommen, denn die jungen Vögel, von denen sich nur einer im Neste vorfindet, sind gross und ganz ausserordentlich fett, und ihr Schmalz ist als Speise sehr angenehm.

Das Auffallende dieser Erscheinung ist, dass die Wandertauben das Land sehr unregelmässig durchstreifen, und kommen und gehen, ohne dass man jene Ordnung nach Zeit und Umständen bei ihnen findet, die sonst alle Erscheinungen des Instinkts an sich tragen. Der berühmte amerikanische Naturforscher Wilson gibt die Zahl eines einzigen solchen Zuges auf zweitausend Millionen an. Ein anderer zuverlässiger Schriftsteller erzählt von einem solchen Zuge folgendes: „Die Luft war so voll von jenen Vögeln, dass das Licht der Mittagssonne wie bei einer Sonnenfinsternis verdunkelt war und der Kot dicht wie Schneeflocken herabfiel. Vor Sonnenuntergang kam ich zu Louisville, das fünfundfünfzig englische Meilen entfernt ist, an; aber noch zogen die Tauben in ebenso dichten Scharen vorüber, und der Zug derselben dauerte noch drei volle Tage; während dieser Zeit war die ganze Bevölkerung des Landes unter dem Gewehr, um Jagd zu machen.“

9. Die Kreuzotter.

Harald Lenz.

Die Kreuzotter findet sich in den meisten Gegenden Deutschlands. Das Männchen nennt man gewöhnlich Kreuzotter, das Weibchen dagegen Feuerotter oder Kupferschlange. Die Zähne der Kreuzotter sind so eingerichtet: Jede Seite der Unterkinnlade hat eine Reihe kleiner, sehr feiner und spitzer Zähnchen, und zwei ähnliche Reihen sitzen oben im Gaumen; es sitzt aber auch auf jeder Seite der Oberkinnlade ein sehr beweglicher Knochen, auf welchem ein langer, sehr feiner Giftzahn steht. Hinter diesem finden sich ein bis sechs junge Zähnchen, welche, wenn jener ausfällt, an seine Stelle rücken und ihn ersetzen. Der Giftzahn ist etwas nach hinten gebogen und seiner Länge nach hohl; die Höhlung endet noch vor der Spitze, und durch sie fließt das Gift in die Wunde. Dieses bildet sich in zwei Giftdrüsen, deren auf jeder Kopfseite hinter dem Auge eine liegt; von ihnen gehen feine Kanäle unter dem Auge weg und münden über dem Eingang in die Höhlung des Zahnes. Der Zahn ist mit einer häutigen Scheide umgeben, aus der seine Spitze hervorragt, und welche dasjenige Gift aufnimmt, welches im Innern des Zahnes keinen Raum findet. Bei geschlossenem Rachen liegen die Giftzähne nach hinten; will aber das Tier beißen, so öffnet es den Rachen und richtet die Giftzähne nach vorn empor. Sie sind so dünn und spitz, daß sie mit Leichtigkeit durch dichtes Tuch oder durch starke, lederne Handschuhe dringen; an dem harten Leder der Stiefel gleiten sie aber ab. Das Gift selbst ist eine wasserhelle, etwas gelblich gefärbte Flüssigkeit. Ganz vorn im Munde steht weder oben noch unten ein Zahn, und es kann also die Zunge immer ungehindert hervorgestreckt werden. Ihre feinen Spitzen sind weich und können nicht verwunden.

Die Kreuzotter erscheint im Frühjahr, gewöhnlich im März, sobald das Wetter warm wird, und verkriecht sich im Oktober oder November, sobald es kalt wird. Wärme und Sonnenschein liebt sie außerordentlich, fürchtet die Kälte, zeigt sich selbst bei kühler Witterung selten, bringt den Winter in einem ganz ermatteten Zustande, jedoch nicht völlig erstarrt, in frostfreien Klüften zu, erfriert aber, wenn sie dem Froste ausgesetzt wird. Man findet diese Giftschlange fast in ganz Europa, den hohen Norden ausgenommen. In Deutschland wohnt sie an sehr vielen Orten, wo niedriges Gebüsch steht, alte Baumstämme oder Steinmassen sich vorfinden, und kein Mangel an Sonnenschein, Mäusen und Eidechsen ist. Sie bewohnt die höchsten Berge sowohl als sumpfige Ebenen. Ihre eigentliche Wohnung sind enge Klüfte, Ritzen, Löcher, namentlich oft Mause- und Maulwurfslöcher oder die durch das Verfaulen großer Baumwurzeln entstandenen Höhlungen. In der Nähe ihrer Wohnung liegt sie fast den ganzen Tag ruhig und zusammengeringelt im Sonnenschein, wartet still und lauschend ab, bis ihr eine Eidechse oder ein Mäuschen zu nahe kommt, beißt dann blitzschnell zu und vergiftet und verschlingt das Tier. Daß sie eine fliehende Beute laufend verfolge, hat man noch nie gesehen. So lange sie jung ist, frißt sie hauptsächlich kleine Eidechsen, später aber außer Mäusen zur Abwechselung junge Vögel, Spitzmäuse, junge Maulwürfe und Frösche. Im ganzen frißt die Kreuzotter nur wenig, und man findet daher sehr häufig ihren Magen leer. Sie kann bis neun Monate hungern, aber auch, wenn sie erwachsen ist, drei große Mäuse hintereinander verschlingen. Zu trinken oder zu baden scheint sie nie; ins Wasser geworfen schwimmt sie mit Leichtigkeit und ist eilig auf Rettung bedacht. Wenn die Otter nach einer Beute oder einem Feinde beißen will, so zieht sie zuerst den Hals ein und schnellt dann den Kopf mit großer Geschwindigkeit vor; sie springt aber nicht nach dem Feinde. Bei warmem Wetter beißt sie sicher jedesmal, wenn man ihr nahe kommt, auch wenn man sie nicht angerührt hat. Menschen widerfährt es am häufigsten, daß sie von Ottern gebissen werden, wenn sie barfuß gehen oder beim Beerenpflücken, Moossammeln 2c. mit den Händen dem Boden zu nahe kommen.

Der Biß pflegt sehr verschieden zu sein, denn er gibt mitunter bloß feine Ritzen, oder es trifft nur ein Giftzahn statt beider, oder es dringen auch beide stechend ein, und dies ist das gefährlichste. Dem tödlich gebissenen sinken sogleich alle Kräfte, es findet ein gewaltiger Andrang des Blutes nach dem verletzten Teile statt, der gewöhnlich hoch anschwillt, rot oder blau wird; alles Blut des Körpers wird schwärzlich, das Blutwasser tritt aus den Adern, so daß nur die dicke Masse des Blutes zurückbleibt, wodurch der Umlauf desselben gehemmt wird. Man hat viele Beispiele, wo der Biß der Otter bei Menschen und Hausvieh tödliche Folgen gehabt hat; wird das Leben gerettet, so bleibt doch häufig für viele Jahre eine Schwäche zurück. Die Behandlung der frischen Wunde muß darin bestehen, daß man, ohne sie weiter zu öffnen, möglichst schnell das um die Stiche befindliche Gift wegwischt, sodann augenblicklich von dem eingedrungenen Gift so viel als möglich durch starken seitlichen Druck aus der Wunde entfernt, wobei diese öfter mit Speichel oder Wasser abzuwaschen ist. Ist man so weit fertig, so lege man auf die Wunde ein Steinchen und drücke oder binde es so lange fest darauf, bis ein Schröpfkopf zum Saugen herbeigeschafft und zubereitet ist, mit welchem man sie noch so gut als möglich aussaugt, ohne sie zu erweitern. Jener Druck ist nötig, weil sich das Gift von der gebissenen Stelle nicht weiter verbreitet, so lange an derselben der Blutumlauf gehindert ist. — Mit der äußeren Behandlung

muß, da sie doch nicht alles Gift nach außen schaffen kann, eine von innen wirkende verbunden werden. Die einfachste besteht in starkem Schwitzen, durch welches der gefährliche Stoff geradezu ausgeschieden wird; es kann z. B. durch Einwickeln der kranken Menschen in wollene Decken und Trinken sehr vielen Hollundertees oder warmen Wassers in vielen Fällen bewirkt werden, ist aber beim Vieh nicht anwendbar.

Die Kreuzottern vermehren sich sehr stark, denn das Weibchen legt jährlich von Mitte August bis Mitte September fünf bis vierzehn Eier, welche eine dünnhäutige Schale haben, und aus welchen die schon ganz ausgebildeten und mit Zähnen bewaffneten Jungen sogleich hervorkriechen. Bald öffnen sie den Rachen, üben ihre Giftzähne im Aufrichten und Niederlegen, zischen und beißen auch um sich, wenn man sie foppt, und besitzen schon etwas Gift. Die Mutter kümmert sich um die Jungen nicht. Unsere Hauptfeinde der Schlangen und Ottern sind: der Bussard, Igel, Eichelhäher, Iltis, Storch, Dachs. Die meisten Ottern werden von ihren Feinden getötet, wenn sie noch klein und schwach sind, vorzugsweise von dem Bussard und dem überall in Menge vorhandenen und alles durchstöbernden Häher.

10. Die Insekten.

Lorenz Tutschek.

Die Insekten haben ihren Namen davon, daß der Kopf, das Bruststück und der Hinterleib von einander gleichsam durch Einschnitte geschieden sind, denn das Wort Insekt heißt wörtlich „eingeschnitten“, bedeutet also ein Tier mit Einschnitten. Die Tiere sind zwar in der Mehrzahl klein, zeigen aber gleichwohl viel merkwürdiges. Ihr Blut ist nicht rot, sondern hell, wie Wasser, oder ins Graue spielend; an der Seite des Körpers haben sie kleine Löcher oder Röhren, durch welche sie den Atem einziehen; sie haben daher weder Lungen noch Kiemen. Die meisten können fliegen und sind zu diesem Zweck in der Regel mit zwei Paar Flügeln versehen; manche aber, wie die Fliegen und Schnaken, haben nur ein Paar. Die Flügel sind nicht mit Federn besetzt, wie bei den Vögeln, sondern glasartig, so daß man durchsehen kann, oder auch mit kleinen, oft sehr schönfarbigen Schüppchen und Haaren bedeckt, wie z. B. bei den Schmetterlingen. Sie haben sechs gegliederte Füße und am Kopfe zwei Fühlhörner, die ihnen wahrscheinlich zum Fühlen und möglicherweise auch zum Hören dienen, indem die Erschütterungen der Luft auf sie wirken. Um den Mund hat ein Teil der Insekten eine Art von Zange, womit sie ihr Futter abreißen und abnagen, manche haben auch einen Rüssel oder eine hohle Röhre, um damit zu saugen, wie die Mücken; wieder andere, wie die Schmetterlinge, eine lange eingerollte Zunge. Um sich gegen ihre Feinde zu verteidigen, sind manche mit einem Stachel bewaffnet der am Leibesende befestigt ist.

Die Augen der Insekten sind höchst eigentümlich eingerichtet; es sind zusammengesetzte, unbewegliche Netzaugen, deren Oberfläche aus sehr vielen regelmäßig sechseckigen Flächen, sogenannten Facetten, besteht. Die Zahl solcher Flächen ist bei dem Auge der Stubenfliege 4900, beim Maikäfer 6300, bei einigen Schmetterlingen gegen 60,000. Dazu haben manche noch 2—3 kleine einfache, bewegliche Nebenaugen, welche auf der Stirne oder dem Scheitel stehen und zum Sehen in großer Nähe dienen.

Die meisten Insekten legen Eier, und manche zeigen dabei einen bewunderungswürdigen Trieb, dieselben gerade an solche Stellen zu legen, welche am besten für den Schutz und künftigen Unterhalt der Jungen dienen; einige bauen

sich dazu ordentliche Nester. Eine Art Mistkäfer rollt kleine Kügelchen aus frischem Kuhmist zusammen, legt in jedes ein Ei und gräbt sie in die Erde ein. Gewisse Wespenarten machen Löcher in Mauern, legen in jedes Loch ein Ei und zugleich auch hinreichend Speise für das künftige Junge, worauf sie dasselbe wieder zukleben. Manche Insekten legen ihre Eier in den Leib anderer Insekten, welcher von den Jungen, nachdem sie ausgekrochen sind, aufgefressen wird. Wieder andere legen sie in Blüten von Obstbäumen, in das Korn auf Getreideböden, ja bisweilen in die Eier anderer Insekten hinein.

Die Insekten leben auf Bergen und Thälern, auf Wiesen und Feldern, in Gärten und Gebüschen, im Miste der Tiere, im Freien und in den Wohnungen der Menschen, auf Tieren als Schmarotzer, im Wasser als Larven und als vollkommene Insekten. Nur die in großen Gesellschaften lebenden Bienen, Wespen und Ameisen bauen sich eigene Wohnungen und legen hierbei so viel Geschicklichkeit und Sinn für das Zweckmäßige an den Tag, daß der Mensch erstaunt vor den Arbeiten dieser kleinen Tierchen steht, zu welchen sie einzig durch den ihnen von Gott eingepflanzten Instinkt angeleitet werden. Während die Insekten auf dem Lande, wie erwähnt, überall verbreitet sind, und wirklich in allen Klimaten, in allen Gebirgshöhen, auf dem Schnee der Gletscher und in den heißen Quellen vorkommen, fehlen sie auffallender Weise im Meere fast ganz, denn hier leben, so viel bis jetzt bekannt ist, nur eine Käfer- und eine Wanzenart.

Sehr merkwürdig ist es, daß fast alle Insekten eine Verwandlung durchmachen, d. h. drei bis vier Lebensperioden durchlaufen müssen, ehe sie ihre vollkommene Gestalt erhalten Das kleine Tier, welches aus dem Ei eines Insektes auskriecht, ist noch kein wirkliches Insekt, sondern nur eine Larve. Solche Larven nennt man Maden, wenn sie bein- und kopflos sind (wie z. B. bei den Fliegen); eigentliche Larven, wenn sie mit einem Kopf- und sechs Brustbeinen versehen sind (bei den Käfern); Raupen, wenn sie einen Kopf und acht bis achtzehn Beine haben (bei den Schmetterlingen); Afterraupen endlich heißen die meist zweiundzwanzigbeinigen Larven der Blattwespen. Die Larven gebrauchen eine verschieden lange Zeit zur Entwickelung, fressen während derselben sehr viel und häuten sich meist fünfmal, manche sogar siebenmal. Eine Raupe frißt, ehe sie sich zu einem Schmetterling umwandelt, in vierundzwanzig Stunden dreimal so viel, als sie selbst schwer ist. Manche Larven richten daher an den verschiedenen Pflanzen und sonstigen Gegenständen, von denen sie sich ernähren, großen Schaden an. So die Kohlraupe an unsern Kohlgewächsen, die Fichtenraupe an den Waldungen, die Raupe des Goldafterspinners und die Ringelraupe an den Obstbäumen, verschiedene Larven von Käfern und Holzwespen an Hausgeräten und Holzwänden, die Raupen der Kleider- und Pelzmotte an Wollstoffen und Pelzwerk, der Mehl- und Kornwurm an Mehl- und Getreidevorräten u. s. f. Jedes einzelne von diesen Tierchen ist zwar klein, da ihrer aber viele sind und keines etwas anderes thut, als nagen und fressen, so bringen sie einen viel größeren Schaden hervor, als man von so kleinen Geschöpfen erwarten sollte.

Wenn die Larven ihre Häutungen vollendet haben, so hören sie auf zu fressen, suchen einen ruhigen Ort und verwandeln sich in Puppen. Es geschieht dies bei den meisten Insektengattungen; bei ungefähr $^1/_{20}$ aller Insekten findet jedoch diese vollkommene Verwandlung nicht statt, sondern dieselbe besteht nur in Häutungen (so bei den Wanzen, Heuschrecken, manchen Wasserjungfern), und man kann bemerken, daß diese Minderzahl auch im allgemeinen auf einer tieferen Stufe der Ausbildung steht, als die Insekten mit vollkommener Ver-

wandlung. Die Puppen der letzteren findet man im Winter und Frühling an Zäunen, Baumstämmen, im Moose, im lockeren Erdboden, im Wasser ꝛc. Sie fressen nichts, sondern liegen kürzere oder längere Zeit (die Puppen einiger Schmetterlingsgattungen sogar zwei bis drei Jahre lang) wie tot da, worauf, wenn ihre Zeit gekommen ist, plötzlich die sie umschließende Haut platzt, und das vollkommen ausgebildete Insekt herausschlüpft. Viele Raupen spinnen, bevor sie zu Puppen werden, aus feinen Fäden eine Hülle um sich, in welcher sie eine gesicherte Lage haben. So machen es die Seidenraupen, aus deren feinen Fäden wir die Seide und die davon gefertigten Seidenstoffe erhalten.

Das vollkommene Insekt, welches aus der Puppe herauskommt, bedarf wenig oder keiner Nahrung und stirbt nach kurzer Zeit wieder. Im Winter sehen wir daher nicht viele Insekten, sondern nur ihre Eier oder Puppen, welche Leben erhalten sollen, wenn der Frühling kommt. Von manchen bleiben jedoch die Weibchen den Winter über am Leben, wenn auch die Männchen tot sind, und kommen im Frühling hervor aus ihren Verstecken, um ihre Eier zu legen. Auch gibt es Insekten, welche im Winter schlafen oder in der Erstarrung liegen, wie z. B. die Ameisen.

Die meisten Insekten sind sehr klein, viele in einem Grade, daß man ein Vergrößerungsglas braucht, um sich einen richtigen Begriff von ihrer Gestalt zu machen; es gibt jedoch auch sehr große. In Amerika lebt eine Käferart, welche mit ausgebreiteten Flügeln gegen sechzehn Centimeter lang ist, und in Asien gibt es Schmetterlinge, die zwar einen kleinen Körper haben, aber bei ausgebreiteten Flügeln von einer Flügelspitze zur andern gegen 35 Centimeter messen.

Kein Insekt ist im stande, einen Laut oder Ton durch den Mund von sich zu geben, wie die Säugetiere und Vögel, gleichwohl kann man von vielen derselben ein Surren, Zirpen, Pfeifen oder andere Laute hören. Sie bringen dieselben hervor, indem sie gewisse Teile ihres Körpers aneinander reiben oder gegen einander schlagen.

Bis jetzt sind im ganzen beiläufig 90,000 Insektenarten bekannt und beschrieben oder in Sammlungen aufbewahrt. Von dieser Zahl treffen auf Deutschland etwa 22,000 Arten.

11. Die Honigbiene.

Karl Russ.

Wenn die ersten goldenen Strahlen der Frühlingssonne die Luft erwärmen, und diese den Bienenstock durchdringt, da regt sich's dort drinnen in lautem Summen und Brummen. Bald lassen die ersten und ungeduldigsten der Bewohner an den Fluglöchern sich blicken und, scheint die Sonne noch ein wenig wärmer, zum ersten Ausfluge verleiten, den sie aber meistens mit dem Leben bezahlen müssen, denn wir finden sie dann wohl zu dutzendweise erstarrt über den Schnee zerstreut. Wenn der „Bienenvater“ in diesen Tagen — meistens in der Mitte oder zu Ende des Februar — nicht sorgsam die Stöcke überwacht und die Fluglöcher während der Mittagsstunden schliesst, so gehen ihm eine Menge der kräftigsten und besten Bienen zu Grunde.

Kurze Zeit nachher halten die Bienen ihre ersten ordentlichen Ausflüge. Bei diesen sind sie noch sehr matt und schwach. Einige Tage später, mit der zunehmenden Wärme, haben sie ihre volle Lebenskraft wieder erlangt und umschwärmen nun die ersten Frühlingsblüten und besonders die blumenstaubreichen Weidenkätzchen.

Bald beginnt die Bewohnerschaft des Bienenhauses mit der wichtigen und sehr notwendigen Säuberung ihrer Wohnung. Dann werden die

Zellen ausgebessert und besonders die für die Brut bestimmten in stand gesetzt. Ferner wird Harz eingesammelt, um mit demselben alle Ritzen, Fugen und Löcher zu verkleben, die durch den Frost, durch Mäuse, Käfer und andere böse Gäste hervorgebracht sind.

Nun regt sich auch die „Bienenkönigin“ und beginnt mit dem Eierlegen. Je nach der Witterung legt sie anfangs ein- bis sechshundert und später in den heissen Monaten sogar zwei- bis dreitausend Eier täglich, und je nach der Anzahl derselben beeilen sich die Bienen auch mit dem Zellen- und Wabenbau. Die Eier sind ziemlich gleich, bläulich weiss, nierenförmig und stehen aufrecht in den Zellen. In etwa vierundzwanzig Stunden kriechen aus den Eiern die „Maden“, d. i. die Bienenlarven. Diese werden nun von den Arbeitsbienen sorgfältig mit Futterbrei versehen, den die letzteren aus Blumenmehl, Honig und Wasser bereiten.

In jedem Stock gibt es dreierlei Bienen: die Mutterbiene, Königin, oder Weisel genannt, die einzige weiblichen Geschlechts, dann die männlichen Bienen oder Drohnen und die geschlechtslosen oder Arbeitsbienen. Die Mutterbiene legt zuerst die zu Arbeitsbienen, dann die zu Drohnen und zuletzt die zu neuen Königinnen bestimmten Eier. Es hängt indessen nur von der Behandlung und dem Futter ab, ob aus denselben Königinnen oder Arbeitsbienen entstehen sollen.

Am neunten Tage beginnt die Made der Arbeitsbiene sich einzuspinnen, und sobald sie hiermit fertig ist, bauen die Arbeiter sogleich einen Deckel aus Wachs über ihre Zelle, damit sie in ihrer Verwandlung zur Puppe oder Nymphe nicht gestört wird. In etwa zwanzig Tagen ist die Entwicklung der Biene vollständig beendet. Sie beisst dann den Deckel auf und kriecht aus ihrem Gefängnisse hervor. Während nun von einigen Arbeitern die Zelle sofort gereinigt und zur Aufnahme eines neuen Eies hergestellt wird, nehmen andere sich der noch zarten, jungen Biene zärtlich an, füttern, glätten und putzen sie, damit sie nun bald selbst an die Arbeit gehen kann. Anfangs hat sie dann nur mit häuslichen Geschäften zu thun, muss die Brut füttern, Zellen bauen und die Honigzellen bedecken; erst nach zwei Tagen haben sich ihre Flügel erhärtet und ist sie so kräftig, dass sie ausfliegen, Blumenstaub und später auch Honig einsammeln kann.

In ganz ähnlicher Weise geht auch die Entwicklung der Drohnen vor sich. Die Zellen, in welchen dieselben erbrütet werden, sind tiefer und weiter als die für die Arbeitsbienen. Die Drohneneier sind ein klein wenig kürzer, aber nicht dicker als diejenigen, aus welchen Arbeitsbienen kriechen. Sie brauchen zu ihrer Entwicklung zum vollständigen Insekt etwa zwei Tage länger als die Arbeitsbienen.

Sobald die Mutterbiene eine hinreichende Anzahl von Eiern für die beiden ersten Bienenarten gelegt hat, unter denen die zu den Arbeitsbienen naturgemäss bedeutend überwiegend sind, beginnen die Bienen auch die sogenannten Schwarmzellen zu bauen, aus denen junge Königinnen erbrütet werden. Während die Arbeitsbienen- und Drohnenzellen regelmässig sechskantig geformt sind, haben diese die runde Gestalt einer Eichel und sind auch bedeutend grösser. Die hier hineingelegten Eier unterscheiden sich im Aeussern durchaus nicht von den andern Bieneneiern. Ihre Entwicklung geht aber noch zwei Tage schneller vor sich und wird auch sorgsamer überwacht. Die Maden werden so reichlich gefüttert, dass sie gleichsam im Futtersaft schwimmen, was bei den andern keineswegs der Fall ist.

Einer der wichtigsten Vorgänge im Leben unserer Kerbtiere ist das Schwärmen. Da in den wärmeren Monaten die Volkszahl eines Stockes immer grösser, der Raum immer enger wird, so bemächtigt sich eines

grossen Teiles der Bewohnerschaft eine Unruhe, eine Lust zum Auswandern und zur Gründung einer neuen Heimat. Sie zeigen dies zunächst dadurch an, dass sie „vorliegen“, d. h. sich ausserhalb des Stockes um das Flugloch in dichten Massen ansetzen. Inzwischen fliegen eine Anzahl „Spürbienen“ aus, welche nach einem passenden Orte zur Uebersiedelung umhersuchen, und sobald sie einen solchen in hohen Bäumen, Mauern oder Türmen gefunden haben, ihre Genossen herbeilocken, um den Platz zu reinigen und in stand zu setzen. Sonderbarerweise zieht nun aber nicht eine junge Königin und junges Bienenvolk zur Gründung einer neuen Kolonie aus, sondern die alten. Wenn die alte Königin durch die zum Leben erwachenden Nebenbuhlerinnen Gefahr für ihre Alleinherrschaft merkt, so hat sie keine Ruhe im Stocke mehr. Sie lässt dann ein durchdringendes „Tüttüt!“ erschallen, und die Bienen geraten in die grösste Aufregung. Gewöhnlich in den Mittagsstunden, und nachdem sie sich im Stocke mit Honig versehen haben, stürmen sie massenhaft zum Flugloch hinaus und schwärmen in der Luft umher. Allmählich hängen sie sich in der Nähe des alten Stockes in der Form einer grossen Traube an einen Baumast. Nachdem der Schwarm etwa zur Hälfte den Stock verlassen, erscheint auch die Königin auf dem Flugbrette und begibt sich zu ihrem Volke. Oft kommt es vor, dass die alte Königin zu schwach ist, oder wegen beschädigter Flügel sich nicht erheben kann und zur Erde fällt; dann zieht der Schwarm auf den Mutterstock zurück und wartet dort das Erbrüten einer neuen Königin ab.

Ist die Königin aber flugfähig und beim Schwarm angelangt, so hält nur das Bedürfnis nach Ruhe sie an dem ersten Anlegeort noch auf, an dem sie oft sogar die Nacht hindurch weilt, während die Spürbienen bis zum Abend hin und her fliegen und sie durch eigentümlich lockende Töne zum Weiterziehen anregen. Unterdessen wird nun meistens der Schwarm vom Bienenvater in einen untergehaltenen Rumpf geschüttelt; geschieht dies nicht, so zieht er nach einigen Stunden oder am nächsten Morgen sobald es warm wird, nach dem erspähten Platze oder auch ziellos ins Weite.

Wenn der Rumpf dem Bienenvölklein dann als neue Wohnung gefällt, so beginnen sie sofort ihre Thätigkeit in demselben.

Begleiten wir die Bienen einmal hinaus, um sie in ihrer Thätigkeit auf den Blumen zu beobachten! Bereits im ersten Frühjahr umschwärmen sie die Kätzchen der Weiden, Espen, Haselnussträucher, Erlen oder andere blumenstaubreiche Blüten und füllen sich dort ihre „Höschen“ mit Blumenstaub. Hierauf fassen und öffnen sie die Staubbeutel mit den Vorderfüssen und schütten mittelst der breiten Mittelbeine den Blumenstaub in die „Körbchen“, welche sich an den Hinterfüssen befinden. Blumenstaubreiche Blüten finden sie die ganze warme Zeit hindurch, und dieses Staub- oder Blumenmehl ist ihnen besonders zur Brutzeit sehr nötig, da sie dasselbe zur Bereitung des Futterbreies für die Maden durchaus gebrauchen.

Noch wichtiger für die Brut und für sie selbst ist der Honig. Den Honigsaft saugen sie bekanntlich aus allen Blüten, sowohl aus denen giftiger Pflanzen, als aus denen anderer, und verändern, bereiten ihn gleichsam in ihrem Magen oder vielmehr in den Vormagen oder „Honigblasen“ zu, so dass er, beim Ausspeien dicker geworden, als der bekannte Honig erscheint. In den dicken Zellen verdickt sich der Honig noch mehr, so dass er in zehn bis vierzehn Tagen fast ganz fest geworden ist.

Zur Wachsbereitung verzehren die Bienen Honig, der dann in ihrem Körper zu Wachs verwandelt und in besonderen Behältnissen, deren sich acht am Bauche befinden, ausgeschwitzt wird. Weder die Mutterbienen,

noch die Drohnen können Blumenstaub einsammeln, Honig oder Wachs bereiten, sondern dies alles bleibt nur den Arbeitsbienen überlassen.

Kehren wir nun noch einmal zu dem alten Stocke zurück! Nach dem Abzuge des Schwarms ist augenblicklich gar keine Königin dort, und dies würde zum Untergang des ganzen Stockes führen; doch dem ist durch die dem Ausschlüpfen nahen Königinnen vorgebeugt. Eine derselben tritt an die Stelle der alten, während die übrigen unbarmherzig vertrieben oder getötet werden.

Der erste Schwarm eines Stockes wird gewöhnlich der „Vorschwarm“ genannt, und bei günstiger Witterung und reichlichem Honig- und Blumenmehlertrage ziehen von einem Stocke noch wohl in demselben Sommer ein bis zwei oder gar drei „Nachtschwärme“ ab. Auch die zuerst im Frühjahr abgezogenen Vorschwärme entsenden oft noch in demselben Jahre eine Kolonie.

Sobald die Witterung unfreundlicher wird, und die Nahrung abzunehmen beginnt, fängt die sogenannte Drohnenschlacht an, d. h. die unnötigen Fresser werden getötet oder vertrieben und müssen elend umkommen. Mit den Drohnen zugleich werden auch die schwarzen Bienen ausgetrieben, d. h. die armen, alten, die schwach und arbeitsunfähig geworden sind. Diese letzteren schwirren noch lange vor den Fluglöchern herum und suchen irgendwo in die Stöcke einzudringen und zu dem Honig zu gelangen.

Wenn dann die Nächte immer kälter und die Winde heftiger werden, so verkleben die Bienen alle Spalten sorgfältig mit Wachs und verengen die Fluglöcher durch Bogen, Pfeiler und Wände aus demselben Stoffe. Ebenso sorgen sie auch bis in die späteste Zeit für die Reinlichkeit und überziehen übelriechende Gegenstände, z. B. tote Tiere, die zu ihnen hineingekrochen sind, mit einer Decke aus Wachs. Noch fliegen sie dann in den warmen Tagesstunden immer aus, doch gehen dabei, ebenso wie im Frühjahre gar viele zu Grunde, indem sie unterwegs erstarren und umkommen. Endlich, wenn alle Nahrung ein Ende hat, bleiben sie im Stocke zurück und ziehen sich in einen dichten Haufen unterhalb ihrer Wintervorräte zusammen. In ihrer Mitte ruht die Königin als der Mittelpunkt und die Seele des ganzen Schwarmes.

Die Bienen erstarren im Winter hindurch keineswegs vollständig, wie die Wespen, Fliegen u. s. w., sondern sie geniessen noch von Zeit zu Zeit ein wenig Nahrung. Wird die Kälte aussergewöhnlich stark, so fallen sie in Klumpen auf den Boden und sterben.

Die Wichtigkeit der Bienenzucht ist längst allenthalben anerkannt, und in manchen Gegenden bildet dieselbe bereits einen Hauptnahrungszweig der Bewohner. Indessen kann sie überall noch bedeutend ausgedehnt werden und verspricht, sich dann als eine wahre Goldgrube zu erweisen.

12. Die gemeine Waldameise.

Ernst Taschenberg.

In Hölzern, vorzüglich und häufig in Nadelwaldungen, finden sich die Wohnungen der gemeinen Ameisen, die in der Entfernung kleinen Heuschobern ähnlich sehen. Diese bis ein Meter hohen Haufen, aus zusammengeschleppten Holzsplittern, Kiefernadeln, Blättern, Steinchen, Harzklümpchen (letztere wegen ihres angenehmen Geruches als „Ameisen-Weihrauch“ zum Räuchern benützt), kurz aus jedem tragbaren Material, das sie erreichen können, aufgetürmt, kennt jedermann unter dem Namen „Ameisenhaufen“. An versteckten Stellen trifft man sie bedeutender, in der Nähe von Wohnungen oder in viel besuchten Gegenden erheben sie sich kaum ein drittel Meter über die umgebende Oberfläche.

Ein wahres Vergnügen gewährt es, diese emsigen Tiere allerwärts die Baumaterialien und Insekten jeglicher Art, die kleineren ganz, die größeren stückweise, als Futter für ihre Kinder herbeischaffen zu sehen. Was eine nicht vermag, vollbringen mehrere gemeinsam oder einander ablösend. Musterhaft zeigt sich oft die Unermüdlichkeit ihrer Ausdauer. Bei ihren Zufuhren kommen den Ameisen die breiten Straßen zu statten, welche sie anlegen und mit der Zeit ganz glatt treten. Auf den Zweigen beunruhigt, lassen sie sich fallen.

So roh auch das Aeußere ihrer Hütten aussieht, so bewunderungswürdig ist doch die Zweckmäßigkeit, die berechnete Anordnung im Innern derselben. Dieses besteht aus einer Unzahl von Gemächern verschiedener Größe, alle durch Gänge mit einander verbunden und in verschiedene Stockwerke verteilt, einige tief unten in der Erde, andere in der Kuppel des Gebäudes. Jene sind bestimmt zur Aufnahme der Jugend bei kaltem Wetter oder über Nacht, diese werden bei Tage gebraucht. Strahlenförmig führen Gänge von dem Innern nach außen, die Thore der volkreichen Stadt, durch aus- und einpassierende Bewohner fortwährend belebt, für Fremde aber verschlossen durch die Wache haltenden „Stadtsoldaten". Bei Regenwetter oder für die Nachtzeit pflegen sie ihre Thore ebenfalls zu verschließen. Sehen wir uns jetzt die Bewohner etwas genauer an! Sie bestehen aus Männchen, Weibchen und Arbeitern, auch wohl Soldaten genannt. Letztere bilden den Kern des Volkes und sind stets ungeflügelt.

Die Arbeiter, verschieden an Größe, teilen sich in zwei Rotten, die Lieferantinnen, welche das Nötige herbeischaffen, und die häuslichen Wärterinnen, welche besonders die Erziehung der Jugend und die Ernährung der stets drinnen verborgenen Männchen und Weibchen besorgen. Ihnen fällt eine ungeheure, unabläßige Beschäftigung zu. Fällt ein Regentropfen, scheint ein Sonnenstrahl, so gibt es einen allgemeinen Aufstand, eine Umbettung aller Kinder, und das mit unermüdlichem Eifer. Man sieht, wie die Pflegerinnen die großen Kinder behutsam aufheben, welche so viel wiegen, wie sie selbst, und dieselben von Stockwerk zu Stockwerk bis zu der erforderlichen Stelle tragen. Das ist jedoch nicht alles. Die kleinen hirsekornartigen Eier müssen beleckt und mit einer ernährenden Feuchtigkeit versehen werden. Die Larven haben immer Hunger und wollen in kurzer Zeit erwachsen sein. Die Puppe, welche sich einen Cocon webt, würde nicht die Kraft haben, ihre Hülle zu durchbrechen, wenn nicht die aufmerksamen Wärterinnen da wären, die auf die Zuckungen im Innern achten und mit ihren Fühlern untersuchen, ob der geeignete Zeitpunkt gekommen sei, die Schale zu öffnen und den kleinen Schützling zur Welt zu befördern, aus seinem Wickelzeug zu befreien. Jetzt, sollte man meinen, wäre der junge Bürger weiterer Nachhilfe nicht mehr bedürftig und befähigt, sich selbst fortzuhelfen. Dem ist aber nicht so, er ist noch ein Kind und wird als solches betrachtet. Man schafft alle Neugeborenen an einen Punkt der Stadt, wo man ihnen zunächst das unabläßige Bedürfnis der Nahrung am sichersten und einfachsten befriedigen kann. Erst wenn sie hinreichend gekräftigt sind, und man die ganze Gesellschaft mit dem Innern der Stadt vertraut gemacht hat, führt man sie nach außen, zeigt ihnen, wie man jagen müsse, und gewöhnt sie daran, für sich selbst zu sorgen. Ein wichtiger, zugleich aber sehr geheimer Punkt in dieser Erziehung ist zweifelsohne die Mitteilung der Sprache. Diese Sprache gestattet ihnen, der Menge oft sehr zusammengesetzte Mitteilungen zu machen und im Nu den Marsch einer ganzen Kolonne, das Treiben eines ganzen Volkes zu ändern. Sie besteht hauptsächlich in der Berührung mit den Fühlhörnern oder einem Stoße mit den Kinnbacken. — Auch an ernsten Kämpfen fehlt es nicht, zwar nicht entbrannt im eigenen Staate, wohl aber unter Nachbarn desselben oder eines fremden Stammes.

Der kleinste bekannte Krieg.

P. Huber.

Zuweilen werden benachbarte Ameisen-Staaten uneinig; man sieht Boten hin und her laufen, bis endlich die ganze arbeitende Bevölkerung auszieht und es zum völligen Kriege kommt. Dieser trägt nun nach Umständen einen verschiedenen Charakter an sich. Gewöhnlich stoßen beide Armeen ganz aufeinander, und es erfolgt eine mit der größten Erbitterung ausgefochtene Schlacht, die bis zu Sonnenuntergang dauert und dann abgebrochen wird, um mit neuer Heftigkeit den andern Tag wieder anzufangen. Während derselben, deren Schauplatz mitunter einen Quadratmeter einnimmt, und wo zunächst die Kolonnen-Teten handgemein sind, gehen ununterbrochen teils Blessierte, teils mit Gefangenen Bepackte nach der Behausung zurück. Diese wehren sich, so lange sie können, da sie zu ahnen scheinen, daß ihnen böse mitgespielt werden wird. Die Art, Gefangene zu machen, besteht darin, daß sich die Ameisen verbeißen und nun die stärkste oder geschickteste die andere durch einen Schwung auf ihren Rücken bringt und fortträgt.

Erkennt ein Teil nach mehrtägigen Gefechten, daß er besiegt werden wird, so fängt er an, Vorsichtsmaßregeln zu treffen und an Auswanderung zu denken; ein Teil der Streiter hält den Feind auf, ein anderer sorgt für das Ausräumen und Versetzen in eine neue Heimat, und erst dann zieht man sich fechtend über den väterlichen Herd zurück. Hier erst hört gewöhnlich die Verfolgung auf, da der Feind mit der Einnahme dieser Burg zufrieden ist, die er augenblicklich durchsucht und zuweilen bezieht.

Doch war dies nur ein Bild des aus Bedürfnis entstandenen Nationalkrieges; ganz anders gestaltet er sich bei denjenigen Ameisenarten, die wirkliche Profession daraus machen und ihre Taktik ausgebildet haben. Dies sind nämlich die braunen Ameisen.

Wie alle andern in Männchen, Weibchen und Arbeiter eingeteilt, behelfen sie sich eine zeitlang selbst, dann aber wandelt diese letzteren ein kriegerischer Geist an, und sie ziehen zu Felde; erst werden Kundschafter ausgeschickt, um zu erfahren, wo ein angemessener Stock liegt, und nun marschiert die ganze Armee (gewöhnlich bei recht warmer Witterung und schönem Wetter gegen 5 Uhr nachmittags) in dicht geschlossener Kolonne ab. Sowie der bedrohte Stock die Ankunft des Feindes bemerkt, sucht er die Eingänge zu verteidigen; aber umsonst, es wird alles übergerannt, die Sieger dringen ein und kehren bald in unordentlichem Zuge reich mit Beute beladen nach ihrer Heimat zurück. Zuweilen wiederholen sie diesen feindlichen Besuch mehrmals; am gewöhnlichsten jedoch ist es, daß sie am folgenden Tage einen andern Stock aufsuchen, den sie ebenso berauben. Diese Beute besteht in Larven, und zwar in sorgfältig ausgesuchten Larven von Arbeitern, die erzogen, Sklaven und Ernährer des ganzen Volkes werden, in welchem sie nunmehr einheimisch sind, wogegen sich die braunen Arbeiter gänzlich ihrem Hang zum Kriegshandwerk überlassen, und meist die Gewohnheit der Selbsternährung soweit verlieren, daß sie für sich eingesperrt, sogar neben einem Honigtopf verhungern.

Ein auf diese Weise überfallener Stock verteidigt sich mit Erbitterung, dennoch aber sind die Gefechte nie blutig, weil die Räuber nur die Beute im Sinne haben und keineswegs mordsüchtig erscheinen. Wenn übrigens die Ameisen einmal zum Gefecht ausziehen, so zerstreut sie nichts; ihre ganze Aufmerksamkeit ist nur auf den Feind gerichtet, und nirgends sind sie daher leichter zu beobachten. Der Angriff geschieht von Seite der braunen Ameisen stets mit

so überlegener Kraft und mit solchem Ungestüm, daß die Angegriffenen nie Zeit haben, viel fortzuschaffen, wiewohl sie das jedesmal versuchen; was auf diese Weise gerettet wurde, wird, nachdem man abgewartet, ob eine Wiederholung des Angriffs stattfindet, sorgfältig in das Haus zurückgetragen.

Wir haben oben gesehen, daß der Ueberfall mit großer Ueberlegung, rasch und in geschlossener Ordnung geschieht, und daß die reich mit Beute beladenen Sieger dann in Unordnung zurückkehren. Dies ist jedoch nur der Fall, wenn der Angriff einem Stamme galt, von welchem man weiß, daß er nicht kriegerisch ist. Richtet sich derselbe gegen die grabende Ameise, die, so klein sie auch ist, doch sehr kräftige Gegenwehr leistet, so geschieht der Rückzug nach gelungener Ueberrumpelung in geschlossener Kolonne, gewöhnlich verfolgt von den Beraubten, die alles von den Flankenhaltern zu entreißen suchen, was sie nur können; da eine dabei immer der anderen hilft, so ist der Rand der Kolonne bald seine Bürde los, aber es bleibt jede auf ihrem Platze fest, und der Marsch geht unaufhaltsam fort, bis man in der Gegend der Behausung ankommt, wo gewöhnlich die Verfolgung aufhört. Wenn übrigens bei diesen Kämpfen ein Streiter fällt, rückt augenblicklich ein anderer in die Lücke, und oft genug helfen die hinteren Glieder den vorderen dadurch, daß sie sich an einander ketten, um den Feind mitzuziehen und in die Gefangenschaft abzuführen; jedoch sind immer nur zwei wirklich handgemein, wenngleich von hinten mehrere mitzerren und zausen.

Noch sinniger und regelmäßiger führt die, ebenfalls auf Sklaven ausziehende, rote Ameise ihre Ueberfälle aus.

Nach genauer Erforschung und völligem Rekognoszieren des zu überfallenden Stocks rückt eine Avantgarde ab, der bald ein zweiter Trupp folgt, hinter welchem sich wieder einer in Bewegung setzt u. s. w. Wenn man im ruhigen Marsch, wobei die Spitzen (dies geschieht übrigens beim Marsch aller Ameisenzüge) warten, damit die Queue nicht zurückbleibt und die Kolonnen auseinander kommen, vor der feindlichen Burg angelangt ist, wird diese umkreist und vollständig blockiert, um das Wegschaffen der Larven unmöglich zu machen. Sowie dies beginnt, verschließen die Blockierten sorgfältig alle Eingänge und stellen starke Vorposten aus, die bald mit dem Blockadecorps handgemein werden; beide Teile nähren das Gefecht mit immer frischen Truppen, während nunmehr die Angreifer Meldung über Meldung zurückschicken und entsprechend der entwickelten feindlichen Kraft Unterstützung heranrufen, die immer in einzelnen Trupps nachrückt. Fühlt man sich nun endlich stark genug, so geht es im Sturmschritt auf den Haufen los und zu allen Seiten in die Stadt hinein. Doch sind die Belagerten auch jetzt noch auf ihrer Hut; sie verteidigen im Innern Schritt für Schritt ihr Eigentum und brechen zuletzt gewöhnlich doch noch auf der Seite durch, wo die Angreifenden am schwächsten sind, d. h. abwärts ihrer Hauptoperationslinie, indem sie mit sich nehmen, was sie nur immer schleppen können, meistenteils in der Absicht, eine neue Behausung aufzusuchen.

Es hat übrigens nie gelingen wollen, irgend einen Anführer oder Leiter bei den Ameisenhaufen zu bemerken; der erste entdeckende Arbeiter gibt seinem Nachbar ein Zeichen mit den Fühlhörnern; dieses wird mit kaum glaublicher Geschwindigkeit überall hin mitgeteilt, und in einem Nu ist die ganze Gesellschaft auf den Beinen, um das Unternehmen durchzusetzen. Privatrache findet nie statt, es wird augenblicklich alles zur Nationalsache, daher auch die verschiedenen Individuen eines Stocks sich genau kennen, so wie sie zusammen erzogen sind.

13. Die Wanderheuschrecke in den südrussischen Steppen.

Georg Kohl.

Es gibt in den südrussischen Steppen hauptsächlich zwei Arten von Wanderheuschrecken, eine kleine, vier Centimeter lange, und eine große von fünf Centimeter Länge. Beide sind gleich gefräßig und gleich gefürchtet, und beide entstehen aus Eiern, welche das Weibchen im August und September in die lockere Erde legt. Die Eier sind weiß, an Form und Größe denen der Ameisen ähnlich und alle mit einer weißen, klebrigen Masse zu einem Haufen oder Neste zierlich verbunden. Sie liegen den ganzen Herbst und Winter über bis spät in den Frühling, wo dann zu Ende April oder Anfang Mai die Jungen hervorkriechen. Diese haben anfangs keine Flügel, sogleich aber rasche Füße zum Marschieren. In den ersten Tagen nähren sie sich still in ihrer Nachbarschaft, bald aber gewinnen sie an Stärke und an Zahl, und es stoßen Haufen zu Haufen. Sie fressen ihre Umgebung — vielleicht ein ödes, grasreiches Steppenfeld, wo niemand sie bemerkte und störte — kahl, oder sie werden aus den Gärten verscheucht und begeben sich nun auf die Wanderung. Die Tiere gehen immer in einem geraden Striche und lassen sich durch nichts aufhalten. Der Marsch dieser kriechenden jungen Heuschreckenheere ist noch viel gefürchteter, als der Flug der alten. Denn einerseits ist es nicht möglich, sie aufzuscheuchen, andererseits fressen sie weit gieriger noch als die alten, da sie zu ihrem Wachstume weit mehr bedürfen, endlich fallen ihre Wanderungen gerade in die schönste Zeit der jungen Frucht und des jungen Grases, das sie ganz mit Stumpf und Stiel wegfressen. Jedoch bleiben sie nur in kleinen Bezirken und kommen nicht weit, denn ein großes Heer kann in einem Tage kaum mehr als zwei Werste*) von der Stelle kommen. In drei bis vier Wochen sind die jungen Heuschrecken völlig ausgewachsen, haben nach vier bis fünf Wochen auch vollkommen ausgebildete Flügel erhalten und fangen alsdann an, sich zu erheben. Sie schwärmen nun durch das Land hin und her, sowohl im Juli als auch im August, ja bis in den halben September hinein. In der Mitte des September, nach einem Leben von etwa vier Monaten, ist alles wieder tot und die Vervielfältigung der Brut fürs nächste Jahr vorbereitet. Was die Art, Zeit, Schnelligkeit des Fortbewegens dieser alten beflügelten Heuschrecken betrifft, so ist der Flug einer jeden wie der eines unbehilflich fliegenden Vogels. Sie machen dabei ein beständiges Geräusch mit den Flügeln. Bei schönem, heiterem Wetter fliegen sie sehr hoch, wohl 20 bis 30 Faden hoch. Bei trübem Wetter fliegen sie viel niedriger, kaum einen Faden hoch. Aus der großen Höhe, in der sie bei klarem Wetter fliegen, lassen sie sich ganz allmählich herab und neigen sich, wenn sie von fern einen Weideplatz entdecken, langsam zu ihm nieder. Sind sie aber etwa bis auf die Höhe einer Klafter über den Pflanzen und Bäumen gekommen, so lassen sie sich fallen und schießen so heftig herab, daß man glauben möchte, es fielen Steine. Wenn plötzlicher Regen sie überfällt, so schlagen sie sogleich herunter. Gewöhnlich merken sie aber den Regen bereits, wenn er noch im Anzuge ist, und sitzen schon am Boden, wenn er da ist. Der Schatten, den eine Heuschreckenwolke wirft, ist so stark, daß er an heißen Sommertagen angenehm kühlt. Man sieht von der Sonne nicht eine Spur, und die durch einen solchen Schwarm hervorgebrachte Verfinsterung am hellen, klaren Mittage ist stärker, als die von einer schwarzen Regenwolke veranlaßte. Die Schnelligkeit des Fluges ist natürlich je nach Wind und Wetter sehr verschieden, doch ist es ausgemacht, daß ein Heer von mittlerer Größe bei ruhigem Wetter in acht Stunden drei Meilen zurücklegen kann. Eigen ist das Zusammenhalten dieser Tiere. Denn wenn

*) Eine russische Werst ist = 1066,78 Meter und wird in 500 Faden geteilt.

auch viele auf mancherlei Weise unterwegs getrennt werden, so bleibt doch immer die Hauptmasse beisammen, und selbst die nachgebliebenen raffen sich wieder auf und schließen sich ihr von neuem an. Da ihnen der Wind jedenfalls unangenehm ist, selbst wenn sie vor demselben fliegen, so lassen sie sich überall an windstillen Stellen, hinter Bergen, in Thälern u. s. w., nieder. Was ihre Anzahl betrifft, so ist sie natürlich sehr verschieden; es streifen oft ganz kleine Heere von wenigen Millionen umher, Nachzügler, verschlagene Trupps und unbedeutende Sippschaften, dann aber wieder ungeheure Armeen. Man muß erschrecken, wenn man an die Zahl dieser Tiere denkt, die, wie mir ein Russe sagte, ein Gebiß wie die Pferde, einen Hunger und eine Freßgier wie die Wölfe und eine Schnelligkeit der Verdauung haben wie kein zweites Tier auf Erden. Die Speise der Heuschrecken bilden alle grünen Blätter, welche auf der Flur oder in den Gärten wachsen, und ebenso alle grünen, weichen Zweige, die nicht allzu holzig sind, das Gras der Steppen, die Blätter der Bäume, die zarten Zweige aller Pflanzen, das Getreide, das Schilf, die Zwiebeln und selbst die oberen Enden der weichen Wurzeln. Ihre Freßgier verschont gar nichts, macht die Schilfrohre und Maisstämme zu Stumpfen und die grünenden Sommerbäume zu Winterbaum-Gerippen. Das Knistern der rasch zerbissenen Halme und das Schütteln der Flügel, das beim Fressen nicht aufhört, bringt ein Geräusch hervor, welches ganz dem gleicht, das eine Herde rupfender Schafe macht. Fallen die Heuschrecken auf Kornfelder, und sind diese noch nicht gelb und hart, so fressen sie alles mit Stumpf und Stiel, Aehren und Halme, rein weg. Die Leute haben in solchen Fällen wohl schon das Korn umgehauen, um noch etwas zu retten. Aber die Heuschrecken fraßen auch die auf dem Boden liegenden Halme fast unter der Sense weg, und diese schwanden so schnell, daß es unmöglich war, auch nur das allergeringste heimzubringen. — Wenn die Frucht schon fast reif ist, so thun sie ihr wenig Schaden. Da sie, wie gesagt, am häufigsten zu Ende des Juli und August kommen, so finden sie auch die meisten Fruchtarten schon reif und eingeerntet. Es stehen dann gewöhnlich nur noch Mais, Hirse, Buchweizen und einige andere Früchte. — Früher fanden sie auch noch den Hafer. Man hat aber jetzt hier und da der Heuschrecken wegen eine Art frühzeitigen Hafers eingeführt, der schon in der Mitte des Juli geerntet werden kann. Was die Gärten betrifft, so sind von ihnen die Gemüsegärten am meisten gefährdet. Die Heuschrecken scheinen die großen Blätter der Melonen und Gurken sehr zu lieben und lassen gar nichts davon übrig als die Wurzeln und die Früchte; diese allein sieht man alsdann unreif und angenagt auf dem Boden herumliegen. Von den Weintrauben nagen sie nur die Stiele ab, die Beeren aber findet man im Grase. Das Schilf lieben die Heuschrecken ebenfalls sehr und fressen sowohl die scharfen Schilfblätter, als auch die Rohrstengel bis auf den unteren allzu harten Teil. Sie hausen daher beständig in den großen Schilfdickichten der Flüsse, in denen sie vielfach auf- und abwandern. Fällt ein Heuschreckenheer in den Obstgarten, so entblößt es die jungen Zweige der Büsche und Bäume auf der Stelle von ihrer Rinde. Die Aeste der Bäume, mit fressenden Tieren beladen, neigen sich herab. Dieses Rupfen, Knicken und Knacken und dieses beständige Schütteln der Unzahl von Flügeln klingt gerade wie der Lärm in einer Werkstatt, in der gebohrt, gehobelt, gehackt und geschabt wird, und fliegen die Insekten wieder auf, so zeigt sich ein so gründlicher und abscheulicher Ruin, wie ihn kaum ein zweites Tier zu stande bringen kann. Zwiebeln, weiche Wurzeln, Rüben u. s. w. werden von den Heuschrecken so weit abgefressen, als sie aus dem Boden hervorragen, und vieles holen die Tiere selbst noch aus der Erde heraus. Den hohen Grad ihrer Freßgier bezeichnet

es, daß sie selbst das alte, faule Schilf der Dächer völlig verzehren. Wenn die Heuschrecken satt sind, so ist es leicht, sie zum Auffliegen zu bewegen. Zu Anfang, wenn ihr Appetit noch frisch ist, fliegen sie freilich auch auf, wo man den Fuß hinsetzt, oder wo man an einem Busch schüttelt, aber sie fallen dann sogleich wieder nieder.

14. Der Laubwald.

Heinrich Seytter.

Wir in unsern gemässigten Gegenden besitzen nicht jene Menge baumartiger Gewächse, wie sie sich in der heissen Zone finden. Es sind nur wenige Familien, die unsere Gehölze bilden, und neben den Nadelholzbäumen, die in reinen Beständen den Nadelwald bilden, sind es vorzugsweise die Kätzchenträger, welche als gesellige Holzpflanzen den Laubwald zusammensetzen.

In der heissen Zone entfaltet die Baumwelt ihren ganzen Zauber. Zahlreiche, unsern gemässigten Klimaten gänzlich fremde Familien zeigen dort ihre eigentümlichen Gestalten und wetteifern an Ueppigkeit mit einander. Bäume der verschiedensten Art drängen sich gegen einander, ihre Zweige verschlingen sich, Schlinggewächse klettern von Gipfel zu Gipfel und bilden grüne Gewölbe, wohinein die Sonnenstrahlen nicht zu dringen vermögen. Wenn in unserem Klima der winterliche Wind die herbstlich vergilbten Blätter herabreisst, so bringt er dort nur einen Tausch hervor, denn dort ist zwischen Ruhe und Erwachen der Natur keine Unterbrechung. Sobald einzelne Familien ihr Laub abwerfen, entfalten andere ihre Blumen, und der Frühling des einen Jahres folgt dem Herbste des vorigen ohne Zwischenstufen. Aber wie gross auch der Duft, die Schönheit und Mannigfaltigkeit der Farben und Formen eines tropischen Waldes sein mag, den anmutigen, erfrischenden Eindruck, den ein europäischer Laubwald auf Auge und Gemüt des Menschen macht, vermag ein Wald in der heissen Zone nicht hervorzubringen. Denn die Tropenwälder bringen einen mehr grossartigen, gewaltigen Eindruck hervor, der drückend auf dem Gemüt lastet, und dabei ermangeln sie auch noch eines anderen Vorzuges, der die Laubwälder des Nordens auszeichnet, — es ist der Wechsel der Jahreszeiten. Der Tropenwald bleibt sich im Laufe des Jahres gleich. Wer aber unsere Wälder in ihrer Frühlingsentwicklung, in dem herbstlichen Farbenschmuck, in ihrem Winterkleide aufmerksam beobachtet hat, der wird in den wechselvollen Bildern, die sich darbieten, gewiss den hohen Vorzug erkannt haben, den er vor dem Tropenwalde voraus hat.

Da stehen sie, die alten Gesellen des Waldes, die knorrigen Eichen, die symmetrisch gebauten Buchen und die anderen so weiss, glänzend und starr, gleich als wären sie von der Hand des Künstlers aus Alabaster gemeisselt. Die Aeste bewegen sich und schütteln weissen Blütenregen auf den Wanderer, und es tönt dazwischen gar anmutig wie Glockenstimmen; das sind die gefrorenen Eiszapfen an den Aesten, die, vom Winde bewegt, sich leise bewegen.

Auf jedem Tritt sprühen uns Funken entgegen von all den Millionen Kristallen, die wie wohlgeschliffene Edelsteine ihre vielförmigen Flächen im Sonnenlichte blinken lassen. Im Winterkleide hat jede Baumart nach der Art ihrer Verästelung einen eigentümlichen Schmuck, den sie regelmässig im Winter anlegt.

Allmählich steigt die Sonne höher am Horizonte hinauf, ihre wärmenden Strahlen wirken kräftiger, vor ihnen kann sich der weisse Schmuck des Winters nicht behaupten; er schmilzt dahin, einem heiteren Frühlingsleben Platz zu machen. Schon ragen einzelne Windröschen, Schneeglöckchen und Veilchen aus der noch vom Herbste her liegenden und

modernden Laubmasse hervor, da kommt der Sturm, durchbraust den Wald und jagt die Blätter auf, sie in alle Winde verwehend, als wollte er das Haus reinigen vor dem Einzuge des Lenzes. Da dehnen und recken sich die Zweige, und lebhafter beginnt der Frühlingssaft zu strömen. Die schon im Herbst angelegten Knospen schwellen an und bald zeigt sich zwischen ihren braunen Hüllen das freundliche Grün. Bald steht der Wald im vollsten Blätterschmuck des jungen Sommers da. In der heissen Zone hat man keine Gelegenheit, in dieser Weise die allmählich erwachende Natur zu belauschen.

Ebenso anziehend ist auch die Beobachtung des nach und nach einschlummernden Pflanzenlebens im Herbste. Da ist es die allmähliche Verfärbung und Entfärbung der Blätter, die den eigentümlichen Reiz der herbstlichen Waldlandschaft bedingt. Nachdem im Sommer das lebhafte, bei den Baumarten so verschiedene Hellgrün des jungen Laubes verschwunden und einem Dunkelgrün Platz gemacht hat, treten Ende August oder Anfang September wieder lebhaftere Unterschiede in der Laubfärbung hervor. Es ist, als wenn ein gelber Hauch über die Laubmasse sich verbreitet hätte. Mehr und mehr schwindet die grüne Farbe, schon fallen die saftlosen und entfärbten Blätter massenweise herunter, während die noch auf den Bäumen befindlichen Färbungen in gelb, grau und hellbraun zeigen. Zuletzt werden auch diese noch von den Herbststürmen zu Boden geworfen, und, in den Winterschlaf versenkt, strecken die Bäume ihre kahlen Aeste und Zweige hinaus. Manche Bäume freilich behalten ihr welkes Laub den Winter über, so namentlich die Buchen, bei denen die alten, grauen Blätter im Frühjahr abgestossen werden. Denn unter schützenden Schuppen ist bereits im Nachsommer die Knospe für den kommenden Frühling angelegt; ja, auch die abgeworfenen Blätter und Zweige sind den Bäumen nicht verloren, sondern vermodernd werden sie von der Erde aufgenommen und im künftigen Jahr als Nahrungsstoff den grünen Waldbewohnern wieder zugeführt.

So zieht der Laubwald alljährlich im bunten Wechsel der Jahreszeiten an uns vorüber und bietet er uns auch nicht die bunte, blendende Pracht der Tropen, der liebliche Reiz und der fast wehmütige Ernst seines Frühlings- und Herbstlebens sind Vorzüge, die ihm der üppigste Tropenwald nicht streitig machen kann.

Im Schatten und Schutz des Laubwaldes lebt eine Menge strauch- und krautartiger Pflanzen, und für wie viele Tiere breitet er sein gastliches Dach aus! — Das Gezweig der Bäume ist von Vögeln aller Art belebt, durch die der Wald seine so volltönige Sprache redet. Ueber die Lichtung hinstreichend pfeift die Amsel, der Hänfling zwitschert unter dem blütenbedeckten Dornstrauch hervor. Ihm antwortet der Fink aus dem Laube des Ulmengebüsches, der Grünspecht zerhackt die Rinde der alten Stämme, und die Nachtigall lässt ihre Preisgesänge ertönen.

15. Die Obstbäume.

Lorenz Tutschek.

Die Obstbäume sind ursprünglich wildwachsende Bäume gewesen und haben erst durch den Anbau und durch Veredelung die Fähigkeit erlangt, die schönen und wohlschmeckenden Früchte hervorzubringen, welche alljährlich unsere Hand von ihren Zweigen pflückt.

Der Anbau von Obstarten wird bei uns besonders seitens der Landleute in manchen Gegenden noch viel zu sehr vernachlässigt. Dabei fordert die Obstbaumzucht, welche zudem einen großen Geldgewinn einbringen kann, wenig Anstrengung und ist eher eine angenehme Unterhaltung als eine Arbeit. Jeder Grundbesitzer sollte es sich deshalb angelegen sein lassen, um seine Wohnung

herum wenigstens eine kleine Zahl Obstbäume anzupflanzen. Im Frühling erfreuen sie uns durch ihre lieblichen Blüten, im Herbst beschenken sie uns mit der Fülle ihrer wertvollen Früchte.

Die Obstbäume tragen entweder Kernobst oder Steinobst. Kernobst werden die Aepfel und Birnen, Steinobst die Pflaumen, Kirschen, Aprikosen und Pfirsiche genannt, letztere deshalb, weil die Kerne in einer steinharten Schale liegen. Das Steinobst gedeiht am besten auf hochliegenden Stellen und in einem sandgemischten Erdreich; das Kernobst kann auch gut an niederer gelegenen Stellen und auf festerem Erdboden wachsen, wenn derselbe nur tief genug und nicht zu mager ist. —

Wer sich aus einem Baumgarten oder aus einer Baumschule junge Bäume verschaffen kann, braucht dieselben nur zeitig im Frühling oder spät im Herbste so einzupflanzen, daß zwischen je zwei Bäumen acht bis zehn Meter Raum bleibt. Dabei hat er zu sorgen, daß der Baum ebenso tief in die Erde zu stehen kommt, wie er in der Baumschule stand, weder tiefer noch seichter. Schon beim Einsetzen des Baumes muß man dicht am Stamme einen Pfahl einschlagen, an welchem derselbe festgebunden wird. Der Baum wächst dann empor und trägt Früchte, ohne daß eine weitere Pflege nötig wäre, als daß man alle Schößlinge, welche unterhalb der Krone aus dem Stamm hervorkommen wollen, sorgfältig abschneidet und im ersten Frühling alle Zweige und Schößlinge wegnimmt, welche kreuz und quer in die Krone wachsen wollen. Solange der Baum klein ist, soll die Krone nicht mehr als drei bis vier Hauptzweige haben, diese schneidet man später so ab, daß an jedem Zweige so viel Augen oder Knospen übrig bleiben, als kleinere Zweige daraus hervorwachsen sollen. Auch müssen die Wurzeln in der Jugend des Baumes vom Grase freigehalten werden. Kann man sich keine jungen Bäumchen verschaffen, so ist es sehr leicht, dieselben aus Kernen zu ziehen. Man sammelt zu diesem Zwecke Kerne von guten Obstarten und wählt jene aus, welche am vollsten und am dunkelsten sind. Diese bewahrt man in feuchtem Sande auf, bis sie gesäet werden sollen, was am besten im Herbste geschieht. Wer eine größere Menge Bäume ziehen will, säet die Kerne in ein Gartenbeet und versetzt dann die jungen Pflanzen reihenweise in eine Baumschule. Wer aber nur einige Bäume haben will, gräbt an jeder Stelle, wo künftig ein Baum stehen soll, eine kleine Grube, füllt dieselbe mit feiner Erde und legt im Herbste 2 bis 3 Kerne 2 Centimeter tief in jede Grube. Im Frühling gehen die Kerne auf; Pflaumenkerne, welche länglich sind, gehen jedoch nicht sogleich auf. Man kann sie, um dies zu befördern, vorher dem Froste aussetzen oder in einem Keller zwischen feuchten Sägespänen zum Keimen bringen, ehe man sie säet. Sind die Pflanzen größer geworden, so läßt man an jeder Stelle nur die Pflanze stehen, welche das gesündeste Aussehen und die größten Blätter hat. Die übrigen zieht man aus und kann sie, wenn sie schön sind, an einer anderen Stelle einpflanzen. Wenn man aber auch Kerne von guten Obstarten genommen hat, so bekommt man davon gleichwohl sehr selten Obstbäume, welche gleich gute Früchte tragen. Man muß daher die jungen Bäume veredeln. Kann man Kerne von Früchten bekommen, welche auf einem wurzelechten, d. h. auf einem solchen Baume gewachsen sind, der nicht veredelt worden ist und dennoch gute Früchte trägt, so wähle man die größten Kerne aus und säe sie dann. Man bekommt von ihnen Bäume, welche nicht veredelt zu werden brauchen und gleichwohl reichlichere Frucht tragen und weniger empfindlich gegen die Winterkälte sind als andere. Am besten gelingt dies mit Kirschen, Pflaumen, Aprikosen und Pfirsichen.

16. Die Giftgewächse.

Lorenz Tutschek.

Unter der grossen Zahl von Pflanzen befinden sich manche mit solch schädlichen Eigenschaften, dass Menschen oder Tiere erkranken und sogar sterben können, wenn sie davon geniessen. Einzelne dieser Pflanzen erweisen sich nur bei Menschen giftig, während sie von Tieren ohne Nachteil gefressen werden, bei anderen verhält es sich umgekehrt. Wie aber die Tiere überhaupt bei dem Aufsuchen ihrer Nahrungsmittel von dem Instinkt geleitet werden, so wissen sie durch denselben auch die ihnen schädlichen Pflanzen von den nützlichen zu unterscheiden und rühren die ersteren in der Regel nicht an. Der Mensch dagegen ist darauf angewiesen, sie entweder durch eigene Erfahrung oder durch Unterricht von anderen kennen zu lernen.

Es gibt einzelne Pflanzenfamilien, in welchen viele, ja bisweilen die meisten der ihnen angehörigen Gewächse giftige Eigenschaften haben. Solche sind die Doldengewächse, die Hahnenfussarten, die Täublinge oder Solaneen, wozu der Tabak, die Kartoffeln gehören, die Lilien- und Wolfsmilcharten, viele Zwiebelpflanzen u. s. f. Dagegen gibt es Familien, unter deren Angehörigen gar keine Giftgewächse bekannt sind, und wieder andere, in denen sie nur ganz vereinzelt vorkommen. Als Beispiel der letzteren können die Gräser dienen, zu welchen unsere Getreidearten gehören. Das merkwürdigste ist aber, dass es Gewächse gibt, welche gleichzeitig sehr nützliche Nahrungsstoffe und äusserst heftig wirkende Gifte enthalten. Manche Volksstämme in Südamerika leben fast einzig von der Wurzel des brotgebenden Manihot. Dieselbe enthält ein wohlschmeckendes Stärkmehl und zugleich einen so ungemein giftigen Milchsaft, dass schon ein Gramm davon hinreicht, einen Menschen zu töten. Da jener Saft flüchtig ist, so entfernt man ihn leicht durch Anwendung von Hitze. Das feinste Mehl der Manihotwurzel kommt unter dem Namen Tapioca auch nach Deutschland.

Die Giftstoffe der Gewächse sind teils flüchtiger, teils fester Natur. Erstere Eigenschaft zeigen vorzüglich manche scharfen Pflanzengifte, und es erklärt sich daraus in einzelnen Fällen die Leichtigkeit, mit welcher Giftgewächse ihre schädlichen Eigenschaften verlieren. So sind viele Hahnenfuss- (Ranunkel-) Arten im frischen Zustande für das Vieh gefährlich, im getrockneten dagegen werden sie von demselben ohne Nachteil gefressen.

Bezüglich ihrer Wirkungen kann man dieselben in zwei oder drei Gruppen abteilen. Die beiden Hauptgruppen sind die Entzündung erregenden oder scharfen und die betäubenden oder narkotischen Giftpflanzen. Solche, welche die Eigenschaften dieser beiden mehr oder weniger in sich vereinigen, pflegt man mit dem Namen scharf-narkotische Giftgewächse zu bezeichnen.

Die scharfen Giftpflanzen erzeugen schon auf der Zunge, am Gaumen und auf der Innenseite der Wangen eine schmerzhafte Empfindung. Im Schlunde rufen sie Brennen und häufig auch erschwertes Schlingen hervor. Im Magen treten längere oder kürzere Zeit nach dem Genusse heftige Schmerzen auf, die Magengegend wird empfindlich, es entwickelt sich heftiger Durst, Aufstossen, Uebelkeit und Erbrechen von Stoffen, die zuweilen mit Blut gemischt sind. Später folgen schneidende Unterleibsschmerzen, Aufgetriebenheit des Leibes, Kollern in den Gedärmen, ruhrartige Durchfälle, die mit Stuhlzwang und nicht selten auch mit Harnzwang verbunden sind. Bei Steigerung der Vergiftungserscheinungen wird der Kranke unruhig, sein Gesicht drückt grosse Angst und Schmerz aus, es wird bleich und eingefallen, die Augen treten in ihre Höhlen

zurück und scheinen mit blauen oder schwärzlichen Ringen umgeben zu sein. Die Stimme verfällt, das Atmen wird schnell und mühsam, der Puls beschleunigt und schwach. Die Gliedmassen fühlen sich kalt an, obwohl der Kranke über glühende Hitze im Körper klagt. Zuweilen zeigen sich kalte, klebrige Schweisse oder Ohnmachten, und endlich tritt unter leichten Zuckungen der Tod ein.

Die Zufälle, welche narkotische Gifte verursachen, zeichnen sich vorzüglich durch mehr oder weniger bedeutende Störungen in der Thätigkeit des Nervensystems und meistenteils auch durch Zeichen von Blutandrang gegen den Kopf aus. Diese Gifte bewirken Eingenommenheit und Schwere des Kopfes, rauschartige Umnebelung, Schwindel, Betäubung, Schlafsucht, Doppeltsehen, Lichterscheinungen vor den Augen, Blindheit mit erweiterter Pupille, Gehörstäuschungen, Schwerhörigkeit oder gänzliche Taubheit. Oefters ist auch der Gefühlssinn vollständig gelähmt. Der Kranke verfällt meistens in Irrereden, sogenannte Delirien, welche sich zur wahren Tobsucht steigern können. Das Gesicht hat gewöhnlich einen blödsinnigen Ausdruck, es ist aufgedunsen, gerötet, seltener blass und eingefallen. Die Augen sind aus ihren Höhlen hervorgedrängt, die Pupillen erweitert oder verengert, die Pulsadern am Halse und an den Schläfen lassen in der Regel ein starkes Schlagen wahrnehmen. Das Atmen geht mühsam, langsam von statten und wird oft schnarchend. Gewöhnlich stellen sich auch Krämpfe ein, zuckende Bewegung der Gesichtsmuskeln, Verdrehungen der Augen, Zuckungen der Gliedmassen, starrkrampfartige Zufälle, wie Kinnbackenkrampf, Steifigkeit der Nackenmuskeln, Zusammenziehungen der Rückenmuskeln mit Rückwärtsbewegung des Rumpfes u. s. f. Der Tod erfolgt unter allgemeinen Krämpfen oder durch Schlagfluss. Erbrechen ist bei narkotischen Vergiftungen eine seltene Erscheinung, häufig findet vielmehr eine grosse Unempfindlichkeit des Magens statt, so dass selbst kräftige Brechmittel ohne Erfolg bleiben.

Die scharf-narkotischen Gifte rufen in dem einen Falle Wirkungen hervor, welche durch ein einfaches scharfes Gift veranlasst scheinen, in einem anderen Falle aber mehr jene einer rein narkotischen Vergiftung. Manchmal wird eine Mischung von Krankheitszufällen der beiden Gruppen beobachtet.

Zu den scharfen Giftpflanzen gehört die Herbstzeitlose, die im September und Oktober, ausnahmsweise auch im Frühling, auf unseren Wiesen ihre schönen blassrosenroten Blütenkelche entfaltet und deren Zwiebeln und Samen gleich giftig sind. Unter den verschiedenen Hahnenfuss- oder Ranunkel-Arten zeichnet sich der Gift-Hahnenfuss durch seine beträchtliche Schärfe besonders aus. Der Aronsstab blüht im Mai oder Juni und trägt im Juli und August scharlachrote Beeren. Von drei Kindern, welche einst davon genossen hatten, starb das eine am zwölften, das andere am sechzehnten Tage; das dritte wurde gerettet. Auch der Seidelbaststrauch, welcher schon zeitig im Frühling blüht, ehe er noch Blätter getrieben hat, trägt scharlachrote oder gelbe Beeren. Alle Teile dieser Pflanze sind sehr scharf, vorzüglich aber die Rinde, welche deshalb auch in der Arzneikunde als blasenziehendes Mittel angewendet wird. Die Zaunrübe, deren Wurzel 4—6 Pfund schwer wird, wächst überall in Deutschland in Hecken, Gebüschen und an den Zäunen. Der Saft der Wurzel ist so scharf, dass er auf die Haut gebracht, heftige Entzündungen erregt. Bekannt ist die Schärfe des Milchsaftes der verschiedenen Wolfsmilcharten, des Schöllkrauts, welches man überall an Mauern und auf Schutthaufen findet. Andere scharfe Giftpflanzen sind die gern unter Haselstauden in Laubwäldern wachsende Haselwurz, der kleine Mauerpfeffer, das Gnadenkraut, die Zaunwinde, die Beeren des Kreuzdorns, eines 8—10 Fuss hohen dornigen Strauches, end-

lich der hie und da bei uns in Gärten als Zierpflanze stehende Gift-Sumach. Sämtliche Teile dieses in Nord-Amerika wachsenden Strauches enthalten einen weisslichen äusserst scharfen Saft. Die Berührung seiner Blätter, ja schon ihre Ausdünstung erregt eine eigentümliche, rotlaufartige Entzündung der Haut, welche einen sehr hohen Grad erreichen kann.

Von den rein narkotischen (betäubenden) Giftgewächsen sind die wichtigsten die Tollkirsche, das Bilsenkraut, der Stechapfel, der Giftlattich, der Nachtschatten, der Mohn, der Taumellolch, und von ausländischen der Kirschlorbeer und die Brechnuss. Die Tollkirsche gehört zu denjenigen Giftpflanzen, welche am häufigsten zu Vergiftungen Anlass geben. Namentlich verleiten die hübschen, anfangs grünen, später schwarzglänzenden Beeren nicht allein Kinder, sondern selbst unerfahrene erwachsene Personen zu ihrem Genuss. Man findet die Tollkirsche als ein bis zwei Meter hohes Kraut in Wäldern und gebirgigen Gegenden. Ihre Blätter und Wurzeln, welche dieselben giftigen Eigenschaften haben wie die Beeren, werden für die Apotheken eingesammelt, denn ihr Gift ist ein wichtiges Heilmittel in mehreren Nervenkrankheiten und in der Augenheilkunde. Das schwarze Bilsenkraut, das auf Schutthaufen, an Wegen, Hecken und Zäunen wächst, hat einen widerlichen, betäubenden Geruch. Es ist 30—60 Centimeter hoch, überall mit feinen Härchen bewachsen, aus denen eine übelriechende Flüssigkeit abgesondert wird, hat schmutziggelbe, mit dunkelroten Adern netzförmig gezeichnete Blüten und sehr viele kleine Samen, welche in einer eirunden Kapsel liegen. Vergiftungen mit Bilsenkraut ereignen sich besonders durch Verwechslung seines Krautes und seiner Wurzeln mit anderen unschädlichen Pflanzen. Auch dieses Giftgewächs benützt man als Arzneimittel innerlich und äusserlich. Der Stechapfel wächst auf Aeckern und Schutthaufen, an Mauern und Zäunen in der Nähe bewohnter Orte und ist eins der heftigsten betäubenden Gifte. Er bildet einen ½ bis ein Meter hohen Strauch, hat grosse Blüten und als Frucht eine rundliche, stachliche, vierfächerige Samenkapsel, ungefähr von der Grösse der Kapsel der wilden Kastanien. Zufällige Vergiftungen, besonders mit dem Samen, kommen nicht selten vor, indem Kinder durch Spielen mit den Fruchtkapseln verleitet werden, von den Samen zu essen, oder indem sie dieselben infolge einer Verwechslung mit Mohnsamen naschen.

Von den übrigen betäubenden Giftgewächsen verdient der Mohn noch eine besondere Erwähnung. Jedermann kennt den Ackermohn oder die Klatschrose, welche mit ihren schönen, brennendroten Blumen im Juni oder Juli die Getreidefelder ziert, und die gefüllt und in verschiedenen Farben prangend in den Gärten gezogen wird. Noch häufiger wird eine andere Art, der eigentliche Gartenmohn, im Morgenlande gepflanzt. Er enthält wie die Klatschrose in den Stengeln und den noch grünen Samenkapseln einen weissen Milchsaft, welcher an der Luft gelb, später braun wird und dann erhärtet. Man gewinnt ihn dadurch, dass man Einschnitte in die Samenkapsel macht, und bringt ihn unter dem Namen Opium in den Handel. Das Opium nimmt unter den narkotischen Stoffen eine der ersten Stellen ein und wird als schmerzlinderndes, beruhigendes, schlafbringendes Mittel von den Aerzten sehr häufig verordnet. Seine Wirkungen rühren hauptsächlich von einem seiner Bestandteile, dem sogenannten Morphin, her. Von den Muhamedanern wird das Opium häufig als Berauschungsmittel genossen, und in Indien und China herrscht der Gebrauch, es aus kleinen Pfeifchen zu rauchen. Obwohl diese Leib und Seele vernichtende Sitte in China sehr streng verboten ist, so wissen es doch die Engländer in grossen Massen durch Schmuggel dort einzuführen und sind deshalb schon mehrmals mit den Chinesen in Krieg geraten. Aus den Blättern des Kirschlorbeerbaumes bereitet man das in der Arznei-

kunde viel gebrauchte Kirschlorbeerwasser, welches, wie die Mandeln, die Kerne der Kirschen, Pflaumen, Aprikosen u. dgl. eine gewisse Menge von der äusserst giftigen Blausäure enthält. Die Samen der in Ostindien wachsenden Brechnuss kommen unter dem Namen Krähenaugen zu uns und werden als Arznei und zur Vertilgung von Mäusen und Ratten benützt. Aus dem Safte einer amerkanischen Brechnuss bereiten die dortigen Wilden das furchtbare Pfeilgift Urari.

Die scharf-narkotischen Giftgewächse, welche am häufigsten bei uns vorkommen, sind die Einbeere, die Küchenschelle, der rote Fingerhut, der Eisenhut, der Wasserschierling, der gefleckte Schierling, der Gartenschierling oder die Hundspetersilie und der Tabak. Die Einbeere wächst in feuchten, schattigen Wäldern und wird wegen Unkenntnis ihrer giftigen Eigenschaften bisweilen von Kindern gegessen. Sehr giftig, aber zu gleicher Zeit sehr wichtig für die Arzneikunde sind der rote Fingerhut und der Eisenhut. Ersterer findet sich auf waldigen Bergen, wo er oft ganze Strecken bedeckt; auch trifft man ihn, ebenso wie den Eisenhut, häufig als Zierpflanze in den Gärten. Der Wasserschierling ist eine der giftigsten Pflanzen aus der Familie der Doldengewächse und hat schon häufig dadurch, dass man seine Wurzel mit anderen Wurzeln verwechselte, Anlass zu Vergiftungen gegeben. Man glaubt, dass er diejenige Pflanze sei, mit deren Saft im alten Griechenland der für Verbrecher bestimmte Giftbecher gefüllt wurde. Auch durch Fleckschierling, der übrigens ein sehr geschätztes Arzneimittel ist, sind schon viele Menschen vergiftet worden, und ebenso durch die Hundspetersilie oder den Gartenschierling, welche der wahren Petersilie sehr ähnlich sieht. Durch den widrigen, lauchartigen Geruch, welchen die Blätter verbreiten, wenn man sie reibt, lässt er sich jedoch leicht von letzterer unterscheiden.

Die Behandlung bei Vergiftungsfällen durch eine der genannten Pflanzen erfordert vor allem die schleunigste Entfernung des Giftstoffes aus dem Körper. Hierzu dient am besten ein Brechmittel. Bei betäubenden Giften reichen oft selbst grössere Gaben der Brechwurzel nicht hin, um Erbrechen zu erregen, und der Arzt muss deshalb oft zu noch heftiger wirkenden Mitteln greifen, um dasselbe zu erzwingen. Wo schon von selbst Brechreiz oder wirkliches Erbrechen stattfindet, wie dies besonders bei den scharfen oder scharf-narkotischen Giftpflanzen der Fall ist, soll man durch kitzeln des Schlundes mit dem Finger oder einem Federbarte nachhelfen; auch ist es in solchen Fällen gut, laues Wasser darzureichen, dem man etwas zerlassene Butter oder Salatöl beisetzt. Als Getränk passen bei Vergiftung durch scharfe und scharf-narkotische Stoffe Abkochungen von Gerstensuppen, Reis, Malven, Eibischwurzel und erwärmte Milch, bei solchen durch rein narkotische Gifte Abkochungen von Eichen-, Weiden- und anderen Rinden, welche Gerbstoff enthalten. Auch muss man in den letzten Fällen durch eiskalte Ueberschläge über den Kopf und kalte Begiessungen desselben die Blutstockung im Gehirn und den Schlagfluss zu bekämpfen suchen. Alle diese Vorschriften gelten jedoch nur für die erste Zeit, nachdem man die Vergiftung entdeckt hat, damit schon vor der Ankunft des Arztes das Mögliche zur Rettung des Vergifteten geschehen könne. Denn dass man alsbald nach einem Arzte schicken und diesen dann die weitere Behandlung überlassen muss, versteht sich von selbst.

17. Die Eiche.

Wie man den Löwen mit Recht den „König der Tiere" nennt, so ist auch unter unseren Waldbäumen die Eiche eine königliche Majestät, vor der jede andere Baumgröße sich beugen und welche der Mensch mit Ehrfurcht betrachten muß. In der Eiche vereinigt sich Schönheit und Stärke mit fast unvergäng=

licher Dauer; in ihr lebt eine Riesenkraft, die sich zwar langsam, aber sicher und majestätisch entwickelt. An Höhe mit den hohen Fichten und schlanken Tannen wetteifernd, übertrifft sie an Stärke die stärksten; mit ihr verglichen ist jeder andere Baum schwach. Man findet Eichen von neun Meter im Umfange und vierzig Meter Höhe! Eine Eiche von dreißig Jahren kann aber ein Knabe noch mit seiner Hand umspannen und erst nach 200 Jahren ist der mächtige Baum völlig ausgewachsen. Dafür geht aber auch sein Alter noch über fünf Jahrhunderte hinaus. Ein alter Eichbaum mit seiner rauhen, geborstenen, von Moos durchfurchten Rinde steht inmitten der jungen, schnell lebenden Baumwelt da wie ein greiser Erzvater unter seinen Kindern, Kindeskindern und Urenkeln! Geschlechter auf Geschlechter sind entstanden und vergangen wie eine Blume des Feldes, aber der Alte ist im Sturme der Jahrhunderte unerschüttert geblieben.

Was für Geschichten könnte manche Eiche erzählen, würde ihr die Rede verliehen! Die Eiche, von deren Holze der altertümliche Schrank und der unverwüstliche Tisch, den du von deinen Großeltern überkommen hast, gearbeitet wurde, sie hat vielleicht noch die alten heidnischen Sachsen, deine Stammväter, unter ihrem Schatten lagern sehen, ihrem tapferen Streite mit den mächtigen Franken zugeschaut, und sich altdeutscher Größe und Herrlichkeit gefreut, wenn sie dem nervigen Arme des kriegslustigen Jünglings einen festen Zweig darreichte zum Stiel für die wuchtige Streitaxt.

Bei unseren heidnischen Vorfahren war dieser Königsbaum dem mächtigen Donnergott Thor geheiligt, der im zackigen Blitz und rollenden Donner sich den Sterblichen offenbarte. Der heilige Eichenhain durfte nicht von Uneingeweihten, sondern nur vom opfernden Priester betreten werden, und wo eine heilige Eiche stand, würde keines Menschen Hand gewagt haben, sie ihres Laubes oder ihrer Zweige zu berauben oder gar umzuhauen. Dieses Recht hatte allein der aus der Gewitterwolke zerschmetternd niederfahrende Wetterstrahl ihres Gottes. Die alten Deutschen, obwohl sie Heiden waren, hatten doch ein nicht minder feines Gefühl für das Leben und Weben der unsichtbar in der Natur waltenden Gotteskraft als wir, ihre christlichen Nachkommen. Von gemauerten, künstlich erbauten Tempeln wußten sie nichts; sie fanden die heilige Stätte für ihre Gottesverehrung in jenen von Menschenhänden unberührten, durch göttliche Allmacht erbauten Eichwäldern; dort, im geheimnisvollen Dunkel und in feierlicher Stille vernahmen sie das leise Wehen der Gottheit. — In dem heiligen Dunkel der deutschen Eichenwälder saßen einst die Priesterinnen unserer Väter und lauschten dem poetischen Rauschen der Blätter, um der harrenden Menge den Ausspruch der Götter zu verkünden. Hier barg man auch die geweihten Fahnen und holte sie mit Ehrfurcht hervor, wenn der Schlachtruf in den Gauen wiederhallte und die Tapferen aufrief zum Streit. Und wer dann mutig gefochten und den Sieg errungen hatte, den krönte ein Kranz von Eichenlaub, und diese Blätterkrone galt mehr als eine goldene Fürstenkrone. Desgleichen, wenn die alten Deutschen über Krieg oder Frieden beraten wollten, so versammelten sie sich nicht zwischen den vier engen Wänden des Hauses, sondern sie kamen zusammen in einem größeren und schöneren Saale, dessen Boden ein grüner Teppich von Gras und Waldblumen, und dessen Säulen die hohen Eichbäume waren

Jetzt ist dieses alte, tapfere und starke Geschlecht deutscher Männer aus den Wäldern geschwunden, aber noch heute wie vor einem Jahrtausend hebt mit kräftigem Wuchse die Eiche ihr stolzes Haupt in die Luft, und herrliche Eichwälder sind noch immer unseres schönen Vaterlandes schönste Zier.

Wie ein tapferer Krieger, der nicht von seinem Platze weicht, steht die Eiche da, gehalten von kräftigen Wurzeln, die eben so stark sind, als die mächtigen Aeste und Zweige. Darum mag der Sturm toben, wie er immer will, der Eichbaum bietet ihm Trotz und rührt sich nicht. Auch seine Rinde ist eisenfest und so stark, daß sie den schwersten Hieben der Axt lange widersteht. So stark und fest das Holz, so schön ist der Schmuck der großen, zierlich in Wellenlinien ausgezackten, glänzend grünen Blätter, die wiederum alles andere Laub an Ausdauer und Festigkeit übertreffen, und obschon welk geworden, doch den Winter hindurch bis zum Frühling ausharren, wo das neue, junge Laub sie verdrängt.

Die Rinde der Eiche, besonders wenn man sie im Safte schält, hat scharfe und zusammenziehende Stoffe in sich, welche eine sehr gute Lohe zum Gerben des Leders geben. Der ganze Baum birgt solche zusammenziehenden Säfte, darum sind auch die jungen Zweige, die Blätter, ja sogar die noch nicht naß gewordenen Sägespäne eben so brauchbar. Nimmt man dem Baume seine Rinde, so wird er leicht krank und verkommt. Seine Hauptbestimmung ist ja, uns das vortreffliche Holz zu liefern, und diese Bestimmung soll der Mensch nicht willkürlich stören. Hat doch die Vorsehung eine andere Art der Eichen, die Korkeiche, wiederum dazu bestimmt, durch ihre Rinde dem Menschen nützlich zu sein, und diese Eiche verlangt denn auch, daß der Mensch recht fleißig ihr die Rinde abschält. Die Korkeiche ist immer mit grünen Blättern geschmückt und gedeiht nur in der wärmeren Luft des südlichen Europa. Sie wird so groß und stark, wie unsere gemeine Eiche, trägt eßbare Früchte und hat eine schwammige, leichte und lockere Rinde, die man Kork nennt. Man schält sie alle acht bis zehn Jahre vorsichtig ab, muß sich aber in acht nehmen, daß man das darunter liegende zarte Häutchen nicht verletzt, dann wächst sie immer wieder; denn bald nach dem Abschälen dringt ein Saft aus dem Baume, der sich an der Luft verhärtet und zu einem neuen Rindenkleide formt. Die Rinde der alten, schon mehrmals geschälten Bäume ist besser als die der jungen, welche noch nicht geschält wurden. Die Korkeiche wird über 150 Jahre alt, doch nur wenn man sie schält; unterbleibt solches, so stirbt sie schon im fünfzigsten oder sechzigsten Jahre ab.

Von den Eichen, welche in unserem nördlichen gemäßigten Klima vorkommen und besonders im deutschen Vaterlande so wohl gedeihen, unterscheiden wir zwei Arten, die Winter- oder Steineiche und die Sommereiche. Jene hat eine braune gefurchte Rinde, die aber an den jungen Zweigen weißlich und glatt ist, und ein mehr rötliches Holz. Sie bleibt etwas niedriger als die Sommereiche, aber ihr Holz ist das festeste und dauerhafteste und übertrifft alle anderen europäischen Hölzer an Ausdauer. Das schmälere Laub bricht etwas später hervor als bei der Sommereiche, und die Blüte erscheint erst am Ende des Mai. Die Eicheln wachsen traubenweise an kurzen Stielen, vier bis zwölf Stück bei einander, sind kleiner als bei der Sommereiche und reifen im November. Die Sommereiche bringt ihre Blätter und Blüten einige Wochen früher, trägt ihre Früchte an langen Stielen und bringt sie im September und Oktober zur Reife. Ihr Holz ist weißer und blasser, wird aber im Alter schwärzlich; ebenso ist auch die Rinde auswendig schwärzlich, aber oft mit weißlichem Schimmel überzogen.

Wenn man die Eichen, gleich nachdem sie gefällt sind, ins Wasser legt und sie drei Jahre lang liegen läßt, so wird das Holz bei dem späteren Gebrauche nie rissig. Kein anderer Baum ist so zum Schiffbau geeignet wie unsere

Eiche; kein anderes Hausgeräte ist so auf Jahrhunderte brauchbar wie das aus dem Eichenholze gefertigte. Selbst das schwere und dichte Mahagoniholz wird von dem Eichenholze an Dichtigkeit und Schwere übertroffen.

Wenn man die riesigen Eichbäume im einzelnen betrachtet, und dann gewahr wird, wie jeder Baum eine Menge lebender Wesen beherbergt, wie die Rinde mit Moosen und Flechten bedeckt ist, wie Epheu und andere Schlingpflanzen an dem breiten Stamme wie an einer Mauer emporranken, wie der Nußhäher sein Nest in den Ritzen des Stammes künstlich versteckt und von den Eicheln seinen Wintervorrat anhäuft, wie die Prozessionsraupe auf den Zweigen und an den Stämmen eine geräumige Wohnung für hunderte ihres Geschlechts spinnt und truppweise ein- und auszieht, wie das flinke, zarte Eichhörnchen sich in dem Laubdache tummelt, und der starkknochige, blutdürstige Luchs auf seine Beute lauert, um von einem bequemen Aste herabzuspringen: so kann man wohl sagen, jede Eiche sei eine Welt im kleinen.

Wohl jeder hat auch schon die runden, oft hübsch rotbackigen Galläpfel an den Eichblättern bemerkt und abgepflückt. Diese Galläpfel, so wichtig für die Bereitung der Tinte und für die Färberei, verdanken ihren Ursprung der Eichenblatt-Gallwespe, die gleichfalls auf der Eiche ihre Heimat hat. Im Herbst bohren die Weibchen mit ihrem Stachel in die Pflanzenteile und legen in die gemachte Oeffnung ihre Eier. Durch den Reiz des scharfen Saftes, der bei dieser Gelegenheit hineinfließt und durch den Lebensreiz der Eierchen schwellen die gestochenen Teile an, und so entstehen die runden, kleinen Aepfel. Eine Art dieser kleinen Fliegen, die man auch Eichenbohrer nennt, legt ihre Eier in die Blüten und in die noch zarten Früchte; sie heißt „Knopper-Gallfliege". Die andere Art legt ihre Eier in die jungen Knospen der Eichenzweige und eine dritte in die Blätter der Eichen. Die beiden letzten Arten sind auch bei uns einheimisch, aber ihre Galläpfel sind nicht viel wert; während die „Knoppern" der ersten Art, welche im südlichen Europa und in der Levante zu Hause ist, sehr geschätzt werden. Die levantischen Knoppern haben vor allen anderen den Vorzug; doch schätzt man auch diejenigen, welche aus Ungarn, Kroatien und Slavonien kommen, wo sie in solcher Menge wachsen, daß man jährlich für mehr als hunderttausend Gulden nach auswärts verkauft.

Die Linde.

Hermann Jäger.

Kein Baum ist in den deutschen Landen so volkstümlich wie die Linde. Sie ist und bleibt des Volkes Liebling. Davon zeugt ihre häufige Anpflanzung, davon zeugen die Volkslieder aller Zeiten. Die Linde ist des Volkes Freund und Nachbar, sein Genosse in Lust und Leid, auf dem Tanzplatze wie auf dem Kirchhofe. Es hegt und pflegt keinen anderen Baum ohne besonderen Nutzen, nur, weil es ihn liebt und schön findet. Wenn der nützliche kleinere Baum zum Hausbaum geworden ist, so ist die mächtige Linde so recht eigentlich der Gemeindebaum, das allgemeine Eigentum, die Freude aller. Nur auf Burgen und in Klöstern war die Linde Hausbaum. Dort wurde der Gast im Sommer bewirtet. Unter der Linde wurde gezecht, gespielt, erzählt. Dort wurde der reisende Spielmann angehört.

Die Linde gehört nicht in den wilden Wald und wird dort mißachtet und unterdrückt; sie liebt, wie die Nachtigall und die Schwalbe, die Nähe des Menschen, weil sie hier gesichert, begünstigt und geachtet wird. Die Linde hat eine so ungeheure Lebensfähigkeit und Zähigkeit, Schicksale zu ertragen, wie kein

anderer Baum. Sie läßt sich den Kopf abschlagen, um alsbald einen, noch häufiger mehrere neue zu bilden. Ihrer Aeste beraubt und als trauriger Stumpf dastehend, verjüngt sie sich kräftig und bildet in wenigen Jahren eine neue Krone. Sie läßt sich in fremden Boden verpflanzen und gewöhnt sich überraschend schnell an den neuen Standort, auch dort Schönheit und Duft verbreitend. Jeder Hauptast ist fähig, den Stamm fortzusetzen, jede Knospe, einen neuen Stamm zu bilden. Als alter Baum innen ganz hohl, lebt sie noch Jahrhunderte und ersetzt nach außen an Holzwuchs, was sie am Kerne verlor. Ja, der innerlich faule, ausgehöhlte Stamm sendet aus dem gesunden Holze Wurzeln in sein Inneres, und so bildet sich im Stamme selbst daraus ein neuer Stamm. Durch Sturm und Blitz ihrer stärksten Aeste, ja der Hälfte des Stammes beraubt, grünt und blüht sie dennoch fort. Sie nimmt willig fremde Formen an und läßt sich in der Zucht der Gartenschere halten, ohne die Fähigkeit zu verlieren, nach jahrelanger Schererei ein großer, lebenskräftiger Baum zu werden. Und ihre herrlichen Blüten, zu welchen tausend und aber tausend Bienen fliegen, um köstlichen Honig zu saugen, welche die ganze Gegend durchwürzen, — sind sie nicht ein Bild des deutschen Geistes? —

Allgemein deutsche Sagen von Bedeutung gibt es nicht von der Linde, dagegen viele örtliche. Blutlinden, Femlinden, Geisterlinden, Gerichtslinden u. s. w. gibt es viele. Noch häufiger sind die heiligen Linden, da es sehr gebräuchlich war, die Linden als Bildstöcke für Marien- und Heiligenbilder zu benutzen. Mehrere Orte haben von solchen Linden ihren Namen erhalten, z. B. Heiligenlinde in Ostpreußen. Das Kloster Mariaschein in Böhmen hat eine heilige Linde, die vom Kreuzgange des Klosters umgeben wurde. Ueberhaupt sind die Linden von jeher mit heiliger Scheu geschont worden, und mancher bedeutende Park wurde wegen eines solchen Baumes verändert. Jeden anderen Waldbaum würde man als Hindernis weggeschlagen haben, höchstens hätte er in einem anderen Park Schonung erhalten.

Noch mehr als ein Sagenbaum ist die Linde ein Gedenkbaum. Unsere Vorfahren pflanzten Linden, um ein merkwürdiges, freudiges Ereignis zu bezeichnen. Die Linde wächst nämlich schon während eines Menschenalters zu einem ansehnlichen Baume heran, so daß die Erinnerung noch besteht, wenn derselbe schon groß ist. Linden, an welche sich wichtige Ereignisse knüpfen, gibt es und gab es viele, besonders in der Schweiz, so z. B. die Linde in Altdorf, welche den Tellsschuß sah. Geringe Veranlassungen zum Pflanzen von Linden kommen fast in jeder Stadt vor. Auf den Dörfern werden noch immer Erinnerungslinden gepflanzt, während die Städte nach Denkmälern von Erz und Stein trachten.

Endlich ist die Linde der Baum der Freude und Jugendlust und der Baum des Todes. Um die Dorflinde tanzt die Jugend, und die Linde beschattet den Friedhof und umgibt die Kirche. Die Linde ist ein schöner Baum, wird groß, hat herrlich duftende Blüten, die sogar heilsam sind, und was wohl besonders hervorzuheben ist, sie wächst verpflanzt sehr leicht an und verträgt viel, — genug Eigenschaften, um einen solchen Baum vorzuziehen. Aus demselben Grunde wurde die Linde auch ein Baum der Zusammenkünfte. Die Linde verbreitet weit dichten Schatten, unter ihr ist es trocken, der Stamm bildet einen guten Hintergrund für den Sprecher, daher ihr Wert für Volksversammlungen. Eine verabredete Zusammenkunft kann auch keinen besseren Platz haben, denn die Dorflinde ist mit keinem Baume zu verwechseln. Noch jetzt finden Mai-, Pfingst- und Kirmestänze in Deutschland fast allgemein unter der Linde statt. Der Baum ist dann meist mit Steinen umgeben, und oft sind die ausgestreckten Aeste mit

Säulen unterstützt und diese wieder durch Gebälk verbunden, so daß eine Art Gebäude entsteht, welches bei schlechtem Wetter gedeckt werden kann. Solche Dorflinden sind nicht immer stolze Bäume mit schönen Kronen, sondern viel häufiger verstümmelt, so daß sie eigentlich nur eine Art Laube bilden, und die oft geköpften Aeste endlich die Gestalt eines vielköpfigen Ungeheuers bekommen.

Die Linde ist erhaben und lieblich zugleich, erhaben und edel durch ihren riesigen Wuchs, während ihre äußere Blüte stets den Eindruck der weiblichen Anmut macht. Schon der Name Linde deutet auf Weichheit und Anmut. Lind bedeutet weich, mild, lieblich und angenehm, und lind ist ihr Blatt, lind ihre Sprache im Winde, jenes liebliche Flüstern.

19. Der Kaffeebaum.

Heinrich Stahl.

Der Kaffeebaum erreicht in Arabien eine Höhe von $4^1/_2$ bis 6 Meter. Die Zweige stehen sich gegenüber, die Blätter, welche etwas den Lorbeerblättern gleichen und wie diese immergrün sind, ebenfalls. Die weissen, balsamisch duftenden, dem Jasmin ähnlichen Blüten sitzen auf kurzen Stengeln in den Winkeln der Blätter gehäuft. Die länglichen, fleischig weichen Beeren sind erst grün, dann rötlich und glänzend rot; mit der Reife werden sie purpurfarbig, bräunlich und trocknen zusammen, wo dann die beiden Kerne der Beere, die Bohnen, hart werden und hellgrün sind.

Der Kaffeebaum blüht schon im zweiten Jahre, nach vier bis fünf Jahren wird die Lese erst beträchtlich. Bei ganz ausgewachsenen Bäumen beläuft sich der Ertrag bisweilen auf ein Pfund Samenkörper. Da der Kaffeebaum acht Monate im Jahre blüht, so erntet man fast das ganze Jahr hindurch, in der Regel jedoch werden drei Lesen gehalten. Die abgepflückten Beeren setzt man den Strahlen der Sonne aus, die sie in wenigen Tagen vollständig eintrocknen. Ist dies geschehen, so werden sie in eine Art Walzmühle geschafft, welche das vertrocknete Fleisch zum Abspringen bringt, und nachdem der Kaffee zuvor noch durch Schwingen von allen Unreinigkeiten und fremden Bestandteilen befreit ist, wird er in Säcke verpackt und verschickt.

20. Der Theestrauch.

Karl Vogel.

Die Pflanze, welche die gewöhnlichen Theearten liefert, die bei uns in den Handel kommen, ist ein Strauch, der, wenn er sich selbst überlassen bleibt, eine Höhe von 3 bis 3,75 Meter erreichen kann, unter der Kultur aber im allgemeinen nur 1,5 bis 1,8, ja an mehreren Orten nur 0,6 und 0,9 Meter hoch wird. Das Vaterland des Theestrauches ist im südlichen gebirgigen China zu suchen; außerdem wird seine Kultur schon seit längerer Zeit auch in Japan betrieben. Den Versuch ihn nach anderen Gegenden zu versetzen, hat man mehrfach, aber nicht immer mit gutem Erfolge gemacht; denn wenn auch die Pflanze die Versetzung in einen anderen Boden verträgt und Theestrauch bleibt, so ist doch der eigentümliche Duft dahin.

Die Kultur des Theestrauches und der Gebrauch seiner Blätter zur Herstellung eines warmen gesunden Getränkes ist in China und Japan sehr alt. Er ist dort unentbehrliches Bedürfnis geworden; denn wer es haben kann, trinkt dort den ganzen Tag über und bei allen Nahrungsmitteln Thee. In Europa ist der Gebrauch des Thees schon seit mehr als hundert Jahren allgemeiner geworden. Vor dem 17. Jahrhundert war der Thee gar nicht bekannt. Rußland und Holland scheinen die Länder zu sein, wo man zuerst mit ihm bekannt wurde. Eine russische Gesandtschaft erhielt nämlich Thee für ihre

Geschenke an Zobelfellen und brachte diese, wie es ihr schien, sehr unnütze Ware nach Moskau mit, wo sie Beifall fand. Von den Holländern wird erzählt, daß sie den Salbei, eine Pflanze, die früher als Heilmittel in hohem Ansehen stand, nach China brachten und dafür Thee eintauschten. Erst später fand er in England Eingang. Wie die Rebe liebt der Theestrauch hauptsächlich Berggelände, die sich wegen ihrer Lage zum Kornbau nicht eignen. Die Stellen, welche die schönsten Sorten hervorbringen, haben ganz bestimmte Grenzen. Geschick und Sorgfalt sowohl in der Bestellung des Bodens, als in der Bereitung des Erzeugnisses sind zur Produktion von gutem Thee ebenso erforderlich, als zu der von gutem Weine. Wie in Bezug auf letzteren nur den zivilisierten Nationen Europas es gelungen ist, ein gutes Produkt herzustellen, ebenso ist es im Orient mit dem Thee der Fall, dessen gute Kultur von der Geschicklichkeit und dem Gewerbefleiße der Chinesen abhängig ist. Uebrigens wird er in größeren und kleineren Anlagen gezogen, wo die Sträucher regelmäßig in Reihen stehen; aber außerdem findet man ihn in Japan auch längs der Grenzen der Felder, als Hecken, zum eigenen Hausbedarf der Bewohner angebaut.

Die Blätter werden dreimal im Jahre eingesammelt; die ersten und zartesten geben den besten Thee (Kaiserthee). Hierauf werden die Blätter getrocknet. Dies geschieht, indem man sie auf eiserne Pfannen legt, die in kleinen Oefen über gelindes Feuer gesetzt werden, damit sie ganz allmählich trocknen. Bei jeder Pfanne ist ein Mensch angestellt, der die Blätter mit der bloßen Hand umwenden muß. Jedesmal, wenn er sie in die Hand nimmt, rollt er sie zugleich zusammen, und auf diese Weise bekommen die Theeblätter die gekräuselte, gedrehte Form, unter der sie in den Handel kommen. Wenn nur dieses Verfahren angewendet wird, so nennt man die Zubereitung den trockenen Weg; auf dem nassen Wege geschieht dieselbe so, daß die Theeblätter zuerst in ein eisernes Sieb gelegt und über kochendes Wasser gehalten werden, dessen Dämpfe in das Sieb hinaufsteigen, die Blätter durchdringen und verändern, worauf sie auf gleiche Weise wie die anderen getrocknet werden. Die getrockneten Blätter werden entweder in diesem Zustande in Kisten von Holz oder Blei verpackt, — denn nur in wohlverschlossenen Gefäßen behält der Thee sein Aroma, — oder nach Vermischung mit Ochsen- und Schafblut oder Fett zu einer Art Kuchen geformt, — der sogenannte Ziegelthee, der im nördlichen Asien sehr verbreitet ist —; im südwestlichen China kommt der Thee auch in runden Kugeln vor (Kugelthee). — Die ersten Produzenten verkaufen den Ertrag ihrer Ernten an Kleinhändler und diese wieder an die großen Kaufleute. Der Seehandel mit diesem wichtigen Artikel liegt fast ganz in den Händen der Engländer und Holländer. In China und Japan ist der Thee, wie schon erwähnt worden, Nationalgetränk im eigentlichsten Sinne des Wortes. Er wird von allen, vom Kaiser bis zum Geringsten, genossen; er wird bei allen Mahlzeiten zu jeder Zeit des Tages getrunken; er wird jedem Gaste angeboten; er wird überall auf Straßen und Wegen in Theeschenken verkauft. Thee zu bereiten und ihn mit Anstand zu servieren gehört in China mit zu einer guten Erziehung und wird gelehrt, wie die Fecht- und Tanzkunst in Europa.

21. Zwei Gräser.

G. Schnädelbach.

Alle Gräser, außer den allgemein vorkommenden kleinen Grasarten, welche wir Weidegräser nennen, lassen sich in Rohrgräser und Getreidegräser einteilen.

Die Rohrgräser sind die Riesen in der Familie der Gräser. Schon unser gemeines Rohr, welches sich häufig an Teichen und Seen zeigt, erreicht

öfters eine Höhe von 2½ Meter. Das Zuckerrohr wird 2½—3½ Meter hoch. Und von den 40 bis 45 Bambusrohrarten, welche von den Tropenländern erzeugt werden, steigen einige 19—25 Meter hoch empor und werden dabei am Grunde 10—16 Centimeter und darüber dick. Zu diesen gehört z. B. das gemeine Bambusrohr, das in ostindischen Sümpfen und Flüssen wächst.

Unser gemeines Rohr dient nicht nur vielen Insekten und Vögeln zum Aufenthalt, sondern es wird auch zu Matten, zu Blättern für Webstühle, zum Verrohren der Wände und Decken unserer Häuser und zu anderen Zwecken verwendet. So und in ähnlicher Weise werden auch die Bambusarten, die übrigens auch die schönen Bambusrohre zu Spazierstöcken liefern, benutzt. Die stärksten Schäfte braucht man als ein leichtes, aber dennoch sehr dauerhaftes Bauholz. Außerdem geben die jungen Bambussprossen eine gute Speise. — Nützlicher und merkwürdiger ist für uns in mannigfacher Beziehung das Zuckerrohr, Dieses, durch Größe und Schönheit ausgezeichnet, hat eine ausdauernde, gegliederte, durch viele Wurzelfasern büschelige Wurzel, aus der sich mehrere aufrechte Halme mit vielen Knoten erheben, welche innen mit einem süßen Marke erfüllt sind und 2—5 Centimeter dick werden. Die 1—1½ Meter langen Blätter sind 5 Centimeter breit, stehen in 2 Reihen am Halme und sind mit einem helleren Streifen in der Mitte geziert. Die große pyramidale Blütenrispe steht aufrecht, und die einzelnen Blättchen sind von langen, seidenartig glänzenden Haaren umgeben. Durch das Abfallen der unteren Blätter erhält der Halm das Ansehen einer Palme. Das Zuckerrohr wird durch gepflanzte Rohrstücke vermehrt und braucht vom Pflanzen bis zur Reife fast 16 Monate Zeit, alsdann wird es abgeschnitten und zerquetscht, so daß der Zuckersaft herausfließt. Durch Abkochung mit Lauge, Kalk und Ochsenblut oder Eiweiß werden die unbrauchbaren Stoffe aus dem Zuckerrohrsaft ausgeschieden und der reine Zucker hergestellt, wie wir ihn in verschiedenen Sorten genießen. Der Sirup ist derjenige Teil des Rohrsaftes, welcher bei der Reinigung desselben als unkristallisierbarer flüssiger Zucker abfließt. Aus dem Sirup erhält man durch Destillieren den Rum. Das Zuckerrohr soll von den Ufern des Euphrat und einigen anderen Gegenden Asiens herstammen. Es wächst jetzt in beiden Indien und in Afrika in heißen und feuchten Gegenden ohne Pflege. Das Streben der Menschen nach Gewinn kommt auch hier der Natur durch förmliche Pflanzungen, die man Zuckerplantagen nennt, zu Hilfe.

Das Zuckerrohr ist nun zwar nicht das einzige Gras, welches Zuckersaft enthält; aber in keiner Art, ja in keinem aller Gewächse der Erde ist der Zuckerstoff so reichlich enthalten, wie im Zuckerrohr. Deutschland kann der Beschaffenheit seines Klimas wegen keinen Zucker bauen, und die Südeuropäer haben seine Gewinnung für den Handel wieder aufgeben müssen, da ihn die Amerikaner in großen Massen billiger liefern. Seit 1562 wird der Zucker in Amerika gebaut, und nach 200 Jahren lieferte Jamaika jährlich im Durchschnitt allein 542988 Zentner.

Weit wichtiger als die Rohrgräser sind für uns die **Getreidegräser**. Das sind diejenigen großsamigen Arten der Grasfamilie, deren Früchte sich durch ihren Mehlreichtum auszeichnen und sich als vorzügliches Nahrungsmittel für den Menschen eignen. Zu ihnen gehören: der **Weizen**, der **Roggen**, die **Gerste**, der **Hafer**, die **Hirse**, der **Mais** und der **Reis**.

Die einzige bei uns nicht wachsende Getreideart ist der Reis. Er hat einen festen rohrartigen Halm von 90 bis 120 Centimeter Höhe, welcher überall kahl und teilweise von langen Blattscheiden eingehüllt ist. Seine Blätter sind

30 bis 45 Centimeter lang und 1 bis 3 Centimeter breit, oben glatt, unten aber und am Rande scharf. Anfangs ist seine fast einseitliche Rispe aufrecht, nach der Blüte etwas überhängend. Die Spelzen sind kahnförmig mit kurzer oder langer Granne versehen. Seine Blümchen sind blaßstrohfarben. Die Körner sehen, wenn sie enthülst sind, weiß und glasig aus.

Der Reis ist die mehlreichste und schwerste Getreideart. Ein Scheffel Hafer wiegt etwa 100 Pfund, Gerste 140 Pfund, Roggen 160 Pfund, Weizen 170 Pfund, Reis 200 Pfund.

Der Reis stammt aus der Heimat des Menschengeschlechts, aus Südasien, und bildet seit den ältesten Zeiten fast die einzige Nahrung des gemeinen Volkes von Indien, China und den indischen Inseln. Jetzt wird er auch viel in Amerika und Südeuropa angebaut. Ja, in den Morästen von Südcarolina erwächst er viel schöner und größer als in seinem Vaterlande. In heißen Ländern verlangt er viel Feuchtigkeit, deshalb legt man die Reisfelder so an, daß man sie mehrere Fuß unter Wasser setzen kann. Man sieht alsdann nur die Rispen über die Wasserfläche hervorragen. In einem gemäßigten Klima ist das nicht notwendig; denn er wird selbst in den kühleren Berggegenden von Indien ohne Bewässerung gebaut; nur trägt er da nicht so reichlich, als in den heißfeuchten Tiefebenen. In der Lombardei wird er mit und ohne Bewässerung mit Erfolg gebaut.

Der Reis, der auch das Lieblingsgericht des Elefanten ist, wird zwar nicht zum Brotbacken in unserer Weise, wohl aber zur Bereitung der verschiedensten Gerichte benutzt. Auch wird aus Reis der Arak (Reisbranntwein) destilliert. Sein Stroh wird zur Verfertigung von Hüten und Matten vielfach benutzt.

22. Die wunderbarste Befruchtung einer Blüte.

Aron Bernstein.

Die Blüte, deren Befruchtung am wunderbarsten von allen bekannten Befruchtungsarten vor sich geht, gehört einer Giftpflanze an, welche den Namen Osterluzei führt, und die man sonst wohl an Zäunen und Kirchhofsmauern unbeachtet lässt, die aber der Naturforschung nicht entgangen ist, welche den Gesetzen und Wundern der Natur nachspürt.

Die Blüte dieser Pflanze ist eigentümlich beschaffen, der Kelch sieht fast wie eine geschlossene Tulpe aus, besteht aber nicht aus sechs Blättern wie die Tulpe, sondern aus einem einzigen Blatte, das einen verschlossenen Behälter bildet, zu dem sich nur oben an der etwas umgebogenen Spitze ein kleiner Eingang befindet. Inwendig in diesem verschlossenen Raume sind nun zwar Fruchtknoten und Staubbehälter, aber die Behälter des Fruchtstaubes sitzen nicht auf Staubfäden, die zur Narbe gelangen können, sondern sind unten fest angewachsen an dem sehr stark ausgebildeten weiblichen Stempel. Eine Befruchtung dieser Blüte gehört daher beinahe zu den Unmöglichkeiten, da die Blüte fast völlig verschlossen ist und der Wind nicht hinein kann. Ueberdies tritt das Vermittlergeschäft des Windes nur dort hauptsächlich ein, wo Männchen und Weibchen in zwei verschiedenen Blüten oder auf zwei verschiedenen Bäumen oder gar in zwei verschiedenen Gegenden wohnen, in welchem Falle die Natur die Vorsorge getroffen hat, das Männchen mit ausserordentlich vielem Befruchtungsstaub auszustatten, so dass oft viele Millionen Staubkörnchen ohne Schaden verloren gehen können und es genügt, wenn nur immer ein einziges von einer ganzen Million zur weiblichen Blüte geführt wird.

In der Pflanze, von welcher wir sprechen, spielt nicht der Wind die Rolle eines Befruchtungsgehilfen; aber ein Insekt übernimmt sie unter den

wunderbarsten und unglücklichsten Verhältnissen, um der Natur zu helfen, wo sie scheinbar so unbeholfen ist. Leider findet das Insekt einen sehr schlimmen Lohn für seinen Liebesdienst; es bezahlt ihn mit seinem Leben.

In dem Kelch der tulpenartig geschlossenen Blüte ist nur oben eine kleine Oeffnung, und durch diese schlüpft alljährlich ein bestimmtes Insekt hinein, angelockt von dem süssen Duft, den die Blüte inwendig trägt. Der Weg hinein geht auch ganz gut, obgleich die verschlossene Hülle der Blüte inwendig mit langen Härchen besetzt ist, denn diese Härchen laufen alle nach abwärts und hinein in den Kelch, wie die Eisendrähte einer Mausefalle. Ganz aber so, wie die Maus in die Falle hineingehen kann, weil sie mit ihrem Körper die Drähte auseinander drängt, jedoch nicht wieder hinaus, weil die Drähte hinter ihr den Ausgang versperren, ganz so geschieht es mit den Haaren dieser Blüte. Sie stehen so, dass sie beim Hineingehen des Insekts zurückweichen und das Tierchen bequem nach dem Strich zu den Befruchtungsteilen der Blüte gelangen lassen. Hier nun geniesst das arme Tier die letzte Mahlzeit nach Herzenslust, sobald es aber hinaus will, findet es die Oeffnung durch die Haare verschlossen, es versucht vergebens, gegen den Strich den Weg in die Freiheit zu gewinnen, es sieht, es ist gefangen, und fängt nun an, angstvoll herumzuflattern, und erregt in der Todesangst und Pein eine solche Erschütterung in der Blüte, dass die Staubbehälter aufspringen und der Staub herumfliegt und so auf die Narbe des weiblichen Teiles der Blüte gelangt, um diese zu befruchten.

Sicherlich würde es uns sehr freuen, wenn wir den Lesern sagen könnten, dass nach der geschehenen Befruchtung die Haare, die den Ausgang verschliessen, sich umkehren, und das in Todesangst schwebende Tierchen, das einen so wichtigen Dienst geleistet, nun aus der Gefangenschaft lassen, allein wir bedauern es sagen zu müssen, dass die Natur nicht immer so dankbar ist, als wir es wünschen, und auch unser armes Tierchen muss es erfahren, denn es erlangt die Freiheit nicht wieder, sondern findet in dem verschlossenen Gefängnis sein Grab und man findet es tot in dem grausen Kerker, den es mit so vieler Lebenslust betreten hat.

23. Das Salz.

Unter den Salzen herrscht eine große Verschiedenheit. Da gibt es den Salpeter, der als ein Hauptbestandteil des Schießpulvers bekannt ist; ferner die Soda, vermittelst welcher aus Talg und anderem Fett die zur Reinigung der Wäsche und der Haut unentbehrliche Seife bereitet wird; den grünen Eisenvitriol, der durch die Verbindung von Eisenteilchen mit Vitriol oder Schwefelsäure entstanden ist und, wie auch der blaue Kupfervitriol, in Färbereien vielfach angewendet wird. Von dem weißen, fast durchsichtigen Alaun wird ebenfalls beim Färben Gebrauch gemacht; auch bei der Bereitung der gewöhnlichen schwarzen Tinte, sowie bei einer bestimmten Art der Gerberei kann er nicht entbehrt werden. — Das wichtigste unter allen Salzen ist und bleibt jedoch das Kochsalz. Jede Haushaltung muß es ja gebrauchen; „wo kein Salz im Hause ist, da fehlt es an dem besten Gewürz“, sagt das Sprichwort.

Das Kochsalz gewinnt man entweder aus dem Meerwasser, oder aus Steinsalzlagern, oder aus Salzquellen. Die Gewinnung des Salzes aus Meerwasser kann nur in solchen Küstenländern mit Vorteil geschehen, wo die warme Luft ein rasches Verdampfen des Wassers befördert. Man leitet daselbst das Meerwasser im Sommer in große Becken und aus diesen in Kanäle, die eine geringe Tiefe und eine große Oberfläche haben. In letzterem verdampft das Wasser in kurzer Zeit und läßt das Salz zurück, das nun herausgenommen wird.

Aus Steinsalzlagern erhält man das Salz auf zweierlei Weise. Man bearbeitet dieselben entweder bergmännisch, wie es z. B. in Wieliczka oder zu Staßfurt in der Provinz Sachsen geschieht, worauf alsdann das reine Salz gleich verpackt und in den Handel gebracht werden kann, das unreine aber erst aufgelöst und durch Abdampfen der Auflösung rein gewonnen werden muß; oder man bohrt ein Loch bis mitten in das Steinlager hinein, setzt in dieses eine kupferne, aus mehreren einzelnen Teilen bestehende Röhre, deren unterster Teil einen Boden hat und seitwärts mit vielen Löchern versehen ist. Zwischen dieses Rohr und die Wand des Bohrlochs leitet man hierauf einen Bach, dessen Wasser beim Hinunterfließen soviel Salz aufnimmt, daß eine gesättigte Auflösung entsteht, in welcher der andere Teil der Röhre sich befindet. In dieser ist nun, wie in einem gewöhnlichen Brunnen, ein Pumpwerk angebracht, vermittelst dessen die Salzauflösung heraufgepumpt wird.

Salzquellen entstehen, wenn das Regenwasser durch natürliche Erdspalten in ein Salzlager gelangt und an tiefer gelegenen Stellen wieder zu Tage tritt. Den Gehalt solcher Quellen an Salz untersucht man durch eine Salzspindel oder Salzwage. Dies ist eine dünne, gläserne Röhre, welche sich unten in eine Kugel erweitert und welche durch den Punkt, bis zu welchem sie in die Flüssigkeit einsinkt, anzeigt, wieviel Salz diese enthält. Je weniger tief sie sinkt, desto mehr Salz ist in der Auflösung vorhanden. Hat man auf diese Art gefunden, daß die Quelle oder Sole, wie man sie nennt, so reich ist, daß man mit Vorteil ein Salzwerk hier anlegen kann, so wird sie an ihrem Ursprung eingefaßt, d. h. mit einer Mauer oder mit wasserdichten Bohlen umgeben und durch ein Dach gegen das Regenwetter geschützt. In der Regel wird die Sole aus der Quelle oder dem Brunnen heraufgepumpt, und, wenn sie salzreich genug ist, sogleich gesotten. Ist sie aber nicht reich genug, so daß es sehr viel Holz kosten würde, um genug Wasser von den Salzteilen abzudampfen, so läßt man zuerst einen Teil des Wassers in der Luft verdunsten. Man nennt dies Verfahren daher Gradieren, weil die Sole dadurch, daß sie an Wasser verliert, in ihrem Salzgehalte einen höheren Grad erreicht. Das Gradierwerk oder Gradierhaus besteht aus einem sehr langen, oben bedeckten Schuppen, in welchem zwischen besonderen Gerüsten mehrere Wände von dicht übereinander geschichteten Schwarzdornreisern sich erheben. Ein Wasserbehälter, der über diese Wände hinläuft, nimmt die heraufgepumpte Sole auf und leitet sie in besondere Tröpfelrinnen, die mit einer großen Anzahl von Einschnitten versehen sind, durch welche die Sole heraus- und über die Dornen hinabrinnt. Hierbei verdunstet sehr viel Wasser, und ist endlich die Sole in dem unteren großen Behälter angekommen, so pumpt man sie nochmals in die Höhe, um durch abermaliges Herabtröpfeln noch mehr Wasser zum Verdunsten zu bringen.

Die gradierte Sohle wird nun aus dem unteren Behälter (dem Solekasten) durch Röhren in das Siedehaus geleitet und in eiserne Siedepfannen gepumpt. Diese haben in manchen Salzsiedereien eine Länge von 10 Metern und eine Tiefe von ½ Meter. Unter ihnen befinden sich Herde, durch deren Feuer die in die Pfannen eingepumpte Sole zum Kochen gebracht wird. Bei diesem Kochen sondern sich Kalkteile und allerlei Unreinigkeiten aus, teils als Schaum, der fleißig abgenommen wird, teils als Bodensatz, den man mit hölzernen Krücken herausschafft. Ist genug Wasser verdampft, so zeigen sich kleine Salzkristalle auf der Oberfläche der Sole, und nun vermindert man das Feuer. Das Salz, welches sich jetzt von der Flüssigkeit ausscheidet und in Kristallen

zu Boden sinkt, wird mit den Krücken herausgenommen, in Körbe gepackt und in die Trockenkammer geschafft, wo man es auf Hürden schüttet und liegen läßt, bis es trocken ist. Hierauf wird es in Fässer gepackt und versandt.

24. Torf, Braunkohle und Steinkohle.

Jede Gegend unseres deutschen Vaterlandes hat ihre besonderen landschaftlichen Eigentümlichkeiten. Wenn man in dem schlesischen Gebirge wandert, so bekommt man den Eindruck eines kahlen Gebirgslandes; die gewaltigen Bergmassen treten in den Vordergrund und drängen alle Lieblichkeit der Landschaft zurück. Wie ganz anders ist es im rheinischen Schiefergebirge. Allerdings tritt uns auch hier die Mannigfaltigkeit und Großartigkeit der Gebirgsformen entgegen, aber was uns an dem Bilde, das eine Rheinlandschaft bietet, am meisten auffällt, das sind die zerfallenen, epheuumsponnenen Burgruinen, die altersgrauen Städte und Städtchen, die friedlichen Winzerdörfchen und vor allem die weinumrankten Bergeskuppen. Wenden wir uns in ein anderes Bergland, in die Grafschaft Mark, so sehen wir die rauchenden Schornsteine und Schlote der Fabriken, wir hören das rastlose Pochen der Eisenhämmer, das Getreibe der Schleif- und Poliermühlen. So erscheint uns diese Gegend als ein Landstrich, in dem der Gewerbefleiß bis zur höchsten Blüte gediehen ist.

Setzen wir unseren Wanderstab weiter fort in die nördlicheren Gaue unseres Vaterlandes, nach dem nördlichen Teile der Provinz Hannover, nach Friesland, nach den Niederlanden, und achten wir hier auf das Eigentümliche der Landschaft, so bekommen wir mit wenigen Ausnahmen den Eindruck einer ungeheuren Oede, einer traurigen Einsamkeit. Wir finden da unabsehbare Heiden, schwere Marschen, unfruchtbare Geestländer und vor allem die dunkeln Streifen der Moore und Sümpfe. Versetzen wir uns einmal in das norddeutsche Tiefland mit seinen unübersehbaren Heideflächen, in denen unser Auge nur dann und wann der vereinzelten Hütte eines Kätners begegnet oder sich mit wahrem Entzücken nach der langen Eintönigkeit selbst an dem Anblick eines Gebüsches von verkümmerten Kiefern erfreut — versetzen wir uns besonders hinein in jenes große Bourtanger Moor in Holland, das mit seinen angrenzenden Mooren einen Raum von ungefähr 60 Quadratmeilen bedeckt! So weit das Auge reicht, breitet sich vor und hinter uns eine graubraune Fläche aus, deren fernste Grenzen mit dem Himmel zusammenzufließen scheinen. Kein Farbenwechsel erfreut das Auge; denn selbst die wenigen Heidekräuter, die hier gedeihen und verkümmerte Blüten tragen, sind angehaucht von jener eintönigen Grundfarbe, die alles zu überziehen scheint. Halbdurchsichtige Nebelschleier wogen und schleichen gespenstisch über die Fläche und lassen nur zuweilen ein Stückchen blauen Himmel durchblicken. Todesschweigen herrscht über dem Moor. Hier weidet keine Kuh, kein Reh lenkt seine schüchternen Schritte in die traurige Oede, deren Boden selbst unter dem leisesten Tritte schwankt und zittert; hier singt kein Vogel, knarrt kein Wagen, erschallt keine fröhliche Menschenstimme. Selbst die schwarzen Moorbäche fließen träge in ihrem schlammigen Bette dahin, und in mattem Glanze schimmern die offenen Wasserstellen, die trichterförmig in die Tiefe reichen.

Eine ununterbrochene Fläche bilden die Heidemoore aber doch nicht. Dort, nicht drei Meter von uns, erhebt sich etwa dreißig Centimeter hoch über die Erde ein allmählich ansteigender kleiner Hügel, der von lockerem Heidekraut gebildet zu sein scheint. Und dies ist in der That so. Die Heidekräuter haben nämlich die Eigentümlichkeit, daß sie an gewissen Stellen ungemein massenhaft auftreten. Da die Wurzeln dieser ungeheuren Pflanzenmenge alle in dem Boden Platz

finden müssen, so kann es nicht fehlen, daß der Boden dadurch aufgelockert wird; und da ferner eine so große Menge Wurzeln in der aufgelockerten Erde sich befinden, so ist es natürlich, daß der Boden sich wölbt. Diese kleinen Wölbungen, welche die Moorbewohner Bulte nennen, überrasen mit der Zeit und gewinnen damit an Festigkeit. Die Bulte haben für den Moorbewohner noch eine ganz besondere Bedeutung. Tritt nämlich feuchtes Wetter ein, so löst sich der Moorboden alsbald in einen zähflüssigen, schwarzen Teig auf, aus dem nur die Bulte wie kleine, grüne Oasen hervorragen. Diese werden jetzt von dem über das Moor Wandernden wie Pflastersteine benutzt, indem er mittelst einer Springstange von einem Bulte zum anderen springt. Springt er fehl, so sinkt er bis an die Knöchel oder gar bis an die Knie in den schwarzen, zähen Schlamm und es kostet ihm große Mühe, aus demselben wieder herauszukommen. Im Sommer trocknen diese Schlammstrecken zu einer harten Kruste zusammen, und aus dieser Kruste hervor wachsen Gräser mit scharfkantigen, schneidenden Blättern, z. B. das Wollgras oder die unvertilgbaren Torfmoose, die einer grünen Decke gleich die nackte Erdkruste überziehen.

Eigentliche Wege durch das Moor gibt es nicht. Nur im Sommer, wenn die Hitze alles ausdörrt, oder wenn der Winterfrost die Schlammassen zu einer einzigen verkittet hat, ist es gangbar; aber Wagen dürfen auch dann nur an wenigen Stellen auf das Moor gebracht werden, und wenn man Kühe über das Moor treiben will, so bindet man ihnen zuvor Bretter unter die Füße, damit sie nicht einsinken. Nur an solchen Stellen, wo sich ein dichter, filziger Rasen gebildet hat, weiden kleine Herden schwarzer Schafe, und Bienen umsummen die Heidekrautstriche der seltenen Geestinseln, auf denen der Moorbauer seine Wohnung hat.

Sehen wir uns nun den kärglichen Pflanzenwuchs der Moore etwas näher an, denn diese Pflanzen sind es vornehmlich, die für die Bildung des Pflanzentorfes wesentlich notwendig sind. Da ist zuerst eine Pflanze aus der Familie der Cypergrasgewächse, das Wollkraut, das auf seinem dreikantigen Halme einzeln stehende Aehrchen wiegt. Bei der Fruchtreife springt der Balg auf, und ein baumwollenartiger Flaum quillt heraus, der an seiner Fruchthülle hängen bleibt und im Winde flattert. Der Moorbewohner weiß diese feine Masse auf die mannigfachste Weise zu benutzen. Er dreht daraus Lampendochte für seinen Hausbedarf, oder er vermengt sie mit Schafwolle zur Anfertigung gewisser Zeuge. Als ein niederer Strauch, der auch im Winter grün bleibt, wuchert ferner die Moorheide, die mit ihren fleischroten oder lilafarbenen Blüten der düsteren Ebene einen freundlicheren Anblick verleiht. Besonders zahlreich ist aber das kleine, unscheinbare Torfmoos vertreten. Die ungeheure Menge, in der es auftritt, macht es erklärlich, daß es die Oberfläche des Moores wie mit einer dichten Filzdecke überziehen kann, die von großer Festigkeit ist, da die feinen Würzelchen desselben sich wie die Fasern eines Filzgewebes in den mannigfachsten Windungen durcheinander flechten. Diese Moosdecke erreicht sehr oft die Dicke von dreißig Centimeter und darüber. Dabei sind diese kleinen Moose so eigentümlich eingerichtet, daß sie nicht nur, trotzdem ihre Wurzeln in dem schwarzen Moorwasser vermodern, nach oben hin lustig fortwachsen, sondern daß sie auch die sich bildende schwarze Moorerde ansammeln können.

Diese drei unscheinbaren Pflanzenarten sind es vorzugsweise, die, wenn gewisse Verhältnisse eintreten, die Bildung von Pflanzentorf veranlassen. Wie diese Bildung bewerkstelligt werde, darüber konnten die Naturforscher lange Zeit nicht ins klare kommen. Erst in neuerer Zeit, nachdem man die Bestand-

teile des Torfes mit der größten Genauigkeit untersucht hat, ist man zu einer Vermutung gekommen, die den Vorzug der Wahrscheinlichkeit für sich hat.

Zunächst hat man sich gefragt: Unter welchen Verhältnissen kann sich das Torfmoos in Torf verwandeln? — Durch verschiedene Beobachtungen und Wahrnehmungen ist man zu der Antwort gekommen: Das Torfmoos verwandelt sich dann in Torf, wenn es lange Zeit von der Luft abgesperrt und unter Wasser erhalten wird, so daß es verkohlt. Wenn nun eine Heide, die von Moos überzogen ist, oft unter Wasser steht, das Wasser aber nicht durch die Erdschicht, auf der sich die Heide befindet, durchsickern kann, weil diese Schicht vielleicht aus Thon besteht, so daß dadurch das Torfmoos lange Zeit von der Luft abgesperrt und unter Wasser erhalten wird, so beginnen die Moose abzusterben und zu vertorfen. Das Heidekraut beginnt nun sein Gewebe über den schlammigen Boden zu spinnen, wobei die abfallenden Wurzeln und Blätter desselben die Schlammasse vergrößern. An den Rändern des Moores läuft dann das schwarze Moorwasser in Bächen und Gräben, die der Moorbauer gegraben hat, ab; in der Mitte dagegen, wo dieser Abfluß fehlt, sammelt es sich an, so daß die Mitte des Moores höher ist, als dessen flache Ränder. Immer neue Schichten sinken im Laufe der Zeiten hinab und vertorfen, während auf ihrer Oberfläche ein neuer Pflanzenwuchs sein kurzes Leben hinbringt, um bald seinen Vorgängern zu folgen.

Wenn man eine solche Torfschicht, die oft eine Tiefe von $2^1/_2$ bis 3 Meter erreicht, bis zu der festen Erdschicht, auf der sie ruht, durchstechen läßt, so bemerkt man zu unterst eine schmale Schicht Moostorf, auf welche eine breite Schicht braune und eine eben so breite Schicht schwarze Torferde folgt, in welche das Wurzelgeflecht der noch lebenden Pflanzen eingesenkt ist. Der Moostorf entsteht aus Torfmoos durch den oben erwähnten Vorgang, wobei durch die aufliegenden Erdschichten die Wurzeln und Stengel des Torfmooses etwas platt gedrückt werden, im übrigen ist das Torfmoos seiner Form nach vollständig erhalten. Die harzreichen Wurzeln der Heidekräuter, die über der Moosschicht im Wasser stehen, vermodern allmählich. Die harzigen Stoffe, die darin enthalten sind, lösen sich auf und werden von dem Wasser der Modererde zugeführt. Indem diese mit Pflanzenharz getränkt wird, verwandelt sie sich in einen brennbaren Stoff. Sinken Bäume in das Moor, so werden sie von dessen Harzöl durchzogen und versteinern nach und nach. Legen sich über solche vermoderte Bäume und Pflanzenschichten Sand- oder andere erdige Schichten, so tritt wegen des dadurch entstandenen größeren Druckes eine stärkere Verkohlung ein, und die Baum- und Pflanzenschichten verwandeln sich in Braunkohle. Wenn also in einer Gegend viel Braunkohle gefunden wird, wie z. B. in der preußischen Provinz Sachsen bei Halle an der Saale, oder in der Gegend von Borna, Leipzig und Grimma, so ist dies ein Zeichen, daß da vor Jahrtausenden mächtige Waldungen gestanden haben.

Liegen diese Braunkohlenflötze in großer Tiefe, so tritt, veranlaßt durch den ungeheuren Druck, nicht selten eine Selbsterhitzung der Braunkohle ein. Die harzigen Bestandteile der verkohlten Bäume werden flüssig und dadurch sowie durch den großen Druck und, wie es scheint, stets erforderlichen Hinzutritt von Schwefeleisen erhält die Kohle ein steinartiges Ansehen und starken Glanz, sie wird zur Steinkohle.

Um das Moor wenigstens einigermaßen nutzbar zu machen, wird es, nachdem durch Kanäle das Wasser abgeleitet und die Austrocknung bewirkt worden ist, in Brand gesteckt, so daß weite Striche der angrenzenden Gebiete wochenlang

in dichten, stinkenden Rauch gehüllt werden. Dieses namentlich in Ostfriesland und anderen nordwestlichen Teilen Deutschlands übliche Moorbrennen ist die Ursache des oft sogar die Gegenden Mitteldeutschlands belästigenden Höhenrauches. In die Asche des verbrannten Moores, welche die notwendigsten Düngstoffe enthält, streut der Moorbauer Buchweizen. Etwas besser sind diejenigen Moorbewohner daran, die in der Nähe von Flüssen wohnen. Sie vermögen auf breiten, durch das Moor gegrabenen Kanälen den gestochenen Torf in benachbarte Städte zu führen und dort als Brennmaterial zu verkaufen. Mangelt es ihnen nicht an der nötigen Geduld und Ausdauer, so können sie auch die ausgestochenen Stellen nach und nach zu Wiesen, und wohl gar zu Getreidefeldern umschaffen.

Anders ist es freilich in den Gegenden, wo die Natur die vorweltlichen Pflanzenüberreste zu Braunkohlen und Steinkohlen gestaltet hat. Hier blühen, von diesem billigen Feuerungsmaterial gespeist, große Fabriken, und aus den Kohlen bereitet man Gas zur glänzenden Beleuchtung der Städte. Und so hat man nicht mit Unrecht die Steinkohlen „schwarze Diamanten“ und die Kohlengruben „Goldgruben“ genannt.

25. Das Eisen.

Seine Gewinnung und Verarbeitung.

1. Gewinnung des Roheisens auf dem Hochofen.

Da ragt ein Hüttenwerk hervor mit seinen vielen, rohen, geschwärzten Gebäuden. Aus den zahlreichen Schloten wirbeln schwarze Rauchwolken, und zuweilen züngelt und leckt die Flamme daraus empor. Eisenerze und Kohlen, auch Kalksteine, die zum Zuschlag beim Schmelzen dienen, werden auf Schienensträngen herangefahren. Die Erze sollen geschmolzen und von ihren erdigen Beimengungen befreit werden. Auf den Gruben drüben hat man sie schon zerkleinert und geröstet, d. h. in flachen Haufen an der Luft liegend geglüht, damit sie gewisse fremde Bestandteile, namentlich den Schwefel, abgeben sollen.

Hier nun stehen die Hochöfen, grosse, runde Steinbauten, innen hohl wie ein Brunnen oder Schacht, in der Mitte erweitert und oben und unten enger. Sie sind 15 bis 20 Meter hoch, so dass sie über die Dächer der Häuser hinausragen. Jeder hat neben sich ein Gerüst oder Hebewerk, auf dem die Erze und Kohlen nach oben gezogen werden. Dort schüttet man sie in den Schlund des Ofens in bestimmten Zwischenräumen, und zwar wechselt man regelmässig mit einer Schicht Kohlen, einer Schicht Erz und einer Schicht Kalkstein. Die Kohlen geben das Feuer, um die Erze zu schmelzen, und entzünden sich rasch in der gewaltigen Glut. Mächtige Gebläse, von Wasserrädern oder Dampfmaschinen getrieben, blasen beständig heisse Luft in den unteren Teil des Ofens, um die Glut zu unterhalten. Die Kalksteine sollen besonders das Schmelzen der erdigen Beimengungen befördern. Dichter Qualm entweicht aus der oberen Oeffnung des Hochofens, die man die Gicht nennt, und hoch schlägt, wenn sich die Gase entzünden, die Flamme heraus, namentlich bei Nacht gar schauerlich anzusehen. Indessen deckt man jetzt meist die Gichtöffnung mit einem eisernen Deckel zu, fängt die Gase mittels Röhren ab und verbrennt sie, so dass sie den Dampfkessel heizen oder die Gebläseluft erhitzen müssen. Die eingeschütteten Massen werden nach und nach heiss, und indem die unteren Schichten wegschmelzen, sinken sie tiefer

und tiefer in den Hochofen hinab. Die Kalksteine werden zuerst flüssig und verbinden sich mit den erdigen Bestandteilen der Erze zu der zähen, rotglühenden Schlacke. Vor dem Gebläse, wo es am heissesten ist, schmilzt auch das Eisen und träufelt hernieder. Beides fliesst in den tiefsten und engsten Teil des Ofens. Die leichtere Schlacke schwimmt obenauf und wird mit langen eisernen Krücken abgezogen, oder sie fliesst von selbst ab. Aus ihr formt man an manchen Orten grosse Backsteine, aus denen man wohl auch Mauern bauen kann. Das Eisen aber sammelt sich auf dem Grunde des Ofens. Dort wird es nach je 6 oder 8 Stunden „abgestochen". Mit langer Eisenstange stösst ein kräftiger Schmelzer eine Oeffnung, die mit Lehm verklebt war, und dünnflüssig und weissglühend strömt das geschmolzene Eisen heraus, das weithin alles erleuchtet. In Rinnen leitet man es über den Boden des Giesshauses. Hier sind im Sande flache Formen bereitet, in die es fliesst, und worin es langsam erkaltet. In flachen, langen, schmalen Stücken, die wie Bretter gestaltet sind, oder in kurzen, starken Stäben wird so das Eisen gewonnen. Es ist das rohe Gusseisen oder Roheisen.

2. Verwendung des Gusseisens.

Auch dieses rohe Gusseisen ist schon verwendbar; es werden grobe Gusswaren, Maschinenteile und dergl. sogleich vor dem Hochofen in Formen gegossen. Zu feineren Gusswaren wird es meist im sogenannten Kupolofen nochmals geschmolzen. Von den Gegenständen, die gegossen werden sollen, macht der Tischler zuerst ein hölzernes Modell, d. h. er bildet den Gegenstand, wie er werden soll, in Holz. Diese Modelle werden dann im Giesshause in Sand abgedrückt, der besonders zubereitet ist, und der fest zusammenhaftet, wenn man ihn stampft oder presst. Nimmt man nun das Modell wieder aus dem Sande heraus, so entsteht eine hohle Form, und in diese giesst man das flüssige Eisen und lässt es erkalten. Ist z. B. ein Ofenrost zu giessen, so drückt man einfach den hölzernen Rost in den Sand, der den Boden des Giesshauses bedeckt, und schlägt den Sand rings herum fest. Darauf darf man nur den hölzernen Rost herausheben, und die im Sande entstandenen Vertiefungen mit flüssigem Eisen füllen, so ist nach wenigen Minuten ein eiserner Ofenrost, wenn auch noch glühend, doch so gut wie fertig. — Schwieriger schon ist es bei hohlen Gegenständen, wie z. B. wenn eiserne Töpfe sollen gegossen werden. Auch hier bedarf der Former eines Modells, das übrigens auch selbst von Eisen sein kann. Er füllt den Modelltopf innen mit Formsand und stampft diesen fest. Hat der Topf keinen Bauch, so darf er ihn nur umstürzen, und er hat einen festen Kern von zusammengebackenem Sande, der die innere Höhlung des Topfes bilden soll. Alsdann setzt er den Topf in einen Kasten, der ebenfalls mit Formsand gefüllt ist, und drückt die Aussenseite ebenso sorgfältig ab, wie vorher die Innenseite. Ist der Topf bauchig, so bedarf er dazu sogar zweier Kästen, in deren jedem er die Hälfte der Aussenseite abdrückt. Nun entfernt er den Modelltopf, stellt in die Mitte den Sandkern und über ihn und um ihn herum die Hohlform; zwischen beiden bleibt ein enger Zwischenraum, so stark wie das Eisen des Topfes werden soll. Jetzt bringt der Giesser flüssiges Eisen in einer Kelle und giesst es durch eine feine Oeffnung in die Form. Sobald dasselbe erhärtet ist, ist der Topf fertig, und man sieht an ihm meist auch noch die Stellen, wo die Form zusammengesetzt war, die sogenannten Nähte. In ähnlicher Weise werden eiserne Oefen, Maschinenräder und zahlreiche andere Gegenstände gegossen.

3. Gewinnung des Schmiedeeisens.

Das Roheisen, wie es von dem Hochofen kommt, ist zu vielen Eisenwaren nicht brauchbar, und vor allem kann es nicht geschmiedet werden. Es enthält noch zu viel Kohle, und diese muss entfernt werden, um Schmiedeeisen oder Stahl daraus zu bereiten.

Um Schmiedeeisen zu gewinnen, wird das Roheisen in Stücke zerschlagen, vorgewärmt und im Puddelofen langsam zum Schmelzen gebracht Da steht der Arbeiter mit einer Eisenstange; durch ein Loch in der Thür schiebt er die Stange in den Ofen und dreht und wendet stundenlang die Eisenmasse, die nach und nach weich wird wie Teig, und knetet sie durch. Soll das Eisen körnig werden, so gibt er Sand als Zusatz; soll es sehnig werden, so setzt er etwas Kalkstein zu. Dabei scheiden sich wieder Schlacken ab, ein Teil der Kohle verbrennt, und die Eisenteile vereinigen sich. Es ballen sich Luppen, die der Arbeiter in grössere oder kleinere Stücke zerteilt. Ist ein solches Stück gar, worauf er genau achten muss, so nimmt er es aus dem Ofen und bringt es unter den Dampfhammer oder unter die Walzen. Der Dampf hebt den viele Zentner schweren Hammer; man hat solche Hämmer bis zu 50000 Kilogramm Gewicht. Dröhnend stürzt der Hammerblock hernieder und quetscht die glühende Luppe wie einen Schneeball zusammen, dass die zähe Schlacke herausquillt, und die Funken durch das ganze weite Gebäude fliegen. So entsteht ein fester Eisenblock, der neu geglüht und dann zwischen die mächtigen Walzen gebracht wird, die ihn schnell zu langem Stabeisen ausrecken. Solches Stabeisen verarbeiten der Schmied und der Schlosser. Aus ihm baut man auch jetzt die grossen, langen und doch so leichten Eisenbrücken.

4. Bereitung des Gusstahls.

Mit einem Hoch- oder Flammofen steht meist auch eine Bessemer-Stahlhütte in Verbindung. In einem weiten Hause sind eiserne Retorten aufgestellt; es sind grosse Gefässe, aus starkem Kesselblech genietet; sie haben die Gestalt von Birnen, aber eine jede ist drei bis fünf Meter hoch und kann um eine Achse gedreht werden, so dass man den Stiel der Birne, der offen ist, bald nach oben und bald nach unten richten kann. Innen sind die Eisenwände mit feuerfestem Thone ausgefüttert, und im Boden befinden sich mehrere Löcher. Nun füllt man flüssiges Roheisen in die hohle Eisenbirne und öffnet den Zugang zu einem starken Gebläse, das gepresste Luft durch die genannten Löcher bläst. Sodann richtet man die Birne auf, so dass sie sich mit ihrem Stiele gegen den Rauchfang richtet. Die gepresste Luft muss nun mit Gewalt und lautem Getöse durch das flüssige Eisen hindurchfahren, und eine mächtige Lohe schlägt zu der Oeffnung der Birne heraus in den Schornstein. Eine Viertelstunde, höchstens eine halbe Stunde dauert es, so ist das flüssige Roheisen in Stahl verwandelt, der auch flüssig ist. Aber der Hüttenmeister muss die herausfahrende Lohe genau beobachten und seine Zeit scharf wahrnehmen, sonst ist alle Mühe und das Eisen mit verloren. Erst färben sich die Flammen braungelb, und es bildet sich Schlacke in der Retorte. Bald darauf wird die Flamme blendend hell, und es verbrennt die Kohle, die in dem Roheisen ist. Dann folgt Geprassel, und wie ein kleiner Vulkan wirft die Birne ihre Schlacken aus. Endlich werden die Flammen blasser und sinken zurück. Jetzt ist es Zeit. Man setzt noch ein wenig flüssiges Eisen zu und kann alsdann den flüssigen Stahl in Formen giessen. Es ist der Gussstahl, der nachher noch geschmiedet werden kann oder muss. Der Engländer Bessemer hat im Jahre 1855 diese Art der Stahlbereitung erfunden. Doch hat jetzt wohl ein Deutscher, der weltbekannte Krupp in Essen in den preussischen

Rheinlanden, das grösste Stahlwerk. Dessen Vater hatte sehr klein angefangen, aber der Sohn beschäftigt jetzt in seinen Werken viele tausend Arbeiter und liefert die Gusstahlkanonen für das ganze deutsche Heer, ja für die meisten Heere Europas.

5. Walzen der Eisenbahnschienen.

Zahllos ist die Menge der Dinge, die aus Eisen und Stahl verfertigt werden. Kein Haus, keine Wirtschaft, kein Handwerk kann ihrer entbehren. Ganze, grosse Bauten werden nur aus Eisen aufgeführt. Hören wir nur noch, wie man die Eisenbahnschienen herstellt, die wie ein Netz tausende von Meilen lang nun bald die ganze Erde umstricken.

In manchen Walzwerken schweisst man mehrere verschiedene Sorten von Eisen zusammen; sie sollen mit ihren verschiedenen Eigenschaften dazu herhalten, gute Schienen zu bilden. Sehniges Stabeisen wird zum Fuss der Schiene genommen. Für den Kopf der Schiene, der den schwersten Druck der Lokomotiven und die Reibung der eisernen Räder aushalten muss, dient der härteste Bessemer-Stahl. Und zum Mittelstück zwischen Kopf und Fuss ist gewöhnliches Puddeleisen gut genug. Niemand sieht es der fertigen Schiene an, wie sie zusammengesetzt ist. Andere Werke verwenden nur sehniges Schmiedeeisen zu ihren Schienen. Neuerdings walzt man auch solche ganz aus Stahl. Aber wie viel Nachdenken und Arbeit, wie viel Schweissfeuer, Dampfhämmer und Walzenstrassen sind nötig, um sie herzustellen. In den verschiedensten Teilen des weiten Hüttenwerks bereiten hunderte von Arbeitern eine jede dieser Eisensorten so vor, wie sie es bedarf. Andere vereinigen dieselben, wie sie lagern sollen, zu starken kurzen Paketen, die dann im Schweissofen von neuem erhitzt werden. Glühend kommt das mächtige Paket heraus und wird auf einem kleinen eisernen Rollwagen zu den starken Walzen gefahren. Eine mächtige Dampfmaschine geht an und dreht die Walzen, auf denen die Form der Schiene eingeschnitten ist. Mit ungeheurem Drucke drängen die Walzen das glühende Paket drei, vier, fünfmal und öfter hindurch. Kräftige, an die Glut gewöhnte Männer fangen es mit Zangen und starken Eisenstäben auf und geben es wieder zurück, damit es von neuem durch die Walzen gehe. Dabei werden die Walzen durch starke Schrauben immer näher an einander gestellt; und ausserdem ist auf ihnen die Form der Schiene nicht einmal, sondern mehrere Male neben einander eingeschnitten und zwar so, dass die Zwischenräume immer enger werden. Bei jedem Durchgehen steckt man nun die Schiene in eine noch engere Oeffnung; sie wird dabei immer länger und von dem starken Drucke immer glühender. Endlich ist sie fertig; wie aus einem Gusse liegt sie vollendet da. Der Wagen führt sie nun zu der Säge, damit sie auf die richtige Länge abgeschnitten werde. In einer Grube in der Erde zwischen starken Eisenplatten liegt eine sich drehende Kreissäge. Die Schiene kommt. Da erhebt sich die Säge aus ihrer Grube, mit scharfen Zähnen fasst sie das Eisen an und zerschneidet es schneller als weiches Holz. Ein Funkenregen, schöner als ein Feuerwerk, sprüht bis an die hohe Decke. Dann wird die Schiene, die noch immer glüht, gerichtet, d. h. genau gerade gemacht. Eine starke Loch- und Bohrmaschine macht an den Enden die Löcher, in welche die Bolzen und Schrauben kommen sollen. Und zuletzt wird ihre Festigkeit erprobt. Mit beiden Enden legt man sie auf Ambosse, und dröhnend fällt ein gewaltiger Hammer auf ihre Mitte nieder, ob sie biegen oder brechen will. Sie darf nicht nachgeben, wenn sie als tauglich soll eingeschrieben werden. Ist sie aber tauglich, so darf man sie dreist dem endlosen Eisenwege einfügen, auf dem täglich tausende von Zentnern an kostbaren Gütern über sie hinrollen und tausende von Menschenleben, die noch kostbarer sind.

26. Das Thermometer.

Heinrich v. Schubert.

Wie verschieden fällt das Urteil unseres Gefühls bei verschiedenen Stimmungen unserer Hautthätigkeit über einen und denselben Grad der Temperatur aus! An einem Wintertage dünkt es uns in unserem Zimmer zum längeren Verweilen fast zu kalt; wir gehen hinaus ins Freie, machen uns da eine starke Bewegung, treten dann wieder ins Zimmer herein, und jetzt kommt uns die Luft desselben angenehm warm, ja vielleicht zu warm vor. Jene Täuschung, welcher hier im großen die gesamte Oberfläche unseres Körpers unterworfen ist, widerfährt im kleinen der Haut unserer Finger und Hände, wenn wir uns derselben zur Bestimmung einer äußeren Wärme bedienen wollen, und wie oft müssen dies unsere kleinen, zarten Kinder, denen die Mutter das Wasser zum Bade nur nach dem Ermessen des Gefühls ihrer Hände bereitete, mit einem Schmerz erfahren, den sie durch lautes Weinen zu erkennen geben. Man sieht deshalb leicht, wie notwendig es ist, ein Mittel zu haben, bei welchem das Ermessen der Wärme keinen solchen, leicht möglichen Irrungen ausgesetzt ist.

Ein Landmann aus Alkmaar im nördlichen Holland, Cornelius Drebbel, der sein großes Geschick der Hände und seine Erfindungsgabe auch schon auf andere Weise bewährt hatte, scheint der erste gewesen zu sein, der mit einem von ihm erfundenen Wärmemesser im Jahre 1638 öffentlich auftrat. Sein Thermometer war einfach genug, aber auch mancherlei Mängeln unterworfen. Es bestand oben aus einer gläsernen Kugel, nach unten aus einer engen Röhre, die mit ihrer Oeffnung in ein Gefäß gestellt wurde, das mit Wasser gefüllt war, welches man durch den Zusatz einer Auflösung von Kupfer in Scheidewasser gefärbt hatte. Die Flüssigkeit stieg bei gewöhnlicher, mittlerer Temperatur durch die Anziehung des Glases bis zu einem gewissen Punkt in der Röhre aufwärts, wenn aber die Luft in der Kugel bei zunehmender Wärme sich ausdehnte, wurde die Flüssigkeit tiefer hinabgedrückt; wenn bei der Kälte die Luft sich zusammenzog, stieg die Flüssigkeit höher in der Röhre hinauf. Aber abgesehen davon, daß für die Bestimmung der Grade des Aufsteigens oder Niedersinkens sehr unvollständig gesorgt war, wirkte auch der Druck der Luft auf die Flüssigkeit des Gefäßes mit ein, und dieser Druck ist bekanntlich großen Veränderungen unterworfen.

Diesen Schwierigkeiten half eine Verbesserung ab, welche die Florentiner-Akademie del Cimento einige Jahrzehnte hernach dem Thermometer gab, und die seit 1673 ziemlich allgemein in Anwendung kam. Im ganzen bildet die Einrichtung des Florentiner-Thermometers noch jetzt die Grundform unserer künstlichen Wärmemesser; denn es bestand aus einer Glasröhre, die an ihrem oberen Ende zugeschmolzen war, von unten aber in eine Kugel endigte. Statt des Quecksilbers, das jetzt meist zur Füllung unserer Thermometer angewendet wird, enthielt das Florentiner und enthält, wo es im Gebrauch geblieben ist, noch jetzt gefärbten Weingeist. Bei zunehmender Wärme dehnte diese Flüssigkeit sich aus, in der Kälte zog sie sich zusammen, und deutete so beide Temperaturveränderungen durch ihr Aufsteigen und Niedersinken in der Röhre an. Zu dieser Verbesserung fügte ein Professor in Padua, Renaldini, im Jahre 1694 noch eine wichtigere hinzu, indem er auf den Gedanken kam, den Gefrier- wie den Siedepunkt des Wassers als zwei Grenzpunkte zu benutzen, zwischen denen das Steigen oder Sinken des Weingeistes nach einer Art von Gradabteilung abgemessen war. Da man jedoch die Bemerkung gemacht haben wollte, daß im

Verlauf der Zeit die Fähigkeit des Weingeistes, durch die Wärme sich auszudehnen, geringer werde, machte ein anderer berühmter Gelehrter, Halley, den Vorschlag zur Anwendung des Quecksilbers oder der in einer Kugel verschlossenen Luft, welche auf das Quecksilber, das in einer langen, mit der Kugel verbundenen Röhre enthalten ist, bei ihrer Ausdehnung einwirkt.

Allen den Unbequemlichkeiten, welchen diese so wie andere damalige Thermometer ausgesetzt waren, half Daniel Fahrenheit ab, ein geschickter Mechaniker, von Geburt ein Danziger, später Bürger in Holland. Der strenge Winter von 1709 half jenem kunstreichen Manne zur Erfindung einer Thermometerskala, deren sich noch jetzt die Engländer bedienen. Die Kälte, welche damals lange fortwährend auch in den Gegenden herrschte, wo der Einfluß der Meeresnähe die Strenge des Winters um ein bedeutendes mäßigt, hatte Fahrenheit künstlich nachmachen gelernt. Er hatte bemerkt, daß, wenn man selbst im warmen Zimmer Salmiak und Schnee zu gleichen Teilen zusammenmische, der Weingeist in einer Florentiner-Thermometerröhre eben so tief herabsinke, als er dies im Winter 1709 in freier Luft that. So war ein feststehender Anhaltspunkt für seine Einteilung der Thermometergrade gefunden, dessen jeder mit leichter Mühe sich versichern konnte. Ein zweiter so ziemlich sicherer Anhaltspunkt zur gradweisen Einteilung des Steigens des Thermometers war noch leichter in der Natur zu haben, weil diesen jeder gesunde Mensch bei sich trägt und in sich hegt. Dieser zweite Anhaltspunkt ist die Blutwärme unseres Leibes, welche dadurch am leichtesten gemessen wird, daß man die Kugel eines Thermometers unter die Zunge legt und in dieser Lage sie zehn bis fünfzehn Minuten lang behält. Die Beobachtungen, welche man über diesen Gegenstand an den Bewohnern der verschiedensten Länder und Himmelsstriche machte, haben nur einen sehr geringen Unterschied ergeben. Die Malaien auf Ceylon und die Bewohner von Sibirien, die Hottentotten in Süd-Afrika und die Eskimos in Grönland, die wilden, nackten Vaidas, welche die Wälder der indischen Halbinsel bewohnen, und der wohlgekleidete Europäer, der in Palästen lebt, sie alle haben, nur mit wenigen Abweichungen, dieselbe übereinstimmende Wärme des Blutes, von wenig unter bis wenig über 29 Grad Reaumur. Die Haut des Negers, bei einer für das Gefühl des Europäers unerträglich erscheinenden Hitze, fühlt sich dennoch kühl an, weil die Kraft der inneren Blutwärme durch die gesteigerte Ausdünstung der Außenfläche gemäßigt wird; die Haut des Eskimo, wie der Aushauch seines Atems, verbreitet in dem eingeschlossenen Raum eines engen Zimmers eine Erwärmung, welche, wenn mehrere solcher Leute beisammen sind, die Heizung durch einen Ofen entbehrlich macht: die Blutwärme aber bei beiden ist kaum merklich verschieden, und selbst bei Kranken, im Zustand des heftigsten Entzündungsfiebers, steigert sich dieselbe höchstens um vier Grad unseres reaumur'schen Thermometers. Dennoch war dieser zweite natürliche Wärmegrad des fahrenheit'schen Thermometers bei weitem kein so gewisser, als der erste, sondern nur, wie wir vorhin sagten, ein so ziemlich sicherer. Denn kleine Abweichungen von dem gewöhnlichen Grad der Blutwärme zeigen sich selbst bei einem und demselben Menschen in unverkennbarer Weise; das Lebensalter, die innere oder äußere Aufregung sind dabei nicht ohne Einfluß, und schon jenes Verfahren des Fahrenheit, wobei er den Abstand der Temperaturen zwischen der Kälte seiner Mischung aus Salmiak und Schnee und der Blutwärme nur in 96 Grade, statt in 98 und 99, teilte, beweist, daß er die Wärme des menschlichen Leibes zu niedrig angeschlagen hat; wahrscheinlich deshalb, weil er das Thermometer, durch das er sie messen wollte, zunächst nur an die Fläche der

geschlossenen Hände oder an andere Stellen der äußeren Haut anlegte. Drei andere Richtpunkte zur Einteilung der Thermometerskala wurden deshalb auch von ihm für allgemein anwendbar angesehen, der Gefrierpunkt des Wassers, der Siedepunkt desselben und als äußerster Grenzpunkt die Hitze, bei welcher das Quecksilber siedet, oder in Dämpfe sich auflöst. Von dem mittleren Kältegrade des Winters von 1709 bis zu der Temperatur, bei welcher das Wasser gefriert, zählte Fahrenheit 32 Grad seines Thermometers, bis zur Siedehitze 212, bis zum Kochpunkt des Quecksilbers 600. Bis zu diesem höchsten durch Quecksilber-Thermometer erkennbaren Grade der Hitze bedürfen wir nicht so leicht der Zurechtweisung solch eines gebrechlichen Führers; daher wurde auch bald für die fahrenheit'schen Thermometer beim gewöhnlichen Gebrauch eine kürzere Glasröhre, welche die Steigerung der Wärme nur bis zum Siedepunkt des Wassers oder nicht viel höher hinan angab, den unbequem längeren vorgezogen, deren Einteilung aufwärts bis 600 ging.

Den großen Vorzug, welchen bei der Wahl der Flüssigkeiten zur Füllung der Thermometerröhren das Quecksilber verdient, hatte schon Fahrenheit ganz richtig erkannt. Zwar dehnt sich dasselbe bis zur Siedehitze des Wassers nur $^2/_5$ so viel als dieses, ja nur um $^1/_6$ so viel als der Weingeist aus; zugleich ist es aber als ein vortrefflicher Wärmeleiter für die Aenderungen der Temperatur ungleich empfindlicher, als andere tropfbare Flüssigkeiten; es läßt sich viel leichter in vollkommen reinem Zustand darstellen, als etwa der Weingeist, welcher selbst bei sehr vorsichtiger Zubereitung außer anderen Verunreinigungen öfters Luft in sich enthält, und bei höheren Graden der Wärme sich in ungleich gesteigertem Maße ausdehnt. Allerdings gefriert das Quecksilber bei der Kälte, welche $31^1/_5$ Grad unseres gewöhnlichen reaumur'schen Thermometers unter dem Gefrierpunkt des Wassers beträgt, und ist dann für die genauere Bestimmung einer noch stärkeren Kälte nicht mehr brauchbar, und in diesem selteneren Falle bleibt dieses noch der Alkohol, bis zu einem gewissen Grade, wo auch seine Anwendbarkeit uns verläßt.

Bei all den eben erwähnten entschiedenen Vorzügen, welche das Quecksilber in seiner Verwendung zu Wärmemessern vor dem Weingeist hat, fand diese Füllungsflüssigkeit der Thermometer dennoch einen neuen Verteidiger an dem französischen Physiker Reaumur. So wie der Name des Amerigo Vespucci auf den Weltteil überging, für dessen Entdeckung vielmehr dem Columbus der Ruhm gebührt, so wird jetzt noch Reaumurs Name bei unseren Thermometern genannt, auch wenn sie nach Fahrenheits Verfahren gearbeitet und mit Quecksilber gefüllt sind. Der genau und gründlich prüfende Fahrenheit, der nur der Erfahrung seine Belehrung verdankte, war kein eigentlicher Gelehrter, sondern nur mechanischer Künstler; Reaumur dagegen hatte den Ruf der Wissenschaft für sich. Auch ließ es dieser bei der Bestimmung der beiden natürlichen Grenzpunkte seines Thermometers, welche zunächst nur die Momente der Formenwandlung des Wassers, den Gefrier- und Siedepunkt desselben, ins Auge faßten, an eifrigem Bemühen nicht fehlen. In eine 63 Centimeter lange Glasröhre mit einer Kugel, deren Durchmesser $5^1/_3$ Centimeter betrug, wurde von ihm ein Weingeist gefüllt, der seine große Stärke durch das Entzünden des Schießpulvers erwiesen hatte und dann durch Zusatz eines Fünftels Wasser verdünnt war. Dieses Fundamentalthermometer wurde in ein Gefäß mit Wasser gesenkt, das mit einem Gemisch von Salz und Eis umgeben war. In dem Augenblick, in welchem das Wasser im Gefäß durch seine Umgebung so weit erkältet war, daß es zu gefrieren anfing, wurde der Stand des Weingeistes in der

Glasröhre genau bemerkt. Dasselbe geschah nach dem Einsenken des Thermometers in siedendes Wasser. Mit mühevoller Genauigkeit war der Weingeist, der sich in dem Werkzeug befand, durch kleine Becher in jenem Zustand der Ausdehnung, die er beim Gefrierpunkte hat, abgemessen und hiernach in 1000 gleiche Maßteile geteilt worden. Damit derselbe bei so niedriger Temperatur und so geringer Ausdehnung die Glasröhre eben so hoch anfüllen könnte, als bei seiner stärkeren Ausdehnung in der Siedehitze, mußten 80 der kleinen Maßteile oder Becher zugegossen, die Gesamtmasse von 1000 auf 1080 vermehrt werden. Dies gab die Grundlage zur Einteilung der reaumur'schen Thermometerskala in 80 gleiche Grade.

Es war im Jahre 1730, als der berühmte Reaumur das nach ihm benannte Thermometer in den gelesensten Zeitschriften von Frankreich beschrieb und zugleich die Veranstaltung traf, daß jetzt auch kleinere Thermometer für den allgemeinen Gebrauch gefertigt würden, deren Skala für die Bestimmung der Luftwärme in verschiedenen Gegenden und Jahreszeiten der Erde, so wie des Hitzegrades der Flüssigkeiten bis zur Dampfbildung des Wassers hinreichte. Der natürliche Vorzug seiner Anhaltspunkte, welche sich ohne alle künstliche Bemühung von selber darbieten, dazu der große Ruf des Mannes und seiner Nation verschafften ihm einen leichten, wenn auch nicht ganz allgemeinen Sieg über seinen Nebenbuhler Fahrenheit, gegen dessen künstlichen Nullpunkt allerdings manches einzuwenden ist. Auch ließen es Reaumurs Landsleute, ihrer Nationalehre eingedenk, an allen jenen Bemühungen nicht fehlen, durch welche die großen Mängel, welche die Füllung des Thermometers mit Weingeist statt mit Quecksilber mit sich bringt, verdeckt und unmerklich gemacht werden sollten. Die ehrliche Wahrheit machte sich indes dennoch zuletzt wieder Bahn: man sah sich genötigt, die Thermometer nach Fahrenheits vielgeprüfter Weise zu gestalten und zu füllen, behielt jedoch die reaumur'sche Einteilung bei, und für jene hohen Grade der Kälte, bei denen das Quecksilber starr wird, selbst die Füllung durch Weingeist.

Die Grade, welche Fahrenheit festsetzte und an seinen mit bewunderungswürdiger Genauigkeit gearbeiteten Thermometern vollkommen gleichmäßig durchführte, sind kleiner als die der reaumur'schen Skala, so daß 9 Grad Fahrenheit nur 4 Grad Reaumur ausmachen oder 2¼ Grad der ersteren Skala einem Grad der letzteren gleich sind. Fahrenheits Nullpunkt fällt auf einen Kältegrad, der etwas mehr als 14 Grad unter dem Nullpunkt der achtzigteiligen Skala liegt; dieser letztere, der Gefrierpunkt des Wassers, entspricht am fahrenheit'schen Thermometer schon einer Wärme von 32 Graden. Man muß deshalb bei den Angaben der Wärme nach Fahrenheit, wenn diese über 32 hinangehen, diese Zahl 32 von der Summe abziehen und den Rest durch 2¼ dividieren, wenn man den Wärmegrad nach der reaumur'schen Skala finden will. Dagegen muß man bei den Temperaturangaben nach Fahrenheit, wenn sie unter Null sind, 32 Grad hinzufügen, und dann die erhaltene Summe durch 2¼ teilen.

Noch immer haben beide Arten, die Grade der Wärme oder der Kälte zu bestimmen, sich neben einander im Gebrauch erhalten und sich in die Herrschaft des Reiches der Gewohnheiten bei verschiedenen Nationen geteilt. Eine dritte Art der Gradteilung der Thermometerskalen hat sich indes in neuester Zeit eine so allgemeine Beachtung erworben, daß sie vielleicht bald zur Alleinherrschaft gelangen und bei allen europäischen Nationen in Anwendung kommen wird: dies ist die schon von dem schwedischen Gelehrten Celsius vorgeschlagene, welche den Zwischenraum zwischen dem Gefrier- und dem Siedepunkt des Wassers statt in 80 in 100 Teile bringt, so daß 50 Grade der Wärme an dieser Skala 40 Graden

der reaumur'schen und 122 der fahrenheit'schen entsprechen, überhaupt aber 4 Grad Reaumur gleich sind 5 Grad Celsius oder 9 Grad Fahrenheit.

Das Thermometer hat nicht nur unter allen Erfindungen der Physik nebst dem Barometer den allgemeinsten Eingang in alle einzelnen Haushaltungen des Menschen gefunden, sondern es ist für diesen ein lehrreicher Begleiter auf allen seinen Wegen durch die verschiedenen Länder und Regionen geworden. Seiner Anwendung allein verdanken wir unsere gründlichere Kenntnis der Unterschiede des Klimas der verschiedenen Erdgegenden und Gebirgshöhen, die Kunde von dem Unterschiede des mittleren Wärmegrades der einzelnen Zeiten des Jahres und der Tage, und was wir über die Wärme und ihre Wirkungen zu sagen vermögen, das würde größtenteils seiner festen, sicheren Bestimmung entbehren, wenn uns kein Mittel gegeben wäre, die Kraft der Wärme sicher zu ermessen.

Anhang.

I. Einiges vom Bau und von der Pflege des menschlichen Körpers.

1. Das Knochengerüst.

Das feste Gerüst, welches unserem Körper Halt und Stütze, den edlen Teilen auch einen schützenden Aufenthalt in Höhlen gibt, und an welches sich die weichen Teile (ganz besonders die Muskeln oder das Fleisch) anheften, wird von 213 einzelnen Knochen aufgebaut. Diese stehen sämtlich mit einander entweder in sehr fester oder in lockerer Verbindung und stellen so das sogenannte Gerippe oder Skelett dar. — Vorzugsweise sind es die Knochen des Rumpfes und Kopfes, welche die Wände von Höhlen bilden, in denen die zum Leben unentbehrlichen Werkzeuge geschützt liegen. — An sehr vielen Stellen sind zwei oder mehrere Knochen durch feste, aber biegsame Stränge, welche Knochenbänder heissen, so mit einander verbunden, dass sie sich in verschiedener Weise mehr oder weniger frei hin und her bewegen können oder, wie man dann sagt, ein Gelenk bilden. — Durch diese Gelenkeinrichtung wird das Knochengerüst unseres Körpers in allen seinen Teilen so beweglich, dass wir mit Hilfe der an den Knochen befestigten Muskeln die verschiedenartigsten Stellungen und Bewegungen ausführen können. Das in den hohlen Räumen der Knochen liegende Knochenmark gewährt den Blutgefässen, welche die Knochen ernähren, und den Nerven ein weiches und schützendes Lager. — Die äussere Oberfläche eines jeden Knochens ist mit einer sehr festen, sehnigen Haut, mit der Knochenhaut überkleidet. Sie ist die Ernährerin des Knochens und führt zu diesem Zweck viele Blutgefässe in das Knochengewebe hinein. Bei Verletzungen oder Verlust der Knochenhaut kann deshalb der darunter liegende Knochen nicht nur leidend werden, sondern auch absterben. Von der Knochenhaut aus kann aber auch ein verloren gegangenes Stück Knochen wieder ersetzt werden.

2. Die Muskeln.

Die weiche, rote, aus Fasern bestehende Masse, welche ziemlich dicht unter der äusseren Haut liegt und zum grössten Teil an dem knöchernen Gerüste unseres Körpers befestigt ist, nennt man Fleisch oder Muskeln. Die Muskeln geben samt dem Knochen unserem Körper seine Form und Rundung, auch helfen sie die Wände der grösseren Höhlen bilden, in welchen sich lebenswichtige Werkzeuge befinden. Ihr Hauptzweck ist,

alle Bewegungen zu vermitteln, die mit unserem Körper vor sich gehen. — Viele dieser Bewegungen können wir ganz nach unserem Willen ausführen, deshalb nennt man auch die dazu nötigen Muskeln, deren es über fünfhundert gibt, willkürliche. Auf manche anderen Bewegungen, besonders an den Eingeweiden und Röhren, hat unser Wille gar keinen Einfluss; darum heissen auch die Muskeln, welche diese Bewegungen ausführen, unwillkürliche. Die Bewegung erfolgt hauptsächlich durch Zusammenziehung der Muskeln, zu welchen der Wille vom Gehirn aus die Befehle erteilt. Von dort aus gehen unzählige Nervenfäden nach allen Teilen des Körpers. Die einen überbringen gleich einem Netz von Telegraphendrähten die Befehle des Geistes mit Blitzesschnelle nach allen Gliedern, die anderen melden eben so schnell, was in den Gliedern vor sich geht, z. B. jede Schmerzempfindung. — Je öfter ein Muskel richtig gebraucht wird und dann nach dem Gebrauche die erforderliche Ruhe hat, desto fleischiger, fester und stärker wird derselbe, und desto schnellere und geschicktere Bewegungen lernt er ausführen. Uebung macht den Meister.

3. Die Blutgefässe.

Unser Körper ist von einer ausserordentlichen Menge dickerer und dünnerer Röhren durchzogen, welche während des Lebens stets mit einer roten Flüssigkeit angefüllt sind. Die Flüssigkeit ist das Blut, und die Röhren heissen deshalb Blutgefässe. Diese Gefässe verbreiten sich entweder baumförmig oder netzartig in und zwischen den einzelnen Gebilden des Körpers und sind vermöge ihrer weichen, elastischen Wände im stande, sich zu erweitern und zu verengen. Alle Blutgefässe des ganzen Körpers stehen in ununterbrochenem Zusammenhange mit einander. Innerhalb der Blutgefässe strömt das Blut während des Lebens in einem fortwährenden Kreislaufe. Vom Herzen aus fliesst es zu allen Teilen unseres Körpers hin, und zwar gleichzeitig ebenso nach oben zum Kopfe wie nach unten zu den Beinen. Sodann strömt es durch alle unsere Körperteile hindurch und schliesslich von hier wieder zum Herzen zurück, von wo dann der Kreislauf von neuem beginnt. Während dieses Laufes erleidet das Blut dadurch mannigfaltige Veränderungen, dass es an verschiedenen Stellen des Körpers gute und schlechte Stoffe aufnimmt und absetzt. Auf dieser Absetzung und Aufnahme guter und schlechter Bestandteile beruht die Erhaltung des Lebens, denn nur dadurch kann die Ernährung des Blutes selbst und aller unserer Körperteile zu stande kommen. Deshalb wird auch das Blut als die Quelle des Lebens bezeichnet. Ohne die richtige Menge und Beschaffenheit des Blutes, sowie ohne dessen regelrechtes Fliessen versiegt die Quelle und mit ihr das Leben; der Mensch wird krank und stirbt. — Diejenigen Blutgefässe, welche das Blut vom Herzen aus nach allen Teilen des Körpers hinschaffen, sind die Pulsadern oder Schlagadern. Sie verzweigen sich baumartig und gehen allmählich in die feinen Haargefässchen über. Diese sind es, welche alle Teile unseres Körpers in netzartiger Ausbreitung durchziehen, um Stoffe aufzunehmen und abzugeben. Aus den Haargefässen entwickeln sich allmählich wieder weitere Blutgefässe, an denen man aber keinen Puls mehr fühlt. Diese heissen Blutadern; in ihnen läuft das Blut dem Herzen zu. Der Blutkreislauf kommt dadurch zu stande, dass das Herz, ein fleischiger Sack, der in der Brusthöhle liegt, wie eine Druckpumpe das Blut fortwährend vorwärts drückt. Durch eine senkrechte Scheidewand ist das Herz in eine rechte und eine linke Hälfte geschieden; in jeder Hälfte befinden sich zwei durch eine wagerechte Scheidewand getrennte Herzhöhlen. Aus der linken Herzkammer gelangt das Blut durch die grosse Körperpulsader in alle Teile des Körpers, von da durch die Körperblutadern in

die rechte Vorkammer und aus dieser in die rechte Herzkammer. Von dort wird das im Körper unbrauchbar gewordene Blut durch die Lungenschlagader in die Lungen und aus diesen durch die Lungenblutadern in die linke Vorkammer und dann in die linke Herzkammer geführt. Von da beginnt der Kreislauf aufs neue. Das aus den Herzkammern in die Pulsadern gedrückte Blut muss sich hier, da diese Adern schon mit Blut gefüllt sind, mit Gewalt Platz verschaffen. Es dehnt deshalb nicht bloss die beiden grossen Pulsaderstämme, sondern auch die Zweige derselben, also alle Pulsadern im ganzen Körper aus. Diese Ausdehnung lässt sich als Pulsschlag fühlen. Bei Erwachsenen schlägt das Herz sowie auch der Puls 60 bis 80 mal, bei Kindern 90 bis 120 mal.

4. Die Lungen,

welche mit einem grossen Schwamme verglichen werden können, bestehen aus ungefähr 1800 Millionen kleiner Zellen. Diese nehmen die eingeatmete Luft, in welcher sich Lebensluft (Sauerstoff) befindet, auf. Während nun das Blut die feinen Haargefässchen durchströmt, von denen die Lungenbläschen umgeben sind, dringt aus der eingeatmeten Luft Sauerstoff in das Blut ein. Dafür entfernt sich aber eine schädliche Luft, die Kohlensäure, aus dem Blute. Sie dringt in die Luft der Lungenbläschen ein und wird mit dieser ausgeatmet. Durch diesen Eintausch von Sauerstoff gegen Kohlensäure wird das dunklere und schlechtere Blut, welches der Lunge zugeführt wurde, verbessert; es wird röter und nahrhafter. Die ausgeatmete Luft ist viel reicher an Kohlensäure und ärmer an Sauerstoff als die eingeatmete Luft. Wenn viele Menschen in einem geschlossenen Raume beisammen sind, so kann die Luft nach und nach so reich an Kohlensäure werden, dass sie zum Atmen untauglich wird.

Wenn wir einen Menschen in einen Kasten einsperren, wo keine frische Luft ihn erreichen kann, so muss er dieselbe Luft immer und immer wieder einatmen. Nach und nach werden alle guten Bestandteile der Luft verbraucht, und es bleiben nur die schlechten zurück; der Mensch muss sterben. Wo nun verschiedene Menschen schlafen, reicht die Luft für die Dauer der Nacht auch nicht aus; sie sind also genötigt, dieselbe Luft immer und immer wieder einzuatmen, so dass diese bis zum Morgen ganz untauglich für die Lungen ist. Die Erwachenden erheben sich dann müde und angegriffen, anstatt erfrischt und gestärkt, wie das sein sollte. Ein kräftiger Mann merkt das wohl nicht, doch schwächliche Frauen und Kinder leiden darunter, ohne sich davon Rechenschaft zu geben. Wie oft hört man die Klage: „Ich stehe ebenso müde auf, wie ich mich hinlegte.“ — Oft mag der Grund dafür der sein, dass die Lungen eine ungeniessbare Luft eingeatmet haben. Und wenn nicht Thüren und Fenster meist so schlecht schlössen, so stünde es hiermit noch schlimmer. Freilich gewöhnt man sich an die schlechte Luft und bemerkt sie kaum, so lange man sich selbst darin befindet, doch vermindert das ihre Schädlichkeit nicht. Wenn man aus einem ungelüfteten Schlafzimmer in's Freie tritt und dann wieder zu demselben zurückkehrt, so merkt man erst, wie schlecht die Atmosphäre ist. Reines Wasser, reine Luft, reine Haut, das sind die Hauptbedingungen einer guten Gesundheit.

Da wir die schlechte Luft nicht sehen können, so ist es schwer, uns klar zu machen, wie verderblich sie ist; allein jene „unsichtbare Luft“ kann einem Menschen eben so sicher den Todesstoss geben, als versetzte man ihm einen Schlag auf den Kopf oder einen Messerstich ins Herz. Die entsetzlichen Unglücksfälle sind uns allen bekannt, welche wiederholt vorkommen, weil man leider noch so häufig die Unvorsichtigkeit

begeht, das Ofenrohr zu einer Zeit zu schliessen, wo die Glut im Ofen noch nicht gehörig ausgebrannt ist. Es entwickelt sich das sehr schädliche Kohlengas, dessen Gegenwart sich für den Augenblick nur wenig bemerklich macht. Schlafen Menschen in einem solchen Zimmer, so findet man sie erstickt in ihren Betten. Viele Menschen haben schon beim Graben oder Reinigen von Brunnen ihr Leben verloren, indem sie eine mit einer grossen Menge Kohlensäure vermischte Luft einatmeten, wie solche bisweilen dem Innern der Erde entströmt. Dieselbe Kohlensäure kommt auch in Kellern und Brauereien vor, wo Flüssigkeiten in Gährung begriffen sind, und die Luft kann an solchen Orten so giftig werden, dass Menschen, welche hineinkommen, auf der Stelle tot niederstürzen. Aus solchen Beispielen erkennt man, dass böse Luft kein blosses Spiel der Phantasie ist.

Es ist ferner erwiesen, dass Cholera, Scharlach, Typhus und die Blattern hauptsächlich aus Mangel an frischer Luft und aus den Ausdünstungen schlechter Senken, Kloaken und sonstigen Unrats herrühren. Gott hat die frische, reine Luft, ohne welche wir nicht atmen können, zur „Alltagsluft“ gemacht, zu dem allergewöhnlichsten und erreichbarsten Element, zu welchem Reiche und Arme Zugang haben, wenn sie es nur wollen. Es erfordert nur ein wenig Nachdenken, um jeden Raum, den wir bewohnen, der Luft zugänglich zu machen. Wie es uns als ein schreiendes Unrecht erscheint, unsere Kinder verhungern zu lassen, so sollte es uns erst recht zur heiligen Pflicht werden, ihnen sowie allen Hausbewohnern das allernötigste Lebensbedürfnis, frische Luft, nicht vorzuenthalten. Um die Luft in einem Zimmer rein und gesund zu erhalten, ist es durchaus nötig, dasselbe fleissig zu lüften. Durch Räucherungen lässt sich die Erneuerung der Luft niemals ersetzen; wohl aber ist das Aufstellen von Blattpflanzen für das Atmen von Vorteil. Am besten wirkt die Herstellung von Luftzug. In der Nacht, bei Ruhe im Schlafe, nimmt das Blut mehr Sauerstoff auf, als am Tage bei Bewegung und Thätigkeit. Es ist also ganz besonders in den Schlafzimmern auf gute, reine Luft zu halten. Deshalb sollte des Morgens beim Aufstehen das erste sein, die Fenster des Schlafraumes weit zu öffnen. Auch sollte man die Decken und Bettücher gründlich von der Luft durchziehen lassen, ehe man das Bett macht. Solche kleinen Gesundheitsregeln dienen mehr zur Erhaltung des Wohlbefindens und des Lebens als weitgepriesene Mittel. Mit Herzbewegung und Entsetzen lesen wir von den tausenden, welche der Krieg dahinmäht; allein unbeachtet fallen uns zur Rechten und zur Linken die Opfer der vielen, unerklärlichen Krankheiten, deren Ursprung man in zahllosen Fällen auf die mangelhafte Speisung der Lungen zurückführen kann, auf die schlechte Einrichtung unserer Schlafzimmer.

5. Die Verdauung.

„Warum“, „was“ und „wie“ müssen wir essen und trinken? „Essen und trinken erhält den Leib“, ist eine alte und sehr wahre Redensart. Mit dem Bau unseres Körpers verhält es sich auf ziemlich ähnliche Weise wie mit dem Bau eines Hauses. Man braucht, wie bekannt, zu einem Hausbaue sehr verschiedenes Baumaterial: Holz, Steine, Eisen, Glas, Lehm und dergleichen mehr. Alle diese Stoffe müssen aber in bestimmter Weise verarbeitet werden, so das Holz zu Brettern und Balken, das Eisen zu Platten und Nägeln. Erst dann sind sie zur Herstellung von Wänden und Räumen mit Thüren, Fenstern, Oefen, Schlössern u. s. w. zu verwenden. Ganz dasselbe ist der Fall mit dem Bau des menschlichen Körpers. Es sind dazu ebenfalls eine Anzahl ganz verschiedener Stoffe nötig, wie Wasser, Eiweisstoffe, Fette, Salze, Kalke, Eisen u. s. w.

Diese Stoffe müssen nun aber erst innerhalb unseres Körpers für den Aufbau vorbereitet und zu den kleinsten Körperteilchen, wie zu Bläschen (Zellen), Fäserchen, Röhrchen, Plättchen und Häutchen verarbeitet werden. Erst dann können sie zur Zusammensetzung grösserer Körperteile, wie der Knochen, Knorpel, Muskeln (des Fleisches), Nerven u. s. w. dienen.

Wie bekannt, gibt es an jedem Gebäude fortwährend auszubessern, da dasselbe durch die Zeit und den Gebrauch aussen und innen Schaden leidet. Natürlich sind dann die Schäden an den ruinierten Teilen nur mit demjenigen Material auszubessern, aus welchem sie gearbeitet waren. Die Fenster müssen durch Glas, die Mauern durch Steine, die Schlösser durch Eisen repariert werden. — Ebenso verhält es sich mit unserem Körper. So lange wir leben, nutzt sich derselbe fortwährend in allen seinen Teilen ab, und er kann nur dann ordentlich ausgebessert und gesund erhalten werden, wenn das Abgenutzte immerfort wieder aufgebaut wird, nämlich das Fleisch durch Fleischstoffe, die Knochen durch Leim und Kalk, die Nerven durch Eiweiss und Fett. Das fortwährende Abnutzen (Absterben) unserer Körperteile und das immerwährende Wiederersetzen (Erneuern) derselben nennt man den Stoffwechsel. So lange dieser vor sich geht, leben wir, hört er auf, dann sterben wir; hat er aufgehört, so sind wir tot; geht er schlecht und falsch von statten, dann sind wir krank.

Der Stoffwechsel wird mit Hilfe des Blutes im Gange erhalten. Die Stoffe, aus denen sich das Blut bildet, werden demselben durch die Nahrung mit Hilfe der Verdauung übergeben; aus dem Blut aber bauen sich alle Teile unseres Körpers auf. Deshalb eben wird das Blut als die Quelle des Lebens bezeichnet.

In einem Gebäude werden wir uns aber nur dann wohl befinden können, wenn in dessen Räumen eine angenehme Temperatur herrscht. Wir heizen deshalb bei kaltem Wetter ein. — Auch innerhalb unseres Körpers ist stets ein gewisser Grad von Wärme (30 Grad) nötig, wenn der Stoffwechsel ordentlich vor sich gehen soll. Um diese Wärme zu erzeugen, heizen wir in unserem Körper ordentlich ein, und zwar mit Stoffen, die dem Verbrennungsmaterial unserer Oefen (Holz, Torf, Stein- und Braunkohle) in ihren Bestandteilen ähnlich sind. Zu ihnen gehören Fette, Stärkemehl, Zucker und spirituöse Stoffe. Wir geniessen dieselben mit unseren Nahrungsmitteln und zum Teil gleichzeitig auch als ernährende Stoffe. Einige dieser Stoffe, wie das Stärkemehl und der Zucker, verwandeln sich in unserem Körper allmählich in Fett; man nennt diese Stoffe deshalb auch Fettbildner. — Nur die Milch und die Eier enthalten alle jene Stoffe, die unseren Körper aufbauen, in der richtigen Menge, und deshalb könnte der Mensch auch von Milch oder Eiern allein leben. Alle übrigen Nahrungsmittel dagegen enthalten entweder nicht sämtliche nötigen Stoffe, oder sie enthalten dieselben nicht in der gehörigen Menge. Deshalb ist es am zweckmässigsten, wenn unsere Nahrung eine gemischte, nämlich aus tierischen und vegetabilischen Nahrungsmitteln zusammengesetzt, ist. Zu einem gesunden, kräftigen Leben bedürfen wir der Abwechselung in den Speisen. Würden wir z. B. bloss von magerem Fleische, von Käse oder vom Weissen der Eier leben wollen, so müssten wir ebenso verhungern, als wenn unsere Nahrung bloss in Fett, Butter oder Eidotter bestünde. Ebenso können aber auch alle Mehlsachen, besonders das Brot, nur dann als nahrhaft gelten, wenn in ihnen ausser dem Mehl auch noch Kleber vorhanden ist (d. i. der mit dem Weissen im Ei zu vergleichende Eiweisstoff, der dicht unter der Schale der Getreidesamen lagert). Da sich nun in der Kleie noch viel Kleber befindet, so muss Kleienbrot auch viel nahrhafter sein, als das gewöhnliche Brot ohne

Kleie. Freilich wird aber durch die Kleie das Brot schwer verdaulich, darum ist Kleienbrot einem schwachen Magen nicht anzuraten.

Die Getränke sollen die wässerigen Bestandteile unseres Blutes und Körpers ersetzen, die derselbe fortwährend durch Lungen, Haut und Nieren verliert. Ausserdem enthalten aber auch noch alle Getränke, selbst das Trinkwasser, solche Nahrungsstoffe in sich, die zum Ersatze der festen Körperbestandteile dienen können. Unter allen Getränken können nur zwei für den Menschen als wirkliches Bedürfnis gelten, das Wasser und im Kindesalter die Milch. Diese kann für den Erwachsenen gleichzeitig als Getränk und Speise dienen.

Wenn wir nun auch wissen, was wir essen sollen, so ist es ferner noch von grosser Bedeutung zu wissen, wie wir die Speisen geniessen müssen. Viele Menschen essen so, dass ihnen das Genossene den Nutzen nicht bringt, den es bringen könnte. Alles Feste, was wir geniessen, ganz besonders das Fleisch, muss so zubereitet und im Munde mit den Zähnen so lange verarbeitet (gekaut) werden, dass es im Magen und Darmkanale von den Verdauungssäften, vorzugsweise vom sauren Magensafte, leicht durchdrungen und aufgelöst werden kann. Je flüssiger und breiiger ein Nahrungsmittel ist, oder je schneller es im Magen in eine solche Form verwandelt werden kann, desto verdaulicher ist es, und desto besser können seine Nahrungsstoffe ausgesogen und in das Blut geschafft werden. Deshalb kommt auf die Zubereitung und das Kauen der Speisen sehr viel an. Ein gut gekochtes oder gebratenes, weiches Stück Fleisch muss, wie ein tüchtig zu Brei zerkautes Stück, weit verdaulicher sein, als hartes, wenig zerkautes Fleisch. — Hartes Ei ist sehr unverdaulich, weiches dagegen sehr leicht verdaulich. — Feste, unlösliche (also unverdauliche) Stoffe in unseren Speisen, wie Hülsen, Schalen, Körnchen, Blätter und dergleichen, erschweren, indem sie im Magen die löslichen, verdaulichen Nahrungsstoffe einhüllen, das Eindringen des Magensaftes in dieselben und hindern dadurch die Lösung dieser löslichen Stoffe. So gehen nicht durchgeschlagene Hülsenfrüchte (auch Reis) fast ganz unverdaut wieder mit fort. Sehr fette Speisen werden ebenfalls unverdaulicher, sobald das flüssige Fett, welches vom wässerigen Magensafte nicht durchdrungen werden kann, eine Art Hülle rings um die löslichen Nahrungsstoffe bildet. — Trinkt man Milch langsam in kleinen Schlucken und isst dazwischen Brot, so gerinnt dieselbe im Magen nur in ganz kleinen Portionen und wird dann für den Magensaft leichter durchdringlich und löslich. Dagegen bildet sich beim schnellen Trinken grösserer Massen Milch im Magen ein grosser Klumpen Quark, und dieser ist für den Magensaft schwer zu lösen. Aus diesen wenigen Beispielen wird man schon erkennen, dass auf das Wie beim Essen und Trinken viel ankommt.

Die Verdauung beginnt mit der Aufnahme der Speisen und Getränke in die Mundhöhle. Hier werden die festen Nahrungsmittel zwischen den Zähnen zerkleinert (zerkaut) und gleichzeitig mit Speichel vermischt. Die zerkaute und eingespeichelte Speiseportion wird dann mit Hilfe der Zunge in der Mundhöhle hinterwärts geschoben und so aus der Mundhöhle in die Höhle eines fleischigen Sackes, des Schlundkopfes, gebracht. Die Zusammenziehung des Schlundkopfes bewirkt, dass der Bissen abwärts in die Speiseröhre gedrückt wird. Diese fleischige und stets geschlossene Röhre zieht sich nun stückweise hinter dem Bissen zusammen und schiebt diesen so ganz allmählich hinunter in einen länglichen Sack, in den Magen, der oben in der Bauchhöhle seine Lage hat. Nachdem die Speisen und Getränke im Magen angekommen sind und sich hier längere oder kürzere Zeit aufgehalten haben, wird ein Teil der von Haus aus flüssigen oder der im Magen erst erweichten und flüssig gemachten Nahrung von den Gefässchen der Magenwand sehr bald eingesogen und in den Blutstrom

geschafft. Die festeren Stoffe dagegen werden vom saueren Magensafte und von dem verschluckten Mundspeichel durchzogen und in einen dicklichen, grauen Brei, den Speisebrei, erweicht. Diesen Brei schiebt nun der Magen, indem sich seine fleischige und mit Schleim überzogene Wand von links nach rechts stellenweise zusammenzieht, hinaus in den Darmkanal. Wie lange sich Speisen im Magen aufhalten, hängt von der Beschaffenheit, besonders von der Löslichkeit und Menge derselben ab; sie bleiben darin eine halbe bis vier, ja sogar bis sechs Stunden.

Der in den Darmkanal, und zwar zunächst in den Dünndarm, eingetretene Speisebrei wird jetzt im Zwölffingerdarm mit Galle und Bauchspeichel gemischt. Infolge der Durchtränkung des Speisebreies mit diesen beiden Flüssigkeiten, sowie mit dem von der Darmwand gelieferten Darmsafte und Schleime, löst sich dieser Brei immer mehr auf, und so können seine guten, flüssig gewordenen Bestandteile von den Lymph- und Blutgefässchen der Darmwand leicht aufgesogen und in den Blutstrom befördert werden. Die hier im Dünndarme von den Lymphgefässen aus dem Speisebrei herausgesogene, milchähnliche Flüssigkeit wird „Speisesaft“ genannt. Der Speisesaft muss stets mehrere Lymphdrüsen durchströmen, ehe er in den Milchbrustgang und durch diesen in den Blutstrom gelangt. — Je weiter und weiter der Speisesaft im Dünndarme hinuntergeschoben und dabei seiner guten, flüssigen Bestandteile entledigt wird, desto trockener und ärmer an guten Nahrungsstoffen muss natürlich dieser Brei werden. Und so gelangt als Rest des Speisebreies eine dickliche, mit Galle und Schleim gemischte Masse, die nur noch sehr wenig gute, nahrhafte Stoffe enthält, aus dem Dünndarm in den Dickdarm. In allen beiden wird übrigens, gerade wie im Magen, der Darminhalt durch die wurmförmigen Zusammenziehungen der fleischigen Darmwand allmählich abwärts geschoben.

Im Dickdarme wird mit Hilfe des Darmsaftes das, was etwa von guten, löslichen Stoffen noch vorhanden ist, gelöst und aufgesogen. Auf diese Weise bleiben von den genossenen, festen Nahrungsmitteln nur die unlöslichen (unverdaulichen) und unbrauchbaren Stoffe zurück, und diese nehmen im Dickdarme die Beschaffenheit des Kotes an. Dieser wird infolge der Zusammenziehung der Bauch- und Darmwand durch den Mastdarm aus dem Körper entfernt. Je mehr also unsere Nahrung unverdauliche Stoffe enthält, und je weniger von den Nahrungsmitteln verdaut wurde, desto reichlicher ist der Stuhlgang und umgekehrt. Die Zeit des Durchgangs der Speisen durch den Verdauungsapparat ist nach der Beschaffenheit und Menge des Genossenen verschieden; im allgemeinen beträgt sie gegen zwölf bis achtzehn Stunden.

6. Die Sinneswerkzeuge.

Durch die Sinne, von denen der Gesichts- und Gehörsinn die wichtigsten sind, werden unserem Gehirne solche Empfindungen zugeleitet, die uns von dem, was ausser uns in der Natur vorgeht, in Kenntnis setzen. Diese Sinneseindrücke, welche vom ersten Augenblick unseres Lebens an auf unser Gehirn einwirken, regen dieses zur geistigen Thätigkeit an. Die Sinneseindrücke sind also gewissermassen die geistigen Nahrungsmittel, welche von den Sinnen mit den Sinnesnerven verschluckt und im Gehirne verdaut werden. Ein Mensch, der von Geburt an taub und blind ist, kann seinen Verstand nur äusserst wenig ausbilden. Da nun die Sinne zur Entwicklung des menschlichen Geistes ganz unentbehrlich sind, so muss man dieselben stets mit der grössten Schonung behandeln. Auch sind sie gehörig zu üben, um ein gutes Wahrnehmungs- und Beurteilungsvermögen zu gewinnen, mit dem man das, was um uns herum vorgeht, richtig beurteilen lernt.

II. Ueber Sonnenstich und Hitzschlag auf Märschen.

Nach der „Kriegs=Sanitäts=Ordnung für das k. b. Heer."

1. Begriff.

Unter Sonnenstich hat man bisher vielfach verschiedene Krankheiten zusammengefaßt, namentlich aber Hirn= und Hirnhautentzündungen darunter verstanden, welche durch direkte Einwirkung der Sonnenstrahlen auf den Kopf entstehen sollen. In unserem Klima beschränkt sich diese Wirkung auf entblößte Körperteile meist auf Hautentzündungen und Blasenbildung, wie man sie auch unter der Einwirkung anderer Wärmequellen, z. B. bei Feuerarbeitern, entstehen sieht.

Bei weitem wichtiger und gefährlicher ist der Hitzschlag. Dieser ist eine unter besonderen Umständen bei großer Hitze (sowohl bei unbedecktem wie bei bedecktem Himmel) sich schnell entwickelnde Krankheit, welche bei nicht rechtzeitiger Hilfe in der Regel nach kürzerer oder längerer Dauer, von Stunden bis zu Tagen, zum Tode führt. Eine Kenntnis desselben und seiner Entstehungsursachen ist auch für den Führer der kleinsten Truppe um so mehr erforderlich, als der Hitzschlag zu den durch Klugheit und Aufmerksamkeit meistens vermeidbaren Krankheiten gehört.

2. Ursachen und Entstehung.

Als Bedingungen für die Entstehung des Hitzschlages kommen in Betracht: hohe Außentemperaturen, besonders bei gleichzeitiger Schwüle der Luft, d. h. bei hohem Feuchtigkeitsgehalte derselben und Windstille, wodurch die Verdunstung des Schweißes und somit die natürliche Abkühlung und Wärmeregelung für den Körper beeinträchtigt wird; körperliche Anstrengungen, welche schon an sich die Eigenwärme des Menschen steigern; Wassermangel, d. i. Mangel an dem natürlichsten inneren Abkühlungsmittel für den Menschen, welches zugleich bestimmt ist, den Wassergehalt des Blutes auf stets gleicher Höhe zu erhalten und Material für den Schweiß abzugeben; mangelhafter Luftwechsel in der Marschkolonne.

Behufs Vermeidung übermäßiger Steigerung der Körperwärme besitzt der menschliche Organismus gewisse Einrichtungen, welche darauf abzielen, die Temperatur desselben stets auf der gleichen Durchschnittshöhe zu erhalten. Solche Wärmeregler sind der Schweiß, insofern er auf der Haut verdunstet und dadurch abkühlend wirkt, sowie die Vorgänge der Atmung und des Blutkreislaufs. Die Atmung führt dem durch die Lungen zirkulierenden Blut stets Luft von niedriger Temperatur zu, der Blutkreislauf treibt das Blut bis in die feinsten Gefäße der Körperoberfläche, welche von der Außenluft umgeben ist.

Es ist klar, daß bei großer Hitze und unter anderen äußeren ungünstigen Verhältnissen bei den in der Hitze in Reih und Glied marschierenden Fußtruppen diese Wärmeregler sehr bald ungenügend werden können im Vergleich zu der Wärme, welche der Mann hiebei in sich entwickelt. Der Schweiß kann bei der schwülen Luft nicht genügend verdampfen, er sammelt sich auf Gesicht und Brust und rinnt triefend den Körper herab. Es fällt also diese Art Abkühlung fort. Ist der Soldat überdies noch außer stande, sich durch häufigeres Trinken abzukühlen und dem Blute das durch den Schweiß entzogene Wasser zu ersetzen, während gleichzeitig die Wärmebildung durch Muskelarbeit beim Marschieren fortdauert, so kann die Folge sein, daß neben einer gewissen Eindickung des Blutes und der Austrocknung, beziehungsweise Veränderung der Gewebe, die Wärmestauung im Körper einen lebensgefährlichen Grad erreicht, d. h. daß er

vom Hitzschlag getroffen wird. Denn auch die Atmung und der Blutkreislauf, diese anderen beiden Regler, können ihn nicht mehr genügend abkühlen, sie leiden unter dem Einfluß der im Körper aufgestauten Wärme, welche lähmend auf das Herz wirkt. Dazu kommt, namentlich in eng geschlossenen Gliedern und bei Windstille, die in der Marschkolonne herrschende Luftverderbnis, sowie der mangelnde Ersatz an frischer Luft.

Bei Kavalleristen kommt der Hitzschlag seltener vor, weil bei ihnen die eigene Muskelanstrengung und deshalb auch die Wärmeerzeugung geringer ist und das Marschieren in weiteren Abständen erfolgt.

Außer den genannten gibt es noch eine Anzahl von Einflüssen, welche, wenn sie zu jenen hinzutreten, den Hitzschlag besonders leicht entstehen lassen. Dahin gehören: Nichtgewöhntsein an die Marschleistung, schwache Körperkonstitution im allgemeinen, vorangegangene Strapazen und Krankheiten, nicht genügender Schlaf, Ausschweifungen, Hunger, Durst, vor allem aber der Genuß von geistigen Getränken, d. h. von solchen, die Alkohol oder Weingeist enthalten. Auch vor starken Tabaksorten sind die des Rauchens weniger gewöhnten Leute zu warnen. Endlich lehrt die Erfahrung, daß der Hitzschlag häufig auf jenen Märschen sich zeigt, die unter der ungünstigen Nachwirkung von Abschiedsfeierlichkeiten unmittelbar aus der Garnison oder aus lange innegehabten Standquartieren angetreten werden, weshalb sich bei solchen Gelegenheiten vermehrte Vorsicht empfiehlt.

3. Vorboten und Erscheinungen.

Die Vorboten des Hitzschlags gestalten sich gewöhnlich folgendermaßen: der Soldat schwitzt stark, der Schweiß läuft ihm über das Gesicht, in die Augen, in die Halsbinde und sammelt sich auf der Herzgrube. Sein Kopf fühlt sich heiß an, ebenso die Haut trotz des Schweißes, der Puls geht sehr schnell, das Atmen ist beschleunigt, das Herz klopft stark. Der Mann spürt Beklemmung auf der Brust und hat das Gefühl zum Umsinken und Ohnmächtigwerden, die Zunge wird trocken, die Hände sind geschwollen, das Gesicht fängt an blau zu werden, anderemale sieht es strotzend rot aus, die Beine zittern.

Tritt der Mann jetzt aus, so kann er sich im Schatten durch Wassertrinken, Lüften der Kleidung und Waschen des Kopfes und der Brust u. s. w. mit Wasser in der Regel bald wieder erholen. Wird ihm jedoch keine Hilfe zu teil, schleppt er sich mühsam, oft ohne rechte Besinnung, unwillkürlich weiter, so schwindet allmählich auch die Schweißabsonderung, er wird trocken, der Speichel klebt an den Lippen, das Herz schlägt immer schneller und schwächer, zuletzt flattert es nur noch, das Atmen wird ganz oberflächlich, endlich schwinden die Sinne gänzlich und der Mann stürzt um, wobei er oft in Krämpfe verfällt. Mitunter tritt hiebei ein plötzlicher Wahnsinn auf. Ohne rechtzeitige Hilfe erfolgt in einem solchen Zustand der Tod sicher.

Nach Umständen gestaltet sich das Bild des Hitzschlages etwas anders; es treten dann hauptsächlich Erscheinungen von Blutandrang zum Kopf, zu den Lungen und zu anderen Organen auf, und infolgedessen kann es zu Nasenbluten, Blutspeien, Blutharnen u. s. w. kommen.

4. Vorsichtsmaßregeln.

Selbst die marschgeübtesten Soldaten sind dem ausgesetzt, daß der Körper beim Marschieren unter Umständen übermäßig heiß wird. Ein Mittel hiegegen

ist Wassertrinken. Denjenigen, welche nach dem oben Gesagten vorzugsweise vom Hitzschlag bedroht sind, muß besondere Aufmerksamkeit zugewendet werden.

Es ist größtenteils Vorurteil, daß Trinken bei erhitztem Körper schaden müsse. Selbst dann, wenn dieses vereinzelt der Fall ist, stehen die Gefahren eines kühlen Trunkes bei erhitztem Körper, namentlich für die Truppen, in keinem Verhältnis zu den Gefahren des Hitzschlages. Einige Vorsicht ist freilich bei erhitztem Körper geboten, z. B. dann, wenn das Getränk auffallend kühl ist. Die Hauptsache ist, daß man sich nach dem Trinken bald wieder bewegt und nicht plötzlich große Mengen kalten Wassers auf einmal in den Magen stürzt, sondern häufiger und in kleineren Mengen trinkt, und zwar am besten Wasser mit einem Zusatz von Essig, kaltem Thee oder Kaffee. Eines langen Abkühlens vorher bedarf es nicht, wenige Minuten genügen. Flaschen mit nicht zu weiten Oeffnungen eignen sich zum Trinken für marschierende Soldaten sehr gut, auch kann man zweckmäßig Brot beim Trinken kauen lassen. Man glaube nicht, daß man auf einmal so viel trinken müsse, bis man satt ist, denn das dem Magen zugeführte Wasser braucht Zeit, oft bis zu mehreren Minuten, um durch seine Wirkung auf die Nerven das Gefühl der Stillung des Durstes hervorzurufen.

Gestatten die Kriegsverhältnisse, eine der hauptsächlichsten Veranlassungen des Hitzschlages — hohe Außentemperatur — zu berücksichtigen, so sind in Zeiten, wo die Wärme bereits morgens 20 Grad Reaumur[1]) im Schatten beträgt, die Märsche möglichst so zu legen, daß die Leute zwischen 8 und 9 Uhr früh ins Quartier kommen, oder es wird die zweite Hälfte des Marsches auf die späten Nachmittags- oder Abendstunden verteilt. Dabei ist nicht außer acht zu lassen, daß vor dem Abmarsch aus dem Quartier die Leute möglichst gefrühstückt und ihre Feldflaschen gefüllt haben. Geistige Getränke sind nachteilig. Von großer Bedeutung ist ein frühzeitiges Oeffnen und Lüften der Kleidung. Auf sandigem Boden, staubigen Landstraßen, in Thälern, Fichtenwäldern und dergleichen ist, wo das Marschieren in lockeren Formationen statthaft, dies besonders von Vorteil. Ruhepunkte werden zweckmäßig häufiger und länger an schattigen, luftigen, jedoch zugfreien Orten eingeschaltet. Der Führer muß hin und wieder seine Abteilung von rückwärts beobachten. Sieht er einen Mann schwanken oder taumeln, so hat er sich die Ueberzeugung zu verschaffen, ob hievon nur hohe Ermüdung oder schon beginnende Bewußtlosigkeit die Ursache ist.

Treten die Leute häufiger aus, oder macht sich eine besondere Ermattung der Truppe bemerkbar, so ist oft ein Halt selbst auf freiem Felde in der Sonne dem Versuche vorzuziehen, das vielleicht schon nahe Quartier ohne Aufenthalt zu erreichen. Ein Befragen der Leute, ob sie nicht etwa die kurze Strecke noch weitermarschieren könnten, ist selten praktisch, da die manchmal kräftigere Mehrzahl derselben die Minderzahl der gänzlich Ermüdeten überstimmt.

Längeres Stillstehen auf dem Sammelplatz behufs Ausgabe von Befehlen oder Quartierbillets, oder der Aufnahme von Quartierlisten, ist möglichst zu vermeiden, denn erfahrungsgemäß fallen Soldaten, welche sich in der Hoffnung auf das nahe Ziel noch bis zum Sammelplatz geschleppt haben, gerade dann zuletzt häufig um. Weil die erwähnten Geschäfte sich fast nie völlig während des letzten Ruhehaltes oder kurz vor dem Marschziel abmachen lassen, so empfiehlt es sich hier, vor allem das Gepäck abzulegen und äußersten Falles den Leuten das Niedersitzen zu gestatten.

---

[1]) Vergl. S. 186.

Eine kleine marschierende Truppe findet wohl überall in den Orten, welche sie passiert, oder sonst an geeigneten Stellen das nötige Trinkwasser. Auf langen Märschen in wasserarmen Gegenden ist es aber selbst für die schwächste Abteilung zweckmäßig, einen Wasservorrat mitzuführen. Jede Vorsorge in dieser Beziehung erkennen die Untergebenen besonders dankbar an und lohnen sie dem Vorgesetzten mit vermehrter Anhänglichkeit.

5. Behandlung.

Wird jemand vom Hitzschlag befallen, so bringe man ihn bis zur Ankunft des Arztes thunlichst an einen schattigen und kühlen Ort, entferne ohne Gewaltanwendung alle beengenden Kleidungsstücke, lagere ihn mit erhöhtem Oberkörper und sorge dafür, das möglichst wenig Menschen um ihn herumstehen, damit der Zutritt guter Luft nicht behindert werde. Man wasche ihm dann Kopf und Brust oder auch den ganzen Körper, oder schlage ihn in nasse Tücher und flöße ihm nach und nach reichlich Wasser ein: auch kalte Uebergießungen, besonders auf den Nacken, können angezeigt sein.

Atmet der Kranke nicht gehörig, so ist die künstliche Atmung einzuleiten. Man legt den Kranken mit erhöhtem Oberkörper auf den Rücken und hält ihm mit den in ein Tuch gewickelten Fingern die Zunge fest oder zieht sie sogar etwas nach vorn, damit dieselbe nicht nach hinten fällt und Erstickungsgefahr hervorruft. Die Arme werden dann zunächst lang an den Körper gelegt, hierauf, indem man zu Häupten des Kranken steht, oberhalb des Ellenbogens gefaßt und bis zum Kopf hin gespreizt — Einatmung. Nach etwa zwei Sekunden bringt man die Arme wieder in die frühere Lage und drückt dieselben dabei sanft gegen die Seiten der Brust — Ausatmung. Nach ferneren zwei Sekunden wird die erste Bewegung wiederholt und dies Verfahren, auch wenn die natürliche Atmung nicht bald wiederkehrt, längere Zeit, beziehungsweise bis zur Ankunft des Arztes fortgesetzt. Während dies geschieht, muß dem Kranken fortwährend frische Luft zugefächelt werden. Auch reibe man ihm, um die Blutbewegung anzuregen, Hände und Füße.

Kommt er wieder zu sich, so reiche man ihm zu trinken; wird er neuerdings schwach, so sind stärkere Riechmittel, wie Salmiakgeist und andere äußere Reize, Senfteige u. s. w. anzuwenden. Ein bald eintretender Schlaf ist verdächtig und muß genau überwacht werden.

Bei den oben geschilderten Fällen von Blutspeien u. s. w. fallen alle Reizmittel fort, der Kranke bedarf der Ruhe und Abkühlung. Die weiter erforderlichen Maßnahmen sind vom Arzte zu bestimmen.

D. Bilder aus der Erd- und Völkerkunde.

a. Bilder aus der Heimat.

1. Deutschland.

Heinrich Luden.

Die weiten Fluren, die sich, mannigfaltig durchschnitten, von den höchsten Alpen über dem mittelländischen und dem adriatischen Meere, in unbestimmten Grenzen, westlich an den Ufern der Maas und der Schelde hinab bis zur Nordsee hinbreiten und östlich von der March hinüber zur Oder bis zu dem Ausflusse der Weichsel sich erstrecken, nennen wir Deutschland.

Dieses Land, in dieser Ausdehnung, gehört zu den schönsten Ländern, welche die Sonne begrüßt in ihrem ewigen Laufe. Unter einem gemäßigten Himmel, unbekannt mit der sengenden Luft des Südens, wie mit der Erstarrung nördlicher Gegenden, die größte Abwechselung, die reichste Mannigfaltigkeit bietend, köstlich für den Anblick, erheiternd und erhebend für das Gemüt, bringt Deutschland alles hervor, was der Mensch bedarf zu seiner Erhaltung und zu seiner Förderung, ohne ihn zu verweichlichen, zu verhärten, zu verderben. Der Boden ist fähig zu jeglichem Anbau. Hier scheint sich die befruchtende Kraft gesammelt zu haben, die dort versagt ward. Unter dem bleibenden Schnee der Alpen dehnen sich die herrlichsten Weiden aus, von der Wärme doppelt belebt, die an jenem wirkungslos vorüberging. An der kahlen Felswand zieht sich ein üppiges Thal hin. Neben Moor und Haide, nur von der bleichen Binse und der Brombeerstaude belebt und menschlichem Fleiße nichts gewährend als die magere Frucht des Buchweizens oder des Hafers, erfreuen das Auge des Menschen die kräftigsten Fluren, geeignet zu den schönsten Saatfeldern und zu den herrlichsten Erzeugnissen des Gartenbaues. Fruchtbäume prangen in unermeßlicher Menge und in jeglicher Art, vom saueren Holzapfel bis zum lieblichen Pfirsich. Hoch auf den Bergen des Landes erhebt, unter Buchen und Tannen, die gewaltige Eiche ihr Haupt zu den Wolken empor und blickt über Abhänge und Hügel hinweg, welche den köstlichen Wein erzeugen, die Freude der Menschen, der hohen wie der geringen.

Kein reißendes Tier erschreckt, kein giftiges Gewürm droht, kein häßliches Ungeziefer quält. Aber Ueberfluß gewährt das Land an nützlichem Vieh, an kleinem wie an großem, für des Menschen Arbeit, Zwecke und Genüsse. Das Schaf trägt Wolle für das feinste Gespinst, der Stier verkündet Kraft und Stärke in Bau und Gestalt, das Pferd geht tüchtig einher im Fuhrwerke, prächtig vor dem Wagen der Großen und stolz als Kampfroß unter dem Krieger, ausdauernd hier und dort.

In ihrem Innern birgt die Erde große und reiche Schätze. Aus vielen und unerschöpflichen Quellen sprudelt sie freiwillig dem Menschen Heilung zu und Gesundheit und Heiterkeit. Den fleißigen Bergmann belohnt sie bald mit dem edelsten Gewürze, dem Salze, bald mit Silber und Gold, hinreichend für den Verkehr und die Verzierung des Lebens, bald mit Eisen in Menge, dem Manne zur Waffe und Wehr, zum Schutz und Schirm dem Volke.

Ein solches Land, so mit reichen Gaben, Eigenschaften und Kräften ausgestattet, ist von der Natur unverkennbar bestimmt, ein großes und starkes Volk zu ernähren in Einfalt und Tugend, und eine hohe Bildung des Geistes in diesem Volke durch Uebung und Anstrengung zu erzeugen, zu erhalten, zu fördern.

Auch ist das Land nicht umsonst bestimmter Grenzen beraubt, gegen Morgen, wie gegen Abend und selbst gegen Mitternacht. Die Bewohner können sich gegen den Neid, die Habsucht und den Uebermut fremder Völker auf nichts verlassen, als auf ihre eigene Kraft. Es gibt für sie keine Sicherheit, als in ihrem festen Zusammenhalten, in ihrer Einigkeit, in ihrer sittlichen Macht.

Endlich ist den Bewohnern dieses Landes durch große und schöne Ströme das Meer geöffnet und der Zugang zur Welt. Aber das Meer drängt sich nicht so verführerisch an sie heran oder zwischen sie hinein, daß sie verlockt und dem heimatlichen Boden entfremdet werden könnten. Vielmehr kann der edlere Mensch dem Gedanken an eine deutsche Erde und an einen deutschen Himmel nicht entgehen, und dieser Gedanke scheint in ihm die Sehnsucht erhalten zu müssen zu der Welt seiner Geburt und die Liebe zu dem Boden seines Vaterlandes.

2. Die Halligen.

Christoph Biernatzki.

An der Westküste des Herzogtums Schleswig finden sich, umflutet von den Wogen der Nordsee, mehrere Inseln, Ueberreste einer zusammenhängenden Landstrecke, welche dem Meere zum Raube geworden ist.

Im Gegensatz der größeren, durch Deiche und Dünen gesicherten Inseln, werden die kleineren Eilande Halligen genannt. Eine solche Hallig ist ein flaches Grasfeld, das kaum einen Meter höher liegt als der Stand der gewöhnlichen Flut des Meeres und daher, weder durch Kunst noch durch Natur beschützt, sehr oft, und besonders in den Wintermonaten sogar wohl zweimal an einem Tage von der wogenden See überschwemmt wird. Die bedeutendsten dieser Halligen sind noch keine Quadratmeile groß, die kleineren, oft nur von einer Familie bewohnten kaum tausend Meter lang und breit; die kleinsten und unbewohnten dienen nur dazu, ein wenig kurzes und feines Heu zu gewinnen, das aber sehr oft, ehe es geborgen werden kann, von der Flut weggespült wird. Auf künstlichen Erderhöhungen oder Werften stehen die einzelnen Wohnungen, die selten mehr Raum auf der sich schräg absenkenden Höhe lassen, als zu einem schmalen Gang um die Hütte erforderlich ist. Daher trifft man denn auch auf fast allen Halligen keinen Fleck Gartenland für ein wenig Gemüse, keinen einzigen Strauch mit einer erquickenden Beere, keinen Baum zu einem Ruheplatz im Schatten.

Die Hallig ist eine Wüste, in der nur das genügsame Schaf seine spärliche Nahrung findet. Auf der Werfte wird ein Behältnis ausgegraben, und ringsum mit Grassoden ausgesetzt; darin sammelt sich Regenwasser von oben oder von den Seiten her; es dient den Schafen zur Tränke und ihren Herren zur Bereitung ihres Thees, obwohl es auf dem mit Meersalzteilen durchdrungenen Boden den widerlichsten Geschmack angenommen hat, der es für den nicht daran gewöhnten ungenießbar macht. Vielleicht bringt auch gar einmal ein Boot ein Tönnchen Wasser mit vom festen Lande, und in Zeiten der Dürre kann solche Zufuhr zur dringendsten Notwendigkeit werden. — Eine Freude hat doch wohl der Halligbewohner, — das muntere Treiben eines täglichen und reichen Fischfanges? Nein, vor dem Aufenthalt in einer Meeresstrecke, die bei der Ebbe stundenweit ihren Schlammboden aufdeckt, hüten sich die Fische und überlassen gern dem Seehund und der häßlichen Roche allein das wenig einladende Gebiet. Und dies Meer, das die Halligen umgibt und so oft überwogt, dies an Gaben so arme und an Raub so reiche Meer ist noch dazu fortwährend ein Räuber,

der bald mit langsamer, still untergrabender Macht, bald mit wildstürmender Gewalt ein Stück Land nach dem anderen von dem Eiland abbricht, so daß der Halligbewohner schon die Jahre zählen kann, wann den Hütten und den Herden der letzte Raum genommen sein wird.

Doch glücklich die Hallig, wenn hiermit ihr Bild vollständig gezeichnet wäre! Aber es bleibt noch eine furchtbare Seite übrig. Zur Gewohnheit sind die Ueberschwemmungen geworden, die, alles flache Land überwogend, an die Werfte hinaufsteigen und an die Mauern und Fenster der Hütten mit ihrem weißen Schaum hinanschlagen. Da blicken denn diese Wohnungen aus der weiten, umrollenden Wasserfülle nur noch als Strohdächer hervor, von denen man nicht glaubt, daß sie menschliche Wesen bergen, daß Greise, Männer, Frauen und Kinder unterdessen vielleicht ruhig um ihren Theetisch her sitzen und kaum einen flüchtigen Blick auf den umdrängenden Ozean werfen. Aber es bricht der Sturm zugleich mit der Flut auf das bange Eiland ein. Die Wasser steigen gegen sechs Meter über ihren gewöhnlichen Stand hinauf. Der Erdhügel, der eine Zeit lang zitternd widerstand, gibt nach; bei den unausgesetzten Angriffen bricht ein Stück nach dem andern ab und schießt hinunter. Die Pfosten des Hauses werden dadurch entblößt; das Meer faßt sie, rüttelt sie. Der Bewohner des Hauses rettet erst seine besten Schafe hinauf auf den Boden, dann flieht er selbst nach, — und hohe Zeit war es! Denn schon stürzen die Mauern, und nur noch einzelne Ständer halten den schwankenden Dachboden, die letzte Zuflucht. Mit furchtbarem Siegesübermut schalten nun die Wogen in dem unteren Teile des Hauses, und der Stützpunkte des Daches werden immer weniger, des Daches, dessen Niedersturz rettungslos der Familie ein schäumendes Grab bereitet. Aengstlich pocht das Herz bei jeder Erschütterung; immer enger drängen die Unglücklichen sich zusammen. In der Finsternis sieht keiner das entsetzensbleiche Antlitz des anderen, — im Donnergeroll der tobenden Wogen verhallt das bange Gestöhn; der Mann preßt das Weib, die Mutter ihre Kinder mit verzweiflungsvoller Todesgewißheit an sich; die Bretter unter ihren Füßen werden von der drängenden Flut gehoben; aus allen Fugen quellen die Wasser auf; das Dach wird durchlöchert. Da kracht ein Balken. Ein furchtbarer Schreckruf! Noch eine martervolle Minute! Noch eine! Der Dachboden senkt sich nach einer Seite; ein neuer Flutenberg schäumt herauf, und — im Sturmgeheul verhallt der letzte Todesschrei.

Dennoch liebt der Halligbewohner seine Heimat, liebt sie über alles, und der aus der Sturmflut gerettete baut sich nirgends sonst wieder an als auf dem Fleck, wo er alles verlor, und wo er in kurzem wieder alles, und sein Leben mit, verlieren kann.

3. Hamburg.

Nach Louis Thomas.

Hamburg ist die bedeutendste, grösste und reichste Hafenstadt Deutschlands, wenn nicht des ganzen europäischen Festlandes. Gleich der anschwellenden Flut, welche die Kanäle der Stadt füllt, strömt und wogt hier das Leben, das mit hunderttausend unsichtbaren Händen gewaltig ineinander greift. Hamburgs Lage an dem breiten, tiefen Elbstrome, in welchen hier die schiffbare Alster mündet, ist eine überaus günstige. Mit der Ebbe segeln die Schiffe seewärts, während die Flut die ankommenden sicher in den Hafen trägt und die Kanäle der Stadt mit Wasser füllt. Wer aus dem inneren Deutschland sich hier zum erstenmal der Nordsee nähert, wird von eigenen Gefühlen erfüllt werden. Eine solche Wasserwelt hat

er noch nie geschaut; zwischen einem ganzen Walde von Masten, welche die Häfen Hamburgs erfüllen, streckt sich die weite Handelsstadt aus. Begleite mich auf einer der Jollen nach dem Binnenhafen, mitten durch die Handelsschiffe aller Nationen hindurch und von da nach dem Baumhause. Ueberall umschwärmt uns das regste Leben. Welche Menge von Wirtshäusern, Warenlagern und Gewölben, alle mehr oder minder für die Bedürfnisse des Seefahrers berechnet. Sieh die Aushängeschilder; neben der deutschen erscheint auch die englische und französische, ja selbst die spanische Sprache. Achte auf die Sprachen der Matrosen und Schiffsleute; ist es nicht, als befänden wir uns in einem Babel oder in irgend einem wildfremden Lande, da sogar das Plattdeutsch des nordischen Schiffers uns unverständlich ist? Ja selbst der uns so wohl bekannte Elbstrom scheint ein ganz anderer zu sein; man fühlt, dass Hamburg eine „Weltstadt“ ist. Alles erinnert an das See- und Matrosenleben. Begib dich zum Bäcker, und du findest Massen von Schiffszwieback, beim Fleischer gewaltige Vorräte eingepökelten und geräucherten Fleisches. Nimm ein Zeitungsblatt in die Hand und lies diese Anzeigen in mehreren Sprachen für die Schiffskapitäne. Dieser Kaufmann empfiehlt Spiritus und spanische Weine, jener dort Ankertaue und Theer, ein dritter hat grosse Lager blau- oder rotgestreifter Matrosenhemden, ein vierter wollene Mützen und Tücher, wie sie diese wetterharten Menschen bald um den Hals, bald um den Leib zu schlagen pflegen.

Folge mir an das mit Krahnen zum Ausladen der Schiffsgüter reichlich besetzte Bollwerk; sieh die müssigen Schiffer, welche den vorübergehenden ihre Jollen zu einer Fahrt in den Hafen anbieten! Und wie wird dieser in allen Richtungen durchkreuzt! Das sind nicht bloss Fahrten zum Vergnügen und zur Befriedigung der Schaulust; da sind es bald Rheder, bald Geschäftsleute, bald Makler, welche hier nach dem, dort nach jenem Schiffe fahren, um Befehle zu überbringen oder eingekommene Waren an Bord zu besichtigen. Pfeilschnell schiessen die kleinen Jollen in den engen, von den Schiffen freigelassenen Gassen hindurch; denn gewandt, wie die Droschkenkutscher in Paris oder London ihre Fuhrwerke, verstehen diese Schiffer ihre Jollen zu regieren. Fast unheimlich wird uns in unserer Nusschale, wenn wir neben den palastähnlichen Kauffahrteischiffen vorbeifahren, jenen stolzen Dreimastern, von den mancher schon die fernsten Länder des Erdballs besucht und nach Sturm und Wetter seine reichen Lasten glücklich in den heimischen Hafen gebracht hat. Sieh auf jenem Verdeck die Matrosen in schwerer Arbeit, jene sonnverbrannten Gesellen mit schwarzbrauner Haut und nervigem Arm. Höre, wie sie unter stossweisem Gesange schwere Lasten aufwinden. — Hier weht die weiss- und rotgestreifte Flagge Nordamerikas neben dem blutroten Banner Englands, da ein Stadtwimpel neben der stolzen Flagge des Weltumseglers. Hier hört man ein rauhes nordisches Lied, dort die sanfte italienische Canzone oder einen spanischen Gesang; da schallt uns ein britischer, französischer, dänischer Fluch, dort ein treuherziges „Willkommen“ entgegen. Die buntesten, wechselvollsten Bilder sind es, welche uns umgeben.

Doch zurück in die Strassen der Stadt, hin nach der neuen Börse! Nicht hunderte, sondern tausende von Kaufleuten wandern hier auf und ab. Es ist eben Börsenzeit zwischen ein und drei Uhr nachmittags. In der grossen, 40 Meter langen, 20 Meter breiten und 25 Meter hohen, von Bogengängen umgebenen Börsenhalle wimmelt es von Käufern und Verkäufern. Zucker, Kaffee, Gewürze, Seiden- und Wollstoffe, Kunstgegenstände, Gold, Silber, Staatspapiere und Aktien werden hier bald ausgeboten, bald verlangt. Sieh die Menge der Makler, welche in allen Handelsgegenständen Geschäfte machen, wie sie bald Schlusszettel über abgeschlossenen

Handel schreiben, bald überreden, bald Streitigkeiten schlichten, bald Aufträge annehmen und geben. Für jede Frage, für jedes Bedürfnis haben sie ein Auskunftsmittel. Sie sind die unentbehrlichen Vermittler zwischen Käufer und Verkäufer im Handel Hamburgs, wie aller grossen Handelsstädte. Jeden Tag werden Auktionen in Waren teils von ihnen abgehalten, teils besucht. Ganze Schiffsladungen werden sogleich nach der Ankunft der Schiffe versteigert. Die oberen Räume der Börse sind zu solchen Auktionen eingerichtet. Dort steht der eben angekommene Schiffskapitän mit noch etwas gespreizten Beinen, als ob das Festland dem unruhigen Weltmeer gliche, den breiten Hut in die Augen gedrückt und beide Hände in den Rocktaschen, vor seinem Rheder, einem jungen, elegant gekleideten Manne mit schönen, ernsten Zügen. Neben diesem sein Bruder, ein hübscher, von der tropischen Sonne gebräunter Kaufmann, der mit reicher Ladung bereits mehrmals den Aequator passierte. Das sind Kaufleute, die kennen Welt und Leben! Ihr Blick schweift über den Ozean, wo sie Kontore, wie in Hamburg, besitzen, und wo ihr Name so bekannt und so geachtet und geehrt ist, wie in der Heimat. Da lernt man erst recht erfahren, wie durch den Kaufmann die Welt erschlossen wird, und wie die von ihm ausgeworfenen Fäden die fernsten Erdteile mit einander verbinden.

Der Anblick Hamburgs lässt nicht ahnen, dass diese tausendjährige Stadt vormals ein Fischerdorf war, und dass aus armen Fischern unternehmende Kaufherren und Seefahrer wurden. Als im 13. Jahrhundert der Hansabund entstand, ward Hamburg ein thätiges Glied dieser über Länder und Meere herrschenden Städtekette; durch ihn ward es erhoben und zu seiner Weltbedeutung gebracht. Als aber die Hansa verfiel und das herrliche Lübeck, das Haupt derselben, bei solchem Unfalle sich fast verblutete und seinen Einfluss gleich anderen Städten verlor, war Hamburg bereits so erstarkt, dass es jenes Ereignis nicht allein nicht fühlte, sondern sogar an Glanz und Handelsmacht mit jedem Jahre gewann.

Und dennoch ist Hamburg zu verschiedenen Zeiten mächtig bedrängt gewesen. Waren es in früheren Zeiten Seeräuber, so waren es später, zur Zeit des dreissigjährigen Krieges, die Dänen, welche Glückstadt erbauten, damit es den Handel Hamburgs zerstöre. Das Jahr 1806 brachte die reiche Handelsstadt in Napoleons Besitz, und Davousts tyrannische Herrschaft wird in den Geschichtsbüchern Hamburgs immer fortleben. Damals sang der deutsche Dichter und Held Max v. Schenkendorf:

> Lass Flammen dich verzehren,
> o Hamburg, reich und schön,
> du wirst zu grössern Ehren,
> dem Phönix gleich, erstehn.

Aber niemand hätte geglaubt, dass dieser Sang Ahnung sei und einst zur furchtbaren Wirlichkeit sich gestalten würde. Da brach der 5. Mai 1842 an. Eine Feuersbrunst, anfangs wenig beachtet, verbreitete sich bald über einen bedeutenden Stadtteil. Die Flammen wüteten beinahe vier volle Tage ununterbrochen mit steigender Heftigkeit, und als das wütende Element zum Riesen geworden war und heftig wehende Westwinde es immer gewaltiger anfachten, da war zu besorgen, dass die reiche, schöne Stadt, von Flammen verzehrt, zum Schutthaufen werden würde. Doch die Hand des Allmächtigen gebot den Flammen Einhalt, nachdem 4219 Feuerstellen von ihnen verzehrt worden waren. — Unter diesen befanden sich 1749 Häuser, 1508 Säle, 488 Böden, 479 Keller, 109 Speicher und 9 Ställe. Dem Phönix gleich ist Hamburg aus der Asche neu und schöner erstanden. Durch seinen Welthandel besass es die Mittel, auch ein solches Unglück zu verwinden. Sein Jungfernstieg am Alsterbassin ist so grossartig und schön, dass selbst in den grössten Städten nur wenige schönere Plätze gefunden werden.

4. Die Lüneburger Heide.

Heinrich Jastram.

Die Lüneburger Heide zieht sich von Südost nach Nordwest zwischen Elbe und Weser hin. Da ihr Abfall gegen Norden steiler ist als gegen Süden, so erscheint sie dem Wanderer, der von Norden kommt, als ein ausgedehnter blauer Gebirgsstreif, aus welchem die Flüsse ziemlich schnell in tiefen Thälern ihm entgegenkommen. Nähert er sich ihr aber von Süden, so sieht er nichts als eine endlose Ebene vor sich, deren Flüsse sich langsam durch einen breiten Rand von Sümpfen und Mooren zur Aller herabwinden. Auf der Höhe sind Quellen und Moore; an den Abhängen aber quillt das Wasser der meist klaren Heidebäche. Es ist nicht zu leugnen, daß sich die Heide sehr einförmig darstellt, ja, mit ihren weiten Getreide-, Wald-, Heide- und Moorstrecken ohne Berg und Thal recht ermüdend für das Auge eines Vergnügungsreisenden sein kann.

Und doch müssen wir sagen: Es hat auch die Heide ihre Schönheit. Es ist ein eigentümlicher Reiz, daß hier keine Schranken den Horizont verengen und die freie, endlose Aussicht beeinträchtigen. Auch hat die Heide wirkliche landschaftliche Schönheiten. Wie herrlich ist hier nicht ein klarer, frischer Wintertag, wenn sich die dunkelgrünen Aeste und Wipfel aus dem unabsehbaren Schneeteppich hervorheben! Oder „wenn man die weite Ebene im Morgenlichte erglänzen sieht, oder wenn die Abendsonne das braune Heidekraut und hier und da eine Birkengruppe auf einem Hügel mit goldigem Glanze färbt, und in weiter Ferne ein dunkler Föhrenwald auftaucht; dann erfährt man es erst, daß auch die Heide ihren Schmuck von Gott erhalten hat.“

Auch viele Dörfer haben ein einladendes, freundliches Ansehen und kündigen sich schon von weitem durch ihre waldige Umgebung an. Selbst in den einsamsten Sandgegenden wird der Wanderer sehr oft erfreut durch Gruppen von Kiefern, deren rauschende Wipfel in der einsamen Landschaft ihn an die Hochebenen des Harzes erinnern. Wer die Heide zum erstenmal betritt, den überfällt unwillkürlich das Gefühl des Alleinseins, und er sieht, daß es hier einsamer ist als in den meisten Gegenden Deutschlands. Wer sich die Heide vom Eisenbahncoupe aus ansieht, erblickt freilich nur eine weite Fläche, denn die Eisenbahn hat die geradeste, ebenste Strecke aufgesucht, und er denkt nicht daran, daß die Nebenwege abwechselnder, besser angebaut und mit freundlichen größeren und kleineren, meist ganz wohlhabenden Dörfern besetzt sind. Nicht minder einsam mag aber die Heide dem Fußgänger erscheinen, wenn er stundenlang wandert, ohne ein Dorf zu treffen, oder wenn er sich gar verirrt. Muß er doch meilenweit in glühendem Sande waten, ohne einen anderen Laut zu hören als das Summen der Bienen und das Hämmern des Spechtes. Auch in den zahlreichen Nadelwaldungen ist es recht einsam, und ihre Glut wird durch die trockenen Kiefernadeln noch vermehrt. Recht verlassen fühlt sich aber der Wanderer, wenn er im Schneegestöber Weg und Steg verloren hat, und er, gejagt von dem daher tobenden Sturmwinde, vergeblich nach einem Obdache sucht, auch wohl gar die Nacht ihn ereilt.

Nun ja, die Heide ist in ihren unbewohnten Gegenden recht einsam. Liegt aber nicht in der Einsamkeit auch ein Reiz? Wie erhebend ist es, wenn man die Sonntagsglocken erschallen hört, und die weite Ebene in heiliger Sabbatsruhe daliegt. Da versteht man das Dichterwort:

Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
noch eine Morgenglocke nur;
nun Stille nah und fern. (Uhland.)

Als Merkwürdigkeiten der Heide sind die sogenannten erratischen Blöcke anzuführen. Man bezeichnet mit diesem Namen die in der Heide zerstreut und massenweis umherliegenden Felstrümmer, welche in grauer Vorzeit, als noch die Meereswellen den Norden Deutschlands überfluteten, durch gewaltige Eismassen von Skandinaviens Küsten hierher getragen wurden. Sie werden von den Heidebewohnern zum Bau der Häuser und Mauern benutzt, weshalb sie an manchen Stellen schon seltener werden. Eigentümlich sind auch der Raseneisenstein, welcher sich nahe unter der Oberfläche befindet, und die Erdölquellen bei den Dörfern Edemissen und Hänigsen an der braunschweigischen Grenze. Die Torfmoore sind reiche Vorratskammern von Brennmaterial und deshalb von großer Wichtigkeit. —

Das Heidekraut, welches sich durch ganz Deutschland auf Heiden und in Wäldern findet, wächst hier reichlich und dient dem Vieh zur Streu, ja es wird teilweis auch zum Schaffutter benutzt, seine Blüten sind eine Haupthonigquelle der Bienen, und von den Samen lebt im Winter mancher kleine Vogel. Weizen wird nicht viel gebaut, wohl aber Gerste, Roggen und namentlich Buchweizen, außerdem viel Flachs, Hanf und Kartoffeln. Aus den Heidel-, Erd- und Kronsbeeren wird ein beträchtlicher Gewinn gezogen, an Wachholderbeeren werden jährlich 50000 Zentner gewonnen. — Das Edelwild ist hier kleiner als anderswo, der Hase liebt die magere Heidekost nicht und ist daher nicht häufig. Die klaren Heidebäche sind ein Lieblingsaufenthalt der Forellen, auch findet sich hier die echte Flußperlmuschel, oft mit großen und schönen Perlen. — Auf den Heideflächen weiden zahllose Herden von kleinen, der Heide eigentümlichen Schafen, den sogenannten Heidschnucken. Sie werden zweimal geschoren, und man gewinnt vom Stück etwa 1¼ bis 1½ Pfund Wolle.

Auch die Bienenzucht findet in der Heide eine gedeihliche Stätte. Im Frühlinge werden die Bienenstöcke in die Rübsamenfelder gestellt. Sind diese abgeblüht, was ungefähr Mitte Juni der Fall ist, dann geht's in die süße, honigreiche, wenn auch unscheinbare Buchweizenblüte. Im Juli bringt der Imker oder Bienenvater seine Stöcke in die blühende Heide, wo sie bleiben, bis sie mit Honig gefüllt sind. Es werden im Jahre ungefähr 3000 Zentner Wachs gewonnen, der Honig wird zum Teil von den Heidebewohnern statt Butter und Zucker benutzt, die größere Menge aber geht nach Braunschweig, Hamburg und Bremen.

5. Der Harz.

Nach Johann Gottlieb Kutzner.

Da, wo Braunschweig, Anhalt und die preußischen Provinzen Sachsen und Hannover zusammenstoßen, erhebt sich als ein Gebirge von höchst eigentümlichem Charakter und weltgeschichtlicher Berühmtheit: der Harz. — Uebertrifft ihn auch das Riesengebirge an Höhe, so darf er sich doch mit dem Erzgebirge und thüringer Walde messen, und zeichnet sich noch außerdem als das nördlichste deutsche Gebirge aus, welches aus seiner Umgebung sich plötzlich erhebt.

Man teilt den Harz in den Oberharz, Unterharz und Vorharz. Der Vorharz ist der Kern des Berges; er besteht aus granitartigem Urgestein und metallreichem Ganggebirge. Der Oberharz bildet den nordwestlichsten Teil des Gebirges und trägt außer den sieben Bergstädten auch den berüchtigten und vielbesuchten Brocken, den höchsten Punkt des ganzen Gebirges. Starrheit und Wildheit charakterisieren den Oberharz. Das Finstere und Abenteuerliche hat hier seine Heimat; hier wird nach der Volkssage die Walpurgisnacht durch den

Hexentanz begangen, hier haben die Berggeister Hexenaltäre und Teufelskanzeln aufgebaut; hier liegt, von riesigen, abenteuerlich mit Strauchwerk und struppigen Dornen bewachsenen Granitblöcken umgeben, der Ort Schierke, dessen ärmliche Bewohner mit bleichen Gesichtern und dicken Hälsen fast wie Gnomen (Erdgeister) aussehen. Dort rauscht die kalte Bode durch das schauerliche, enge, tannendüstere Thal; da liegen auch die malerischen Gruppen der Hohneklippen, an deren Fuße treffliche Milchkühe weiden und mit melodischem Glockengeläute die einsame Wildnis beleben. Dort liegt endlich das zwar wilde und schwer zugängliche, doch prächtige Thal der holden Emma, eines der schönsten und nächst der Roßtrappe das großartigste, was der Harz aufzuweisen hat. — In jähem Abfalle braust in jugendlichem Uebermute die Holzemme in ihrer „steinernen Renne", fast in lauter kleinen Wasserfällen vorwärts springend, aber sorgsam vom Tannenzweig und dem zierlich gefiederten Farrenkraut überschattet. Hier in der „steinernen Renne" ergreift dich der mächtige Gegensatz zwischen Berg und Ebene. Steigst du höher, so befindest du dich plötzlich auf einem Felsenvorsprunge, und vor dir öffnet sich das Thal zur lachenden Ebene nach Halberstadt und Magdeburg mit den fruchtbaren Aeckern und großen Dörfern. — Hören wir jetzt, was uns der Dichter Heine über eine von ihm gemachte Brockenfahrt erzählt.

Die Sonne ging auf. Die Nebel flohen wie Gespenster beim dritten Hahnenschrei. Ich stieg wieder bergauf und bergab, und vor mir schwebte die schöne Sonne, immer neue Schönheiten beleuchtend. Der Geist des Gebirges begünstigte mich ganz offenbar und ließ mich diesen Morgen seinen Harz sehen, wie ihn gewiß nicht jeder sah. Morgentau feuchtete meine Wangen, die rauschenden Tannen verstanden mich, ihre Zweige thaten sich von einander, bewegten sich herauf und herab, gleich stummen Menschen, die mit den Händen ihre Freude bezeigen, und in der Ferne klang's wunderbar geheimnisvoll, wie Glockengeläute einer verlorenen Waldkirche. Man sagt, das seien die Herdenglöckchen, die im Harz so lieblich klar und rein gestimmt sind.

Nach dem Stande der Sonne war es Mittag, als ich auf eine solche Herde stieß, und der Hirt, ein freundlich blonder, junger Mensch, sagte mir, der große Berg, an dessen Fuß ich stände, sei der alte, weltberühmte Brocken. Viele Stunden ringsum liegt kein Haus, und ich war froh genug, daß mich der junge Mensch einlud, mit ihm zu essen. Wir setzten uns nieder zu einer Mahlzeit, die aus Käse und Brot bestand; die Schäfchen erhaschten die Krumen, die lieben, blanken Kühlein sprangen um uns herum, klingelten schelmisch mit ihren Glöckchen und lachten uns an mit ihren großen, vergnügten Augen.

Wir tafelten recht königlich, nahmen darauf freundschaftlich Abschied, und fröhlich stieg ich den Berg hinauf. Bald empfing mich eine Waldung himmelhoher Tannen, vor der ich in jeder Hinsicht Respekt habe. Diesen Bäumen ist nämlich das Wachsen nicht so ganz leicht gemacht worden, und sie haben es sich in der Jugend sauer werden lassen. Der Berg ist hier mit vielen, großen Granitblöcken übersäet, und die meisten Bäume mußten mit ihren Wurzeln diese Steine umranken oder sprengen und mühsam den Boden suchen, woraus sie Nahrung schöpfen können. Hier und da liegen die Steine, gleichsam ein Thor bildend, über einander, und oben darauf stehen die Bäume, die nackten Wurzeln über eine Steinpforte hinziehend, und erst am Fuße derselben den Boden erfassend, so daß sie in freier Luft zu wachsen scheinen. Und doch haben sie sich zu jener gewaltigen Höhe emporgeschwungen, und, mit den umklammerten Steinen wie zusammengewachsen, stehen sie fester, als ihre bequemen Kollegen

im zahmen Forstboden des flachen Landes. — Auf den Zweigen der Tannen kletterten Eichhörnchen, und unter denselben spazierten die gelben Hirsche. Wenn ich solch ein liebes, edles Tier sehe, so kann ich nicht begreifen, wie gebildete Leute Vergnügen daran finden, es zu hetzen und zu töten.

Allerliebst schossen die goldenen Sonnenlichter durch das dichte Tannengrün. Eine natürliche Treppe bildeten die Baumwurzeln. Ueberall schwellende Moosbänke; denn die Steine sind fußhoch von den schönsten Moosarten, wie mit hellgrünen Sammetpolstern, bewachsen. Liebliche Kühle und träumerisches Quellengemurmel. Hie und da sieht man, wie das Wasser unter den Steinen silberhell hinrieselt und die nackten Baumwurzeln und Fasern bespült. Wenn man sich nach diesem Treiben hinabbeugt, so belauscht man gleichsam die geheime Bildungsgeschichte der Pflanzen und das ruhige Herzklopfen des Berges. An manchen Orten sprudelt das Wasser aus den Steinen und Wurzeln stärker hervor und bildet kleine Wasserfälle. Da läßt sich's gut sitzen. Es murmelt und rauscht so wunderbar, die Vögel singen abgebrochene Sehnsuchtslaute, die Bäume flüstern wie mit tausend Zungen, wie mit tausend Augen schauen uns die seltsamen Bergblumen an, sie strecken nach uns die wundersamen, breiten, drollig gezackten Blätter, spielend flimmern hin und her die lustigen Sonnenstrahlen, die sinnigen Kräutlein erzählen sich grüne Märchen, es ist alles wie verzaubert, es wird immer heimlicher und heimlicher.

Je höher man den Berg hinaufsteigt, desto kürzer, zwerghafter werden die Tannen, sie scheinen immer mehr und mehr zusammenzuschrumpfen, bis Heidelbeer- und Rotbeersträucher und Bergkräuter übrig bleiben. Da wird es auch schon fühlbar kälter. Die wunderlichen Gruppen der Granitblöcke werden hier erst recht sichtbar; diese sind oft von erstaunlicher Größe. Das mögen wohl die Spielbälle sein, welche die bösen Geister einander zuwerfen in der Walpurgisnacht, wenn hier die Hexen auf Besenstielen und Mistgabeln einhergeritten kommen. In der That, wenn man die obere Hälfte des Brockens besteigt, kann man sich nicht erwehren, an die ergötzlichen Blocksberggeschichten zu denken. Es ist ein äußerst erschöpfender Weg, und ich war froh, als ich endlich das langersehnte Brockenhaus zu Gesicht bekam.

Dieses Haus, das auf der Spitze des Berges liegt, wurde erst 1800 vom Grafen Stolberg-Wernigerode erbaut. Die Mauern sind erstaunlich dick, wegen des Windes und der Kälte im Winter; das Dach ist niedrig. Vor dem Hause steht eine turmartige Warte, und bei dem Hause liegen noch zwei kleine Nebengebäude, wovon das eine in früheren Zeiten den Brockenbesuchern zum Obdach diente.

Wir besteigen die Warte und bewundern die unermeßliche Aussicht. Ueber alles in weitem Umkreise erhaben dastehend, durch nichts im Sehen gehindert, beherrscht man eine ungeheuere Fläche Land und bedeutende Massen von Gebirgen, die gleich einer Landkarte zu unseren Füßen ausgebreitet liegen, ein großartiges Rundgemälde bildend. Mehr als dreihundert Städte und Dörfer sind teils mit, teils ohne Fernrohr zu erkennen. Wir nennen nur Wernigerode, Halberstadt, Quedlinburg, Magdeburg, Burg, Zerbst, Bernburg, Köthen, Ballenstädt, Clausthal, Zellerfeld, Hildesheim, Braunschweig, Wolfenbüttel und Helmstedt. Auch die Elbe, der Petersberg bei Halle, die Kyffhäuserburg, der Possenturm bei Sondershausen, der Ettersberg bei Weimar, der Dom und der Petersberg bei Erfurt, die Wachsenburg bei Arnstadt, der Seeberg bei Gotha, das Schloß in Gotha, der Inselsberg mit dem ganzen thüringer Walde, der

Meißner in Kurhessen und der Herkules auf der Wilhelmshöhe bei Kassel sind sichtbar.

Das Volk, welches die Höhen des Harzes bewohnt, gleicht seiner Heimat. Es ist kräftig und rauh, kühn und thätig, unverdrossen und gutmütig, duldsam und mit geringem zufrieden, stolz auf seine Berge und nur in ihnen glücklich. Alles, was im Oberharz lebt und waltet, gehört dem Bergbau an, sei es als eigentlicher Berg- oder Hüttenmann, oder sei es als Köhler, Holzschläger und Fuhrknecht. Der Bergbau ist die Seele des Lebens, der Mittelpunkt des Getriebes. Seit tausend Jahren ringt dieses Völkchen mit Lebensgefahr dem Erdgeiste seine edelsten Schätze ab, um die Paläste reicher Mitbürger zu schmücken. Die blassen Wangen, die scharfen, starken, kalten Gesichtszüge, die straffen, fettlosen aber kräftigen Muskelformen erzählen von den Mühseligkeiten seiner arbeitsvollen und entbehrungsreichen Tage, aber im Auge des Harzers leuchtet das Gefühl der Freiheit. Freiwillig und mit Lust geht er an die grause Arbeit seiner Väter, und sein Frohsinn spricht von gesundem Herzen und munterer Gemütsart.

6. Thüringen und seine Bewohner.

So ziemlich in der Mitte von Deutschland, gleichweit von der Nordsee und den Alpen entfernt, liegt ein wahrhaft bezauberndes und daher vielfach von Wanderern besuchtes Stück Gebirgsland, bekannt unter dem Namen des thüringer Waldes. Auf der neunzehn Meilen langen, von Südosten nach Nordwesten laufenden Hauptkette führt ein fahrbarer Weg, der sogenannte Rennstieg oder Grenzweg hin, von dem aus man nach beiden Seiten in die Ebene, nach Franken und Thüringen, blicken kann. Zugleich bildet das Gebirge die Wasserscheide für drei Flüsse, für Elbe, Weser und Rhein. Alle kleinen Gebirgswässer und Flüßchen wenden sich entweder der Werra, der Saale oder dem Main zu. Längenthäler sind nicht vorhanden; alle Bäche laufen vom Hauptrücken zum Fluß. Die zahlreichen Uebergänge quer über das 46 Quadratmeilen umfassende Gebirge bieten keine Schwierigkeiten, und daher ist der thüringer Wald ein wegsames und reichen Wechsel an Landschaften bietendes, zugleich sehr besuchtes Gebirge.

Zu den höchsten Erhebungen gehören der fast neunhundert Meter hohe Beerberg bei Suhl, der ziemlich gleich hohe Schneekopf, und der am höchsten gelegene bewohnte Ort Oberhof nicht weit von der Schmücke mit einer Höhe von 818 Meter. Der noch weiter nordwestlich gelegene und wegen seiner hervorragenden Gestalt und der reizenden Aussicht, die er nach allen Seiten gewährt, bekannte Inselsberg ist nur 811 Meter hoch. Von ihm aus erblickt das Auge eine prächtige Landschaft mit Städten, Dörfern, Schlössern und Burgen. Dort glänzt Schloß Friedenstein über der lieblichen Stadt Gotha, und weiterhin taucht Erfurt mit seinen ehrwürdigen Domtürmen auf. Von Norden blickt die alte, graue Wartburg aus den grün umlaubten Bergen heraus, und in weiterer Ferne gewahrt man sogar den Kyffhäuser und den Brocken. Um die nächsten Vorberge des Inselsberges her liegen viele der reizendsten Gegenden. Da sieht man Kloster Reinhardtsbrunn und Schnepfenthal, Ruhla und Liebenstein mit herrlichem Bade, Möhra, der Stammort von Luthers Eltern, Eisenach und Schwarzburg.

An herrlichen Aussichten, Naturmerkwürdigkeiten und geschichtlichen Erinnerungen ist der thüringer Wald reicher, als viele andere Gebirge. Nirgends ist er unwirtbar, seine Höhen sind mit Holz freundlich bewachsen, ihre Wände mit malerischen Felsen geziert, und seine Thäler und Wiesengründe sind von

klaren Bächen durchflossen. Gebahnte Wege führen durch die Thäler auf die Höhen; acht Heerstraßen steigen über das Joch des Gebirges, fast in allen Thälern hat sich die Menschheit angesiedelt, und in der südöstlichen Hälfte wohnt sie auch auf den Bergen.

Und wie die Wälder und Berge schön und anmutig, so sind die Menschen dort treu und bieder. Zwar sind sie äußerlich nicht so beweglich und innerlich nicht so regsam und gewandt wie der mit etwas slavischem Blute gemischte, meißnische Sachse, sondern ihr ganzes Wesen äußert sich in ruhiger Besonnenheit, Zufriedenheit und anspruchslosem Selbstbewußtsein. Die Gefühlsweise des Thüringers gibt sich durch seine Vorliebe für Musik kund. Weil sein Land gesegnet ist, hält er auf Leibespflege mehr, als der benachbarte Sachse. Biederkeit und Gastfreundschaft sind Tugenden, die man noch heut unverkümmert in Thüringen antrifft. Die durch Tanz, Gesang und Spiel sich kundgebende Lebenslust findet man selbst da, wo es keine goldenen Auen und duftige, getreidefunkelnde Thäler gibt. Der ärmliche Köhler, Rußbuttenmann und Hinterwäldler ist so heiter, fröhlich und gefällig, wie der reichste Bauer des Landes.

Neben dem stillen Naturleben des thüringer Waldes hat, besonders auf und an dem mehr ausgebreiteten Südostteile, seit langer Zeit Gewerbfleiß aller Art seine Werkstätte vielfach aufgeschlagen. Der mühsame Kornbau auf der kargen Ackerkrume der Berglehnen konnte die zahlreiche Bevölkerung nicht ernähren; das Bedürfnis schärfte den erfinderischen Sinn, den Ankömmlinge aus der Ferne, aus Nürnberg, Böhmen, Schwaben und Kärnten, geweckt hatten, und dessen Ausbildung durch nützliche Produkte, besonders durch reichen Schiefer-, Holz- und Eisenvorrat unterstützt wurde. Wir finden in dem Bereiche des thüringer Waldes Glashütten, Porzellan-Fabriken und -Malereien von bewährtem Namen, ferner jene weitverbreitete Stahlindustrie, die bei Suhl, Schmalkalden, Celle und Mehlis als Gewehrfabrikation, in Ruhla und Steinbach als Messerfabrikation einen hohen Grad der Entwickelung erreicht hat, und vor allen jene allbekannten feinen Holz- und andern Waren, die von Sonneberg und Umgegend nach den Hauptorten Europas und über den Ozean zu allen Völkern gehen und die Herzen der Kinder erfreuen, so wie den indianischen Häuptling, der sich mit ihnen schmückt, und denen kein Palast und keine Hütte verschlossen bleibt.

Die sonneberger Waren, hauptsächlich aus Kinderspielzeug bestehend, sind entweder aus Holz, Schiefer, Papier oder aus Glas, Eisen, Blech und Leder gefertigt. Was insbesondere die Holzwaren anbelangt, so werden sie in ungeheurer Mannigfaltigkeit geliefert und sind meist, abgerechnet die Bemalung, welche später in Sonneberg erfolgt, die winterliche Arbeit der Bauernfamilien in den umliegenden Dörfern. Aus diesen kommen am Sonnabend die Spielwaren, als da sind: Trommeln, Pfeifen, Gewehre, Kegel, Nußknacker, Klappern und Tiere, dann die Nutzwaren vom Salzfaß bis zum zierlichsten Nähkästchen, Schachteln und sonstige Hausgeräte in Körben und Schubkarren haufenweise nach der genannten Stadt, die durch ihre großartige Gewerbs- und Handelsthätigkeit einen weltberühmten Namen erworben hat.

7. Das Riesengebirge.

Die Kuppen des Riesengebirges sind ganz kahl, und die Gehänge der niederen Joche tragen meistens Nadelholz. Ueber der Höhe von 1100 Meter wächst nur noch eine kleine Strecke hinauf die Zwergkiefer, das niedere Knieholz, aus welchem man in Schlesien allerlei niedliche Sachen verfertigt. Nur vereinzelt zeigt sich hie und da noch der Vogelbeerbaum (Ebresche). Auf den höchsten Punkten finden sich nur noch lange Flechten (Teufelsbart), isländisches Moos und wohlriechendes Veilchenmoos. Dörfer gibt es im eigentlichen Riesengebirge nicht, aber viele zerstreute Wohnungen, Bauden genannt, gleich den Sennhütten auf den Alpen, nur dass man einige derselben auch im Winter bewohnt (Winterbauden). Man zählt deren wohl an dreitausend, deren Bewohner Rindvieh- und Ziegenzucht treiben und gegen zwanzigtausend Kühe und zwölftausend Ziegen halten. Diese Bauden sind von Holz, auf einer steinernen Grundlage erbaut, welche ein Klafter hoch über den Boden hervorragt. Der Eingang ist durch das überhängende Dach vor dem Wetter geschützt; die Wohnstube, mit einem grossen Kachelofen, einigen Tischen und Bänken ausgestattet, ist geräumig, daneben befindet sich eine Kammer, und gegenüber, durch Hausflur und Küche getrennt, der Stall. Das Dach ist mit Schindeln gedeckt und reicht bei den an Bergabhängen stehenden Bauden an der Hinterseite bis auf den Boden hinab; unter dem Dach ist der Futtervorrat und zuweilen die Schlafstelle für einen Teil der Familie oder der Gäste. Der Reisende findet darin eine gute Herberge.

Im Frühjahr ist das Viehaustreiben, im Sommer die Wanderung auf die Waldweide die Freude und Belustigung der Bewohner dieser einsamen Berghütten und Dörfer am Fusse des Gebirges. Um Johannis wird gewöhnlich das Vieh aus den Ställen „zu Berge getrieben.“ Beim Schalle langer, hölzerner Schalmeien, Hollahörner genannt, bei fröhlichem Gesange und dem Geläute der Glocken, deren jedes Rind eine an einem verzierten Bügel am Halse trägt, treibt man die blöckenden Herden zwischen Fichten und Tannen zu den Sommerbauden, welche nun vierzehn bis fünfzehn Wochen lang von diesen fröhlichen Tönen widerhallen. Das ist die Zeit der Ernte; da wird Butter und Käse gemacht für den eigenen Bedarf und für auswärtigen Absatz; vorzüglich lobt man den runden Kräuterkäse (Koppenkäse), dem ein gewürztes Pulver von Majoran, Thymian, Bergsalbei, Bergmünze, Steinklee und Schafgarbe beigemischt ist.

Ein stets schneereicher Winter, welcher vom Oktober bis in den Mai dauert, verkürzt die Frühlings- und Herbstzeit auf wenige Wochen, wie in den Gegenden des hohen Nordens. Der Herbst selbst beginnt mit Frösten, welche auf den Gebirgsrücken meistens von Schneegestöber begleitet sind, während derselbe im Flachlande noch von feuchter, regnerischer Beschaffenheit ist. Auf den höchsten Gebirgsrücken schmilzt dann gewöhnlich der Schnee nicht mehr, und nur auf den niederen Abhängen und in den Thälern herrscht vor dem gänzlichen Einwintern noch einige Wochen der Wechsel von Frost und Tauwetter. Die angehäufte Schneemasse, gewöhnlich höher als ein Meter, setzt dann die Baudner oft Wochen, ja monatelang aus aller Verbindung mit den Thalbewohnern und macht den Verkehr schwierig, selbst lebensgefährlich. Oft müssen die Bewohner den Ein- und Ausgang durch die Dachluken oder den Schornstein suchen, die Richtung der gewöhnlichen Wege durch aufgesteckte lange Stangen bezeichnen, und falls ein Sterbefall in der Familie eintritt, die Leichen so lange im Schnee aufbewahren, bis das Tauwetter es ihnen erlaubt, sie hinab auf den Kirchhof ihres Ortes zu bringen. Die grossen Schneemassen verursachen aber auch hier, wie in allen Hochgebirgen, an den steilen Lehnen häufige Schneestürze, die den Lawinen der Alpen ähnlich

sind; doch werden sie nicht so verderblich, wie diese. Im Winter sind Schlittenfahrten, auf kleinen Handschlitten die Bergabhänge hinab, ein gewöhnliches, dem Anscheine nach halsbrechendes Vergnügen, dessen Gefahren aber die Kühnheit und Gewandtheit der Lenker leicht beseitigt.

Während im Winter der Schnee die Baudner oft entsetzlich belästigt, erfahren sie im Sommer den häufigsten Wechsel von Nebel, Regen und heiterer Witterung mit Winden und Stürmen. Plötzlich ziehen Wolken zusammen und verteilen sich wieder, einen lichten, bald zerrissenen, bald dichten und zusammenhängenden Schleier um die Gipfel der Berge ziehend. Schnell entstehen Windstösse von Norden und Süden und umgekehrt, unerwartet ergiessen sich die heftigsten Regengüsse, und im schnellsten Wechsel erheitert und trübt sich der Himmel. Furchtbare Gewitter, welche auch im Hochgebirge häufig sind, entladen sich mehr an den Hängen und Thalrändern; doch treffen die Blitze nicht selten die höchsten Gipfel der Berge, wie schon oft die Schneekoppe selbst, namentlich am 18. Oktober 1828 in einer Stunde fünfmal.

Diese schnell wechselnden Erscheinungen in den höheren Regionen sind, nach der Volkssage, die Launen des gewaltigen Berggeistes Rübezahl, welcher seit dem dreissigjährigen Kriege diese schauerlich grosse Gebirgsgegend beherrschen soll. Er ist indessen den Schlesiern mehr, als den Böhmen bekannt. In ihm laufen alle Märchen und Sagen des Riesengebirges zusammen: bald erscheint er als Mensch riesenhaft und russig, bald auch in verschiedenen Tiergestalten, die Bewohner der Gegend entweder beglückend oder neckend.

8. Die Bewohner des Erzgebirges.

K. A. Engelhardt.

Das Erzgebirge bildet den größten und volkreichsten Teil des Königreichs Sachsen, denn es zählt auf etwas mehr als 83 Geviertmeilen in 58 Städten. 18 Flecken und mehr als 700 Dörfern über eine halbe Million Einwohner. Dort erheben sich die meisten und höchsten Berge, dort sind die größten Waldungen, dort ist der Born der größeren Flüsse, mit Ausnahme der Elbe, dort ist das Vaterland des sächsischen Bergbaues und der Bergfabriken, des Klöppelwesens, zum Teil auch der Baum- und Schafwollenweber und Holzwarenarbeiter, dort ist der größte Reichtum in und oft die größte Armut über der Erde; denn während man oben klöppelt, spinnt, webt rc., wird in und unter der Erde geklettert, gehämmert, gekarrt rc. Die Fälle sind nicht selten, daß, während Mutter und Töchter am Klöppelsack sitzen, tief darunter Vater und Söhne als Bergknappen arbeiten.

Vom meißener und leipziger Kreise steigt das Land allmählich an, erhebt sich wellenförmig, in stetem Wechsel von Berg und Thal, bis zu den höchsten Punkten an Böhmens Grenze, und ist reich an Naturschönheiten aller Art, aber auch an Gegenden, wo nur düstere Wälder und kahle Bergrücken dem Auge sich darstellen, wo kein Singvogel nistet und nur selten eine Biene summt, weil sie den Rauch der Hämmer und Schmelzhütten flieht, wo keine Rebe prangt, wenig Obst und selten Korn gedeiht.

Hinsichtlich der Lage wird die Provinz in das Hoch- und in das tiefere Gebirge geteilt. Ungeheure Waldungen decken besonders die höheren Gegenden und versorgen einen großen Teil des leipziger und meißener Kreises mit Holz, neben welchem es auch nicht an Torf und Steinkohlen fehlt. Des Bodens wellenförmige Gestalt und allzugroßer Steinreichtum erschweren Feld- und Gartenbau, und rauhes Klima vereitelt in den höchsten Gegenden nicht selten

die größten Anstrengungen des Landmanns. Der Felder bester Segen sind Hafer, Lein und Erdäpfel. Letzere, welche man vor etwa hundert Jahren statt Butter zum Brot aß, vertreten jetzt nicht selten des Brotes Stelle und sind die Hauptnahrung des Erzgebirgers, woran der Arme den größten Teil des Jahres hängt, die Frucht, die, oft nur mit Salz, seltener mit Butter oder Leinöl, sein Morgen-, Mittag- und Abendbrot gibt. Gar oft zählt man sie den Kindern wie Leckerbissen zu, und sich daran satt essen zu können, ist mancher Familie wahre Erquickung. Den zweiten Rang nimmt auf dem erzgebirgischen Speisezettel der Kaffee ein. Dreimal täglich dampft die Kanne auf dem Tische, ein Fläschchen voll Kaffee begleitet den Bergmann in die finstere Tiefe. Kaum daß man neben der widerlichen Cichorie noch einen Geschmack nach Kaffee empfindet; die Frauen sagen scherzhaft: „auf 16 Tassen 15 Bohnen." Daß er nicht zur Ernährung dienen kann, liegt auf der Hand, doch muß er trotz seiner Verdünnung etwas tröstlich beruhigendes und sanft anregendes haben. Denn sein Geschmack hätte ihm unmöglich so viel Freunde erwerben können. Es gibt hier tausende von Männern, welche die ganze Woche hindurch kein anderes Getränk über die Lippen bringen. Ohne Getreidezufuhr aus Böhmen und den anstoßenden Provinzen würde der arme Erzgebirger oft hungern müssen, obschon er mit unglaublicher Anstrengung, gleich dem Tiroler und Schweizer, der Erde gleichsam abzuzwingen sucht, was sie ihm versagt. Halbe Stunden weit trägt er in Körben guten Boden und Dünger auf nackte Felsen, wo nicht selten ein Platzregen ihn wegschwemmt. Bergabhänge bepflügt er, die der Niederländer kaum beklettern kann. Gras mäht er auf Höhen, wo ein Fehltritt ihn verunglücken läßt. Heu holt er mitten im Sommer auf Schlitten, wo er mit Wagen nicht fortkommen kann. Mit Riesengeduld liest er Steine von den Feldern, und doch wird ihm meist nur dürftige, oft gar keine Ernte zu teil.

Den Erzgebirger charakterisieren Zufriedenheit mit wenigem, Treuherzigkeit und Geradheit im Umgange, etwas Singendes beim Sprechen, ein häufiges Verdrehen üblicher, auch Einmischen fremder oder selbstgeschmiedeter Wörter. Ganz besonders eigen sind ihm Fleiß und Sinnen auf Erwerb, wozu ihn die Natur anspornt; denn fast jede Gabe läßt sie nur mit Mühe oder Gefahr sich abgewinnen. Sogar das Gehen erschwert sie ihm. Kaum viertelstündig sind im Erzgebirge die Ebenen, und es gibt dort in der That fast nur Fußsteige, nicht Fußwege, denn das Steigen und Klettern nimmt kein Ende. Mühsamer wird nirgends der Landbau betrieben und frühzeitiger wohl nirgends die Jugend zur Arbeit angehalten. Mit dem fünften bis sechsten Jahre schon hilft das Kind verdienen, in der Klöppelstube wie am Spinnrocken und in der Hütte. Darum heißt es dort in zahlreichen Familien nicht bloß: viel Kinder, viel Vaterunser, sondern auch: viel Kinder, viel Verdienst, und nicht ohne Grund sagen oft Nachbarn von Nachbarn: „Was hat's mit den Leuten für Not, sie haben ja viele Kinder." Während der Landmann fast überall die älteren Kinder zum Wiegen der jüngeren anhält, läßt der Erzgebirger, um erstere zur Arbeit zu benutzen, die Wiege vom Wasser treiben, indem er sie durch kleine Räder mit dem nahen Bache in Verbindung setzt.

Eigen ist ferner dem Erzgebirger, gleich dem Tiroler und Savoyarden, das gewerbfleißige Wandern in ferne Gegenden, und die doch ewig lebendige Sehnsucht nach den Bergen und Thälern der Heimat. Den Strichvögeln gleich ziehen aus manchen Gegenden, besonders des Obergebirges, im Frühjahre hunderte mit Bändern, Spitzen, Blechwaren, blauer Farbe ꝛc. in alle Länder deutscher Zunge, von der Schweiz bis Rußland, ja oft nur mit Axt und Kelle, ander-

wärts zu zimmern oder zu mauern. Zum Winter aber kehrt fast alles heim, um im Nebel von Hütten- und Hochöfendampf, nicht selten in verschneiter, ärmlicher Wohnung, den sauer errungenen Verdienst mit Weib und Kind zu verzehren. Knaben von zwölf bis dreizehn Jahren fahren entweder auf eigene Faust oder als Gehilfen ihrer Väter mit Karren voll kleiner Handelsartikel in alle Welt und manche Familie hat auf diese Art wohl ein halbes Dutzend Söhne in der Fremde, während die Töchter daheim klöppeln oder spinnen.

Nebel, welche die letzten Häuser kaum erkennen lassen und die höchstens in der Mittagsstunde weichen, kündigen dem Erzgebirger den Winter an, der ihm gewöhnlich in der fürchterlichsten Gestalt erscheint; denn wochenlang schneit es oft in einem fort, ja wohl in einer Nacht so, daß man sich in Dörfern aus den Häusern schaufeln, bisweilen sogar aus dem Dach steigen muß, um einen Gang zur Hausthür oder Gucklöcher für die Fenster der Unterstuben zu schaffen, die meist düsteren Kellern gleichen. Ein zwei bis fünf Meter hoher Schnee ist in strengeren Wintern nicht selten; und Stürme, die nirgends fürchterlicher heulen, bilden oft zehn bis zwanzig Meter tiefe Windwehen, über welche der Gebirgsbewohner, gleich dem Lappländer, mit angeschnallten Fußbrettern oder Schneeschuhen leicht hinweggleitet. Um Unglück zu verhüten, werden zwar Signalstangen gesetzt, auch bei starkem Schneewetter dem Wanderer, besonders abends, durch Glocken oder Trompeten Zeichen gegeben, in welcher Richtung er zu waten habe. Doch vergeht selten ein Winter, wo nicht Menschen im Schnee umkommen, und häufig sind die Fälle, daß Taufen aufgeschoben werden müssen, weil Geistliche und Pathen des Schnees wegen nicht zu erlangen sind. Dessenungeachtet heißt der Erzgebirger den Winter allemal freundlich willkommen, denn er bringt ihm eine seiner liebsten Erscheinungen — Schlittenbahn, welche die Wege ebnet, Verkehr und Geselligkeit befördert, und gewöhnlich länger dauert, auch weit schöner ist, als im Niederlande. Man fährt nicht, sondern fliegt gleichsam, der Gefahr trotzend, über Berg und Thal, und selbst Kinder gleiten in Ruschelschlitten, meist zwei und zwei, die steilsten Höhen hinab. Ueberhaupt ist die Jugend dort weit abgehärteter als im Niederlande, und oft, wenn man hier schon nach Pelz und Mantel greift, springen dort Kinder unter freiem Himmel barfuß in bloßen Hemden umher. So spielen sie auch vor den Thüren, so begleiten sie, um eine Gabe bittend, den Wagen der Reisenden. Sonderbar genug decken im Erzgebirge die kleinsten Orte oft die größten Räume, denn die meisten Häuser liegen weit auseinander, und mehrere also gebaute Städte ohne Gassen, wie Eibenstock, Unterwiesenthal u. a. sind mit großen Fabrikdörfern nicht zu vergleichen.

Erbärmlicher in Ansehung der Wohnung behilft man sich wohl nirgends, als in diesen rauhen Gebirgsgegenden, wo nicht selten drei bis vier Familien, jede mit einer Menge Kinder, oft 20 bis 24 Personen, in einer Stube hausen, die kaum sechs Meter lang und fünf Meter tief ist. In Eibenstock gibt es Häuser mit sechs bis sieben kleinen Stuben, und es wohnen wohl fünfzig bis sechzig Menschen in einem solchen Hause. Die Miete steigt gewöhnlich nicht über zehn bis fünfzehn Pfennige wöchentlich, wofür der Wirt auch noch heizt, und wird von ganz Armen durch Holzlesen und dergleichen Arbeiten abverdient. Kann jede Familie ihren besonderen Platz am Fenster und Herde erhalten, so preist sie sich glücklich. Außerdem lebt und webt alles bunt durcheinander. Und was für Hütten sind diese bevölkerten Häuser! Oft genug wird ein solches Grundstück für 75 bis 150 Mark verkauft. An Betten ist bei den Armen gewöhnlich nicht

zu denken. Die meisten schlafen auf Stroh oder Moos, häufig nur auf der Diele oder der Ofenbank.

Keine Gegend Sachsens ist stärker bevölkert als die des Obergebirges. Dort liegt Dorf an Dorf und alle wimmeln von Klöpplern, Webern, Spinnern, Eisenarbeitern, Vitriolbrennern ꝛc., in den meisten aber steht die Zahl der Kinder in keinem Verhältnisse zu den Schulgebäuden, was oft den höchst traurigen Nachteil bringt, daß die Kinder gerade die Hälfte der ganzen Schulzeit einbüßen; denn aus Mangel an Raum hat oft nur die eine Hälfte vormittags, die andere nachmittags ihre Schulstunden. Eben so werden auch nicht selten die Vormittagsschüler zu Nachmittagsschülern im Winter und umgekehrt. Ja, Kinder armer Fabrikarbeiter, und das sind die meisten, die am Tage in Fabriken arbeiten müssen, haben in manchen Gegenden nur Sonntags- oder Feierabend-Schulen. Erstere werden am Sonntag nachmittags, letztere mittags, wenn die übrigen Arbeiter nach Hause gehen, oder am späten Abend gehalten, wo die armen Kinder natürlich nur hungrige und müde Schüler sein können.

9. Der Rheinstrom.

Nach Benjamin Mendelssohn und F. H. Müller.

Der Deutsche mag wohl auf seinen Rheinstrom stolz sein! nicht auf seine Größe; viele andere Ströme, selbst europäische, übertreffen ihn weit an Länge, Breite, Wasserfülle, an kolossaler Ausdehnung ihrer Gebiete; nicht einem aber ist ein so edles Ebenmaß beschieden, so richtige Verhältnisse, so vollständige Entwicklung; nicht einer sieht an seinen Ufern auf gleiche Weise Kunst und Natur, geschichtliche Erinnerung und lebendige Gegenwart vereint.

In dem erhabensten zentralen Gebiete des mächtigen Alpengürtels hangen an himmelhohen Felsgipfeln mehr als dreihundert Gletscher, welche dem Rhein ihre vollen, tobenden Gewässer zusenden. Wo diese ungestümen Alpensöhne aus dem Gebirge hervortreten, da beruhigen und läutern sie sich in etwa fünfzehn der schönsten Seen, unergründlichen, smaragdnen Becken, hier von unerklimmbaren Felsen eingeengt, dort von Rebenhügeln und grünen Matten umgrenzt; einer fast, wie das Meer, unabsehbar. Kristallhelle Fluten entströmen diesen Seen in raschem, doch schon ruhigerem Laufe. Bald in einem Bette vermischt, wogen sie mächtig und friedlich dahin, durch lachende Fluren, an stattlichen Schlössern, hohen Domen, kunstreichen, belebten Städten vorbei, denen sie reiche Lasten zuführen. Hohe Waldgebirge winken lange aus blauer Ferne, spiegeln sich dann in dem herrlichen Strom, bis er die weite schrankenlose Ebene betritt und nun dem Schoße des Meeres zueilt, ihm mächtige Wasserspenden zu bringen und sich dafür in seinem Gebiete ein neues Land zu erbauen.

An den Wiegen des Rheins erklingen die Gesänge armer, aber freier und froher Hirten, an seinen Mündungen zimmert ein reiches, kunstsinniges, gewerbfleißiges, unternehmendes Volk seine schwimmenden Häuser, welche die fernsten Länder und Meere besuchen und einst beherrscht haben. Wo ist der Strom, der eine Schweiz an seinen Quellen, ein Holland an seinen Mündungen hätte? den seine Bahn so durch lauter fruchtbare, gebildete Landschaften führte? Haben andere Ströme weit größere Wasserfülle und Breite, so hat der Rhein klare, meist volle, sich fast gleichbleibende Fluten, so ist seine Breite gerade die rechte, hinreichend für Floß und Schiff, für allen Verkehr der Völker, und doch nicht so groß, daß sie die beiden Ufer so von einander schiede, daß nicht der erkennende Blick, der laute Ruf ungehindert hinüber reichte. Mächtig und ehrfurchtgebietend

erscheint er, als ein bewegter Wasserspiegel in den heitersten Rahmen gefaßt, nicht als eine wässerige Oede mit nebeligen Ufern.

Der Rheinstrom ist recht eigentlich der Strom des mittleren Europa. An seinen alpinischen Quellen begegnen sich Burgund, Italien, das südliche Deutschland. Seine ozeanische Niederung schiebt sich zwischen den Norden Frankreichs und die Ebenen des alten Sachsenlandes ein, und führt zu den britischen Inseln hinüber. Aus der schönen Stromebene des mittleren Rheins führen natürliche Wasserstraßen durch lange, enge Felsenthore zu reichen, herrlichen Landschaften tief in das innerste Deutschland und in Frankreich hinein. Die Mosel auf der linken, der Main auf der rechten Seite verbinden Franken und Lothringen. Der Rheinstrom selbst aber und seine Ufer sind die große Handels- und Reisestraße zwischen Süden und Norden, zwischen Holland und der Schweiz, England und Italien, die eine immer größere Bedeutung erhält, je inniger und lebendiger die Berührungen aller Art zwischen den verschiedenen Gliedern des europäischen Staatensystems werden.

Der Rhein ist der eigentlich germanische Strom zu nennen, weil er von seinen Quellen bis zu seiner Mündung fast durch alle Zeiten hindurch nur deutsche Landschaften durchströmte, und gerade dadurch, daß sein Mündungsland ein Hauptsitz deutschen Volkslebens geworden ist, unterscheidet er sich wesentlich von der Donau, die nur in ihrem oberen Laufe dem deutschen Boden angehört und in ihrem unteren Laufe immer das Heimatland barbarischer Völker gewesen ist. Am Rhein fand die großartigste Entwicklung des deutschen Lebens statt, an ihm lagen die größten und herrlichsten deutschen Städte, wie Straßburg, Mainz und Köln, in geistiger und weltlicher Beziehung die Metropolen des deutschen Landes und Volkes. Die große Mannigfaltigkeit der von ihm durchströmten Terrassen-Landschaften erklärt auch den Reichtum der historischen Erscheinungen in der Entwicklung seiner Anwohner von den romanischen Rätiern an seinen Quellen durch die zahlreichen deutschen Gaue hindurch bis zu seinem Deltalande in Holland.

10. Das Rheingau.

Wilhelm Pütz nach Karl Simrock.

Von Basel bis Biebrich ist das rechte Rheinufer nach Westen gewandt, von Biebrich bis Rüdesheim gibt ihm jetzt die Wendung des Stromes eine südliche Lage, die den Ruhm seiner Reben bedingt. Der glühenden Mittagssonne dargeboten, vor schädlichen Winden durch eine hohe Gebirgswand gedeckt, die zwischen Schierstein und Rüdesheim einen Halbkreis zu ihrem Schutze bildet, von der Wärme, die von dem schiefrigen Boden wie von dem Spiegel des Rheins zurückstrahlt, doppelt und dreifach angeglüht, bringen sie im Rheingau die süsseste, köstlichste Frucht. Noch ein anderer Umstand trägt dazu bei, das Rheingau zum Paradiese der Rebe zu machen. Einst, so meldet die Sage, und die Naturkundigen finden sie bestätigt, ehe der Rhein das Gebirge bei Rüdesheim durchbrochen und den Weg zum Ozean gefunden hatte, bildeten das Rheinthal zwischen Basel und Bingen und das Mainthal zwischen Mainz und der Wetterau einen grossen See, dem erst ein gewaltsames Naturereignis einen Abfluss nach Norden verschaffte. Als sich daraus das Wasser in seine heutigen Schranken zurückzog, liess es auf dem Boden des alten Sees einen kalkigen Niederschlag zurück. Dieser Kalkniederschlag verleiht den Reben üppiges Wachstum. Sie sind des Rheingauers Stolz, und mit Recht, denn er verdankt sie nicht dem Klima und dem Boden allein als eine freiwillige, sondern ebenso sehr seinem Fleisse und seiner Kunst als eine mühsam errungene,

noch täglich mühsam zu erringende Gabe. War das Rheingau schon ursprünglich das Paradies der deutschen Rebe, so ist es durch die Einsicht und die Thätigkeit seiner Bewohner die Hochschule des deutschen Weinbaues geworden.

Den stolzen Name „Krone des Rheingaues“ trägt mit Recht Schloss Johannisberg auf einem breiten Hügel unweit Geisenheim. Früher dem Fürstabte von Fulda gehörend, ward es von Napoleon I. nebst dem Gute dem Marschall Kellermann geschenkt (1805). Dieser verkaufte im Sommer 1811, als noch niemand wissen konnte, ob der Wein auch nur reif werden würde, den ganzen bevorstehenden „Herbst“ an einen Kölner Weinhändler für 32000 Gulden. Es folgte nun der berühmte, in diesem Jahrhundert noch nicht übertroffene 11er Jahrgang, und der Kölner Kaufmann hatte ein Geschäft gemacht, wie es in Wein wohl auch nur alle hundert Jahre vorkommt, denn er erzielte 65 Stück und verkaufte ein einziges derselben um 11000 Gulden. Was dem „Johannisberger“ diese Güte verleiht, ist nicht der Boden allein, nicht die geschützte Lage an den sonnigen Abhängen, nicht die edle Rieslingsrebe, nicht die Rheingauer Erziehungsart, nicht Bau und Dung, sondern mehr als das alles die späte Lese, auf deren Vorteile man durch einen Zufall aufmerksam wurde, da durch die Vergesslichkeit des Fürstabtes von Fulda die von ihm erbetene Erlaubnis zur Lese erst eintraf, als die Trauben schon faul geworden waren. Nie war ein köstlicherer Wein gekeltert worden, auch in den besten Jahren nicht, und dieses gehörte nicht zu den besten. Seitdem wurde die Spätlese eingeführt und selbst noch bei dieser die angefaulten von den gesunden Trauben abgesondert, denn jene geben die erste und feinste, die anderen die geringere Sorte Wein. Im Jahre 1813 übertrugen die alliierten Mächte diese wieder gewonnene Besitzung dem Kaiser von Oesterreich, und dieser belehnte den Fürsten Metternich damit gegen den Weinzehnten. Unter dem Schlosse zieht sich eine grosse Felsenhalle hin, in welcher gewöhnlich einige hundert Stückfässer, mit Blechnummern bezeichnet, in drei Reihen nebeneinander liegen. Doch nur wenigen Gaumen ist ein Urteil vergönnt.

Diesen Weingarten Deutschlands mit seinen sanft geschwungenen Hügeln bewohnen lebensfrohe Menschen, treu an den Sitten der Väter hangend, ohne sich gegen Besseres zu verstocken.

11. Der Dom zu Köln.

Unter den vielen Kirchen der Stadt Köln und überhaupt unter allen Kirchen Deutschlands ist eine der merkwürdigsten und vorzüglichsten der herrliche Dom. Der Bau desselben begann im Jahre 1248 durch den Erzbischof Konrad von Hochsteden. Das große Vermögen dieses Erzbischofs, sowie der damalige Reichtum der Bewohner Kölns machte den Beginn eines so großartigen Baues möglich. Auch brachten die unzähligen Pilger, die aus entfernten Gegenden zur Verehrung der Reliquien der heiligen drei Könige (der Weisen aus dem Morgenlande) dorthin wallfahrteten, zum Bau des Domes große Schätze zusammen. Aber die Kosten wurden doch endlich so groß, so daß der Bau, woran noch 1598 gearbeitet wurde, eingestellt werden mußte, ehe noch die Hälfte fertig war. Der Dom ist in der Form eines Kreuzes gebaut, seine Länge beträgt 125 Meter, seine Breite 72 Meter. Das Gewölbe wird von hundert Säulen getragen, die in vier Reihen nebeneinander stehen, und von denen die der mittleren Reihen mehr als 9 Meter im Umfang haben. Gleich den Bäumen eines uralten Waldes stehen diese schlanken Säulen da; nur am höchsten Gipfel sind sie in Aeste gespalten, die mit ihren Nachbarn sich zu spitzen Bogen ver-

binden und dem Auge, das ihnen folgen will, fast unerreichbar erscheinen. Die innere Höhe des Domes beträgt 50 Meter. Die beiden Türme, deren jeder eine Höhe von 156 Meter erreicht, sind jetzt vollendet. In dem auf der Südseite stehenden Turme hängt die große Domglocke, welche 225 Zentner wiegt und von 12 Mann gezogen werden muß. Neuerdings ist eine noch größere Glocke hinzugefügt worden. Dieselbe ist aus Metall von eroberten französischen Kanonen gegossen, die Kaiser Wilhelm geschenkt hat. Sie hat einen Durchmesser von 3,40 Meter, eine Höhe von 4,50 Meter, ein Gewicht von 540 Zentner und heißt die Kaiserglocke.

Im Jahre 1842 wurde auf Anregen des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelms IV., in Köln ein Dombau-Verein gegründet, welcher es sich zur Aufgabe gemacht hat, dieses herrliche Denkmal alter Baukunst weiter auszubauen und zu vollenden. Zu den Beiträgen der Mitglieder dieses Vereins zahlte der preußische Staat jährlich eine so bedeutende Summe (150000 Mark), daß die Hoffnung gerechtfertigt wurde, diesen Wunderbau bald in seiner Vollendung zu schauen. Wer hat diesen Tag nicht gern erlebt!

Der Dom ist reich an trefflichen Gemälden, und die herrlichen alten Glasgemälde, welche die ungeheuren Fenster bedecken, gehören zu den merkwürdigsten Arbeiten der Glasmalerkunst. Aber nicht minder prachtvoll sind die neuen Glasgemälde an der Südseite, ein Geschenk des Königs Ludwig I. von Bayern. Das Licht des Tages bricht sich in den bemalten Fenstern und verbreitet einen Dämmerschein durch die weiten Hallen, in welchem die Bilder der Heiligen zu leben und mit der andächtigen Menge den Ewigen zu lobpreisen scheinen.

Der Kölner Dom wird von vielen Fremden aus weiter Ferne besucht. Aber nach dem Namen des Mannes, welcher den Plan zu diesem Riesenbau entworfen, nach dem ersten großen Baukünstler des Domes fragt jeder Besucher vergebens. Man weiß ihn nicht. Man hat Jahrhunderte an dem Dome nach dem noch vorhandenen Plane gebaut, aber es ist niemanden eingefallen, den Namen dieses großen Geistes zu nennen. „Die Meister, die am Dome gebaut haben, werden nicht genannt; sie haben sich ein herrliches Denkmal gebaut, aber ohne Inschrift.“

12. Nürnberg.

Nach Meyer.

Schon in einer Entfernung von mehreren Stunden erblickt man von den Hügelketten aus in weiter holz- und kornreicher Ebene Nürnberg, die altehrwürdige Stadt mit ihren Mauertürmen und ihrer alles stolz überragenden stattlichen Feste. Keine von allen vormaligen Reichsstädten kann an Großartigkeit des Ansehens sich mit Nürnberg messen, und nur von Prag mag es an Reiz und Pracht des Altertums übertroffen werden. Und noch immer ist es eine Lieblingsstadt des deutschen Volks. Wie das Kind sich selig freut zu Weihnachtszeit beim Anblick des Nürnbergers Lebkuchens und Spielzeuges, so gedenkt auch der Mann noch so mancher herrlichen Erfindung, welche von Nürnberg ausging, und freut sich seines ehrenwerten Geistes.

Von allen Seiten nimmt sich Nürnberg stattlich und edel aus, doppelte Mauern, Türme und Gräben umschließen es, wie sie es vormals schützten. Zehn Thore führen in sein Inneres, dessen Straßen zwar meist unregelmäßig und winklig sind, aber überall das Gepräge einer großen Vergangenheit an sich tragen. Wer noch keine alte Stadt gesehen hat und die Straßen von Nürnberg betritt, dem breitet sich eine neue, recht wunderliche Welt aus. Nirgends ein

Einerlei, nirgends Regimenter von Häusern in gleicher Uniform, Höhe und Richtungslinie. Neben den Palästen vormaliger Patrizier stehen die kleinen Wohnungen der Handwerker; schmale, alte Häuserchen mit vorspringenden Giebeln und Erkern lehnen sich nachbarlich an das Prachtgebäude des reichen Kaufmanns oder Fabrikherrn. Selbst das Unregelmäßige, Winklige der Gassen fällt nicht unangenehm auf. Wunderlich sehen die hohen, roten Dächer aus, über denen sich oftmals ein Türmchen mit altmodischer Wetterfahne erhebt. Schön ausgezierte Fenster und Türme, geschnitzte Tragbalken, mannigfach gewundene Säulen und Figuren aller Art, alte Erker mit Bildhauerarbeit, alles fesselt das Auge des Fremden bei jedem Tritte. Hier prangen Wappen in Stein und Metall über den Thoren, dort stehen Bildsäulen von Schutzheiligen, bald in Nischen zwischen den Fenstern und auf Postamenten, bald an den Erkern zwischen den Stockwerken, und zwar sind manche von ihnen Schöpfungen der vorzüglichsten Meister. Dabei gibt sich überall an diesen alten Wohnungen der vormaligen Reichsbürger eine gewisse Unregelmäßigkeit kund. Oft sind Fenster von dreierlei Größe an ein und demselben Hause, und zwar bald nahe, bald fern von einander stehend. Dabei Thüren, Erker und Türmchen mit den verschiedenartigsten Verzierungen, so daß sich der Wille des Bauherrn überall als oberstes Gesetz zeigt. Die meisten dieser alten Nürnberger Häuser sind unten von Stein, in den oberen Teilen aber von Holz und Fachwerk erbaut; die zu Tage liegenden Balken sind kunstvoll geschnitzt, und das Ganze ist sehr dauerhaft und stattlich. Freilich ist die Bewohnerzahl dieser Häuser keine so beträchtliche mehr als vormals; denn von den 100000 Einwohnern, welche Nürnberg früher hatte, war es weit unter die Hälfte herabgesunken und hat es erst in neuester Zeit wieder höher gebracht. Der Umfang der Stadt hat sich durch Neubauten beträchtlich erweitert, rege Thätigkeit herrscht in den zahlreichen Fabriken.

Doch wir treten in eines dieser mittelalterlichen Häuser, welches vormals einem reichen Bürger gehört haben mag. Die schwere Thür öffnet sich mühsam und wir gelangen in einen großen, dunkeln Raum. Die ausgeschnitzte breite Treppe führt zu einem Söller, welcher das erste Stockwerk einfaßt. Das steinerne Geländer ist von gotischer Arbeit. Zierlich geschnitzte Säulen tragen die Decke. Gartenkübel mit Feigenbäumchen und Lorbeersträuchern stehen auf dem Geländer, und umherliegendes Spielzeug verrät, daß die Kinder des Hauses hier ihren vorzüglichsten Tummelplatz haben. Oft tritt aus der Mitte der Galerie noch ein Erker weit heraus, und ein Tisch in demselben, bedeckt mit weiblichen Arbeiten, zeigt an, daß hier die Hausfrau bei den Spielen der Kleinen waltet. Im Hofe plätschert in zierlicher Einfassung ein Springbrunnen, und Arbeitsgeräte hängt jetzt da, wo ehemals die Waffenrüstung des Mannes ihren Platz hatte. Die Zimmer im Innern des Hauses sind hoch und geräumig, dabei altertümlich ausgetäfelt oder wohl gar mit kunstreich gewirkten Tapeten bekleidet. Glasschränke stehen an den Wänden und in ihnen kostbare Gefäße von buntem Porzellan, feine Deckelgläser, Humpen und Becher mit Sinnsprüchen und Familienwappen. In den großen, glänzenden, gebohnten Schränken und den zierlich ausgelegten Kommoden liegt das feine Linnen, während die Küchen von spiegelblank geputztem Kupfer- und Messinggeschirr funkeln. Kunstreich geschnitzte Tische und Stühle, welche mit dem Aeußern des Hauses in Einklang stehen, weisen auf jene frühere Zeit zurück, wo hier ein reicher Kaufmann, oder ein hochgebietender, in einträglichen Aemtern stehender Patrizier Haus und Hof hielt.

Wir verlassen das altertümliche Haus, dergleichen es so viele gibt, und gelangen durch das Labyrinth sich kreuzender und windender Straßen bis zum

Markte. Hier ruht der Blick mit Verwunderung auf einem der herrlichsten Denkmäler Nürnbergs, auf dem schönen Brunnen an dem einen Ende des Marktplatzes. Er ist ein vortreffliches Werk der Steinmetzkunst und besteht in einer frei und leicht emporsteigenden Pyramide von dreißig Meter Höhe. Zahlreich sind die in den Verzweigungen angebrachten Bildsäulen von Königen, Helden und Gottesstreitern. In dem ehemaligen Karthäuserkloster befindet sich seit 1852 das germanische Museum, eine reiche Sammlung von Kunstwerken, Denkmälern und Geräten aus allen Jahrhunderten unseres Volkes und aus allen Gegenden des deutschen Landes. Von hier aus wandern wir nach dem im Anfange des 17. Jahrhunderts umgebauten Rathause, in dessen stehengebliebenem, ursprünglichem Teile noch Gemälde von Dürer zu schauen sind.

Auf unserem Weitergange besuchen wir die herrlichen Kirchen zu St. Lorenz, St. Sebaldus und unserer Lieben Frauen, wo uns die Werke Peter Vischers, des größten deutschen Erzgießers früherer Zeit, und Adam Krafts, des Bildhauers, erfreuen. Von da gehen wir zum Hause Dürers, zu seinem neu errichteten Denkmale und zu dem Grabe dieses großen Meisters auf dem Johanniskirchhofe. Noch mancher andere altehrwürdige deutsche Mann liegt hier unter riesigen Denksteinen begraben, wobei wir nur des Hans Sachs gedenken wollen.

Und nun bergan zur Burg. Kühn und ehrfurchtgebietend thront sie auf dem Scheitel des Sandsteinfelsens und überragt mit ihren Türmen die übrigen Gebäude der Stadt. Verwundert schauen die steinernen Gebäude, die Zeugen einer großen Vergangenheit, auf das emsige Treiben unter ihnen. — Siegreich trotzte Burg und Mauer allen Stürmen des Krieges, nie fiel Nürnbergs Schloß dem Feinde in die Hände. Hier residierten oft die Kaiser des deutschen Reichs, und gar manches deutet auf die Herrlichkeit aus alter Zeit. Hier hausten als Burggrafen oder als kaiserliche Obervögte vom Jahre 1210 an die Edeln aus dem Hause Hohenzollern, bis sie endlich zum Range deutscher Reichsfürsten erhoben und 1417 mit der Kurmark Brandenburg beliehen wurden. Der größte Teil des deutschen Nordens wird jetzt von ihren Nachkommen, den Königen von Preußen, beherrscht, welche nun seit 1871 auch die Kaiserkrone von Deutschland tragen. Noch immer beschattet eine alte Linde, welche schon im dreißigjährigen Kriege ein uralter Baum war, den Schloßhof; Gustav Adolf ruhte damals unter ihrem Schatten, wo drei Jahrhunderte früher schon Karl IV. und Friedrich III. verweilt haben mochten. Jetzt dient die alte Feste zur Aufbewahrung von Gemälden, unter welchen mehrere von Albrecht Dürer und Lucas Cranach, den Zeitgenossen Luthers, die bedeutendsten sind.

13. Das Fichtelgebirge.

Das Fichtelgebirge hat seinen Namen von den Fichtenwäldern, die seine Gipfel bedecken. Von allen Grenzen Deutschlands ziemlich gleich weit entfernt, breitet es sich unter dem 50. Grade nördlicher Breite und dem 30. Grade der Länge in der Hauptrichtung von West-Süd-West nach Ost-Nord-Ost über ein 40 Quadratmeilen großes Gebiet aus. Seine höchsten Spitzen, der Schneeberg und der Ochsenkopf, erheben sich in seiner Mitte bis zu einer Höhe von 1000 Meter. Zahlreiche Bäche durchrieseln die Thäler, die sich von hier aus nach den vier Hauptgegenden erstrecken und sich endlich in den Flußbetten der Saale, des Main, der Eger und Nab sammeln. Somit gehört das Gebirge der Hauptwasserscheide Europas an und bildet zugleich den wichtigen Knoten, von dem aus der Frankenwald, das Erzgebirge, der Böhmerwald und der fränkische

Jura in der Richtung der Nebenweltgegenden verlaufen. Die höchsten Bergketten sind aus Granit geformt, an den sich ringsum Gneis und Glimmerschiefer lagert; nach Norden lehnt sich Schiefer an, nach Süden und Westen jüngeres Flözgebirge. An verschiedenen Punkten treten Lager von Quarz, Kalk und Serpentin auf; Grünstein findet sich von mancherlei Art; der Basalt erhebt sich hie und da in regelmäßigen Kegelbergen. — Gegen dreißig Mineralquellen zählt man im Umkreise des Gebirges; doch haben nur wenige unter denselben einen Ruf gewonnen.

Ueber dem Gebirge wölbt sich ein rauher Himmel; indessen wird der Wärmegrad der einzelnen Orte weniger durch deren Erhebung über den Meeresspiegel, als durch den herrschenden Zug der Winde bestimmt. Schon früh im Jahre fällt der Schnee, meist nicht in Flocken, sondern in scharfen Körnern, welche durch die engsten Spalten der Häuser dringen; sieben Monate lang bedeckt er Höhen und Thäler mit gewaltigen Massen. Doch wenn die Wege verschneit sind, werden glatte Schlittenbahnen zu sicheren Straßen des Verkehrs, der sich auch um diese Zeit in gleicher Lebhaftigkeit an den Bergen vorbei bewegt, mitten in der wunderbaren Schöne einer erstarrten Natur. Da blitzen durch das schwärzliche Grün der Fichtenwaldung die eisigen Kuppen; im Rieseln des Schnees ziehen Regenbogen ihre sieben Farben am Himmel hin. Aber durch die reizende Winterlandschaft toben häufig unerträgliche Nord- und Oststürme, mondenlang einen tödlichen Frost mit sich führend. Die sonnigsten Tage des Frühlings leiden nicht selten an solchen Stürmen; ja selbst im Sommer durchwehen sie zuweilen die Thäler, und man hat es erlebt, daß die Bauersleute mit Handschuhen zur Heuernte auszogen. Wahrhaft heitere Tage bringen meistens nur die Monate August und September, aber die Hitze wird alsdann oft ebenso übermütig, wie es vorher die Kälte war. Trotz dieses bedeutenden Wechsels in der Temperatur, trotz der aus Wald- und Moorgrund aufsteigenden Nebel und der kühlen Nächte, die selbst im August nicht fehlen, ist doch die Luft rein, für die Gesundheit der Bewohner zuträglich, deren Alter nicht selten auf achtzig Jahre steigt. Auch arbeiten die Greise häufig in körperlicher Rüstigkeit bis an ihr Ende.

Zum Teil von den Slaven abstammend, hängt die Bevölkerung des Fichtelgebirges noch an manchen Sitten und Gebräuchen, welche auf die religiösen Begriffe ihrer Vorfahren zurückweisen. Dabei ist sie kräftig und derb, doch stets bereit zu freundlicher Hilfeleistung, tapfer, kriegstüchtig, voll Anhänglichkeit an das deutsche Vaterland. Ihre Arbeitsliebe und Genügsamkeit hat es möglich gemacht, daß der kalte Strich Landes 150000 Bewohner nährt, eine größere Zahl, als die geringe Ergiebigkeit des Bodens ohne diese Eigenschaften gestattet haben würde. Auf zersprengten Felsen, im gelichteten Walde und ausgetrockneten Moore hat man fruchttragenden Boden geschaffen; wo der steile Abhang den Pflug nicht duldet, da muß die Hacke das steinige Feld zur Aussaat bereiten. Und für die unsägliche Mühe gewährt die Ernte nur geringen Lohn; denn das Getreide trägt magere Aehren. Nur die Kartoffeln gedeihen reichlich und schmackhaft, und der Flachs gerät so wohl, daß er weit und breit mit Nutzen verkauft wird. An Obst und Gemüse dagegen baut man wenig, und die ehemals allgemein verbreitete Bienenzucht ist fast auf ein Nichts herabgesunken. Der wahre Reichtum des Landes besteht in den zahlreichen Herden und in den Forsten. Der Bergbau liefert immer noch seinen Ertrag, wenn er auch die Bedeutung früherer Jahrhunderte verloren hat. Selbst edle Metalle müssen damals gewonnen worden sein, wie manche Ortsnamen dies noch jetzt beweisen. —

Die Fabrikthätigkeit ist am ausgedehntesten im Thal der Saale, namentlich in der Stadt Hof, die zugleich für den Verkehr die günstigste Lage hat. Aber auch manche hochgelegenen Orte, z. B. Wunsiedel, haben sich von alters her einigen Gewerbfleiß bewahrt. Die zahlreichen Arbeiter sind hier, wie anderwärts, der früheren Sitteneinfalt nicht treu geblieben; die Bergleute sind dagegen immer noch ausgezeichnet durch frommen Ernst, die Holzhauer und Köhler durch unverdrossenen Fleiß, durch unzerstörbare Liebe zu ihrem mühseligen Berufe und zum freien Waldleben. Dabei nimmt der Fremde bei ihnen überall neben gutmütiger, herzlicher Gastfreiheit das rege Streben wahr, über das, was sich in der Welt zuträgt, richtige Vorstellungen zu erlangen.

Noch im vorigen Jahrhundert war das Fichtelgebirge unter verschiedene Besitzer verteilt. Das größte Stück gehörte dem Fürstentum Bayreuth an, einem der fränkischen Fürstentümer des Hauses Hohenzollern. Seit 1810 aber steht der ganze Landstrich unter bayerischer Herrschaft.

14. Ein Bild aus der Augsburger Umgebung.

Aus dem „Sammler". Gekürzt.

Mit wilder Strömung wälzt der Lech seine reißenden Fluten nordwärts in einer tiefgefurchten Thalsohle, deren steile Ränder er, namentlich an der Ostseite, unaufhörlich benagt und unterwühlt, während das linke Gestade meist in sanften, terrassenförmig übereinander liegenden Böschungen abfällt. Jede von ihnen bildete einstmals auf gewisse Dauer des Flusses Uferrand und wurde späterhin bei dessen Ostwärtsrücken verlassen. So entsteht eigentlich ein doppeltes, ein höherliegendes und ein tieferes Thal. Das letztere ist das tiefer eingerissene Flußbett, das erstere eine Ablagerung von Lehm oder Kies, welche sich an die Ufer anlehnt. Die Anschüttungen von Gerölle, welche der Fluß mit sich führt, verändern sich mit jedem Jahre und mit jeder Jahreszeit, machen dadurch die Flußschiffahrt unmöglich, erschweren selbst die Floßfahrt und berasen sich niemals, während dort, wo ein Niederschlag von Lehm auf festem Untergrund erfolgte und zahlreich sprudelnde Quellen den Boden befruchten, sich eine üppige Vegetation entwickelte, jene herrlichen Auen bildend, die bald Wald, bald Trift, im malerischen Reiz ihrer von der Natur selbst geschaffenen Parks und der auf den Wellen herabgeschwemmten Gebirgsflora alles übertreffen, was künstliche Schöpfungen zu bieten vermögen. Solche Auen geleiten den Fluß von Schongau herab bis gegen Augsburg wie Oasen, dann hoch über ihnen auf der Ebene, in die das Flußbett sich wie eine weite Spalte eingesenkt hat, dehnen sich die landschaftlich wenig reizenden, wenn auch wegen ihrer Fruchtbarkeit vom Landwirt sehr geschätzten Fluren auf dem rechten Ufer, und auf der linken Seite die weite, baumlose Fläche des Lechfeldes aus, die mit einem trockengelegten Seebecken zu vergleichen ist.

Dem Strom entlang zog einst die römische Heerstraße, auf welcher die gewaltigen Legionen, die Alpen übersteigend, über Partenkirchen und Epfach gegen Augsburg marschierten und rührige Kaufleute ihre Waren zu dem großen Stapelplatze am Lech transportierten. Noch ist diese Straße von Augsburg über Neuhaus bis Untermeitingen vollständig erhalten, weiter südlich verschwindet ihre Spur und kommt erst bei Elligkofen wieder deutlich zum Vorschein.

Doch nicht ihr gilt unser forschender Blick, sondern dem rechten Ufer, das in ansehnlicher Höhe über das linke emporragt. An seinen Hängen hatten die Römer auf jenen Punkten, die einen weithin reichenden Ueberblick gewähren,

eine zusammenhängende Linie fester Beobachtungsposten gebaut, von welchen aus wachsame Späher ihr Auge über das Gelände schweifen ließen, um vor jeder Gefahr durch Zeichen zu warnen. Bei Tage wurden die Signale mit Rauch, bei Nacht durch flammende Lichter gegeben. Warten dieser Art finden wir von Peiting herab über Obland, Birkland, Rauhenlechsberg, Müntraching, Stoffen, Landsberg, Kaufering, Haltenberg, Lichtenberg, Mering bis an die Thore Augsburgs. Manche von ihnen wurden in den zahlreichen Kriegsstürmen zerstört, manche erlagen dem Zahne der Zeit, aber viele wurden dadurch gerettet, daß die adeligen Geschlechter in den trutzigen Türmen und hinter den schützenden Wällen ihre Wohnungen aufschlugen und sie zu festen Burgen umwandelten oder erweiterten.

Auf diese Weise werden auch die Schlösser Lichtenberg und Haltenberg entstanden sein, deren einstmals prachtvolle Gebäude erst in jüngerer Zeit niedergelegt wurden.

Lichtenberg ist ganz verschwunden, einige Gehöfte stehen an der Stätte des ehemaligen Fürstensitzes. Im 13. Jahrhundert erscheint dahier ein edles Geschlecht, das den gleichen Namen wie die Burg trug. Nach dessen Erlöschen kam die Feste, von kurz währendem Zwischenbesitz anderer Herren abgesehen, durch Kauf 1387 an die bayerischen Herzöge und verblieb meist in der wittelsbachischen Linie Bayern-München. Von 1536 an vergeben die bayerischen Fürsten die Hofmark Lichtenberg vielfach als Lehen. Schon während des dreißigjährigen Krieges war die Feste zerstört, aber dann wieder erbaut worden; 1700—1701 ließ Kurfürst Max Emanuel das Schloß in prächtigem Stile neu herstellen und besuchte es öfter, um der Reiherbeize im benachbarten Westerholze und in den Lechauen obzuliegen. Das Schloß soll ein großartiges Gebäude gewesen sein und ebensoviel Fenster gezählt haben, als das Jahr Tage. Feldmarschall Fürst Wrede, dem es König Max I. zum Geschenk gemacht hatte, ließ dasselbe 1809 der großen Kosten des baulichen Unterhalts wegen abbrechen. Lichtenberg gegenüber führt die Brücke von Schwabstadel, Privateigentümern gehörig, über den Lech; auch vor Alters schon befand sich hier eine Brücke, wegen welcher der Besitz der Feste von großer Wichtigkeit war. Auf ihr sah Max Emanuel, von seinem elfjährigen Exile zurückkehrend, zum erstenmal seine Familie wieder, am 8. April 1715; kaum erkannten sich Eltern und Kinder nach der langwährenden Trennung.

Eine kleine Viertelstunde südlich von Lichtenberg liegt Haltenberg, gegenwärtig ebenfalls nur ein aus zwei Gehöften bestehender Weiler. Gleich Lichtenberg muß auch dieses Schloß sehr fest gewesen sein, denn gegen Westen fällt die Höhe steil und jäh zum Lech ab, auf der anderen Seite umzogen es tiefe Gräben. Das Schloß selbst ist seit langer Zeit abgebrochen, wahrscheinlich seit dem Beginne des 18. Jahrhunderts. Nur die Reste eines mächtigen römischen Quaderturmes stehen noch, etwa 30 Fuß hoch, die einzigen Zeugen uralter Vergangenheit. Vom 12. Jahrhundert an werden die Herren von Haltenberg genannt, deren letzter 1494 starb, aber schon nicht mehr seine Stammburg besaß. Dieselbe wurde später 1612 an den Kurfürsten Max I. verkauft, der sie, wie auch sein Sohn Ferdinand Maria, als Lehen vergab; sie fiel jedoch bald wieder heim und blieb nun kurfürstliches Eigentum. Die Verwaltung führten Pfleger, das Schloß ward während der Reiherjagden oftmals von den bayerischen Herrschern bewohnt.

In geringer Entfernung von den beiden ehemaligen Schlössern dehnt sich gegen Südosten das „Westerholz", ein stattlicher, gut erhaltener Wald. Lauschig

still ist es unter seinen schattigen Kronen, das Rollen und Pusten des nahe vorüberbrausenden Bahnzuges oder der dumpfe Donner der Geschütze, der vom Lechfeld herüberdröhnt, vermag nicht den Schlummer zu stören, in welchem zahlreiche Glieder uns unbekannter Geschlechter unter umfangreichen Grabhügeln ruhen. Grünes Moos ist darüber gewachsen, hochragende Stämme haben ihre Wurzeln tief hineingesenkt; vergeblich forschen wir nach einer Kunde, welchem Stamme die hier Bestatteten angehören. Vermutlich sind es römische Ansiedler oder Soldaten; vielleicht fielen sie tapfer kämpfend bei der Verteidigung der Bollwerke, welche ihre Feldherren an der Stätte der späteren Burgen errichtet hatten, oder jener starken Schanze, die noch heute mit mächtigem Wall und Graben am Hange des Lechufers etwas weiter gegen Süden sich dräuend erhebt. Leise, fast wie klagend, zieht der Wind durch die rauschenden Wipfel; er gibt keine Antwort auf unsere Fragen.

Ein gellendes, kurzabgestoßenes Kreischen „Kraik! Kraik! Krah! Krah!“ ruft uns aus diesem Sinnen zurück in die Gegenwart. „Krek, Kreck“, tönt der Widerhall. In schwerfälligem Fluge naht sich ein Reiher dem Neste, aus dem ihm seine heißhungerigen Jungen mit rauher Stimme entgegenkrächzen. Nicht mehr so zahlreich wie sonst horsten die einst hochangesehenen Vögel am Saume des Westerholzes, da die zunehmende Kultur mittelst Wasserbauten ihr Jagdgebiet in den Altwassern und Tümpeln der Lechauen bedeutend einschränkte. Vor Zeiten hausten sie in großen Scharen dahier.

Unser geistiges Auge versetzt uns in das vorige Jahrhundert. Eine glänzende Kavalkade von Herren und Damen naht in scharfem Trabe querfeldein; im hellen Sonnenlichte schimmern die Röcke und die wallenden Roben aus rotem, grünem und grauem Sammet, manch feueriger Strahl blitzt flammend auf vom edlen Geschmeide des Schmuckes und der Waffen. Den prächtigen Zug führt eine schöne Dame auf blütenweißem Zelter, weit allen voran. Die frische Luft hat ihre Wangen gerötet, das goldene, leicht mit Puder überstreute Haar quillt in weichen Wellen unter dem reichbefiederten dreieckigen Hütchen hervor und fliegt im Winde. Leicht führt die Linke den Zaum, die mit dem Stulpenhandschuh bewehrte Rechte aber trägt hoch den klugen Falken, dessen Haupt noch die „Kappe“ überdeckt. Da streicht langsam vom Lech gegen den Waldrand her ein Reiher, den Kopf zurückgezogen, die Beine weit nach hinten gestreckt; rasch entdecken ihn die scharfen Augen der Jägerin, sie nimmt die Kappe ab, löst das fesselnde „Geschühe“ und wirft den Falken unter lautem Zuruf in die Luft. Im Nu steigt er mit rauschendem Flügelschlage empor und erspäht die Beute; allein auch der Reiher hat den gefährlichen Feind bereits erkannt, speit den Fisch aus, den er in seinem derben Schnabel trug, und sucht flüchtend die Höhe zu gewinnen. Rasch übersteigt ihn der Falke, ein alter geübter Jäger, und stößt von oben auf ihn herab; doch der Reiher ist auch kein Neuling, mit scharfem Schnabel sucht er mutig den Angriff zu parieren und ein langer Streit der beiden Kämpen beginnt. In weitausgreifendem Galopp folgt über Stock und Stein der fröhliche Reiterschwarm der luftigen Jagd nach, ob auch mancher stürzt und nicht weiter nachzueilen vermag. Endlich ermattet der geängstigte Reiher, seine Schwingen erlahmen, in kühner Schwenkung stößt der Falke blitzartig herab, schlägt ihm die Fänge in den Leib und würgt ihm am Halse. Ringend stürzen beide zu Boden. Schnell sind die Falkoniere zur Hand, dem Sieger den Reiher abzunehmen; die edle Frau aber liebkost und herzt den ersteren und reicht ihm die belohnende Atzung. Munter scherzend kehrt die Jagdgesellschaft zum Schlosse zurück. — —

Inzwischen brach für den sinnenden Wanderer der Abend herein. Fernhin durch die Nacht tönt das Rauschen der ungestümen Wellen tief unten zu seinen Füßen, das silberne Mondlicht flutet über die weite Ebene des Lechfeldes, fahl und geisterhaft blinken die Baracken des Lagers wie riesige Gespensterwohnungen, bloß der laute Rondenruf der auf und ab schreitenden Wachen deutet das nächtlicherweile erloschene kriegerische Leben und Treiben dort an.

15. Der Schwarzwald und seine Bewohner.

Johann Gottlieb Kutzner.

Der Schwarzwald stellt sich als eine zusammenhängende Bergmasse dar, woraus mehrere bedeutende Kuppen hervorragen. Den Namen führt er vom dunkelgrünen Nadelholz, womit Hänge und Kronen reichlich bewachsen sind. Der Hauptknoten, von welchem Aeste nach allen Richtungen sich ausstrecken, ist in der Nähe der Kinzigquelle. Dieser Hauptknoten und alles südlich davon gelegene Gebirge heisst der Ober-Schwarzwald, alles nördliche heisst der untere. Unter den Thälern des Schwarzwaldes ist das der Murg das schönste, das der Treisam oberhalb Freiburg das wildeste. Am Neckar hinab verlieren sich die Berge in hochgelegene Hügelstriche, und zwischen Neckar und Donau ändert sich bald der Name des Gebirges in den der Rauhen Alp. Aber gleich den an der anderen Seite des Rheins gelegenen Vogesen fällt der Schwarzwald am kürzesten und steilsten ins Rheinthal ab. Hier ist auch seine schönste Seite, denn es verwandelt sich schnell das waldige Gebirge in sanfte Traubenhügel, und an den Weizen- und Spelzgefilden stehen mächtige Nuss- und andere Obstbäume; ja Mandeln und süsse Kastanien sieht man an den warmen, unteren Abhängen der Berge, während im Schwarzwald selbst die Kirsche erst im September zeitigt und auf mancher Strecke kaum Hafer, Kartoffeln und Wicken gedeihen. Der Markgräfler, der beste Wein hierselbst, wächst am Abhange des südwestlichen Bergstriches. Die durchschnittliche Höhe des Schwarzwaldes beträgt 600 bis 1000 Meter, der höchste Punkt ist der Feldberg, welcher 1400 Meter hoch ist.

Eigentümlich in Sitte, Sprache und Gestalt, bewohnen verschiedene Völkerschaften die Rheinebene. Vor allem birgt der Schwarzwald ein kräftiges, gesundes, wackeres Volk von Hirten, Holzhauern, Flössern, Ackerbauern, das alte Sitte, alte Kühnheit sich erhalten hat. Riesenhohe Tannen und Fichten flösst der Schwarzwälder auf seinen Gebirgsbächen hinunter zum Neckar und Rhein, auf dem sie in grosse Flösse verbunden werden, so gross, dass oft vierzig Menschen auf denselben sind, um sie mit Rudern und Stange zu regieren. Mit dem breitkrämpigen Hute, der roten Weste und den weissen Hemdärmeln stehen diese kräftigen Gebirgssöhne in langer Reihe auf dem schwimmenden Walde und lassen ihn im taktmässigen Ruderschlage nach den Niederlanden hinabgleiten, um reichen Städten feste Unterlage, schwellenden Segeln Stütze zu gewähren. Für Holz tauscht der Schwarzwälder das Brotkorn ein, das ihm sein Boden auf den Bergeshöhen verweigert. Seine Holzschnitzereien, Uhren, Strohhüte sind durch ganz Deutschland bekannt. Man findet überdies auch im Schwarzwalde Hammerwerke, Glashütten, Pech- und Theersiedereien, besonders aber viele Sägemühlen. Die hölzernen Wohnungen liegen in wildschönen Thälern zerstreut umher und sind mit Stroh oder Schindeln gedeckt. Die Stuben zu ebener Erde sind schwarz getäfelt, mit vielen Fenstern versehen, ohne darum viel Licht zu haben, woran die weit vorspringenden Dächer die Schuld tragen. Zu den Schlafgemächern führen Gänge von aussen. Unter diesen Gängen, draussen am Hause liegt der Holzvorrat. Auf der Hinterseite senkt sich das Dach bis auf den erhöhten

Boden, so dass man wie über eine Brücke nach der Tenne der Scheuer fährt und über den Köpfen von Menschen und Tieren drischt. Keine Hütte ist ohne plätschernden Brunnen, und nicht selten steht eine kleine Kapelle daneben mit einem Glöckchen zum Morgen- und Abendgebet.

16. Der Winter und der Sommer auf der Rhön.

Wilhelm Walther.

Häufig sind auf der Rhön alle Höhen von Nebeln umlagert, in Wolken verhüllt, und der frühzeitige und langandauernde Winter verwandelt die ganze Landschaft in ein unabsehbares und unnahbares Schneegefilde. Wer die Großartigkeit des hochnordischen Winters bewundern will, der spare die weite Reise ans Nordkap oder vollends nach der sibirischen Tundra. Er mache sich aus den gesegneteren Ebenen unseres engeren Vaterlandes auf und besuche die heimatliche Rhön, und er hat das Bild gefunden, nach dem er sich hinsehnte. Grimmige Kälte und brausende Stürme, abwechselnd mit frostigen Nebeln, Regen und finsterem Schneegestöber, währen da ununterbrochen bis Ende April, oft bis Mitte Mai. Da endlich werden durch einen erwärmenden regnerischen Südwest die Thäler zuerst und später die Berggipfel ihrer kalten Bürde entledigt. In dem harten Winter des Jahres 1816 fror noch am 5. April Wasser und Wein in der Kirche des heiligen Kreuzes; noch um Mitte April waren alle Gewässer mit Eis überzogen, und bis zum 16. Mai hielten die härtesten Fröste an. Gemeiniglich bietet zur Mitte des April die Rhön noch ein weites, tiefes Schneefeld dar. Der 10 bis 12 Meter hohe, festgefrorene Schnee trägt den Menschen über unsichtbar gewordenes Buschwerk und über Bäume hinweg. So erreichte im Februar des Jahres 1816 der Schneewall das zweite Geschoß des Kreuzbergklosters; die Fenster der Kirche gegen Nordost waren zugeschneit; bequem schritten die Hunde über die Klostermauern weg ins Freie. Noch Mitte Mai gingen damals schwerbeladene Lastwagen in den Thälern über die hohe hartgefrorene Kruste. Am 11. Mai blinkte frisch gefallener Schnee auf den Spitzen des Dammersfeldes, Rabensteines, Holzberges u. a.; am 12. darauf fiel auch in den Thälern aufs neue welcher, und der Tag endigte mit einem Gewitter.

In solcher Zeit erliegen die Aeste der Bäume beinahe ihrer allzu großen Last, und nur die höchsten Wipfel blicken kaum meterhoch aus der allgemeinen Oede. Verloren ist da auf der weiten Gebirgsfläche jede Bahn, jeder Fußpfad, Stangen und Pflöcke bezeichnen die Wege. Die wenigen Dörfer auf der Höhe (wie die weimarischen Birx und Frankenheim) liegen fast im Schnee begraben.

Besonders bedrängt ist das preußische Dörfchen Reugersfeld am Rensberge. Dort müssen sich die Einwohner oft ihre Ausgänge neben den Schornsteinen bahnen. Ein Arzt, der einstmals im hohen März einen Kranken daselbst besuchen mußte, konnte nur wie durch einen Schacht durch die Schneekruste in den Speicher des Hauses hinuntergelangen. Mit Frohndienst muß der Weg vom Kreuzberge herab gen Bischofsheim in angestrengtester Arbeit durch ganze Gemeinden eröffnet werden, und für längere Zeit ist oft der Berg völlig unzugänglich. Strecken Weges von einer Stunde bergan erfordern dann die drei- und vierfache Zeit, und wehe dem Wanderer, der seine Kräfte überschätzte; plötzliches Ermatten gibt ihn dem Frosttode preis. Alljährlich wiederholen sich die Beispiele solcher Verunglückungen. Selbst in Gesellschaft sind schon Pilgrime zum heiligen Kreuzberge dieser Anstrengung rettungslos erlegen. In der Nähe von Abtsroda wird von einem russischen Krieger (aus der Zeit des Befreiungskampfes) erzählt, der dort im Wonnemonat erfroren sei.

Wenn dazu Tag und Nacht andauernder, ergrimmter Nord und Nordwest wie ein hungerndes Raubtier heult, die Fenster schmettern, die krystallenen Wände in den Gebäuden unheimlich glitzern und flimmern, die Sonne wochenlang hinter Nebelwolken weilt, weder der bleiche Mond, noch der Zitterstrahl eines Sternes die Erdennacht lichtet: da ist es nicht wohnlich auf der Rhön. Einsam wie der norwegische Bauer lebt da jeder auf seinem Gehöfte; die Tiere des Feldes flohen; ein verirrter Vogel bepickt notleidend das frostgeblümte Fenster, und durch das Schweigen der Nacht wird der Klageton des Käuzchens laut; mehr als sonst hört man den Fuchs heulend bellen.

Da herrscht im genügsamen Völkchen große Not. Wenn der karge Wintervorrat zu Ende, frißt das vor Hunger brüllende Vieh das magere Heidekraut; der Preis des Viehes sinkt bis zur Hälfte herab, jener des Futters und der Menschennahrung (Erdäpfel) wächst zum doppelten an. In der unerträglichen Kälte greift der Aermere wegen Holzmangels die Gerüstwerke seiner Scheuer an, um seine Kleinen dem Frosttode zu entreißen.

Und wenn der traurige Gast endlich die Gegend verlassen, bleibt sein Bild, der Sommerschnee, in den Bergschluchten mit bleifahler Kruste oft noch bis Pfingsten, ja bis Johannis zurück.

Dieser lang anhaltende, ungewöhnlich harte Winter der Berggegend, die späten Nachtfröste, die vielen moorigen oder felsigen Lagen sind dem Getreidebau, der Gemüse- und Obstkultur, selbst dem künstlichen Futterbau völlig ungünstig. Kartoffeln und Flachs dagegen, sowie der reichliche Ertrag ihrer Berg- und Thalwiesen sind die ländlichen Produkte der Rhön. Vorzüglich die aromatischen Kräuter und Gräser der Hochwiesen öffnen dem Weidgang ihrer zahlreichen Herden und die Heuernte für deren Ueberwinterung einen Reichtum, den der Rhönbewohner, ähnlich dem Aelpler, auszubeuten versteht.

Wer den ernst nordischen Winter des genügsamen Völkchens geteilt, der verdiente es auch, in den langen Tagen und lauen Nächten der Sonnwendezeit (um Kiliani) die wahren Volksfeste mitzufeiern, die diese sonst einsamen Höhen in der Hochsommerzeit auf's lustigste beleben. Deshalb folge hier das Gegenbild jenes langen Rhönwinters, nämlich die Darstellung der schöneren Jahreszeit.

Alles gewinnt auf der Rhön in Hainen und in Thälern ein verändertes Ansehen, sobald die liebliche Zeit eintritt:

Wo der Kuckuck ruft,
wo erwachen die Lieder,
wo die Erde mit Blümlein sich kleidet neu,
wo die Brunnen fließen im lieblichen Mai.

Aus dem kalten Weiß treten zuerst die schwarzen Felszacken der Basalte hervor; bald zeigen sich die zarten rötlichen Sproßen der Buchen in den Waldungen; frühe Stauden schmücken sich mit Blumengehängen. Aus ferner Hütte wird der frühwache Haushahn hörbar; das Schnarren der Waldschnepfe läßt erwärmende Tage hoffen. Fürchterlich schön rollen die Waldwasser aus den Schluchten über klippiges Gestein hinab zu den hochangeschwollenen Flüßchen. Sanfter murmeln in kleinen Thälern die Gießbächlein durch lechzende Auen. Der ersten einer kommt der Jäger mit den durchnäßten Hunden wieder auf die Höhen; schäkernde Mädchen sammeln die Erstlinge der Kräuter in den Gehölzen und tragen die schwere Last hinab durch enge Waldpfädchen; Gesang erfüllt die

Waldplätze. Auch der fromme Pilger vergißt des Winters Ungemach und säumt nicht länger mit dem Wallen zum Heiligtume.

Endlich erscheint der Frühling in vollster Pracht; später als in der Ebene, aber unaussprechlich liebreizender thut sich der Schoß der Erde auf. Prachtvoll ist der Anblick der ersten grünen Waldsäume. Das Wild belebt wieder die Höhen, hundertstimmiger Chor den Hain. Im Gefilde ertönt des Landmanns Morgenlied; am Hange des Hügels schalmeiet der Hirte. Ueberall frohe, arbeitsame Menschen: der Köhler, der Holzhauer, der Sammler. Höher steigt in ihrer jährlichen Bahn die Sonne, und mit ihr dringen die wandernden Herden, die sich erst in den Thälern zeigten, höher und höher empor. Die geputzten und lustigen Mähder unter Jauchzen und Singen beginnen zuletzt auf den Bergwiesen ihr Geschäft, nachdem sie es im Thale längst beendigt. Da widerhallen die Wälder vom Jubel; vom Wohlgeruche der Mahd duften Hang und Höhe; die mondhelle Nacht wird unter Zelten in wahrer Lagerfröhlichkeit hingebracht, und zahlreiche treffliche Rhönhammelherden beleben die weiten Hänge.

Die Heuernte der Rhöner ist dasselbe Fest wie die Weinlese am Main und Rhein. Diese Arbeit und Feier wird von den jungen Leuten begierig erwartet, und alles freut sich der Zeit, die sie auf die Berge ruft. Fast vier Wochen lang wohnen da die Rhöner auf der großen Rasenhochfläche ihres Gebirges. Mit dem ersten Blick der Morgensonne fängt das Tagwerk an und dauert bis in die Nacht. Nur Kinder und alte Leute findet man zu dieser Zeit in den Dörfern des Thales.

Bald ist dann der Kreislauf des Jahres beendet. Mitte September ziehen sich die Hirten in die Dörfer zurück, um ihre Herden zu überwintern. Die Höhen vereinsamen; bald folgt der Schnee, der in diesen Gegenden wohl um zwei Monate voraneilt.

17. Die Donau zwischen Linz und Wien.

Durch den Inn zu einem Strome verstärkt, überschreitet die Donau bei Passau die Grenze des Kaiserstaates. In der Gegend von Linz treten die Ausläufer des Böhmerwaldes und der Alpen dicht an sie heran; die letzten enden erst vor Wien mit dem Wienerwalde. So wird sie noch einmal bedeutend eingeengt, ähnlich wie der Rhein zwischen Bingen und Koblenz. Auch sonst haben die Donauufer zwischen Linz und Wien mit diesem Stücke des Rheinlaufs Aehnlichkeit. Mächtige Ruinen, freundliche Landhäuser, stille Klöster, friedliche Dörfer schauen zum Strome hinab; übereinander getürmte Berge, dunkle Schluchten, schroffe Abhänge, lachende Auen mischen sich prächtig durcheinander. Freilich ist die Schiffahrt in diesem schönsten Teile des Stromlaufes nicht ohne Gefahr. Es bilden sich, indem das Wasser schäumend und mit reißender Gewalt zwischen den Felsen hinstürzt, gefährliche Stromschnellen, Wirbel und Strudel, die schon manches Fahrzeug zertrümmert haben. Wegen der furchtbaren Gewalt der Wogen ist es kaum möglich, ein größeres Schiff stromaufwärts zu führen. Die Schiffer aus Bayern und Oberösterreich ziehen es darum vor, sich leichte Kähne erbauen zu lassen, die bloß für die Thalfahrt nach Wien bestimmt sind. Hier werden dieselben auseinandergeschlagen und nach dem Holzwerte verkauft. Kelheimer werden diese langen Kähne an der ganzen Donau genannt, nach dem Orte, wo sie in größter Zahl gebaut werden. — Die Traun, welche mehrere Seen und das reizende Salzkammergut durchfließt, und die Ens, welche das Erzherzogtum Oesterreich in zwei kleinere Provinzen teilt, sind die wichtigsten Nebenflüsse auf dieser Strecke.

Erst in der Nähe von Wien beruhigt sich die Donau in ihrem Laufe. Ihr Thal wird breiter und erweitert sich endlich auf der linken Seite zum Marchfelde, auf dem dereinst in blutigen Schlachten die Geschicke Oesterreichs entschieden worden sind. Durch eine Teilung des Stromes entsteht die große, flache Insel Lobau. Das laute Getümmel der Menge am rechten Ufer jedoch macht uns aufmerksam auf die stolze Kaiserstadt, von welcher der Oesterreicher singt: „'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wien!“ Sie besteht aus der eigentlichen Stadt und 34 Vorstädten, die im Halbkreise herumliegen. Um die innere Stadt zog sich früher die Bastei; dann folgte der Graben, dann das Glacis, aber die Festungswerke sind in neuerer Zeit niedergelegt und durch die Aufführung zahlreicher Prachtbauten in eine herrliche, sechzig Meter breite Ringstraße umgewandelt worden. — Nun erst kommen die Vorstädte, deren Straßen und Häuser ebenfalls schöner sind, als in dem eigentlichen Wien selbst. Auch sie sind noch von einer aus den alten Wällen gebildeten Gürtelstraße umzogen, und so läßt es sich begreifen, daß die große Stadt, in der über eine Million Menschen leben, sieben Stunden im Umfange hat. Und wie regt sich das lebendige Volk in den Straßen! Wie drängt es sich an heiteren Tagen zum Prater, dem berühmten, anderthalb Stunden langen Lustwalde, der zum Vergnügungsorte dient! — Mitten aus dem Häusermeere ragt außer der kaiserlichen Hofburg die Stephanskirche hervor, eine der berühmtesten Kirchen Deutschlands und der ganzen Welt. Ihr Turm ist nur wenig niedriger, als das Straßburger Münster, und wie dieses mit einem durchbrochenen steinernen Helme geziert. Auf der Spitze prangt ein doppelköpfiger Adler, das alte Wappen des deutschen Reiches. Die Wände im Innern sind zwar schwarz geworden; doch ergreift den Eintretenden Staunen und Ehrfurcht in diesem hohen Heiligtume, welches durch die alten gemalten Fenster nur halb erleuchtet werden kann.

18. Die bayerische Hochebene.

Hermann Adalbert Daniel.

Die schwäbisch-bayerische Hochebene bildet die Riesenbrücke zwischen den Alpen und dem binnenländischen Gebirge. Nur namenlose Hügel, keine Berge umsäumen die Thalfurche der Donau und der von Süden her einmündenden Gewässer. Die Mittelzone ist die am meisten vollständige Ebene. Denn mit der Annäherung an das Alpengebirge beginnt wieder eine gewisse Unruhe in der Ebene sich kund zu geben; sie erscheint wellig bewegt; dann tauchen einzelne Höhen auf, zuletzt ein stark zerteiltes Hügel- und Bergland, die Vorstufe der Alpen. Jeder Fernblick gegen Süden wird begrenzt durch ihre am Horizont schwimmenden Spitzen. Die mittlere Höhe der Ebene beträgt 400—600 m; sie ist demnach die bedeutendste Hochfläche in Deutschland und im nördlichen Europa überhaupt. Wenn im Frühling und im Herbst Südwinde wehen, ist die Luft durchsichtig wie in Italien, und die von der Sonne beschienenen Schneepyramiden glänzen wundervoll.

Zwischen Schongau und Weilheim liegt der kolossale Kegel des hohen Peißenberges, der 1000 m emporragende „bayerische Rigi“, welcher nun, da eine Eisenbahn an seinen Fuß führt, häufig besucht wird. Seit dreihundert Jahren krönt seinen Gipfel eine Wallfahrtskirche. Ein stattliches Pfarrhaus, das auch Gäste aufnimmt, mit einem „Lug ins Land“ auf dem Dache, ein Wirtshaus, ein paar andere Häuser und ein Kirchhof füllen die Platte aus, die eine bewundernswürdige Fernsicht gewährt. Der ganze Kranz der Alpen vom Säntis bis zum Watzmann liegt ausgebreitet, mitten drin der Großglockner, der

aus dem fernen Kärnten verschwimmend herüberschimmert. Ueber dem weiten Flachlande erblickt das Auge den blauen Rücken des Jura und die dunkeln Höhen des Böhmerwaldes. In duftiger Ferne ragen die Frauentürme Münchens, die Domtürme von Freising und die Ulrichskirche in Augsburg als graue Marksteine auf.

Im Osten, wo die Ebene sich den Voralpen nähert, sind ebenfalls höher gelegene Punkte nicht selten. Von den Alpen stürzen mit starkem Gefälle die größeren Flüsse herab. Die Hochebene ist mit Seen geschmückt, den Resten jener großen Wasserflut, welche in der Vorzeit die ganze Fläche bedeckte. Hunderte von kleineren Seen, Weihern und ganz oder halb vertrockneten und versumpften Seekesseln jeglicher Größe geben der ganzen Gegend einen eigentümlichen Charakter. Die großen Sumpf- und Moorflächen, Moose genannt, scheiden sich in zwei Hauptgruppen, die durch eine von Westen nach Osten ziehende Hügelreihe getrennt sind, in die nördliche der Moose des Donauthals und die südliche der Moose an den größeren und kleineren Zuflüssen der Donau. Uebrigens findet man sie auch an den Bergabhängen; auf den Bergplatten kommen sie als Moore und Filze vor. Im bayerischen Gebirge und Hochlande ist kaum ein Fluß, dessen Säume nicht irgendwo Moosgrund aufweisen, und manche Eintiefung, wie Loisach-, Ammer-, Innthal und Chiemseebecken, ist daran überreich. Durch Kanalisierung und Torfstiche sucht man sie trocken zu legen; aber noch immer hat Bayern „mit ihrer Urbarmachung innerhalb seiner Grenzen ein nicht unbedeutendes Fürstentum zu erobern", wie schon vor mehr als dreißig Jahren Friedrich Wilhelm Walther in seiner „topischen Geographie von Bayern" so treffend sagte.

19. Die Stammburgen des bayerischen Königshauses.

Adolf Erhard.

Auf einer freundlichen Anhöhe bei der Ortschaft Scheiern unfern der Ilm stand einst die Wiege jenes erlauchten Geschlechts, welches aus den alten bayerischen Adelsfamilien einzig und allein mit dem gräflichen Hause Ortenburg bis in unsere Zeit sich erhalten hat. Der Name kommt im 10. und 11. Jahrhundert als „Schirin" und „Schirun", im 12. und 13. als „Schyren" vor, wonach also eigentlich „Scheiren" geschrieben werden müßte. Ob der Ort, wie zu vermuten, schon ehe die nach ihm bezeichneten Grafen auftauchen, Bewohner hatte und seine Benennung, vielleicht von geschichtlich ganz gleichgültigen Dingen oder Personen, oder etwa von einem bedeutenden ersten Ansiedler entlehnt hat, ist nicht mehr zu entscheiden.

Von allen regierenden Fürstenhäusern Deutschlands, ja ganz Europas erscheint das bayerische als das älteste, da es bestimmt ein mehr als achthundert-, möglicherweise selbst ein tausendjähriges Bestehen ansprechen kann, insofern man ihm nämlich jenen Luitpold und jene Arnulfe angliedert, welche in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts als Helden gegen die Ungarn gekämpft und herzogliche Gewalt über Bayern geübt hatten. Für diese Abstammung ist jedoch der Beweis noch nicht geführt, vielmehr wird sie nur von Geschichtsschreibern behauptet, welche erst dem 12. und 13. Jahrhundert angehören. Auch berichtet bloß die Sage, daß Herzog Arnulf von Bayern (911—937), der so gewaltthätig gegen die Klöster verfuhr, oder sein gleichnamiger Sohn (der erste sicher ermittelte bayerische Pfalzgraf 953—954), die ursprünglichen Erbauer oder Erweiterer einer bewohnbaren Burg zu Scheiern gewesen seien, welche jedoch immerhin bereits um 950 bestanden haben dürfte.

Jedenfalls lagen die Stammlande des altehrwürdigen Geschlechts im oberen Donaugau um seine erste Burg Scheiern, da hier schon zu Anfang des 11. Jahrhunderts der Scheierer Udalschalk als Graf auftritt. Im übrigen herrscht von der zweiten Hälfte des 10. bis gegen die Mitte des 11. Jahrhunderts bezüglich der Vorfahren der Scheierer so tiefes Dunkel, daß es seither keiner Kunst der Forscher gelungen ist, den unsicheren und erloschenen Zügen ihrer Stammtafel für jene Zeit Lesbarkeit und Zusammenhang zurückzugeben. Erst mit dem Grafen Otto I. von Scheiern, der frühestens 1040 und spätestens 1047 zum erstenmale vorkommt, dem zweiten Gemahl der Gräfin Hazaga, gleichfalls aus scheiern'schem Blute, erhalten wir andauerndes Licht über eine Grafenfamilie, der eine so große Zukunft bevorstehen sollte.

An den Namen von Ottos Sohn, Ekkhard, knüpft die Sage mit dem Beinamen „Bundschuh", welcher dem Familienwappen die Entstehung gegeben haben soll, glorreiche Kriegsthaten im Morgenland, die jedoch aller geschichtlichen Feststellung ermangeln und im Hinblick auf den wahrscheinlich bereits vor 1091 erfolgten Tod des Grafen nicht dem ersten Kreuzzuge, sondern nur der bewaffneten Pilgerfahrt bayerischer Bischöfe 1064—1065 eingereiht werden könnten. Als nämlich eines Tages im ungleichen Kampfe mit den Ungläubigen das bayerische Banner verschwand, soll Ekkhard den Prahlern zum Trotz seine Schuhe von den Füßen gerissen, mit einem roten Gurt zusammengebunden und hoch auf seinen Speer als neues Feldzeichen aufgesteckt haben.

Die von der Gräfin Hazaga anfänglich am Fuße des Wendelstein im lieblichen Leitzachthale errichteten Zellen für einzelne Mönche, an welche noch der Ortsname Bayerischzell erinnert, waren allmählich nach der neu erworbenen Besitzung Fischbachau, östlich von Schliersee, vorgerückt und dort zwischen 1087 und 1091 durch ihre Gründerin zu einem Benediktinerkloster erweitert worden, dessen Vollendung nahe um 1100 fällt. Sieben Jahre später kam das Kloster nach der auf dem Höhenvorsprunge am Zeidlbache, Eisenhofen an der Glon gegenüber gelegenen scheiern'schen Burg Glonek, deren Umbau hiefür bereits 1104 begann. Doch auch hier hatte das Kloster keinen langen Bestand, denn bald war sein Abt mit der Lage unzufrieden. Allzugroße Unbequemlichkeit und Wassermangel sind die Klagen, welche den Wunsch nach Veränderung hervorriefen. Die Mitglieder des Hauses, welches sich damals schon im mehrere Linien gespalten hatte, aber die Burg Scheiern noch gemeinschaftlich besaß, erklärten sich zur Abhilfe bereit. Allein nur nach mehreren Beratungen scheinen die Grafen sich von der Notwendigkeit einer neuen Veränderung überzeugt zu haben und nur schwierig einigten sie sich in der Wahl ihrer Stammburg für diese abermalige Verlegung. Dem Tage, an welchem die Grafen des uralten Stammes Erbe unter sich teilten (im Jahre 1113 oder wenig früher), folgte bald ein nochmaliger Zusammentritt, bei dem sie dann den Gesamtbeschluß faßten, Scheiern unter Beifügung reicher Gaben dem Kloster zu überlassen. Es ist dies entweder in der Absicht geschehen, frühere Unbilden zu sühnen, welche über sie und ihre Burg nebst Zugehörungen den Bannfluch der Bischöfe Ulrich von Augsburg (923—973) und Wolfgang von Regensburg (972—994) herabgerufen hatten, oder — wie wahrscheinlicher — wegen des geringen Wertes, den für jeden einzelnen Zweig der Anteil an Scheiern besaß, da seit der Teilung in verschiedene Linien die Burg in Verfall geriet. Nach fast zweihundertjähriger Dauer war der hauptsächlich aus Holz gefügte Bau an vielen Stellen der Ausbesserung bedürftig, aber von den wiewohl zahlreich beteiligten, anderwärts auf eigenen Burgen sitzenden Herren vernachlässigt worden. Wie wir so über die

Ursachen der Umwandlung des Stammsitzes der Scheierer in ein Benediktinerkloster keinen ganz genauen Aufschluß besitzen, so sind wir auch über den Zeitpunkt derselben im unklaren. Der Umzug ist vermutlich nicht plötzlich, sondern allmählich erfolgt, begann frühestens 1116, spätestens 1119 und war 1123 völlig beendet. Die Gebeine Otto I. und seiner Gemahlin Hazaga, der frommen Gründer und unermüdlichen Wohlthäter des Klosters, sollen später von Fischbachau nach Scheiern übertragen worden sein, das im Jahre 1127 als eine der Familiengrüfte bestimmt ward.

Von den verschiedenen Burgen, welche die Grafen seit länger zu ihrem Aufenthalt gewählt, treten zunächst Dachau und die zu Wittelsbach auf einem von Wäldern umgebenen Hügel, drei Viertelstunden nordöstlich vom Städtchen Aichach, erbaute hervor (in Urkunden des 12. Jahrhunderts mit geringen Veränderungen der Schreibweise auch Witilinespach, Witelinesbach, Witteleinespach genannt), eine Bezeichnung, die zweifellos von der verkleinerten Form (Witilin) des Personennamens Wito und dem jetzt namenlosen Bache herrührt, welcher von dort der großen Paar zufließt. Ein „Otto von Wittelsbach", nach der üblichsten Zählung in der Grafenreihe der vielen Ottone der IV., erscheint urkundlich schon am 1. November 1115 und am 13. Juli 1116, während Dienstmannen, die sich nach der Burg nannten, in zahlreichen Urkunden vorkommen. Jedenfalls ist also letztere bei Beginn der Klosterverlegung bereits fertig, d. h. bewohnbar gewesen, während es nur auf Vermutung beruht, daß sie von Otto IV. oder dessen Vater erbaut worden sei. Gewiß ist dagegen wieder die Verleihung der pfalzgräflichen Würde in Bayern an Otto IV. zwischen 1120 und 1122, die er, von den Liupoldingern oder Arnulfingern abgesehen, unter allen seinen Vorfahren zum erstenmal bekleidete. Endlich blieb der von ihm begründeten Linie die Benennung für die ganze Zukunft, obwohl Wittelsbach nicht lange deren Hauptsitz bildete.

Konrad I., Graf von Dachau und Herzog von Dalmatien, wußte, wie angenommen wird um 1156, von Heraklitus, Patriarchen zu Jerusalem, ein Stückchen Holz des Kreuzes Christi zu erwerben, womit er dem Gotteshause zu Scheiern ein Geschenk machte, das noch heute als „Scheierer-Kreuz" von den Gläubigen der Umgegend, besonders am Feste der Kreuzauffindung (3. Mai), hoch verehrt wird.

Am 16. September 1180 erhielt der Sohn des Pfalzgrafen Ottos IV. der wegen seiner Tapferkeit und Klugheit sowie als treuer Anhänger des Kaisers gepriesene Pfalzgraf Otto V., der Aeltere, zu Altenburg in Sachsen das Herzogtum Bayern und überließ dann, wie vermutet wird, seinem Bruder, Pfalzgraf Otto VI., dem Jüngeren, das Schloß Wittelsbach, welcher es seinem Sohne Pfalzgraf Otto VII. vererbt haben soll. Letzterer geriet wegen Ermordung des deutschen Königs Philipp von Schwaben im bischöflichen Palast zu Bamberg (21. Juni 1208) infolge Urteils auf den Reichstagen zu Frankfurt am Main (11. November 1208) und Augsburg (Januar 1209) in die Reichsacht, gleichzeitig wurden dessen Eigengüter und Reichslehen seinem Vetter, Herzog Ludwig von Bayern, zugesprochen. Gemeinsam mit dem Reichsmarschall Heinrich von Kalden (Ruine zwischen Floßheim und Fünfstetten, Bezirksamts Donauwörth) fiel dieser verwüstend ungefähr in der zweiten Hälfte des Dezember 1208 in das Gebiet seines Verwandten ein, der Widerstand geleistet zu haben scheint: die Burg Wittelsbach mag hierbei arg beschädigt und dann dem Verfalle überlassen worden sein. Dahin möchte wohl die in echten Quellen durchaus nicht begründete Ansicht einzuschränken sein, Herzog Ludwig habe „in Vollstreckung

der Reichsacht" die Stammburg seines Geschlechtes zerstört. Im März 1209 ward der geächtete Pfalzgraf Otto VII. durch den genannten Erbmarschall des Reiches zu Oberndorf nächst Abbach an der Donau getötet. Die Sage erzählt einmal, die Steine der gebrochenen Burg seien zur Errichtung der Stadtmauer von Aichach verwendet worden, ein andermal, Herzog Ludwig habe aus ihnen neben dem alten Schloßkirchlein zur Sühne eine Kirche zu Ehren der heiligen Jungfrau erbaut. Gewiß aber ist, daß in der Folge zu Wittelsbach wirklich eine auf den Namen der Gottesmutter geweihte Kirche bestand, die ein großes Zusammenströmen von Wallfahrern veranlaßte; im Laufe der Zeit erschien dieselbe zu klein und mußte vergrößert werden.

Infolge jenes unglücklichen Ereignisses ging den Wittelsbachern auch die bayerische Pfalzgrafschaft verloren, welche an den Schwager Herzog Ludwigs, den Grafen Rapoto II. von Kraiburg-Ortenburg kam, übrigens mit dessen Sohn Rapoto III. ohnehin im Jahre 1247 ganz aufhörte. Neben dem Herzogtume, welches unaufhaltsam zur Landeshoheit emporstrebte, hätte dieselbe schwerlich mehr bestehen können; zum bloßen Schatten geworden, mußte sie naturgemäß verschwinden.

Nach kaum dreijähriger Regierung sank Otto I., der Aeltere, in das Grab (11. Juli 1183), das bei der Bestattung zu Scheiern viele Verwandte und andere bayerische Grafen umstanden. Sein Sohn und Nachfolger Ludwig I., der Kelheimer, hatte, gestützt durch treffliche Oheime, zwar die Gewalt sich nicht nur zu erhalten, sondern sogar durch Erwerbung der „Pfalzgrafschaft bei Rhein" (September 1214) wesentlich zu vermehren gewußt, aber er war plötzlichem Tode durch Meuchlerhand verfallen (15. September 1231). Prachtvoll und unter starkem Zuströmen geistlicher und weltlicher Fürsten fand dessen Beisetzung neben der Asche seines Vaters statt. Inzwischen war das Geschlecht noch Regentenhaus des Kurlandes am Rhein geworden, während Herzog Otto II., der Erlauchte (1231—1255), auf dem Wege des ersten bayerischen Herzogs aus wittelsbachischem Stamme kräftig fortschritt. Bald lagen die Besitzungen der Wittelsbacher, die überdies mit den bedeutendsten bayerischen Adelsfamilien verwandt und verschwägert waren, über das ganze Herzogtum zerstreut. Auch Otto II. ruht wie Vater und Großvater zu Scheiern. Schon die beiden ersten Nachfolger Ottos I. brachten also durch kluge Politik, den Großen des Landes wie dem Reichsoberhaupt gegenüber, und durch Ausdehnung der Hausmacht das Herzogtum Bayern zu höherer Bedeutung, als es je vorher besaß. Auf neuer Grundlage entwickelte sich ein neuer Bau, dessen Festigkeit sich gleich in den Kämpfen mit den Staufern während des 13. Jahrhunderts glücklich erprobte, und den selbst alle folgenden Familienzwiste wie die späteren weltgeschichtlichen Stürme zwar vorübergehend erschüttern, doch nie mehr zerstören konnten. Unter steter Vermehrung von Land und Leuten sowie Erhöhung des Titels und Ranges — am 25. Februar 1623 wurde Bayern Kurfürstentum, am 1. Januar 1806 vertauschte es den Kurhut mit der Königskrone — blieb das Herzogtum bis zur heutigen Stunde zuerst in der jüngeren, dann nach schließlicher Wiedervereinigung aller fast 550 Jahre getrennten Teile am 30. Dezember 1777, in der älteren wittelsbachischen Linie den Nachkommen Ottos I.

Das ursprünglich aus Holz errichtete Kloster Scheiern ward 1184 von Steinen erbaut; der noch vorhandene massive viereckige Kirchturm stammt von dem Abte Heinrich (1226—1259). Herzog Friedrich (1375—1393), aus der Nebenlinie Bayern-Landshut, ließ die für Bayerns älteste Regentengeschichte so interessanten Wandmalereien in der sogenannten Fürstenkapelle herstellen.

Bald darauf kam das Kloster durch Krieg und andere Unfälle in große Armut und Schulden, pflegte aber trotzdem nach wie vor eifrig die Wissenschaften. Der Abt Stephan (1610—1634) ließ die erwähnten Wandgemälde auf Holz übertragen und bis auf Kurfürst Maximilian I. (1598—1651) fortsetzen; auch gab er der Fürstenkapelle die jetzige ansehnliche Gestalt. Im Jahre 1632 wurde das Kloster von den Schweden geplündert, sah sich aber gleichwohl unter dem Abte Korbinian (1634—1658) schon wieder mit dem Titel „die Schule der Gelehrten" ausgezeichnet. In den ersten Jahren des spanischen Erbfolgekrieges (1702—1704), sowie während des französischen Revolutionskrieges 1796 und 1800 litt Scheiern viel unter dem Ungemache der Zeit.

Bei der allgemeinen Klosteraufhebung von 1803 teilte am Benediktstage (21. März) auch Scheiern dieses Los, nachdem es kurz vorher, unter Einrechnung seines Entstehens zu Fischbachau, die siebenhundertjährige Gründungsfeier begangen hatte. Die weitläufigen Gebäude, Gärten, Anlagen und sonstigen Realitäten wurden verkauft, vielen Umgestaltungen, Veränderungen und auch teilweise Zerstörungen unterworfen, wobei selbst die wittelsbachische Begräbnisstätte zu Schaden kam. Bis Ende 1835 wechselten die Privatbesitzer rasch, dann aber gelangte der ehrwürdige Bau unter die Administration des Damenstiftes zu St. Anna in München. Am 5. August 1837 erschien König Ludwig I., welcher bereits vorher die Reparatur der Fürstenkapelle auf Kosten des Staatsärars veranlaßt hatte, persönlich in Scheiern, um Einsicht von den Ueberresten des ehemaligen Klosters zu nehmen, wonach er sofort deren Ankauf aus eigenen Mitteln beschloß. Gemäß Urkunden vom 29. Dezember 1837 und 20. September 1838 stellte König Ludwig das Kloster Scheiern als Priorat des Benediktinerklosters Metten wieder her. Der 1. Oktober letztgenannten Jahres war der feierliche Tag, an welchem die Uebergabe der Stiftungs- und Schenkungsurkunde erfolgte, in welcher sich Ludwig I. vorbehielt, auf dem vom Kloster nordwestlich liegenden Hügel jederzeit eine königliche Begräbnisstätte erbauen zu können. Auch den bis auf die Glockenräume abgebrochenen Turm ließ der kunstliebende Fürst auf seine Kosten höher und in anderem Stile wieder aufführen. Im Jahre 1843 ward Scheiern neu begabt und zu einer selbständigen Abtei erhoben.

Im Vorhof der Kirche ist rechts eine Kreuzigung in Relief von 1514. Am Kreuzgang des Klosters, dessen Bauart sonst durchweg auf neuere Zeit weist, besteht noch eine Kapelle in weit älterem Stil, die sogenannte Ottokapelle, unter deren Fußboden die Gebeine von mehreren des so groß und zahlreich gewordenen Geschlechts ruhen sollen. Erfüllt von Schauer und Ehrfurcht steigt jeder die Geschichte seines Regentenhauses kennende Bayer die Stufen zur Ottokapelle hinan, zu diesem altertümlichen Gewölbe, dessen Unterhaltung während der Periode vorübergehenden Privatbesitzes allen Eigentümern der Klostergebäude im Interesse kommender Geschlechter zur strengsten Pflicht gemacht war. Unter Abt Stephan hat man 1623 nach jener Gruft gegraben, aber nur ein Behältnis mit Gebeinen entdeckt, die man nun in der Fürstenkapelle bestattete. Neben letzterer liegt die alte Burgkapelle, in welcher nach einer allerdings weniger glaubwürdigen Sage im Jahre 996 der Ungarnkönig Stephan mit des deutschen Kaisers Heinrich II. Tochter Gisela getraut worden sein soll.

Wenden wir unseren Blick nochmals nach dem Dorfe Oberwittelsbach, wo die Gräben und teilweise auch die Grundmauern der Ruine den Besuchern — und unter diesen zählte 1857 am 9. September König Maximilian II. — deutlich vor Augen liegen. Die um 1418 zur Kirche erweiterte, daher von den Landleuten Burgkirche genannte Burgkapelle liegt am nordwestlichen Ende

der Ortschaft und am Nordende der ehemaligen Burgstelle, welche jetzt einen großen freien Platz bildet. Sie war vor dem Schwedenkriege (1632—1634) eine viel besuchte Wallfahrtskirche und ist ein geräumiger, schöner gotischer Ziegelbau, von außen unbeworfen, mit einem festen Satteturm, der drei Glocken trägt. Einzelne Vaterlandsfreunde hatten längst dem Wunsche Worte geliehen, die Stätte des ehemaligen Stammschlosses Wittelsbach durch irgend ein würdiges Denkmal bezeichnet zu sehen. Diese Wünsche veranlaßten die Regierung des damaligen Oberdonaukreises (heute Schwaben und Neuburg) im Jahre 1829 zu einem erfolgreichen Schritte, nämlich zu einem Aufrufe an die Bewohner des Königreiches um Beiträge zur Restaurierung der Kirche und Herstellung eines Monumentes auf Wittelsbach. Der Gedanke fand bei dem Volke freudigen Anklang, und die Beiträge an Geld, an mittelalterlichen Kunstwerken und an Kirchengeräten flossen so reichlich, daß neben Errichtung einer Denksäule auch der Bau eines dem öffentlichen Unterrichte gewidmeten Gebäudes, und die bauliche Herstellung der schadhaft gewordenen Kirche möglich wurde. Das einfache 1832 begonnene Denkmal, in Form einer Säule auf dem Burgplatze südlich von der Kirche, in gotischem Stile nach des Architekten Ohlmüllers Entwürfen schön und schlank, 14,6 m hoch aufgerichtet, wurde am 25. August 1834 unter großer Festlichkeit enthüllt. Dasselbe trägt die Wappenschilde der Ahnen des Königshauses, der Grafen von Scheiern und von Wittelsbach, nebst den Wappen der acht Kreishauptstädte des Landes und die Inschrift: „Seinem tausendjährigen Regentenstamme, das treue Bayern“ — „Errichtet im achten Regierungsjahre König Ludwig I.“ Die innere Restaurierung der Kirche ward leider nicht ausgeführt, und die Uebergabe der hiefür bestimmten Kunst- und Altertumsgegenstände unterblieb. Wohl aber erstand von 1832 bis 1834 außerhalb des Burgplatzes ein großer gotischer Bau, bestimmt zu einem Schul- und Beneficiatenhause. Dieses nun nebst der Denksäule bilden das bayerische National-Denkmal auf Wittelsbach.[1]) Nur tief ergriffen vermag man den gutgebauten Verbindungsweg zu betreten, der eine Viertelstunde unter Aichach von der Augsburg-Regensburger Landstraße ablenkt und über Feld und Wald nach Oberwittelsbach führt. An dieser Straßenscheide setzte nämlich im Jahre 1834 ein patriotischer Bürger Münchens eine Denksäule aus rotem Marmor, welche auf einer Seite in vier Feldern die Wappen von Scheiern, Wittelsbach, Pfalz und Bayern, auf den drei übrigen Seiten folgende sinnige Strophen zeigt:

Hinauf nach Oberwittelsbach zum alten Schyrenschloß,
wo Bayern, liebes Vaterland, dein Herrscherstamm entsproß.
O Otto! großer Ahne, nimm ew'gen Ruhmes Schein,
zur Burg des Löwen trugest die gold'ne Kron' du ein.

Gegrüßet sei, du heil'ger Weg! Es rührt mit heißer Lust,
wenn wir an dir vorübergehn, Erinnerung die Brust.
Wir denken an die alte Zeit, die gute deutsche Art,
der Wittelsbacher Heldenruhm, mit frommem Sinn gepaart.

Was in der Vorzeit Tagen war Bayerns Losungswort,
das wird auch ewig bleiben sein höchster Schirm und Hort:
Die Treue für den König, für Wittelsbach entbrannt,
Das Leben und die Liebe für Gott und Vaterland!

Je mehr das bayerische Volk erstarkt in echter, alle Verhältnisse durchdringender Vaterlandsliebe im engeren und weiteren Sinne des Wortes, desto ungeheuchelter wird es auch teilnehmen an allem, was das erlauchte Geschlecht

[1]) Königliche Ministerial-Entschließung vom 13. April 1831.

betrifft, an dessen Hand es, unter schwierigen Verhältnissen und darum nicht ohne Opfer von seiner Seite, im Laufe der Jahrhunderte, vorzüglich aber unter seinen Königen, zu der gegenwärtigen Stellung und Blüte gehoben wurde, und dessen 1886 verblichener König Ludwig II. die hohen Verdienste seiner Ahnen mehrte, indem er 1871 Bayern als einen der festesten Grundsteine in den Neubau des deutschen Reiches einfügte. Mit berechtigtem Stolze und aufrichtiger Freude blickte daher das bayerische Volk am 16. September 1880 auf den Ehrentag seiner geliebten Königsfamilie, an welchem volle sieben Jahrhunderte im Strome der Zeit vorübergerauscht waren, seit Fürst und Volk in sonnigen wie in trüben Stunden zusammenstanden, und die Wittelsbacher ohne Unterbrechung glorreich und segensvoll über Bayern herrschten — ein Jubiläum, wie es bisher weder Deutschland noch selbst Europa erlebt hatten.

b. Bilder aus der Fremde.

1. Der Winter in Petersburg.

Georg Kohl.

Im Jahre 1836, im Monat Dezember, warf jemand in Moskau eine Apfelschale zu einem kleinen Luftfenster hinaus. Dieselbe langte nicht auf der Straße an, sondern blieb zufällig auf dem Rande der Fensterbrüstung hängen und fror hier sogleich fest. Sechs Wochen hindurch sah man diese Apfelschale steif gefroren über dem Abgrund schweben, ohne daß auch nur ein einziges Mal eine warme Witterung sie erreicht hätte. Endlich, am Anfange des Februar, sechs Wochen und drei Tage, nachdem sie zum Fenster hinausgestürzt war, taute sie beim warmen Sonnenschein auf und fiel, ihren vor sechs Wochen begonnen Sturz vollendend, auf die Straße hinab. — Gewiß ein anschaulicher Beweis von der eigensinnigen Ausdauer des moskowitischen Klimas.

In Petersburg kann Aehnliches sich nicht ereignen, denn in dem sumpfigen Newa-Delta hat das Klima nicht die Unveränderlichkeit des mittleren Rußland. Die mildernden Einflüsse der Ostsee stellen sich hier noch oft den eisigen Winden entgegen, welche Sibirien schickt. Dennoch aber fällt das Thermometer in Petersburg häufiger auf niedrigere Grade herab, als in Moskau. Das Klima von Petersburg schwankt beständig zwischen Extremen. Im Sommer steigt die Hitze und im Winter der Frost bis auf dreißig Grad. Es gibt dies eine Entfernung der äußersten Punkte von sechzig Grad. Bei keiner anderen Stadt in Europa sind die Unterschiede so groß. Gewöhnlich geht aber das Leben im Winter, es mag regnen oder schneien, frieren oder tauen, seinen alten, gewohnten Gang. Tag für Tag knistern die Birkenbäume im Ofen, einen Tag um den anderen rutschen die Schlitten in den Straßen herum, beständig werden die öffentlichen Wärmstuben für die armen Leute geheizt, und regelmäßig die öffentlichen Feuer auf der Straße in der Nähe der Theater, für die Kutscher u. s. w. unterhalten. Nur wenn die Kälte ausnahmsweise zu außerordentlicher Höhe steigt, treten bedeutende Veränderungen in der Bewegung auf den Straßen und im Anblick des Ganzen ein. Wenn es heißt: „das Thermometer ist auf 20 Grad herabgesunken", dann spitzt man die Ohren, beobachtet den Wärmemesser und zählt die Grade. Bei 23 bis 24 Grad wird die Polizei aufmerksam, die Offiziere machen Tag und Nacht die Runde, um die Schildwachen und Butschniks wach zu erhalten und die im Schlafe Ueberraschten auf der Stelle

tüchtig strafen zu lassen, denn der Schlaf ist in diesem Falle das sicherste Mittel zu einem sanften Hinübergleiten aus dieser Welt in jene. Mit 25 Grad hören die Theater auf, weil nicht mehr die nötigen Sicherheitsmaßregeln für die Schauspieler und für die Kutscher getroffen werden können. Die Fußgänger, die sonst in Petersburg einen ziemlich bedächtigen Schritt haben, laufen alsdann so eilig, als hätten sie die wichtigsten Geschäfte, und die Schlitten, die schon vorher ziemlich flink sich bewegten, fliegen nun im Galopp über den schreienden Schnee. Ich weiß nicht, woher es kommt, aber gewiß ist, daß zwanzig Grad Kälte in Petersburg unendlich mehr bedeuten und weit schädlicher wirken als bei uns. Gesichter bekommt man dann gar nicht mehr auf den Straßen zu sehen; denn alles hat sich die Pelze über Kopf und Hut gezogen. Die Furcht, Augen, Ohren und Nase durch den Frost zu verlieren, beängstigt jeden, und da sich das Abfrieren durch kein unangenehmes Gefühl vorher ankündigt, so hat man darauf zu denken, daß man nicht eins der verschiedenen Glieder des Körpers vergesse, sondern zu Zeiten etwas reibe. „Väterchen, deine Nase!" erinnert der Vorübergehende den Entgegenkommenden und reibt ihm ohne Umstände seine kreideweiße Nase mit Schnee ein. Mit den Augen hat man ebenfalls viel zu thun, weil sie alle Augenblicke zusammenfrieren. Man tappt dann in die erste, beste Hausthüre hinein und bittet die Leute auf ein paar Augenblicke um ein Plätzchen am Ofen, indem man dann hinterher eine zertaute Thräne des Dankes dafür vergießt.

Die russischen Oefen sind in ihrer Art das Vollkommenste, was Menschen erdacht haben. Sie sind aus Kacheln gebaut, und der Feuerzug windet sich in ihnen so vielfach ab und auf, daß die Hitze oft einen Weg von dreißig Meter Länge und mehr darin machen muß, ehe sie in den Schornstein entlassen wird. Die große Steinmasse des Ofens erwärmt sich nur sehr langsam, während unsere eisernen gleich in wenig Minuten glühen; sie hält aber die Hitze desto länger in sich und wärmt, einmal geheizt, den ganzen Tag über. Man heizt fast durchgängig in Petersburg mit Birkenholz, das am billigsten zu haben ist und dabei viel dauerhaftere Kohlen gibt, als das Holz der Nadelbäume. Und eben auf reichliche Kohlenbildung kommt es bei der russischen Heizungsweise hauptsächlich an. Die russischen Ofenheizer sind sehr geschickt in allen bei dieser Heizart notwendigen Verrichtungen. Zangen und Schaufeln kennen sie nicht; sie haben kein anderes Instrument, als einen langen, eisernen Feuerhaken, mit dem sie beständig den Kohlenbrei in dem Ofen umrühren und bearbeiten, die Kohlen zerschlagen und die noch nicht ausgebrannten nach vorn bringen und dem Zuge mehr aussetzen. In jedem großen Hause gibt es einen oder ein paar Ofenheizer, die den ganzen Tag nichts weiter zu thun haben, als die Oefen zu versehen, das Holz herbeizuschleppen und vorzubereiten. Damit die Herren des Morgens beim Kaffee das Zimmer warm finden, müssen jene guten, alten, dienenden Geister ihre Arbeit bereits in der Nacht beginnen. Man kann sich denken, welche wichtige Rolle der Ofen auch in den Häusern der gemeinen Russen spielt. Er ist hier eine zu einer außerordentlichen Größe gediehene Maschine, die zugleich als Koch-, Heiz- und Backapparat dient. Rund herum laufen Bänke zum Genießen der Wärme, und es sind viele kleine Vertiefungen und Löcher in ihm angebracht, um tausenderlei Dinge darin zu trocknen; auch nasse Strümpfe und Kleider hängen immer daran herum.

Nicht wenig zum Zusammenhalten der Zimmerwärme tragen die doppelten Fenster bei, die in Petersburg wie in ganz Rußland üblich sind. Kaum tritt im Oktober der erste starke Frost ein, so rüstet man das ganze Haus zu, verpicht

die kleinsten Oeffnungen und setzt überall doppelte Fenster ein, deren Fugen mit Papier überklebt werden. Fast jeder Bauer hat Doppelfenster. Kaum wird hie und da ein Luftfensterchen gelassen, und man kann sich denken, welche Freude, welche Heiterkeit und Frische in die Zimmer zieht, wenn endlich, endlich im Mai diese beengenden Verhüllungen wieder abgenommen werden, und die Fenster zum erstenmal wieder sich öffnen können, hinter deren Verschluß man saß wie Noah in seiner Arche. In der Höhlung zwischen den doppelten Fenstern pflegt man Salz oder Sand auszubreiten, welche Substanzen die sich sammelnde Feuchtigkeit anziehen sollen. Das Salz häuft man in allerlei zierlichen Formen auf, die unberührt bis zum Frühlinge liegen, und das Sandbeet bepflanzt man mit hübschen Kunstblumen, die dann ebenso lange in diesem Käfige blühen. Jedes Haus hat darin seine eigenen Einfälle und seine besondere Weise, und man geht wohl an einem hellen Wintertage gern durch die Straßen, um den Schmuck der Doppelfenster zu betrachten. Die Thüren bleiben nicht hinter den Fenstern zurück. Man findet nicht nur doppelte, sondern zuweilen selbst drei- und vierfache.

Das unmäßige Branntweintrinken vergrößert die Gefahr der Kälte sehr, denn Trunkenheit und Schlaf sind beim Frost das Allergefährlichste. Da nun jeder plötzlich eintretende Frost eine Menge Trunkener und Schlafender auf der Straße findet, so kann man sich denken, daß der Opfer nicht wenige sind.

Die höchsten Kältegrade fallen gewöhnlich nur bei heiterem, ruhigem Wetter ein, und das prachtvolle Petersburg hat daher in der Regel bei dreißig Grad Kälte seinen „schönsten, heitersten“ Tag. Der Himmel ist hell, die Sonne leuchtet brillant, und zwar um so brillanter, da ihre Strahlen durch Millionen kleiner, blinkender Eiskristalle hindurch schießen, mit denen die Luft gleich einem Diamantenstaub erfüllt ist. Aus allen Häusern, und selbst aus den geheizten Kirchen wirbeln dicke Rauchsäulen, die in der ätherklaren Luft so dicht erscheinen, als ob in jedem Hause eine Dampfmaschine stände, und dabei in allerlei Farben spielen. Schnee und Eis auf den Straßen und der Newa sind weiß und reinlich, als wäre alles aus Zucker gebacken. Die ganze Stadt trägt das zierlichste Gewand von der Farbe der Unschuld, und sämtliche Dächer blitzen von einer gleichmäßigen Lage schimmernden Kristallstaubes. Alles Wasser gefriert sofort, wenn man es ausgießt, und die Brunnen, Pferdetränken, die Schöpfanstalten, die Wasserfuhrleute und ihre Wagen, die Wäscherinnen an ihren Kanälen — alles erscheint weiß in Eis inkrustiert. In den Straßen zeigt alles, um dem Tode zu entgehen, das regste Leben. Alles rennt und jagt so hastig, weil jedem der Sensenmann buchstäblich auf den Fersen sitzt. Der getretene Schnee knistert und heult die sonderbarsten Melodien, und selbst alle anderen Töne und Laute nehmen in dieser kalten Atmosphäre andere Klänge an. Es liegt Wahrheit in der Redensart: „Es friert, daß es brummt“, — denn beständig zieht ein leises Rauschen oder ein beständiges Brummen durch die Luft, das von all dem erklingenden Schnee und Eise kommt.

2. Der Heringsfang an der norwegischen Küste.

Theodor Mügge.

Unter allen kaltblütigen Geschlechtern in beschuppter Haut ist das des Herings wahrscheinlich das zahlreichste; denn wer zählt die ungeheuren Schwärme, welche jährlich aus den Meerestiefen aufsteigen, an allen Küsten des nördlichen Europas erscheinen, zu Milliarden gefangen, zu Milliarden eine Beute der Raubfische und Vögel werden und doch immer wieder in der gleichen zahllosen Fülle zum Vorschein kommen.

Und so genau ist der Mensch von ihrem Kommen unterrichtet, daß er alles vorher zu ihrem Empfange vorbereiten kann. — Woher sie kommen, wohin sie gehen, das weiß er freilich nicht, aber dem Fischer und Kaufmann ist es auch genug: Sie sind da! und er eilt, diesen Besuch zu benutzen. — Der Hering erscheint jährlich dreimal an der Küste von Norwegen, aber der Hauptfang geschieht im Februar. Es ist dies die Frühlingsfischerei, sie liefert die größte Menge und die fetteste, größte Art des Fisches. Zu dieser Zeit sind wenigstens zweitausend Boote, die mit zwölftausend Menschen bemannt sind, mit Heringsfischerei beschäftigt. Die Fischer begeben sich Ende Januar auf die Inseln hinaus, mieten Plätze und Hütten, thun sich in Gesellschaften zusammen und bestimmen die Teilung, lassen sich die Fischplätze anweisen, wo sie ihre Netze auswerfen sollen, treffen Verabredungen mit dem Empfänger ihrer Ware und erwarten dann die Heringsschwärme, denen sie ungeduldig täglich bis ins Meer hinaus entgegenfahren, um den lang ersehnten silberblauen Schein zu entdecken, welcher das Nahen der Beute anzeigt.

Jedes Boot hat sechsunddreißig Netze, die meisten zwei Faden lang und einen Faden tief. Mehrere werden an einander geknüpft, und man stellt sie in Reihen auf, mit Steinen unten beschwert und von Holzklammern oben gehalten. Wären die Netze größer, so würden sie reißen, denn der Hering steht so dicht zusammen, daß, wenn der Fang gut ist, in jeder Masche ein Fisch steckt. Dabei ist seine Menge so ungeheuer, daß er zuweilen eine Wand bildet, welche bis auf den Grund hinabreicht. Achtzehn Netze stellt jedes Boot und wirft die andere Hälfte aus, sobald es die erste mit dem Fange herausgezogen hat, und während nun jene sich wieder füllt, rudern die Fischer mit den armen Opfern ihrer Schlauheit zum Strande, wo der Kaufmann wartet. Dort werden sie gezählt und ihm überliefert. Schaluppen stehen bereit, in deren Raum die Fische geworfen werden, und sobald die Fahrzeuge gefüllt sind, eilen sie nach Stavanger oder Bergen.

Dort nun eröffnet sich ein neues Schauspiel. Arbeiter karren die Heringe aus den Schiffen unter die weiten Durchgänge der Häuser. Hier sitzt eine gehörige Anzahl Menschen, größtenteils alte Frauen, die mit dem Messer in der Hand das Werk des Auskehlens verrichten. Die Karren werden bei ihren Plätzen umgestürzt, so daß sie halb in Fischbergen vergraben sind, und sie ergreifen den einen nach dem andern, schneiden ihm die Kehle auf und reißen mit einem kunstgemäßen Zuge Gedärm und Eingeweide heraus. Dann werfen sie ihn in die bereitstehenden Tubben.

Sobald diese gefüllt sind, werden sie von anderen Arbeitern an den Platz des Einsalzens gefahren, die Heringe dort in die Fässer gepackt, mit der Salzlake begossen, vom Böttcher geschlossen, und nun, in den Magazinen aufgestapelt, sind sie zur Ausfuhr fertig und bereit. Man kann sich kaum einen Begriff von der Lebendigkeit und Größe dieses Handels machen. Alle gewinnen dabei. Das Holz zu den Tonnen kommt aus den Wäldern und die Eigentümer derselben, die Bauern, welche es heranfahren, die Handwerker, welche es verarbeiten, die Frauen und Kinder, die den Hering kehlen, die Männer, welche ihn herbeischaffen, die Fischer und Schiffer, die Bootsleute und Rheder, vor allen aber die Kaufleute teilen sich in den Vorteil.

Der Fang geht ununterbrochen vier Wochen lang und oft länger vor sich. Immer neu drängt sich das unermeßliche Heer herauf an die Oberfläche. Geht der Hering dicht an die Küste und in die Buchten derselben, so wird die Bucht, wenn es irgend angeht, sogleich durch große Netze abgesperrt, und dann sind

alle die armen Eindringlinge verloren; sie werden mit Gemächlichkeit ausgefischt. Auf diese Weise wird ein Fang oft ungeheuer reich. Man hat schon acht- bis zehntausend Tonnen aus einer Bucht gezogen, und ebensoviel waren erstickt durch das gewaltsame Zusammendrängen der Tiere. Ohne Zweifel kann man annehmen, daß jährlich an den Küsten Norwegens, Englands und Hollands und in der Ostsee weit über tausend Millionen Heringe gefangen und wohl eine noch größere Zahl von den Raubfischen verschlungen werden. Endlich im März senken sich die Scharen mehr und mehr in die Tiefe, und mit dem Ende des Monats verschwinden sie gewöhnlich ganz. Der Fang ist beendet, und die Fischer ziehen nach Haus, um zu empfangen, was sie vom Kaufmann zu fordern haben.

3. Die Zigeuner und ihre Lebensweise.

Nach E. A. Quitzmann.

Einsame Feuer am abendlichen Horizont bezeichnen die Lagerstellen der Wanderzigeuner, welche ohne festen Wohnsitz in Siebenbürgen und Ungarn herumstreifen, von Wahrsagen, Kessel- und Pfannenflicken und ähnlichem Gewerbe ihren Unterhalt gewinnen und da, wo die Nacht sie überrascht, ihr durchlöchertes Zelt aufschlagen, ohne Kummer über die Vergangenheit, ohne Sorgen für die Zukunft. Die Zigeuner sind die verachtetste der Nationen, welche die genannten Länder bewohnen. „Du bist ein Zigeuner“ — ist das entehrendste Schimpfwort. Alle Laster und Verbrechen wirft man ihnen vor, und der bevorrechtete Bewohner hält seinen Hund höher als das Ebenbild Gottes, wenn es ihm als Zigeuner entgegentritt. Selbst die Walachen, die nirgends unter den privilegierten Insassen wohnen dürfen, dulden die Zigeuner nicht unter sich, weshalb diese ausserhalb des Bezirkes der walachischen Strohhütten ihre Erdlöcher graben müssen. Nichts ist elender als eine solche Zigeuner-Kolonie. Eine aus Strassenkot aufgehäufte Erhöhung von einigen Schritten im Durchmesser bildet die Grundlage der Wohnung, welche durch Aushöhlung des Bodens geräumiger wird. Als Dach wird darüber eine zerlumpte Zeltdecke oder Schilf und Unkraut gebreitet, und die einzige Oeffnung dient als Thür, Fenster und Schlot zugleich. In diesen Löchern kauert die ganze Familie am Boden um das Feuer herum, und selbst Schweine und Hunde finden daneben noch ein Unterkommen.

In ihrer Lebensweise und ihren Sitten sind die Zigeuner ganz ihrer orientalen Abkunft getreu geblieben, nur werden durch verschiedene Gewerbe mehrere Klassen unter ihnen gebildet. Ueberhaupt scheint es zwei Rassen von Zigeunern zu geben, indem die einen durch krauses Wollhaar, wulstige Lippen und sehr dunkle Hautfarbe mehr den äthiopischen Typus repräsentieren, während die anderen durch hellen Teint, glatte, glänzend schwarze Haare und ihre Gesichtszüge sich mehr dem kaukasischen Typus nähern. Die Zigeuner sind von unbesiegbarer Trägheit, und daran, wie an ihrem unwiderstehlichen Hange zum Umherschweifen, sind von jeher die Pläne zu ihrer Kolonisierung und Zivilisierung gescheitert. Die leichteste Weise, ihren Unterhalt zu gewinnen, ist ihnen die liebste. Dabei herrscht eine gewisse Eitelkeit als Grundzug ihres Charakters vor, die man besonders am weiblichen Geschlecht und an den wohlhabenderen unter ihnen beobachten kann. So verachtet sie sind, so können sie gewisse aristokratische Neigungen nicht verbergen. So z. B. bekennen sie sich stets zur Religion der Gutsherrschaft und sind heute Katholiken, morgen Griechen, Protestanten u. s. w. Denn es schmeichelt ihrer Eitelkeit, wenigstens in einem Punkte mit dem Herrn auf gleicher Stufe zu stehen. Obgleich zerlumpt und voll Ungeziefer, weisen sie mit einer Art von Selbstgefühl auf jene Stammesgenossen, welche sich Wohl-

stand erworben haben. Ausserdem ist der Zigeuner sehr genügsam und hat eine unermüdliche Ausdauer im Ertragen von Beschwerlichkeiten und Entbehrungen. Ein leinenes Hemd und beim Manne noch eine Hose von demselben Stoffe sind fast die einzigen Kleidungsstücke, mit denen sie sich gegen die Glut der Sommersonne wie gegen die heftigste Winterkälte schützen. Selten kommt dazu noch ein zerlumpter Lappen, welcher als Mantel um die Schultern flattert.

Die Zigeuner stehen immer unter einem Oberhaupte, welches der Gutsherr aus ihrem Stamm ernennt und zur Handhabung der Polizeigewalt verpflichtet. Das Gewerbe der Zigeuner wechselt nach Neigung und Geschick. Die einen streichen Ziegel für Rechnung der Gutsherrschaft, denn in Lehm und Erde wühlen und formen ist eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen; andere sind Maurer, wieder andere Huf- und Nagelschmiede. Man muss aber dabei an keinen grossen Apparat denken. Neben der Strasse ist ein Loch in die Erde gegraben, ein paar schief an einen Baumast gelehnte Bretter bilden das Dach. In der Mitte des Loches ist ein faustgrosses Stück Eisen als Amboss, dabei liegen einige Kohlen, ein Hammer und eine Zange, ein nacktes Kind regiert den Blasebalg, — das ist die Werkstätte. Eine grosse Anzahl von Zigeunern beschäftigt sich mit der Goldwäsche und hat nur die Verpflichtung, jährlich wenigstens einigen Goldstaub an den Aufseher abzuliefern.

Die niedrigste Klasse bilden die Wanderzigeuner. Ein paar Schweine, ein struppiger Hund, eine dürre Mähre, welche das Zelt trägt oder den Karren zieht, — das ist der ganze Hausrat dieser Nomaden. Mit Unrecht beschuldigt man sie des Diebessinnes. Es fällt ihnen gar nicht ein, sich mit Besitz zu beschweren. Sie nehmen wie die Kinder, was sie gerade brauchen und lassen es wieder fallen, wenn sie nicht mehr daran denken. Sie wollen elend bleiben, aber Könige der freien Luft, nicht gebunden an Geschäft und Haus.

Doch leben nicht alle Zigeuner in gleichem Elende; manche haben sich der Landwirtschaft ergeben und sind im Betriebe derselben glücklich, wie denn dieses Volk zu allem, was es angreift, ein besonderes Geschick zeigt. Ja, es gibt eine gewisse Aristokratie unter ihnen, und nicht wenige, welche in Städten, namentlich in Hermannstadt und Klausenburg oder vielmehr in eigenen Dörfchen bei den Städten wohnen, sind wirklich wohlhabend zu nennen. Ihre Wohnungen zeichnen sich nicht selten durch Reinlichkeit aus. Sie tragen die schöne Husarentracht mit goldenen Tressen und klingenden Sporen. Ihr Haupterwerbszweig ist die Musik. Wer auf einem Instrumente tüchtig ist, wird in eine Musikbande aufgenommen, und so durchziehen sie das Land und kehren oft mit ansehnlichem Gewinne nach Hause zurück. Wie der Zigeuner die Musik leidenschaftlich liebt, so hat er auch das feinste Gehör dafür, was ihn bei Erlernung eines Instruments ausserordentlich begünstigt. Doch befasst er sich selten mit Noten, sondern zufrieden, eine Melodie gehört zu haben, fasst er sie sogleich vollkommen auf und behält sie mit erstaunlicher Treue. Diese Eigenschaft hat die Zigeuner bei allen Festen in Ungarn und Siebenbürgen unentbehrlich gemacht, denn sie sind eigentlich die Bewahrer der Nationalmelodie, die sie mit wundervoller Präcision in vollem Orchester wiederzugeben wissen.

4. Sennenleben in den Alpen.

Hermann Berlepsch.

1. Die Auffahrt zur Alp.

Es ist Ende Mai. — Der langersehnte Tag der Alpfahrt kommt. — Schon mehrere Tage vorher war der Senne droben mit dem Knecht, hatte den Weg, wo er vielleicht durch eine Lawine zerstört war, wieder hergestellt, das

Dach nachgesehen, überhaupt die nötigsten Vorkehrungen zum Einzug der Gäste getroffen. Jetzt schmücken sich die Sennen und alle, welche in die Berge mitziehen. Die Schwester heftet dem Bruder, das Mädchen ihrem Buben Blumensträuße mit Flittergold oder Kränze von jungem Laub und Buchsbaum auf den Hut; bunte Bänder flattern und winken, — das blendendweiße, hoch über die gebräunten Arme hinaufgewickelte Linnenhemd kontrastiert gut gegen die scharlachrote Tuchweste und die leuchtendgelben, ledernen Kniehosen. — Die Kühe sind gestriegelt und wie „g'schlecket", daß sie im goldigen Sonnenschein glänzen, und kein Wassertropfen auf den glatten Haaren haften würde. Wo bloß Männer zur Alp „fahren", da eröffnet der „Zusenn" mit dem weißgescheuerten oder buntbemalten Melkeimer auf der Schulter den Zug. Ihm folgen die schönsten und größten Kühe mit den fußhohen, messingblechenen „Trychlen" (Glocken), die an breiten, ledernen, mit allerhand farbig ausgenähtem Putzwerk versehenen Halsbändern hängen. Diese Glocken, deren gewöhnlich nur drei bei einem Zuge sind, verursachen solch einen Lärm, daß man ihn bei geeigneter Luft eine Stunde weit hört. Man legt diese Riesenschellen, deren Tragen auf die Dauer den Lungen der Tiere nachteilig wird, den Kühen nur so lange an, als der Zug durch die Dörfer geht, um Pracht mit der Herde zu treiben und alles Volk herbeizulocken. Jetzt entstehen in den Dörfern, durch welche der Zug kommt, förmliche Volksaufläufe. Blökend und springend, gleich als ob sie es wisse, daß es hinauf gehe zu den gewürzigen, nahrhaften Alpenweiden, folgt nun, in langer Reihe aufgelöst, die ganze Herde der Kühe, Ziegen und Lämmer, mitten darunter brummend und mürrisch der Muni, heute der Sündenbock des allgemeinen Spottes; denn der Volkswitz bindet ihm altherkömmlich den Melkstuhl, mit Blumen geschmückt, zwischen die Stirngabel der Hörner. Neben dem Zug gehen im leinenen Futterhemd und in der groben Zwillichhose der „Gaumer" (Hirt) und der „Handbub", den Zusenn mit „Juchzgen" und Jodeln sekundierend. Den Schluß endlich bildet das Saumroß mit den Käserei-Gerätschaften und der Herdenbesitzer, in unverkennbarem Selbstbewußtsein des an diesem Tage zu feiernden Triumphes.

Im allgemeinen bleiben Weiber und Kinder in den Thaldörfern zurück, doch gibt es auch Ortschaften, die mit Kind und Kegel ins Sommerdorf auswandern und ihren Winteraufenthalt vollständig verlassen, höchstens, daß ein alter Mann als Wächter zurückbleibt. — Das ist die malerische, fröhliche Seite eines Alpenfahrt-Bildes. Aber es gibt auch Herden-Expeditionen im Hochgebirge, bei denen es nicht nur beschwerliche Passagen zu überwinden, sondern Kräfte und Umsicht zu gebrauchen, ja sogar das Leben zu riskieren gilt. Dies ist vornehmlich der Fall, wenn die Alpweide jenseits eines Gletschers liegt und es gilt, die schlüpfrige Eisfläche mit ihren verborgenen Spalten und Schründen zu überschreiten. Oft sträubt sich die Herde mit unverwüstlichem Trotz, die glasige Eisspiegelfläche zu betreten und die Sennen sind genötigt, zu den verzweifeltsten Zwangsmitteln zu greifen. Ja, es gibt sogar Alpen, zu denen ein Haupt Vieh nach dem andern wie Warenballen am Flaschenzuge des Krahnen über hohe Felsenwände hinabgelassen werden muß.

2. Die Sennhütte.

Schmucklos und einfach, ihrem Aeußeren nach traulich und einladend wie ein herzlicher Gruß des Willkommens auf den Matten liegt das schützende Dach der stillen Sennhütte im Kräuterheer der Alpweide und recht oft auch in der Mitte einer schrecklichen Kotpfütze da. Der ganze Bau ist in den wälderreichen

Gegenden lediglich aus Holz errichtet, das von der langjährigen Wirkung der Sonnenstrahlen tief gebräunt wurde; nur der wenige Fuß hohe Unterbau ist grobes Steingefüge. Ueber diesem einstöckigen, kunstlosen Erdgeschoß ruht das flache, silbergrauglänzende, derbe Schindeldach. Es ist mit schweren Steinen belastet, damit der wilde Föhn, wenn er aus dem Süden warm einherbraust, die Friedenshütte unangetastet lasse. Diese ist des Sennen und seiner Gehilfen Asyl während der Sommermonate. In denjenigen Alpen, wo gute Ordnung herrscht, und für das Vieh vorsorgliche Einrichtungen getroffen wurden, sind nahe bei der Sennhütte „Gaden" oder Stallungen errichtet, in denen die Herde während drückender Mittagswärme und in kalten Nächten oder während der wilden Wetter eingestellt wird. Allerdings gibt es auch noch Alpen genug, in denen die Wettertanne der einzige Zufluchtsort des armen Viehes während der Hitze und der furchtbaren Hochgewitter ist. Die dem Gebirgsbewohner angeborene und anerzogene Lässigkeit vermag es nicht zu überwinden, daß irgend eine Neuerung in der Alp vorgenommen werde. — Ist es thunlich, so wird die Sennhütte an einen Felsenklotz gebaut oder, wenn er überhängt, sogar zum Teil unter denselben geschoben, um im Fond einen recht kühlen Platz für den Milchkeller zu gewinnen. Rinnt vollends gar ein frischer Quell oder eisiger Gletscherbach in der Nähe, so leitet der Aelpler das Wasser gern durch sein Magazin, um die von der Milch gesäuerte Luft durch die entstehende Ventilation zu entfernen und dagegen frische, dem Wasser entströmende Luftteilchen dem Gemache zuzuführen. Die nächste Umgebung einer Sennhütte ist fast immer ein bodenloser Kot, in dem strotzend-fettes Blakenkraut und Alpensauerampfer wuchernd wächst. Das Innere entspricht in den meisten Fällen dieser unsauberen Umgebung, denn Reinlichkeit und Accuratesse sind allenthalben nichts weniger als hervorragende Merkmale viehzüchtender Völker, und der Aelpler bestrebt sich durchaus nicht, hierin als Ausnahme zu erscheinen.

Der leuchtende, farbenheitere Festtagsanzug, der das Auge bei der Auffahrt so anregend ergötzte, ist verschwunden. Weite, derbleinene Beinkleider, die in allen Schattierungen der Stallbeschäftigung schillern, und ein ebensolches Futterhemd, d. h. eine blusenähnliche Jacke ohne Schlitz auf der Brust, bilden mit den schweren, klappernden Holzschuhen und einem enganliegenden Käppchen die ganze Bekleidung der Sennen. — Im Innern der Sennhütte ist nach altgermanischer Sitte Wohnzimmer und Küche, Speiselokal und Ankleidekammer zu einem Gesamt-Gemach vereinigt, und hier kann man buchstäblich am gastlichen „Herde" weilen. Dieser und das über ihm aufgehängte „Milchkessi" nehmen den meisten Raum ein und bekunden dadurch ihre hohe Bedeutung. Der Herd kann nicht einfacher gedacht werden; ein schwarzes, verkohltes Loch im vorderen Winkel der Hütte, mit einigen Steinen eingefaßt, ohne Kamin und Rauchfang, stellt ihn dar. Daneben steht ein senkrecht aufgerichteter, oben und unten eingezapfter und deshalb drehbarer Baum mit langem, eisernem Arm, der sogenannte „Turner", an den der große Milchkessel gehängt wird. Der Rauch mag sehen, wo er seinen Ausweg findet, — es steht ihm frei, zur Thür oder durch die Dachklinsen oder durch die Ritzen zwischen dem Gebälk hinauszuschleichen. Darum ist das Innere jeder Sennhütte auch wacker eingeräuchert. Ist die Alpenluft rein, fein, dünn und wenig mit Wasser-Atomen gesättigt, so werden die Dämpfe auffallend rasch verzehrt, so daß sie die Atmungsorgane nicht sonderlich belästigen; schneit und regnet es aber, so daß die Luft schwer aufs Dach drückt, dann ist der ohnehin zughafte, kalte Aufenthalt in der Hütte des Rauches halber kaum erträglich. Den dringendsten täglichen Bedürfnissen dient:

ein etwa $^2/_3$ Meter langer Klapptisch, der, in Angeln an der Wand befestigt, der Raumersparnis halber nach dem Gebrauche zurückgeschlagen werden kann, dann eine Truhe in Form einer Bank längs der Wand, ein Holzklotz, der die Dienste eines Sessels zugleich vertreten, und ein Napfbrett, das die Stelle eines Schrankes versehen muß, auf dem allerlei Gerätschaften, Brot und Kleidungsstücke aufbewahrt werden. Außerdem hängt vielleicht eine Büchse im Winkel, wenn der Senn zugleich Jagdliebhaber ist, und in den katholischen Gebirgsteilen ist bei strenggläubigen Bauern das „Weihwasserkesseli“ mit dem „Nuster“ (Paternoster oder Rosenkranz) nicht vergessen, welches vielleicht noch durch ein an das Brett-Getäfel geklebtes „Heiligen-Helgeli“ von Kloster Einsiedeln zur Erhöhung der häuslichen Andacht vermehrt wird. Alle übrigen in der Hütte vorkommenden Gerätschaften gehören zur Butter- und Käsebereitung. Das Schlafgemach ist sehr verschieden angebracht. Im berner Oberlande befindet sich das Ruhelager in einem Dach-Vorbau; in anderen Gegenden wurde dasselbe über den Schweinestall verlegt. Uebrigens steht das Lager selbst an Ursprünglichkeit seiner Einrichtungen der Einfachheit der ganzen Hütte durchaus nicht nach; ein mit Wildheu ausgestopfter Matratzensack und eine Wollendecke oder, wie im Wallis und in Graubünden, eine aus Schaffellen zusammengesetzte Decke bilden die ganze Ausrüstung der Schlafstätte. Ist nun das Schindeldach nicht gut verwahrt, so begegnet es, daß bei tüchtigem Regenwetter der Schläfer einem unfreiwilligen Tropfbade ausgesetzt wird, oder wenn, wie vorher erwähnt, das flache Hüttendach an einen erklimmbaren Felsenklotz anlehnt, so klettern die naseweisen, nie rastenden Ziegen nachts auf demselben herum und verursachen einen ganz unheimlichen Lärm.

3. Die Sennen.

In jeder einigermaßen großen Alpenwirtschaft der Schweiz hausen gewöhnlich drei Aelpler und ein Knabe; Weiber besorgen dieselbe nur in den österreichischen und bayerischen Alpen, sowie in einigen Thälern des Wallis. Das Regiment führt der Senn, der selbst Herdenbesitzer oder Beauftragter einer Genossenschaft ist. Er besorgt die Käserei samt deren Magazine und ist zugleich Buchhalter des Geschäfts. Gewöhnlich enthält ein mit Papier durchschossener Quartkalender, der hinter einem angenagelten Holzspan an der Wand steckt, oder irgend ein kleines Taschen-Notizbuch die Hieroglyphen der ganzen Geschäftsabwicklung. Der Beistand und Handlanger des Sennen ist der „Sennbub, Handbub“ oder „Junge“, der wie der Senn den größten Teil der Zeit in der Hütte zubringt; er hat die Gefäße zu reinigen, die äußerst sauber gehalten werden, weil von diesem Umstande die Güte der zu gewinnenden Milchprodukte abhängt, und dem Senn unmittelbare Handhilfe zu leisten, ist aber nicht immer ein vierzehn- oder fünfzehnjähriger Bube, sondern oft ein derber Gesell, der seine dreißig Jahre und mehr hat. Die Vermittelungsperson zwischen Berg und Thal ist der „Zusenn“, welcher alle Alpenprodukte hinab und Holz samt Viktualien herauf zu schaffen hat. Ihm steht, wo gute Einrichtungen getroffen sind, ein Saumroß zu Diensten. Der eigentliche Hirt endlich ist der „Chüener, Gaumer, Kühbub oder Rinderer“; seine ausschließliche Obliegenheit ist's, das „Senntem“ auszutreiben und zu hüten. An sicheren Orten, wo kein Vieh stürzen und kein Raubtier der Herde schaden kann, liegt er halbe Tage lang bei gutem Wetter am Boden, schaut in die herrliche Gebirgslandschaft hinaus, jodelt nach Herzenslust in die Thäler hinab und ist selig im träumerischen Nichtsthun. Gilt's aber, das Vieh auf steiler Alp zu hüten, dann muß er am schwindelnden Abgrunde gehen, zu äußerst, wohin das weidende Tier sich nicht getraut, — und auf

Schritt und Tritt geht der Tod dicht neben ihm. Beim Sturm und Hochgewitter, im strömenden Regen und zu jeder Tageszeit muß er seinen lebensgefährlichen Beruf erfüllen, und da ist's nicht selten, daß er tagelang in völlig durchnäßten Kleidern verbleiben muß. Aber auch der Senn bekommt sein Teil davon, wenn's wochenlang regnet, Nebel wie böse Geister des Gebirges sich grau und umheimlich um die Hütte lagern, das nasse Holz nicht brennen will, und Wind und eisiger Luftzug durch die Hütte fegen, daß die Glieder erstarren, oder wenn's gar im Juli schneit und fußhoch Flocken wirft, daß das Vieh tagelang kein Hälmchen Futter findet, vor Hunger brüllt und keine Milch gibt. So auffallend und sichtbarlich die Herde auf der Alp während eines guten Sommers sich mästet, so sehr verelendet und magert sie in einem kalten, nassen Sommer ab.

4. Sennenleben.

Des Aelplers Tagewerk ist höchst einförmig, Sonntag und Wochentag das gleiche; kein Glockenklang läutet die Sabbatruhe ein, kein schmuckes Kleid bezeichnet den Feiertag, kein Schluck Wein netzt abends am Wirtstisch den durstigen Gaumen. Während die ganze Landschaft noch träumerisch nebelblau dem frühen Morgen in den Armen ruht, die Thäler tief drunten dämmernd dampfen und Streifen weißen Nebelrauches durch die Schluchten schleichen, während die Nacht durchs Morgensternlein ihren Scheidegruß sendet und des Himmels frohes Antlitz und der Eisberge Schneegipfel von des Tages erstem Kusse leise erröten, erhebt sich der Senn von seinem Heulager und melkt, während der Handbub Feuer anzündet. Die gewonnene Milch wird sogleich in dem großen „Kessi“ erhitzt und mit „Etscher“ (sauere Schotte) geschieden, daß sie gerinnt und sich ausscheidet in „Käsbulderen“ und Molke. Indessen ist auf morgenheiteren Schwingen der volle Tag herabgeschwebt. Das Sennenvolk hat seinen Morgenimbiß genossen, der Hirt treibt aus, der Handbub säubert seine Geräte, und der Senn fährt fort, seine Milchprodukte zu bearbeiten. Häusliche Arbeiten füllen den Tag reichlich aus. Ist's dann Abend geworden, entschläft der müde Tag allmählich, sinkt die Sonne hinter den Bergen nieder, dann lockt der Hirt oder der Senn mit dem „Ruggüßler“ oder mit dem „Kuhreihen“ die Tiere zur Hütte, entleert die Euter von der fetten, rahmähnlichen Milch, und die Prozedur vom Morgen samt Abendessen und Reinigen der Geräte schließen die Tagesgeschäfte. Bei einbrechender Nacht tritt dann in den katholischen Gegenden der Senne vor seine Hütte hinaus, singt mit lauter Stimme durch einen großen hölzernen Milchtrichter ein Gebet, meist Strophen aus dem Evangelium Johannis, und den englischen Gruß. Die anderen Hirten im Gebirge und die im Freien übernachtenden Wildheuer oder Wurzelgräber, die es hören, knieen fromm nieder und beten ein Paternoster und Ave Maria dabei. Dieser späte Ruf ersetzt in den Alpen die Abendglocke, welche in den Thälern zum Dankgebet für die Segnungen des verlebten Tages auffordert, und dient zugleich dem von der Nacht überraschten, vielleicht verirrten Wanderer als gastfreundliche Einladung. Doch sträuben sich die Hirten in den entlegenen Alpen oft außerordentlich, Fremde zu übernachten, aus Furcht, Verbrechern Obdach zu geben, oder es mit Abgesandten der Regierung zu thun zu haben, welche die Zustände des Volkes, ihren Viehstand und Verdienst auskundschaften wollen. — Ist in der Hütte alles beendet, so geht's zur Ruhe aufs Wildheu, und ein kräftiger, tiefer Schlaf stärkt die ermatteten Glieder dieser harmlosen Naturmenschen. Nur einmal tritt ein freundlicher Ruhepunkt im Einerlei der Alpzeit ein. Es ist das Aelplerfest, mit dem bisweilen ein öffentlicher Vormittags-

gottesdienst verbunden ist. Nur sehr wenig Alpen haben Kapellen oder Gotteshäuser, in denen während des ganzen Sommers einmal Gottesdienst gehalten wird. Der wunderbarste Tempel dieser Art ist das „Wildkirchli" im Appenzeller Lande. Eine Felsenhöhle an hoher, senkrechter Bergwand, in die sich, wäre sie nicht von den Altvätern zu einer Stätte der Gottesverehrung geweiht, der Geisbub mit seiner Herde vor dem Gewittersturme flüchten würde, gibt die Hallen des Gotteshauses ab, — schlicht, kunstlos, ein Naturgewölbe, wie es aus der Hand des gestaltenden Schöpfers hervorging. Kein Marmoraltar, kein Gebilde von Künstlerhand trägt die geweihten Geräte; ein schlichter Schragen, von des Zimmerers Beil gearbeitet, versieht den Dienst; der Altar ist mit einem Teppich verhangen, und neben frisch gepflückten Alpenrosen in den Vasen flackern die Kerzen im Zugwinde gegen die Tiefe der Höhle, das Kruzifix andampfend, vor dem die Menge in den Staub sinkt. Das „Wildkirchli" ist dem heiligen Michael geweiht, und alljährlich am Schutzengelfeste hält ein Kapuziner droben Gottesdienst. — Vorhin wurde des Kuhreihens gedacht. Dieser weltberühmte Hirtengesang, der in Frankreich einst bei Todesstrafe verboten wurde, weil bei seinen Klängen die Soldaten der Schweizerregimenter, vom Heimweh befallen, massenweise desertierten und den Bergen zueilten, der wirkliche, echte „Chüereiha" ist fast gänzlich verschwunden; vollständig hört man ihn selten mehr. Er ist, wie schon gesagt, das Eintreibelied, welches der Kuhhirt unter der Stallthür singt, und durch dessen Töne er die Tiere herbeilockt. Um sie folgsamer zu machen, gibt er ihnen aus dem „Lecktäschli" ein wenig Salz. Der Eindruck, den solche Aelplergesänge auf das Tier machen, ist unauslöschlich. Wenn Kühe von Alpenzucht aus dem Geburtslande entfernt werden und später durch Zufall den Refrain wieder hören, so scheinen alle Erinnerungen an ihre früheren Bergweiden in ihnen wach zu werden; sie schlagen aus, thun völlig ungeberdig, rennen umher und durchbrechen in ihrer Raserei die Zäune. Ueberhaupt äußert das Vieh, welches auf den Alpen groß gezogen wurde, im Frühjahr ein sehnendes Verlangen nach den Bergen; es ist unstet im Weiden, wählerisch im Fressen und beruhigt sich nicht eher, als bis der ihm innewohnende Naturtrieb nach dem Hochgebirge befriedigt wird. Die Leitkuh ist das schönste Tier des Senntums, und weil sie von allen Kühen am weitesten, also gleichsam an der Spitze derselben geht, wird sie die „Heerkuh" genannt und trägt eine Glocke. Begegnet es nun, daß ein solches Tier, das in seinen früheren Verhältnissen den Vorzug genoß, Führerin der Schar zu sein, durch Kauf zu einer anderen Herde kommt und sich hier der Herrschaft einer anderen Leitkuh unterordnen soll, so entsteht nicht selten ein Kampf auf Tod und Leben. Die frühere Leitkuh greift die im Besitze der Glocke befindliche Vorgesetzte an, und zwar mit einer Entschlossenheit und mit einer Wut, daß die dazwischentretenden Hirten oft große Mühe haben, die Kämpferinnen auseinander zu bringen. — So entschiedene Abneigung der Senn gegen Reinlichkeit und Accuratesse in seinem alpinen Hauswesen hat, so sehr besorgt ist er dennoch um das Gelingen seines Milchproduktes. Ihm widmet er die größte Sorgfalt und Pflege, und er weiß sich etwas auf seine Käsespeicher einzubilden. Der arme „Talpi", dem die Käse mißraten, bleibt jahrelang Gegenstand des Dorfgespöttes. Ganz ähnlich ist's in den Voralberger Alpen, wo Sennerinnen die Milchwirtschaft betreiben; es herrscht keine geringe Eifersucht unter ihnen über den Nutzen und die Güte der ihnen anvertrauten Kühe. Zu bestimmten Zeiten wird während des Sommers auf den Alpen „Zona" gehalten, d. h. von Gemeindevorstehern untersucht, wieviel Milch (Butter und Käse) die Kühe einer Sennerin pro Tag geben; an diesem Tage

müssen die Sennerinnen und ihre Hirten abtreten und ihr Geschäft dem Alpmeister und seinen Gehilfen überlassen. Das Milchmaß bestimmt den Sieg oder die Niederlage einer Sennerin. Da meist zwei Alpen benachbart sind, so erhält die Siegerin die „Schalla" (Schelle, Glocke), die Besiegte die „Geiga" (Anspielung auf das sich heimgeigenlassen) heimlich unter allerlei Scherzen an die Thür ihrer Alphütte gemalt. Nicht die Sehnsucht zur Thalheimat, nicht der Mangel an Futter nötigen den Sennen zum Rückzug von Staffel zu Staffel, es gibt nicht viele Alpen, die eigentlich „abgeweidet" sind, wenn die Herde sie verläßt. Das Eintreten kälterer Nächte in diesen Höhen ist's, was ihn erfahrungsmäßig vertreibt; darum kommt's vor, daß in milden Jahrgängen der Senn ausnahmsweise einige Wochen länger „auf Alp" bleibt, als es sonst üblich ist. Herbstet es nun entschieden, bereifen die Nachtfröste Blatt und Halm, entfärben sich die Laubkronen, und zieht der Wald sein buntscheckiges Kleid an, dann mahnt's den Hirten, die „Alp zu entladen". Vor seiner Hütte zündet er am Vorabend der „Alpfahrt" ein lustiges, weit ins Thalgelände hinableuchtendes Feuer an, das uralte Flammenzeichen der Gebirgsvölker, und überlaut jauchzend rollt er die glühenden Klötze über die Felsenhänge hinab, daß die Funken zerstiebend die Lüfte durcheilen. Das Thalvolk sieht es und lauscht und freut sich der Heimkehr der Herden.

5. Der Rheinfall bei Schaffhausen.

Nach Karl Simrock.

Der Rheinfall bei Schaffhausen hat nicht nur den Namen dieser Stadt in aller Welt berühmt gemacht, sondern er ist es auch, dem sie Entstehung und Blüte verdankt. Dies geschah nicht etwa durch den Besuch der Fremden, welche, ein so einziges Naturschauspiel zu betrachten, zahlreich herbeieilen, obwohl auch diese dazu beitragen mögen, sondern durch das natürliche Stapelrecht, welches der Rheinfall zu gunsten der Stadt besser, als ein kaiserliches Privilegium vermöchte, begründet hat. Da kein Schiff, ohne in tausend Stücke zu zertrümmern, den Rheinfall hinab kann, so müssen alle Güter, die aus dem Bodensee u. s. w. hierher gelangen, oberhalb Schaffhausen ausgeladen, auf der Achse durch die Stadt geführt und unterhalb des Wasserfalles wieder an Bord genommen werden. Die grossen Schiffe fahren daher nur bis nach Schaffhausen; kleinere, aus leichten Tannendielen gezimmerte, sogenannte Lauertannen, werden, wie ihre Ladung, durch die Stadt am Wasserfall vorbei getragen und unterhalb desselben wieder auf den Strom gesetzt. Vermutlich lag hierin der Grund der ersten Ansiedlung, aus welcher Schaffhausen, dessen Name auch von Schiff abgeleitet wird, hervorging. Dabei könnte aber befremden, dass Schaffhausen eine gute Stunde oberhalb des Wasserfalles liegt; allein schon vor der Stadt wird die Schiffahrt durch einen Felsendamm gehemmt, der bei niederem Wasserstande sichtbar hervorragt. Er besteht, gleich den Felszacken des Wasserfalles, aus Kalksteinen, was den Zusammenhang beider Steinmassen mit dem hier auslaufenden Juragebirge bestätigt.

Bei Schaffhausen hört man den Rheinfall schon toben und brausen. Er beginnt aber erst bei dem Züricher Schlösschen Lauffen, das auf der linken Rheinseite auf einem hohen Felsen liegt. Dieser bildete wohl einst mit dem Steindamme, welchen hier der Rhein zu durchbrechen hatte, eine fortlaufende Bergwand, von der die Felsblöcke, die sich jetzt mitten im Strome dem Sturz entgegenstemmen, nur Ueberbleibsel sind. Die Tiefe der Felswand, welche der Rhein herabstürzt, beträgt auf dem linken Ufer neunzehn Meter, auf dem rechten Ufer fünfzehn. Aber eben

da er den Anlauf zum Hinabspringen nimmt, stemmen sich ihm drei Felsblöcke entgegen, welche aus der Wand emporragen. Einer derselben wird ganz überströmt, die übrigen nur bei dem höchsten Wasserstande. Der überströmte Felsen ist dem Schlosse Lauffen am nächsten, an dessen Fuss das Gerüst Fischenz, ein hölzerner, balkonartiger Vorbau über dem Abgrunde, die vorteilhafteste Stellung gewährt, um den ganzen, vollen Eindruck des erhabenen Schauspieles mit einem Male zu gewinnen.

Schon oberhalb des Sturzes musste sich der Strom in ein enges Felsenbett zwängen lassen, aus dem zahllose Klippen empor starren. Darüber schäumend vor Unmut, gelangt er mit starkem Gefälle in die Nähe der Felszacken, wo der Fall, obwohl erst allmählich, beginnt. Beim Anprallen gegen die Felsen zerstäubt ein Teil des Wassers und steigt als dichte Nebelwolke in die Höhe, ein anderer bildet siedenden, schäumenden Gischt, ein dritter wälzt sich in grossen Massen über den Felsen und gelangt hinab in den Kessel, wo das Sieden, Schäumen und Strudeln von neuem anhebt. Denkt man sich dies in der grössten Geschwindigkeit hintereinander und zugleich nebeneinander, da ein Teil des Wassers schon im Kessel zischt und brandet, wenn der andere erst wider die Felsen prallt und über sie hinaus spritzt, — denkt man sich dies Schauspiel bei jedem der Felsblöcke mit der Abänderung wiederholt, dass nur der erste Felsen überströmt wird, und lässt man dann die Sonne sich entschleiern, um den mannigfaltigsten, herrlichsten Farbenwechsel hervorzubringen, indem sie die vom Wind gekräuselten Säume des Schaums vergoldet, den Wasserspiegel mit Glanz überstrahlt und im aufsteigenden, schnell bewegten Dunste den flüchtigen Regenbogen hervorzaubert, dessen Oberes von der Luft hin und her getrieben, vom neu aufwallenden Nebel verwischt und doch gleich wieder neu erzeugt wird, während der Fuss ruhig und unbeweglich im Gischt und Schaum des Kessels steht, — fasst man dies alles in eine Vorstellung zusammen, so hat man ein schwaches Bild dessen, was an dem Phänomen Sichtbares ist. Auf das Ohr wirkt gleichzeitig das ungeheuere Donnergetöse des Sturzes so gewaltsam, dass man es in stiller Nacht auf zwei Meilen weit hört, in der Nähe aber niemand sein eigenes Wort vernimmt. Auch dem Gefühle macht es sich durch die Lufterschütterung und den Staubregen bemerklich, der den Zuschauer in kurzer Zeit durchnässt, wenn er sich dem Anblicke zu unbedachtsam hingibt.

6. Die Lawinen.

Georg Kohl.

Lawinen sind von Bergen abfallende Schneemassen; indessen ist je nach der mannigfaltigen Gestaltung der Berge und der verschiedenen Beschaffenheit des Schnees, je nachdem er trocken oder feucht, locker oder dicht, weich oder zu Eis gefroren ist, die Wirkung des Abfalls eine ganz verschiedene.

Der staubige Schnee zerstreut sich beim Abfallen in einem weiten Raume, der feuchte dagegen hält sich mehr am Boden oder „Grunde“. Der vereiste Schnee kann meist nur in kleineren Partien abfallen. Man macht daher den wesentlichen Unterschied zwischen Staublawinen, Grundlawinen und Eislawinen.

Keine Jahreszeit ist ganz frei von Lawinen. Im ganzen aber führt doch der Frühling die schlimmsten und zahlreichsten herbei.

Die erste Veranlassung zu einer Staublawine wird meistens durch den Einsturz eines lockeren Schneegefildes gegeben, und selbst unbedeutende Lufterschütterungen können Schneeabfälle und Lawinen veranlassen, weshalb die Reisenden in den hohen Berggegenden sich zuzeiten sogar das Sprechen versagen und ihren Maultieren die Glocken abnehmen.

Da unter dem abstürzenden Stück sich meistens noch viele andere schwebende Schneemassen befinden, so werden auch diese übergeworfen und so setzen sich dann zuweilen mit Blitzesschnelle an einem ganzen Abhange hin große Schneelasten auf einmal in Bewegung. Gibt es auf ihrem Wege steile Felsabsätze von bedeutender Höhe, so stürzen sie hier mit einer wachsenden und außerordentlichen Kraft herab. Die sinkende Staubmasse breitet sich, an den Felsen zerschellend, weit aus, und treibt die Luft vor sich her und zu den Seiten auseinander. Der Luftsturm, der durch große Schneemassen veranlaßt wird, ist von unbegreiflicher Stärke. Seine Wirkungen scheinen selbst dem, der sie mit Augen sah, fast unglaublich.

Einem solchen Lawinensturme entgeht nichts, selbst nicht die Vögel, die man zuweilen erschlagen auf dem Schnee findet, oder die mitten im Fluge, von dem scharfen Luftzuge erstickt, durch den Wind entführt werden und in die unteren Thäler tot hinabfallen. Die Steine und Felsstücke, welche der Lawinensturm mit fortführt, werden oft weit hinausgeschleudert und in engen, wilden Thälern zuweilen den entgegengesetzten Bergseiten zugeworfen.

Den Menschen, welche eine Staublawine über sich abstürzen sehen, gibt man den Rat, sich schnell mit abgewandtem Gesicht an den Boden oder sonst einen festen Gegenstand zu klammern. Jedoch kommen die Lawinen gewöhnlich mit solcher Geschwindigkeit und erwecken eine so große Bestürzung, daß jener Rat selten befolgt werden kann und die meisten auch nach überstandener Gefahr kaum mehr Rechenschaft zu geben wissen, wie das Ganze zuging, und was sie selber zu ihrer Rettung unternahmen. Im Frühlinge des Jahres 1847 stürzte eine große Staublawine vom Niesen herab und fuhr durch eine Waldpartie, in der sechzehn Forstleute beschäftigt waren. Sechs von ihnen standen innerhalb der Schuß- und Sturmlinie. Das Schicksal dieser sechs war folgendes. Einer wurde vom Winde ergriffen und fortgeführt, und als er wieder zu sich kam, fand er sich in einem Busche, dreihundert Schritte von seinem früheren Standpunkte entfernt. Zwei andere, Vater und Sohn, hatten sich auf den Boden geworfen und dort angeklammert. Auch hatte der Sohn den alten Vater an den Beinen gepackt, um ihn noch sicherer zu befestigen. Man fand sie nachher in dieser Lage unter einem von der Lawine herabgeführten Baum erschlagen. Zwei andere waren in der Angst ihres Herzens in eine hohe Tanne geklettert, der eine weit hinauf, der andere nicht so hoch. Der Sturm brach die Tanne in der Mitte ab, entführte jenen mit der Krone des Baumes und erschlug ihn, dieser blieb an dem Stumpfe hängen. Den sechsten fand man unter einem Haufen zusammengewehter Bäume wimmernd, wo er zwischen Aesten und Stämmen eingeklemmt war. Nachdem man sich vermittelst Axt und Säge auf mühsame Weise Zugang zu ihm verschafft hatte, zog man ihn mit zerbrochenem Rückgrat hervor.

Daß Personen und auch andere Gegenstände vom Winde aufgehoben und unversehrt an einer entfernten Stelle im Schnee wieder niedergesetzt werden, ist sehr häufig. Fast in jedem Thale wird dem Reisenden erzählt, wie eine Lawine einen Wanderer oder auch ein Fuhrwerk mit Kutscher, Pferden und allen darin sitzenden Personen ergriffen und in einem Nu auf die andere Seite des Flusses gesetzt habe, ohne daß dabei auch nur ein Riemen zerrissen sei, oder wie ein hölzernes Haus von seinem Bauplatze aufgehoben und eine Strecke zum Dorfe hinausgetrieben wurde, ohne daß dabei dem Hause oder den Bewohnern ein Leid geschehen sei, und ähnliches mehr.

Die Grund- und Rutschlawinen sind gewöhnlich nicht so schlimm wie die

Staub- und Sturzlawinen, weil sie sich in engeren Grenzen zusammenhalten, weniger rasch sind und mithin meistens auch nicht so viel Luftzug erregen.

Ist eine Lawine erst einmal in Bewegung, so ist nichts im stande, sie zu hemmen. Man muß sie daher wo möglich in der Höhe in ihren Quellen angreifen und zu verstopfen suchen. Dies geschieht hie und da wirklich mit Erfolg. In einigen Gegenden, wo über den Dörfern steile Wiesen und Schneefelder schweben, begeben sich die Leute, wenn sie wissen, daß bedeutende Schneeschichten angehäuft sind, hinauf und heften durch eingeschlagene Pflöcke diese Schneeschichten an den Boden. Wenn sie diese Pflöcke auf dem ganzen Felde richtig und in gehöriger Anzahl verteilen, so gelingt es ihnen oft, das Abrutschen des Schnees zu verhüten und ihn solange festzuhalten, bis Föhn oder Sonne ihn beseitigt haben.

7. London.

Nach Hermann Adalbert Daniel und August Grube.

London bedeckt einen Raum, der von Osten nach Westen 25, von Norden nach Süden über 12 Kilometer mißt. Auf diesem Raum hätte Paris dreimal, Berlin fünfmal, Hamburg dreißigmal Platz. Es ist die größte Stadt der Welt und hat weit über drei Millionen Einwohner, so daß es allein manchen Staat an Volkszahl übertrifft. Die ungeheure Stadt liegt zu beiden Seiten der Themse, zum größten Teile auf dem linken, nördlichen Ufer. Die Themse ist Londons Größe und Londons Schmuck, sie ist die belebende Pulsader des gewaltigen Ganzen. Fast zwanzig Brücken, und darunter sehr prachtvolle, führen über den Strom, der 360 bis 380 Meter breit ist.

Die Bauart der Häuser ist nach den verschiedenen Stadtteilen sehr verschieden, aber im ganzen nicht schön. In den vornehmen Vierteln fehlt es nicht an Prachtbauten. Aber in dem größten Teile der Stadt sind die Häuser meist schmal, nur drei oder höchstens vier Fenster breit, auch nicht sonderlich hoch. Das kommt daher, weil jeder Engländer, wenn er es irgend kann, gern mit seiner Familie ein Haus für sich bewohnt. Fast alle Häuser sind ohne Kalkabputz und vom Steinkohlendampfe geschwärzt. Doch sind die großen Fensterscheiben und die messingenen Klopfer an den Thüren immer blank. Vielfach sind die Häuser durch einen zwei Meter breiten, ausgemauerten Graben von der Straße getrennt, über den ein Brückchen zur Hausthür führt, und in den die Fenster des Kellerstockwerkes gehen. Früher traten die Häuser fast überall bis an den Fluß; jetzt aber hat man angefangen, schöne Quais von Granit an der Themse entlang zu bauen, und diese bieten im Verein mit den zahlreichen Dampfschiffen, die den Fluß nach allen Richtungen durchkreuzen, einen prächtigen Anblick.

Von einzelnen Bauwerken sind die wichtigsten das großartige Parlamentsgebäude; die Westminsterabtei, eine schöne, gotische Kirche, in der die Könige gekrönt und die Bildsäulen der berühmtesten Männer Englands aufgestellt werden; die Paulskirche, die größte evangelische Kirche der Welt und der Peterskirche in Rom zu vergleichen; der Tower (sprich: Tauer), eine alte Burg, in der die Reichskleinodien aufbewahrt werden, und andere mehr.

Gleich unter dem Tower beginnt die Reihe der Docks. Das sind ausgegrabene, große Wasserbecken, in welche die Schiffe durch Kanäle und Schleusen einlaufen, um daselbst ein- und auszuladen, oder auch um ausgebessert zu werden. Solche Docks sind für den unermeßlichen Handel und die Schiffahrt der Stadt durchaus notwendig, denn die Themse gestattet wohl wegen ihrer Tiefe selbst

großen Seeschiffen, bis an die Stadt heranzukommen, aber da an einem Tage oft drei- bis vierhundert Schiffe einlaufen, so ist der Strom bei weitem nicht breit genug, daß sie alle anlegen und aus- oder einladen können. Deshalb mußten mit großen Kosten die Docks ausgegraben werden. Es sind ihrer mehr als zwanzig, und darunter einzelne bis zu 100 000 und 200 000 Quadratmeter groß. Die meisten sind von ungeheueren Warenhäusern und Speichern umgeben, die oft bis zu sieben Stockwerken hoch und mit den Erzeugnissen aller Weltteile angefüllt sind. Da sind Häuser, in denen große Vorräte von Elefantenzähnen und Schildkrötenschalen aufgehäuft sind; ein anderes Gebäude, schon von außen über und über blau gefärbt, faßt weiter nichts als Indigo. Ganze Reihen von Warenhäusern enthalten Thee oder Tabak; von letzterem lagern zuzeiten mehr als 600 000 Zentner in den Speichern. Die Weinvorräte liegen unterirdisch in Kellern, die mehr als drei Hektare groß, von Oellampen erleuchtet und mit Schienengeleisen durchzogen sind, auf denen man die Fässer hin und her schafft. Für die Schiffe, die aus Westindien, und wiederum für die, welche aus Ostindien kommen, sind besondere große Docks vorhanden. Die Eisenbahnen sind mit allen Docks unmittelbar verbunden, damit die aus allen Erdteilen ankommenden Waren so leicht als möglich weiter geschafft werden können. Schiffe aus allen Ländern der Erde, von allen Bauarten und Größen liegen im bunten Gemisch bei einander, Seeleute aller Nationen laufen und schreien durcheinander, und die Sprachen von aller Welt Enden werden wohl an keinem Orte der Erde so mannigfaltig gehört, als in dem Hafen von London.

Unweit der Docks ist auch der berühmte Tunnel. Man bedurfte in der Nähe des Hafens, wie der untere Teil der Themse genannt wird, einer Verbindung zwischen beiden Ufern; und doch mochte man keine Brücke bauen, weil diese die Schiffahrt hindert. Da baute ein kühner Mann, Namens Brunnel, während zwanzig Jahren und unter unsäglichen Schwierigkeiten zwei steinerne gewölbte Bogengänge unter der Themse hinweg. Große Wendeltreppen führen zu beiden Seiten hinab, und so gelangt man unter dem Flusse und seinen Schiffen nach dem anderen Ufer.

Der älteste, mittelste und wichtigste Teil von London ist die City. Hier ist der Sitz des Handels und der Geschäfte; hier sind die engsten und winkligsten Straßen und Gäßchen mit den großen Handels- und Wechselhäusern. Hier ist der Grund und Boden so teuer, daß man ein Stück davon fast über und über mit den Silberstücken bedecken könnte, die dafür gezahlt werden müssen. Deshalb ist es auch zu teuer, in der City zu wohnen. Nur Läden, Kontore und Geschäftsräume sind daselbst, die nachts von erprobten Dienern bewacht werden. Die Besitzer kommen nur morgens in die Geschäfte und eilen nachmittags wieder zu ihren Wohnungen in den luftigeren und bequemeren Stadtteilen oder auf dem Lande. Ungeheuere Reichtümer sind hier aufgehäuft, ungeheuere Geldmengen werden hier täglich umgesetzt. In den weitläufigen Kellern der Bank von England lagern Mengen von Gold und Silber in Münzen und Barren, wie an keinem anderen Orte der Erde.

Mächtig und unbeschreiblich ist denn auch das Gewühl der Menschen auf den Straßen. In den Hauptstraßen der City und an den Brücken ist es zu jederzeit so lebhaft, wie auf einer Messe oder einem Jahrmarkt. Nicht selten sind Fremde, die zum erstenmale ausgehen wollten, in der Thür stehen geblieben; sie glaubten, es müsse etwas besonderes vorgefallen sein, und wollten warten, bis sich das Getümmel verliefe; aber es war vergeblich. Der Lärm

und das Getöse von London ist betäubend, und das Gedränge der Menschen, der Wagen und Pferde wird von Jahr zu Jahr stärker und gefährlicher. Darum hat man bedacht sein müssen, den Verkehr durch andere Mittel zu bewirken und so die überfüllten Straßen freier zu halten. Hoch über den Straßen hinweg führt man mitten durch die Stadt Eisenbahnen, die in der Höhe der Schornsteine an den Häusern entlang gehen. Auf hohen Pfeilern ruhen die Eisenstraßen, und Lokomotiven mit Personen- und Wagenzügen sausen über den Köpfen der Menschen neben den Dächern dahin. Eine andere Eisenbahn geht unterirdisch vier Kilometer weit und hat sechs bis sieben Stationen, zu denen man auf Treppen hinuntersteigt. Wo man die Häuser billig kaufen konnte, da liegt sie in offenen Einschnitten. Wo aber die Grundstücke zu teuer waren, da geht sie unterirdisch in Tunnels von neun Meter Breite und fünf Meter Höhe tief unter den Straßen und unter den Kellern der Häuser entlang. Selbst die Post kann nicht alle ihre Briefe, deren sie Tag für Tag über eine halbe Million empfängt, mit Wagen und Pferden durch die Straßen fahren. Darum hat sie weite eiserne Röhren unter den Straßen entlang legen lassen, in denen kleine Wagen mit Briefen durch Luftdruck hin und her getrieben werden. Und nicht genug, daß Gasröhren und Wasserröhren überall den Boden durchziehen, so führen noch hohe und weite Kanäle unter der Erde alles schmutzige Wasser aus der Stadt und lassen es weit unterhalb derselben erst in den Strom fließen; sie sind zusammen über 75 Kilometer lang.

Aber auch der sittliche Schmutz, allerlei Elend, Jammer und Not sind ungeheuer in der großen Weltstadt, in der nicht selten mitten unter so vielen Menschen einzelne Hungers sterben. Wohlthätige Stiftungen besitzt London viele und sehr großartige, aber ihre Wirksamkeit müßte noch weit ausgedehnter sein, wenn sie allem Elend Abhilfe schaffen sollten. Auch die evangelische Mission hat in London einen Hauptsitz, von wo aus auch andere Missionsgesellschaften, namentlich die deutschen, thätig gefördert werden. Und die „britische und ausländische Bibelgesellschaft" in London übertrifft alle anderen ihrer Art bei weitem. Sie läßt die Bibel in nicht weniger als 140 verschiedenen Sprachen drucken und wendet dafür jährlich sehr bedeutende Summen auf.

8. Der heilige Berg Athos.*)

Jakob Philipp Fallmerayer. (Gekürzt.)

„Verlaß die Welt und komm zu uns", sagten die Mönche des Klosters St. Dionys, „bei uns findest Du Dein Glück. Sieh nur dort die schön gemauerte Klause, die Einsiedelei am Berg, eben blitzt die Sonne abendlich in die Fensterscheiben! Wie lieblich das Kirchlein unter Weinranken, Lorbeergehege, Baldrian und Myrten aus dem Hellgrün des laubigen Kastanienwaldes blickt! Wie silberhell es unter dem Gestein hervorsprudelt, wie es murmelt im Oleanderbusch! Hier hast Du milde Lüfte und die größten aller Güter — die Freiheit und den Frieden mit Dir selbst. Denn frei ist nur, wer die Welt überwunden und seinen Sitz in der Werkstätte aller Tugenden auf dem Berg Athos hat."

Es war voller Ernst, die frommen Väter erkannten ihren Mann. Nicht als Mönch, dazu gehöre eigener Beruf, sondern als unabhängiger Bundesgenosse

*) Jetzt gewöhnlich neugriechisch Hagion Oros (woraus türkisch Aineros), d. h. heiliger Berg, bei den Italienern Montesanto genannt, ist eine von dem zur europäischen Türkei gehörenden thrazischen Chersones aus zwischen dem strymonischen und singitischen Busen in das ägäische Meer halbinselartig vorspringende Gebirgsmasse, welche durch eine schmale, nur 1/4 Meter breite Erdzunge mit dem Festlande zusammenhängt.

sollte ich meine Hütte im Revier ihrer heiligen Gemeinschaft aufschlagen und frei von allem Zwange, gleichsam als Kostgänger irdischer Glückseligkeit, in Sammlung des Geistes, in Leseübung, in Gartenarbeit, in Gesellschaft oder allein durch die buschichten Wälder streifend, allzeit aber im Frieden ausharren, bis der Lebensfaden abgelaufen und die Morgenröte der schöneren Welt erscheint. Für jetzt soll ich noch in die Heimat gehen, verkaufen, was ich habe, sollte die tausend Wurzeln, die mich ans abendländische Leben fesseln, mutig aus dem Herzen reißen und ohne Zagen auf die Insel der Glückseligkeit und des Friedens zurückeilen. Für eine mäßige Summe, ein für allemal dem Kloster bezahlt, sei ich, unter voller Verpflegung für mich und meinen Begleiter, lebenslänglich Herr der romantischen Klause.

Das Angebot — ich gestehe es — war verführerisch. Die verschiedensten Erinnerungen an so manches Unangenehme im Abendlande bestürmten zu gleicher Zeit den Sinn. Ich wankte schon und wollte als Klausner auf der grünen Berghalde St. Dionys Sicherheit vor allen Uebeln der Welt erkaufen.

Nach einer Nacht voll innerer Bewegung stieg ich in aller Frühe den Klosterfelsen hinab zum Orangenbach und auf der gegenüberliegenden Seite der Engschlucht zur Klause hinauf, um mein künftiges „Ohne-Sorgen" in der Nähe anzusehen. Indessen senkte sich über Steilwände und Felsengewirre im feiertäglichen Schimmer das Sonnengold vom einsamen Athos-Gipfel langsam zum Tannenwald herab, legte sich nacheinander auf das helle Kastanienlaub, auf das Platanendickicht, auf die Klause und ihre Gärten mit Herbstflor und Rebgelände und erreichte endlich die Nußbäume, die Limonien und das dichtverschlungene, laubichte Geranke der waldigen Schlucht, fiel auf das Burgverließ, auf den bleigedeckten Dom und die mächtigen Kuppeln, auf die Mauerzinnen und die Söller von St. Dionys; unten lag spiegelglatt der weite Golf und von innen tönte Glockenklang, süße, heimatlich melancholische Seelenmusik des Christentums. Ach, wäre der Mensch bleibender Glückseligkeit hienieden schon fähig, wo empfände er ihren himmlischen Reiz, wenn nicht in der grünen Waldstille dieses beglückten Fleckes der Erde! —

Der Athosberg mit seinen herrlichen Kastanienwäldern und lorbeergeschmückten Thalschluchten ist das kolossale, von der Natur selbst aufgetürmte und mit unverwelklichem Festgewande umzogene „Münster von Konstantinopel". Das Bild ist nicht phantastisch, es ist naturgetreu. Athos ist Wald-Dom der morgenländischen Christenheit. Eine mehr als 12 Stunden lange, 2 bis 3 Stunden breite und durch eine schmale niedere Erdzunge an das Festland gebundene Berghalbinsel erhebt sich in vereinzelter Majestät über die tiefe Flut des strymonischen Golfes. Das ist der Berg Athos.

Im gewöhnlichen Karawanenschritt rechnet man von der Eingangsstation des heiligen Berges bis zum äußersten Punkt bei Kloster Laura wenigstens 18 Stunden Zeit. Langgestreckt ist also die Halbinsel, aber nicht flach, und weder wellenförmig hingegossen, noch als schiefe Ebene nur von einer Seite aufsteigend, auch nicht ein mit Hügel- und Felsengewirre unregelmäßig ausgefülltes Gebilde: haldig und sanft steigt sie von beiden Strandseiten gegen die Mitte empor und läuft staffelförmig mit zunehmender Höhe und Steile in langen Windungen fort wie ein Tempeldach, und am Ende strotzt leibig und wohlgenährt von drei Seiten rund aus dem Wasserspiegel sich hebend und auf der vierten bis zur halben Höhe mit dem Waldgebirge verwachsen, einsam und frei die riesige Athoskuppel in die Lüfte, auf der Plattform ein weithin sichtbares Kirchlein, das höchste und luftigste Gotteshaus der morgenländischen Christen,

zugleich Sitz der Sommerlust, der Andacht und der Windsbraut für die Athoniten. Man denke sich eine Augustnacht in Purpurflor und mit allen Reizen des Südhimmels angethan, den glatten Spiegel über bodenloser Tiefe, mildhauchende Seelüfte über die Gärten und Söller fächelnd, Nachtigallen im Rosenbusch, das lange Walddunkel und die Wachtfeuer auf der Bergspitze; oder wie das Morgenrot und der erste Sonnenstrahl goldfunkelnd auf die Felsenkrone fällt und weit unten auf dem Kastanienwalde noch schweigsame Nacht oder kaum das erste zweifelhafte Dämmerlicht über den Klosterzinnen am Strande liegt.

Athos ist Hochwarte des ägäischen Meeres und Leuchtturm aller strenggläubigen griechisch-katholischen Christen in Konstantinopel. Die Höhe des Bergkegels beträgt ungefähr 2100 m über der Meeresfläche, und um die Zeit der Sommersonnenwende fällt der Abendschatten bisweilen auf den Marktplatz der Stadt Myrina der nahen Insel Lemnos. Vom Festlande in das Meer hinausspringende Erdzungen sind vorzugsweise eine Eigentümlichkeit der griechischen Welt. An verschiedenen Stellen hat die Natur ähnliche Gebilde bald nur begonnen, bald völlig ausgeführt, nirgend aber ein so schlankes Maß angelegt, die Wände so romantisch aufgebaut und den Wuchs in so liebliche Formen gegossen wie hier. Ein felsiges, schroff und mühevoll zu erklimmendes Nadelholzgebirge, quer über die Erdenge streichend, hütet wie ein Säulengang das Thor zur immergrünen Baumregion des Athos, und wenn der Fremdling nach Ueberschreitung dieser Querwand über tiefe Schluchten und Hügel voll Rosmarin den Hochpfad erstiegen hat, thut sich eine Scene auf, deren Schönheit man wohl empfinden, aber nicht beschreiben kann.

Wie ein langer Silberfaden läuft über Sattelkamm und Bergschneide durch hellgrünes Gebüsch und dicht verwachsenes epheuumranktes Baumgewühl der Hochpfad mitten durch die Halbinsel bis zum hohen Athoskegel. Bald schroff und ohne vermittelnden Uebergang, bald sanft und in verlorenen Halden senkt sich das Gebirge zu beiden Seiten des Weges in romantischen Vorsprüngen und verschlungenen Thalwindungen oder in weiten, halbkreis- und terrassenförmig ausgebogenen Prachtfächern über Waldöde, über lieblich bebautes Einsiedlergehöfte, in dunklem Waldschatten, hier zum singitischen, dort zum strymonischen Golf hinab; die Sonne blitzt auf dem Wasserspiegel und lockt, durch die laubigen Bäume fallend, einen Gedanken sehnsuchtsvoller Erinnerung aus dem Gemüte des fremden Wanderers. Tief unten am Strande, in weiter Entfernung von einander abgesondert, durch Wald und Vorgebirge getrennt, auf grüner Matte ausgebreitet oder auf meerumbrandetes Gestein mittelalterlich hingezaubert, oder in waldüberhangenen Schluchten, an rauschenden Silberbächen, zwischen Limoniengärten und langwipflichten Cypressen heimatlich verborgen, erscheinen die Mönchskastelle mit hohen Mauern, mit gewölbten Thorgängen, mit Glockenhaus, mit wart- und zinnenbegrenzten Festungstürmen und eisenbeschlagenen Doppelflügeln zur Hut der griechisch-katholischen Heiligtümer wider feindliche Gewalt. Das von der Natur zu beiden Seiten des Pfades in der Senkung der Bergflügel eingehaltene Ebenmaß, der bei aller Mannigfaltigkeit der Schwellung, bei allem Wechsel der Schatten, des Lichts, der üppigen Scenerie doch überall gleiche Abstand vom Bergkamm gibt dem Auge die volle Herrschaft über die wunderbare Doppelpracht. Zwei bis drei Stunden mag das Aufsteigen vom Strande zu beiden Seiten bis zum Längswege auf dem Bergscheitel betragen. Der schlankstämmigen Pinie und der Weißtanne mit hellgrünen, langen Nadeln begegnet man nur am Felsenportal des Einganges und auf der oberen Region des Steinkegels. Der langgestreckte Raum zwischen beiden ist ein zusammenhängender

Laubwald von Platanen, Buchen, Grüneichen, Oel-, Feigen-, Nuß- und Kastanienbäumen, von Cypressen, Weinreben, Lorbeer- und Haselstauden, von Mastixstrauch, von immergrünen „Arbutuskirschen" (in älterer Zeit auch Hagäpfel genannt, die anderswo nur an Gestrüpp, hier an 3 bis 3½ m hohen Bäumen vorkommen), von Maulbeer- und Obststämmen aller Art — hellgrünes, luftdurchfächeltes Berg-Gewand, wo die Myrte, die Rosenhecke, der Weißdorn und das saftige Grün der Epheuranke auf dem Boden, über der Steinwand und am lebendigen Kastanienzaun alle Räume füllt; wo Duft, Farbenpracht und Schmelz der Blumen überall den Sinn berauscht, wo es überall quirlt und rieselt und in langen Fäden von der waldigen Hügelterrasse fällt und fortrauscht mit Gemurmel im Erlenbusch! Reitet man von der Hafenbucht herauf, die prächtige Abtei Xerapotamo vorüber, durch romantisches Waldgeschlinge zum Höhenkamm, trifft man mitten im Dunkelschatten des Laubwaldes, rechts vom Pfade, eine grüne Alpenwiese mit Zaunwerk künstlich eingefriedigt, Sennhütte und Hürde neben Brünnlein und Bächen; es ist Mittagsglut, die schweigenden Lüfte, das Bienengesumme, der Wanderer sitzt am Born, Kastanienlaub und Alpenflor schwanken im Wasserspiegel, — „wie der Morgentau in der Sonne, so schmilzt ihm die Seele in der Brust".

Wir können alle, selbst der Größte und Glücklichste, die Tage wahrer Seligkeit und innigen Entzückens aus unserem Leben leicht zusammenzählen. Ich werde jene Mittagsrast am Wiesenplan ober Xerapotamo nie vergessen. Aber der Mensch ist nicht zum stillen Genuß, er ist zum Kampf geboren; schweigend eilt er am offenen Thor der Seligkeit vorüber und sucht sich neue Aufgaben seiner Pflicht.

Der Berg Athos mit dem gegenüberliegenden Küstenstrich des macedonischen Erzgebirges, möchte man glauben, sei eigentlich die Urheimat des Kastanienbaumes: nirgends treibt er mit solcher Fülle und Ueppigkeit aus der Erde hervor; nirgends ist sein Blatt so hell und warmgrün, seine Frucht so süß, sein Wuchs so riesenhaft, die Fortpflanzung so rasch und wucherisch wie hier. Man denke ja nicht an die Magerkeit der Baumwälder in Südeuropa, oder gar an die Symmetrie und Ordnung unserer Hof- und Kunstgehege. Auf dem heiligen Berge ist freie Wildnis und kunstloses, von der Wurzel an heiter und breit belaubtes, liebliches Dickicht in verschlungenen Pfaden, durch die Meisterhand der Natur für die Lust menschlichen Sinnes gepflanzt und aufgezogen. Wie es nur überall rankt und sproßt und in größter Ueppigkeit aus dem Boden dringt, ein kühnes, unsterbliches Pflanzengeschlecht mit urweltlicher Kraft vom zarten, gestern geborenen Zweiglein bis zum strotzenden Strauch und durch alle Zeit- und Lebensstufen hinauf zum Mannesalter, zum hundertjährigen Baum, zum vorsintflutlichen Koloß!

Daß erhitzte Phantasie und schriftstellerische Ausschmückung an diesem Gemälde keinen Anteil haben, vielmehr jeder Pinselstrich aus Wahrheit und unmittelbarer Anschauung genommen ist, mag der Fremdling an sich selbst erproben. Er wandle nur bei schöner Zeit, wenn auch nicht über den ganzen Längen-Hochpfad vom Kloster Chilantari bis zum Riesenkegel, doch wenigstens über die reizende Partie oberhalb des Burgfleckens Karyäs bis zur Wegscheide, wo man vom Waldkamm in Schlangenwindungen südwärts zur Pomeranzenschlucht von St. Dionys niedersteigt. Nur wenige Europäer sind bisher in dieser Gegend des Berges gekommen, weil man in der Regel dem kürzeren und bequemeren Weg zur See von der Bucht unter Xerapotamo den Vorzug gibt. Der Bergabhang von Karyäs mit seinen luftigen Pinien, seinen Gärten, Cypressen und

Rebenguirlanden bis zum Kloster Zwiron hinab erschien übrigens auch kalten Gemütern als ein zweites Eden, während das Baum-Elysium von Kerasia aber mit seinen Sturzbächen zur Zeit der Frühlingsblüte, wenn die Wasser rauschen und die Nachtigall im Busche schlägt, selbst von abgestumpften Klausnern und Weltüberwindern des Athos als ein irdisches Paradies gepriesen wird. Doch alles Reden und Schildern ist umsonst, weil die Sprache zu arm und unvermögend ist, der Seele mit einem Schlage das Panorama in seiner Farbenpracht vorzuzaubern.

9. Aegyptische Bauwerke.

Theodor Bernhard Welter.

Kein Volk hat der Nachwelt so riesenhafte Denkmäler seiner Baukunst hinterlassen als die Aegypter. In den östlichen Felsengebirgen fanden sie das vortrefflichste Material zu denselben, Granit, Porphyr, Marmor, Alabaster, und dieses benützten baulustige Könige, um Werke aufzuführen, deren Grösse und Pracht wahrhaft in Erstaunen setzen. Zwar liegen die meisten dieser ungeheuren Denkmäler des Altertums zertrümmert oder mit dem aus der Wüste hergewehten Sande bedeckt; viele jedoch stehen noch jetzt da als ehrwürdige Zeugen des Kunstsinnes und des anhaltenden Fleisses der Aegypter. Unter ihren Werken verdienen ausser den vielen herrlichen Tempeln besonders genannt zu werden:

1) Die Katakomben oder Gräber. — Diese sind in der libyschen Bergkette angelegt, besonders bei Theben, mit einer Menge langer, in vielfachen Windungen sich hinziehender Gänge, die zu Gemächern, Seitenkammern, Hallen und Treppen führen. Die Wände dieser Ruhestätten der Toten sind reich verziert mit Hieroglyphen und mit eingehauenen und bemalten Bildern, die sich gewöhnlich auf das Leben nach dem Tode beziehen. Diese Bilder haben sich so frisch erhalten, als wäre die Arbeit eben vollendet.

2) Die Obelisken. — Diese sind viereckige, oben spitz zulaufende Säulen, haben ohne das Fussgestell eine Höhe von 15 bis 34 Meter und sind verhältnismässig unten von 1,6 bis zu 8 Meter ins Gevierte breit. Bei all ihrer Höhe bestehen sie doch nur aus einem einzigen Steine von dem härtesten, meist rötlichen Granit aus dem östlichen oder arabischen Gebirge in Ober-Aegypten. Sie sind auf das feinste poliert und führen auf ihren Seitenflächen hieroglyphische Bilder. Zur Zeit der Ueberschwemmung wurden diese ungeheuren Massen auf Nilflössen herüber geholt und durch neu gegrabene Kanäle weiter fortgeführt. Welch mühsames und kostspieliges Geschäft! Wie viele tausend Menschen mussten dabei thätig sein! Und ebenso mühsam wurden sie wieder abgeladen und aufgestellt. Sie wurden vor Tempeln, Palästen und Gärten errichtet zum Denkmale merkwürdiger Begebenheiten oder zur Zierde. Später dienten sie auch zu Sonnenzeigern.

Verschiedene Obelisken wurden vom römischen Kaiser Augustus, der zur Zeit Christi lebte, und von seinen Nachfolgern mühsam nach Rom geschafft. Später, bei den Verheerungen der Stadt durch rohe Völker, etwa um 400 n. Ch., wurden sie aber umgeworfen und zertrümmert. Manche liegen noch im Schutte vergraben; andere sind zwar wieder herausgesucht, aber nur einige sind aufgestellt. Vier hat der Papst Sixtus V. im Jahre 1584 durch seinen grossen Baumeister Fontana aufrichten lassen. Dieser gebrauchte hierzu die künstlichsten Maschinen, die durch zwölfhundert Menschen und hundertsechzig Pferde in Bewegung gesetzt wurden. Und doch gingen mit der Aufrichtung vier volle Jahre hin. Einige Obelisken stehen auch in Konstantinopel. Selbst noch in neuerer Zeit, im Jahre 1834, ist

ein 22,5 Meter hoher Obelisk aus dem ägyptischen Dorfe Luxor auf einem besonders dazu eingerichteten Schiffe nach Paris gebracht und dort unter grosser Feierlichkeit aufgestellt worden.

3) Die Pyramiden. — Diese sind noch bewunderungswürdiger als die Obelisken. Im Altertume wurden sie zu den Wundern der Welt gezählt. Sie stehen in Mittel-Aegypten an der Westseite des Nil, in fünf Gruppen gesondert. Es sind ihrer im ganzen vierzig. Sie sind grosse, viereckige, inwendig aus vielen Gängen und Kammern bestehende Gebäude, genau nach den vier Himmelsgegenden gerichtet. Von einer breiten Grundfläche laufen sie nach oben hin immer schmaler aus und enden teils in eine völlige Spitze, teils in eine platte Fläche. Die Höhe derselben steigt von 6 bis zu 140 Meter. Sie sind grösstenteils aus Kalksteinen erbaut, die, über einander gelegt, bloss durch ihre Schwere zusammenhalten. Einige sind mit Granit oder Marmor bekleidet gewesen. Drei zeichnen sich durch ihren Riesenbau aus, unter diesen die Pyramide des Cheops, welche nordwestlich von Memphis steht. Sie war ursprünglich 150 Meter, jetzt ist sie nur 140 Meter hoch, da die Spitze zerbröckelt und eine kleine Terrasse an deren Stelle getreten ist. Sie ist geöffnet. Man kann auf künstlich angebrachten Stufen bis zu ihrem Gipfel steigen. Enge Gänge führen zuletzt in ein längliches Gemach, in welchem ein marmorner Sarkophag stand. Hunderttausend Menschen sollen zwanzig Jahre an dieser Pyramide gebaut haben.

Wozu diese Riesenmassen gedient haben, blieb lange ungewiss. Einige hielten sie für Kornmagazine, andere für Wasserbehälter, noch andere für eitle Prunkgebäude ägyptischer Könige, die durch mühevolle Arbeit das Volk im Zaume zu halten suchten. Ja, die frommen Pilger, welche einst heraufgezogen waren gen Jerusalem, glaubten voll Verwunderung, hier den babylonischen Turm zu sehen. Jetzt aber, nach der genauen Untersuchung des Innern weiss man, dass sie Königsgräber waren. Man hat auch Grabkammern und Sarkophage in ihnen gefunden.

Kein Volk verwandte mehr Zeit und Fleiss auf seine Gräber als die Aegypter. Allgemein war nämlich der Glaube an die Fortdauer der Seele nach dem Tode. Diese Fortdauer hing jedoch von der Erhaltung des Leichnams ab. War dieser nicht erhalten, so konnte der Verstorbene — glaubte man — nicht in das selige Reich der Toten in der Unterwelt gelangen. Daher sorgten sie so sehr für die Erhaltung der Leichname. Jeder baute die Grabmäler seiner Angehörigen, ja, sein eigenes Grab im voraus an einsamen und abgeschiedenen Orten, deren Natur der Stille des Grabes entsprach, so fest als möglich und schmückte es, so gut er es vermochte. Diese Ruhestätten der Entschlafenen wurden, wie bereits früher bemerkt wurde, westlich in den Felsenboden eingehauen, der das fruchtbare Land von der libyschen Wüste scheidet. In solchen unzerstörbaren Grabkammern, die der austretende Nil nicht berühren konnte, sollten die Toten ruhen. Um die Verwesung abzuwehren, wurde die Leiche einbalsamiert. Aeusserlich überzog man dieselbe mit einem härtenden, aber durchsichtigen Stoffe und setzte sie dann bei. Solche einbalsamierten Leichname nennt man Mumien von dem dazu gebrauchten persischen Erdharze Mum. Tausende haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Die Haut ist ganz schwarz und von dem Gummi und Erdharze so durchdrungen, dass sie steinhart ist. Diese fast versteinerten Toten wurden oft bei Gastmählern der Aegypter hingestellt und überhaupt als das köstlichste Gut von ihnen geehrt. Bei einer solchen Ansicht von einem Leben nach dem Tode nannten sie auch die Wohnungen der Lebendigen nur Herbergen, die Ruhestätten der Toten dagegen ewige Wohnungen. Wie nun die Könige im Leben hoch über ihren Mitmenschen standen, so

wollten sie auch im Tode hervorragen. Die Stätte, wo ein König ruhte, sollte königlich bezeichnet und weithin sichtbar, seine Grabkammer schwerer zu öffnen sein. Daher die riesenhaften Königsgräber, die Pyramiden, bei der alten Königsstadt Memphis. — Sobald nun der Verstorbene einbalsamiert und in den Sarkophag eingeschlossen war, gelangte er in die Unterwelt. Hier sass der König Osiris, die Wage der Gerechtigkeit in der Hand, und hielt mit 42 Beisitzern das Totengericht; die Gerechten gehen ein in das Land der Seligen, die nicht Gerechtfertigten dagegen werden zur Seelenwanderung verurteilt. Zur Strafe und Läuterung muss die Seele durch alle Land- und Wassertiere hindurch wandern, kehrt erst nach 3000 Jahren in den Menschenleib zurück, um dann sich aufs neue einer Prüfung zu unterwerfen; — daher auch das Einbalsamieren des Leichnams zur Erhaltung desselben für die rückkehrende Seele. — Oft wurde auch, heisst es, von den Priestern über die Leichen ein Totengericht abgehalten, bevor sie in die heilige Totenstadt kamen. Wer sein Leben in Sünden und Lastern hingebracht hatte, konnte im Tode dort keine Aufnahme finden. Selbst die Könige waren diesem Gerichte unterworfen.

4) Das Labyrinth. — Dieses Riesengebäude in Mittelägypten unweit des Sees Möris bestand aus zwölf Palästen, sechs gegen Norden und sechs gegen Süden. Das Ganze enthielt dreitausend Zimmer, fünfzehnhundert über der Erde und, wie man sagt, ebenso viele unter derselben. Es war mit künstlichen Bildwerken auf das kostbarste ausgeschmückt. Wegen der Menge der Gänge und Gemächer konnte man sich ohne Führer in demselben nicht zurecht finden.

Jetzt liegt es in Trümmern.

10. Eine Reise durch die Wüste Sahara.

Längs des Weges, den wir verfolgten, lagen Kamelgerippe in Menge, hie und da ein Menschenschädel, zerstreute Knochen und ganze Menschengerippe, die Reste von Unglücklichen, die dem Wassermangel und noch häufiger der tödlichen Ermattung erlegen waren. Besonders häufig sind solche Unglücksfälle bei Karawanen, die im Sommer oder Spätfrühjahre durch die Wüste ziehen, zur Zeit, wenn im höheren Süden die tropischen Regen herrschen. Die Hitze des Tages ist dann, wie in den südlichen Tropenländern zum Verschmachten und die Hitze der Nacht erstickend, so daß der ermattete Körper zu keiner Zeit eine Erholung findet. Ueberfällt nun in solchen Augenblicken den erschöpften Wanderer ein heißer Wind, ein Samum, oder noch schlimmer, ein Chamsin, und muß er, der sich ohnehin kaum mehr fortschleppen kann, noch gegen den glühenden Sand, gegen eine durch Staub verfinsterte Atmosphäre, gegen den Andrang eines brennend heißen Sturmes ankämpfen, der seine Kehle trocknet, ihm Schwindel verursacht, und hat er nichts, um in einem solchen furchtbaren Momente sich zu stärken, so sinkt er um, und ein Schlagfluß endet sein Leben, oder er stirbt vor Mattigkeit, ohne daß sich jemand seiner liebend annimmt, denn jeder hat mit sich selbst zu thun, und freundliche Teilnahme in solcher Not muß man überhaupt bei den Karawanen in der Wüste nicht suchen. Besonders häufig unterliegen die armen Sklaven diesen Leiden; gezwungen, zu Fuße, im glühenden Sande den Kamelen zu folgen, geprügelt, schlecht genährt und nur sparsam mit schlechtem, salzigem Wasser erquickt, unterliegen sie der Barbarei und dem klimatischen Einflusse. Kalt zieht die Karawane vorüber, die Seufzer des Sterbenden dringen in kein Herz, — es ist ja nur ein Sklave! Wir hatten eines Tages einen Anblick, den ich nimmermehr vergesse: dicht am Wege lag das Gerippe eines Kamels und nahe dabei das eines Menschen; zwischen beiden ein zerrissener, verwitterter Wasserschlauch. Vielleicht hatte der Unglückliche noch

den letzten Tropfen herauszupressen versucht, um seinen brennenden Durst zu stillen, bevor Ohnmacht seine Augen umhüllte, und er neben dem Kamele niedersank. –– Unter gewissen Bedingungen, z. B. bei herrschenden heißen und sehr trockenen Winden, verfault in der Wüste keine Leiche. Der Körper trocknet aus und wird zur natürlichen Mumie, indem eine dicke, lederartige Haut die Knochen bedeckt. Häufig werden aber die wilden Tiere durch die Leichen herbeigezogen, und sie sind es, welche die Knochen weit umher über den Sand der Wüste ausstreuen. Besonders findet dieses in der Nähe der Brunnen und an Stellen statt, wo das Regenwasser sich in Felsenspalten längere Zeit hindurch hält; denn alle reißenden Vierfüßler saufen viel und lieben die Nähe des Wassers, woher ich auch glaube, daß sich im Innern großer und wasserarmer Wüsten, und weit entfernt von Wasserplätzen, außer Raubvögeln und Schlangen, Eidechsen und dergleichen mehr keine wilden, wenigstens keine reißenden Tiere befinden.

So grell die Farben waren, mit denen die südliche Phantasie unserer arabischen Reisegefährten, welche die Wüste schon zu wiederholten Malen durchkreuzt hatten, ihre Erzählungen ausschmückten, so blieben doch die Schilderungen der Schrecknisse der Wüste, wie sie dieselben darstellten, weit hinter denen zurück, welche man von Europäern hie und da hört und liest. Daß die Wüste ihre zahlreichen Opfer fordert und erhält, das bestätigen allerdings die zahllosen Menschen- und Tiergerippe, die längs des Karawanenweges liegen; daß aber die Schilderungen mancher älteren Reisenden von der furchtbaren Wirkung der Chamsine und Samume, von der Verschüttung ganzer Karawanen durch Sandwolken u. s. w. höchst übertrieben sind und solche Fälle wohl öfter mögen erzählt worden sein, als sie sich wirklich ereigneten, das ist ebenso gewiß.

Auf der weiten Sandebene, welche wir betraten, und die außer einigen kleinen und ganz vereinzelt liegenden Bergen dem Auge keinen Ruhepunkt darbietet, sahen wir von zehn Uhr morgens bis vier Uhr abends eine herrliche Fata Morgana.

Wir sahen um uns her auf dem wasserlosen Sande Wasser in Menge und in den verschiedensten Formen; da waren Flüsse, Teiche, Seen und unabsehbares hohes Meer, dessen Wellen vom Winde bewegt wurden. Die Berge, welche in der Wüste zerstreut liegen, erschienen uns als Inseln, und in dem Wasserspiegel, der uns umgab, erblickten wir ihre Bilder in verkehrter Lage. Ferne, einzelnstehende Felsen erschienen uns, mit Hilfe einiger Einbildungskraft, als Schiffe mit vollen Segeln, die sich vergebens bemühten, vom Flecke zu kommen. Unter besonders günstigen Umständen wurde diese Luftspiegelung oft so stark, daß wir uns dem vermeintlichen Wasser bis auf weniger als hundert Schritte nähern konnten: da zerfloß das Bild plötzlich wie durch einen Zauberschlag, und nichts lag vor uns, als der gelbe, heiße Sand der Wüste. Welche Höllenqual muß eine solche Täuschung dem armen Wanderer verursachen, der im Todeskampfe der Ermattung nach einem Tropfen Wasser lechzt! Besonders schön zeigte sich diese Luftspiegelung um die Mittagszeit.

Eines Tages sollten wir die Schrecknisse und Strapazen der Wüste noch näher kennen lernen, als es bisher der Fall war. Die Hitze hatte in den letzten Tagen bedeutend zugenommen, und um Mittag stand heute das Thermometer auf 30° Reaumur im Schatten. Der Wind ging heiß, als käme er aus einem Ofen, und dabei war das Sonnenlicht, welches der gelbe Sand der Wüste zurückwarf, so grell, daß es uns vor den Augen flimmerte. Schon am Morgen fielen uns fünf Kamele um, von denen zwei augenblicklich starben. Unsere Leute

ermatteten und wir konnten sie nur mit Mühe so zusammenhalten, daß uns keiner derselben zurückblieb. Hitze und Anstrengung verursachten uns einen brennenden Durst, und mit Begierde würden wir in einem fort getrunken haben, aber das Wasser in unseren Schläuchen war zum Entsetzen ekelhaft geworden; ohnehin trübe, salzig und warm, hatte es, in den Schläuchen den ganzen Tag der Sonne ausgesetzt, einen fauligen Geschmack angenommen, der uns nach jedem Schlucke eine solche Neigung zum Brechen verursachte, daß wir nur schnell jederzeit einen Schluck Rum mußten folgen lassen, der uns andererseits wieder zu stark erhitzte. Alle litten durch den Genuß des Wassers, das durch Mischung mit Wein, Essig, Rum und dergleichen noch untrinkbarer wurde, an Kolikschmerzen. Nur eine starke Punschessenz, von der wir einige Flaschen besaßen, milderte in etwas den üblen Geschmack.

Noch waren wir vom Nil an 13 bis 14 Karawanenstunden entfernt, und es war voraus zu sehen, daß noch ein Marsch in der Hitze des Tages uns nicht nur bedeutenden Verlust an Kamelen zuziehen würde, sondern auch für uns traurige Folgen haben könnte. Nach Beratung mit unseren Führern ließ ich daher, mit Ausnahme einer kleinen Quantität zu unserem dringendsten Bedarf, den ganzen Wasservorrat unter unsere Nubier verteilen, die mit Jubel darüber herfielen und mit Begierde die abscheuliche Jauche tranken. Dann teilte ich die Karawane, hieß die Lasttiere mit dem ganzen Trosse und in Begleitung einiger Führer die ganze Nacht durch bis Abu Hammed ziehen, daselbst das beste Kamel mit frischem Wasser des Nils beladen und schnell mit demselben in die Wüste zurück uns entgegenkommen. Wir übrigen ritten noch langsam bis Mitternacht vorwärts und streckten uns dann erschöpft auf den Sand hin. — Die Nacht war kühl; der Untergang der Sonnenscheibe am Horizont, von dem Momente der Berührung des untersten Randes bis zum Verschwinden des obersten, dauerte volle sieben Minuten. Die Kühle der Nacht ließ uns zwar schlafen, wir wurden aber von fürchterlichen Träumen geplagt; wir standen an den kristallenen Quellen unserer heimatlichen Alpenthäler, tranken den Göttertrank, tranken in einem fort, der Durst aber blieb brennend wie zuvor, und wenn wir erwachten, lag die Hand auf dem Sand der Wüste. Wir wollten zu unserer Jauche die Zuflucht nehmen; es war nicht möglich, die Natur sträubte sich, und wir bekamen Neigung zum Erbrechen, wenn wir den Schlauch nur ansahen. Es war eine wahre Höllennacht!

Am 21. Februar saßen wir mit Sonnenaufgang wieder auf, tranken mit Schaudern unseren Mokka, der mit dem stinkenden Wasser gekocht war und wie eine garstige Arznei schmeckte, erquickten uns mit etwas hartem Biskuit, das jeder auf dem Sattelknopfe seines Hedschins (Reitkamels) zerschlug, und ritten vorwärts. Wir zogen sechs Stunden in Süd-Ost, die Hitze war dieselbe, wie gestern, doch war sie uns weit empfindlicher. Wir fanden auf dem Weg drei unserer Kamele der vorangegangenen Karawane, die in der Nacht gefallen waren. Der Durst quälte uns auf eine furchtbare Weise; einige meiner Gefährten wurden sehr unwohl, auch mich befiel Uebelkeit. Da entdeckte, als die Not aufs höchste gestiegen war, der Schech Hussein am fernen Horizonte der Sandebene einen schwarzen Punkt, und bald erkannte das scharfe Auge des Nubiers denselben für ein beladenes Kamel! Das war ein Jubel! Lust zum Leben und frischer Lebensmut waren auf einmal in unsere Herzen wieder zurückgekehrt; wir fühlten uns stark, und was unsere Hedschins sich nur strecken konnten, ritten wir dem Kamel entgegen. Hussein hatte recht gesehen, es war einer unserer Leute, der uns eine ganze Kamelladung frisches Nilwasser brachte. Wir sprangen

von unseren Tieren, öffneten die Schläuche und tranken zum Zerplatzen, ohne zu bedenken, daß uns das schaden könnte. Wenn es aber auch das Leben gekostet hätte, glaube ich, man würde uns nicht haben zurückhalten können. Es war eine Götterwonne! War auch das Nilwasser trübe und lau, gegen unsere Schlauchjauche war es Nektar, und nie in meinem Leben hat mir ein Trunk besser geschmeckt.

11. Der deutsche Auswanderer in Nord-Amerika.

Nach Friedrich Gerstäcker.

Unser Landsmann hat mit seiner Familie den Boden der „Vereinigten Staaten von Nordamerika" betreten und ist, ohne längeren Aufenthalt in den größeren Städten, seiner neuen Heimat zugewandert. Eisenbahnen und Dampfschiffe bringen ihn derselben näher, bis er sich endlich anschickt, den letzten und schwierigsten Teil seiner Reise mit einem einfachen, von ein bis zwei Pferden gezogenen Karren zurückzulegen. Gasthäuser gibt es in den neueren, im Westen gelegenen Staaten noch sehr wenige. Unsere Reisenden kehren meist bei einem Farmer ein und bezahlen hier für Nachtlager und Kost gewöhnlich ½ Dollar, für die Fütterung des Pferdes nach dem Preise des Mais. Die Straßen sind nur höchst einfach, die hindernden Bäume werden niedergehauen, die sumpfigsten Stellen und tiefsten Löcher ausgefüllt. — Endlich ist eine passende Stelle zur Niederlassung aufgefunden, und das Land zur Urbarmachung von der Regierung für niedrigen Preis gekauft. Doch ziehen es auch manche Auswanderer vor, die erste Kultur dem Amerikaner zu überlassen und diesem die Farm abzukaufen, da der Yankee oder eingeborene Amerikaner europäischer Abkunft sich zur ersten Kultur des Bodens am vorzüglichsten eignet.

Wir beobachten unseren deutschen Landsmann bei der Gründung seiner Niederlassung. Sein erstes Geschäft ist die Errichtung eines Blockhauses, wobei ihm seine nächsten Nachbarn bereitwillig beizustehen pflegen. Schwache Bäume von festem Holze werden gefällt und in gleich lange Stücke gehauen. Vier starke Stämme mit übereinander stehenden Enden werden im Viereck aufeinander gelegt und dadurch zusammengefügt, daß in die oberen eine Kerbe, in die unteren ein sogenannter Sattel gehauen wird, so daß beide ineinander greifen. Dies ist die erste Grundlage des Hauses, auf welcher sich nun in gleicher Weise eine Lage nach der anderen erhebt. Doch das dadurch hergestellte Viereck ist unzugänglich, darum muß erst mit der Axt eine Oeffnung für die Thür und eine zweite für den Kamin gehauen werden, der aus Lehm erbaut wird. Fenster fehlen in diesem ersten Blockhause ganz, und das Dach besteht aus roh gespaltenen Brettern, welche nach Schweizer Art mit Steinen oder Stangen beschwert werden, damit der Wind sie nicht wegführt. Weiterhin wird das Haus, wie später auch die Felder, eingefenzt d. h. eingezäunt. Man fällt hierzu das beste Nutzholz, zerschneidet es in drei Meter lange Klötze und spaltet diese wieder in zehn Centimeter starke Stangen. Diese werden im Zickzack um den einzufenzenden Ort so hoch übereinander gelegt, daß weder Kühe noch Pferde sie überspringen können. Mit allen diesen Geschäften begann bereits die Urbarmachung des Waldes; denn alles erforderliche Holz ward diesem entnommen. Diese Urbarmachung ist höchst beschwerlich, schreitet nur langsam vorwärts und wird jahrelang, meist im Herbst, fortgesetzt. Die jungen Bäume werden etwa einen Fuß hoch über der Erde abgehauen, die stärkeren aber dadurch getötet, daß man mit einer Axt einen Ring durch die Rinde des Baumes schlägt, wodurch dieser in kurzer Zeit abstirbt. Nun werden mit einer schweren

Hacke die Wurzeln der Büsche und Stauden ausgerodet und diese, sowie alles andere nicht weiter nutzbare Holz auf Haufen gebracht und verbrannt. Das sodann eingefenzte Land wird mit der Pflugschar bearbeitet; wegen der unzähligen Wurzeln und vielen Baumstümpfe ist dies ein höchst beschwerliches Geschäft, denn letztere verfaulen erst nach sechs bis zehn Jahren, während die Frühlings- und Herbststürme die durch Umringung abgestorbenen Bäume umstürzen und dadurch den Ackerboden vorbereiten. Der Pflug des Amerikaners ist ohne Räder, damit man ihn desto leichter über die Baumstämme und Wurzeln heben könne.

Doch treten wir in das Blockhaus. Hier findet sich nur der notdürftigste Hausrat, nämlich ein paar Bettstellen, eine Bank und ein Tisch, einige rohe Fässer zur Aufbewahrung von Mehl, Salz und dergleichen, sowie die nötigsten Teller, etwas Wäsche, Büchse und Pulverhorn, am Herde einiges Kochgeschirr und im Rauchfang etliche Hirschschinken. Dies sind die ganzen Habseligkeiten einer Familie und zwar erst dann, wenn sie sich schon eingerichtet hat. Noch andere Gebäude werden errichtet, um die Mais- und Weizenernte aufzunehmen, ja später wird sogar ein zweites, noch wohnlicheres Blockhaus neben dem ersten erbaut. Ist keine Mühle in der Nähe, so richtet man auch eine Roßmühle oder wenigstens eine Handmühle ein. Das Dreschen geschieht meist dadurch, daß man mit Pferden die auf einer harten Tenne ausgebreiteten Garben so lange überreitet, bis die Körner ausgefallen sind. Ebenso einfach ist auch die Reinigung des Weizens. Derselbe wird von einer Person langsam durch ein hoch gehaltenes Sieb geschüttet. Gleichzeitig machen zwei andere mit einer wollenen Decke so viel Wind, daß Spreu und Staub davon fliegen, während die Körner gerade herunterfallen. Ueberhaupt ist der Hinterwäldler, wie man den Ansiedler der westlichen Wälder zu nennen pflegt, fast in allem auf sich selbst verwiesen; er ist Gerber, Schuhmacher, Schneider, Tischler, Zimmermann, Fleischer u. s. w. Hat er auf der Jagd Wild erlegt, so gerbt er die Felle auf indianische Weise, indem er sie in Wasser einweicht und in einer von zerkochtem Hirschhirn zubereiteten Brühe so lange knetet, bis sie von dieser Masse ganz durchdrungen sind. Darauf reibt und zieht man sie auf einem scharfen Brette, bis sie trocken, schneeweiß und sammetweich werden. Um sie in dieser Weichheit und Geschmeidigkeit zu erhalten, räuchert man sie über einem schwachen Feuer, von dem ein dicker Qualm aufsteigt. Dadurch bekommen die Felle eine braungelbe Farbe und einen eigentümlichen Geruch, und weder Wasser noch Sonne können ihnen ferner etwas anhaben. Aus diesem Leder verfertigt sich jeder seine Schuhe und Strümpfe, sowie sein Jagdwams. Erstaunlich ist es, wie vielfachen Gebrauch sie von der Axt zu machen wissen, und mit welcher Geschicklichkeit sie dieselbe führen.

Die Schulen in den Ansiedlungen sind den unserigen noch ziemlich unähnlich. Das Schulhaus ist, wie alle Blockhäuser, meist ohne Fenster und ohne Bretterboden. Nur an einer Stelle ist die Oeffnung zwischen den Stämmen nicht mit Moos verstopft, und hier ist ein langes Brett befestigt, welches der Schuljugend als Schreibtisch dient. Sonst fällt das Licht nur durch die Thür ein, die stets geöffnet bleibt. Wenn im Winter die Kinder der Frost schüttelt, so treten sie auf eine Weile um den wärmenden Kamin. Buchstabieren, Lesen, Schreiben und Rechnen sind meist die einzigen Unterrichtsgegenstände, und darin besteht auch häufig die ganze Weisheit der Lehrer. Die Schüler, die sich mit diesen Anfangsgründen des Wissens beschäftigen, sind oft schon erwachsene junge Leute, selbst von achtzehn bis zwanzig Jahren. Manche haben drei oder vier

Meilen zur Schule und kommen zu Pferde, und die Tiere grasen draußen, während ihre Reiter drinnen buchstabieren. Zwischen dem Unterricht ist eine Erholungsstunde, in der sie ihr mitgebrachtes Mittagbrot verzehren und dann sich mit dem Lehrer durch Ballfangen oder ein anderes Spiel vergnügen.

12. Der Walfischfang an der grönländischen Küste.

Georg Hartwig.

Der Walfischfang ist nicht nur ein sehr gefährliches, sondern auch ein sehr unzuverlässiges Geschäft. Oft gelingt es, in kurzer Zeit ein ganzes Schiff mit Thran und Fischbein zu beladen, manchmal aber ist am Ende der Fahrt auch kein einziger Fisch gefangen worden, und dann hat die Mannschaft Mühe und Not umsonst gehabt, und der Unternehmer ist um eine bedeutende Summe ärmer.

Sowie ein Walfisch den Jägern zu Gesicht kommt, setzen sie in aller Eile ihre Boote aus und rudern so still als möglich dem Ungetüm entgegen. Einer von ihnen steht aufrecht in der Schaluppe, die Harpune in der Hand, um, sowie der richtige Augenblick gekommen, den Wurfspiess mit aller Kraft in die Weichen des Tieres zu schleudern. Der verwundete Walfisch taucht nun mit Blitzesschnelle unter, die an das widerhakige Mordinstrument befestigte Leine nach sich ziehend; bald aber zwingt ihn das Bedürfnis zu atmen wieder an die Oberfläche zu kommen, worauf ihm eine zweite Harpune entgegen fliegt, der bald eine dritte und vierte bei jedem neuen Wiederauftauchen folgt. Rasend vor Schmerz macht er unglaubliche Anstrengungen, sich von den sein Fleisch zerreissenden Spiessen zu befreien, — doch vergebens. Aus den klaffenden Wunden fliesst Blut genug, um sogar einen Walfisch zu erschöpfen. Immer kraftloser und langsamer werden seine Bewegungen, immer ängstlicher sein Keuchen und Schnauben; einige krampfhafte Zuckungen durchschüttern den mächtigen Körper, — dann treibt er, eine gefühl- und regungslose Masse, auf dem Wasser, und das Schiff ist um sechs- bis neuntausend Mark reicher. Ist man seines Todes vollkommen versichert, — denn bis zum letzten Augenblick würde ein Schlag seines gewaltigen Schwanzes das voreilige Boot zerschmettern, welches sich ihm zu nähern wagte, so wird er an die Seite des Schiffes gebracht und mit Ketten daran befestigt, worauf Matrosen, in Leder gekleidet und die Stiefel mit Stacheln oder Eissporen unter den Sohlen versehen, um auf der glatten, schleimigen Haut nicht auszugleiten, das erlegte Tier besteigen und mit grossen Aexten den dicken Speck in langen Streifen von ihm abhauen. Nachdem auch das Fischbein in Sicherheit gebracht worden ist, werden die wertlosen Ueberbleibsel der Strömung überlassen, und nun beginnt für Seevögel und Fische das grossartigste Fest.

Nicht immer endet der Walfischfang so glücklich, wie wir ihn eben beschrieben, — zuweilen hebt der Walfisch beim Emportauchen das verfolgende Boot aus dem Wasser und wirft es um, oder es gelingt ihm, einer vorwitzigen Schaluppe einen derben Schlag zu versetzen, oder er reisst sich von der Leine los, und dann haben seine Verfolger, wenn auch keinen Verlust an Leib und Leben, doch wenigstens den einer wertvollen Beute zu beklagen.

Es gibt sogar, namentlich unter den Pottfischen, kriegerische Naturen, welche den Angriff gar nicht erst abwarten, sondern, noch ehe die Harpune geflogen ist, sich wütend auf die verfolgenden Boote werfen. Einen solchen gefährlichen Gesellen beobachtete man einst in der Südsee. Stürmisch heranschwimmend, suchte der Pottfisch zuerst durch einen Stoss seines unförmlichen Kopfes die Schaluppe in den Grund zu bohren;

doch eine geschickte Wendung des Ruders lenkte sie auf die Seite — und das Untier schoss vorbei. Hierauf rasch umlenkend, machte es den Versuch, das Boot zwischen seinen Kinnladen zu zermalmen — was ihm aber wegen der unvorteilhaften Lage derselben nicht gelingen wollte. Nun jedoch erneuerte der Unhold den Angriff mit grosser Geschicklichkeit, flog pfeilschnell herbei und warf sich etwa 25 Meter vom Boote auf den Rücken, zugleich mit dem weit aufgesperrtem Unterkiefer danach schnappend. Ein gewaltiger Lanzenstoss in den Rachen nötigte ihn zwar, den greulichen Schlund zu schliessen, doch warf er sich gegen das Boot mit solcher Gewalt, dass er es fast umgeworfen hätte. Zu guter Letzt drehte er sich noch einmal auf den Rücken und stiess mit der unteren Kinnlade durch die Planken. Glücklicherweise brachten einige gutgezielte Harpunen ihn zur Ruhe, ehe er noch mehr Unheil anrichten konnte. Er war über 18 Meter lang und reich an Walrat.

Obgleich eigentliche Jagd gewöhnlich nur auf die grösseren Wal- und Pottfische gemacht wird, so verschmäht der Mensch doch auch nicht den Fang der verschiedenen Delphinarten, wenn sie dem Lande zu nahe kommen und sich von selbst in seine Hände liefern. Die Nachricht, dass eine Schar von Grinden an der Küste erschienen ist, elektrisiert eine ganze färöerische Gemeinde. Alt und jung rennt augenblicklich ans Ufer, und bald sieht man ein zahlreiches Bootgeschwader vom Lande stossen, welches in aller Schnelligkeit die fünf bis sieben Meter langen Tiere vom offenen Meer abzuschneiden sucht. Langsam werden sie in eine Bucht getrieben, das Netz zieht sich immer enger zusammen; durch Steinwürfe und Schläge erschreckt, laufen sie endlich auf den Strand. Auf diese Weise wird zuweilen eine grosse Menge an einem Tage gefangen.

E. Bilder aus der deutschen Geschichte.

1. Frankreichs Raub an Deutschland.

a. Der Raub von Metz, Tull (Toul) und Virten (Verdun).

Es sind bald 330 Jahre her, daß uns von Frankreich die drei Bistümer Metz, Tull (Toul) und Virten (Verdun) geraubt wurden. Der Raub ward durch Lug und Trug unerhörter Art eingeleitet, durch Trug und Meuchelmord vollendet. — In Frankreich regierte Heinrich II., in Deutschland bereitete sich eben ein neuer Kampf gegen Kaiser Karl V. vor. Heinrich hatte seine Horcher an den deutschen Höfen, daher vernahm er, was im Werke war. An der Spitze der protestantischen Partei stand Moriz von Sachsen. An diesen sandte Heinrich einen Vertrauten und ließ ihm Bundesgenossenschaft anbieten. Mit großem Geschick wußte der gewandte französische Diplomat die Zweifel des sonst hellblickenden Fürsten zu zerstreuen, und die ehrlichen Deutschen gingen in die schlau gelegte Falle. Heinrich sagte sich: Nehmen die deutschen Protestanten meine Hilfe an, so rück' ich in das Frankreich zunächst gelegene deutsche Gebiet, in Lothringen ein. Da der Kriegführende benötigt ist, sich auf feste Plätze zu stützen, so besetze ich die wichtigsten Städte, dem Scheine nach, um an ihnen Waffenplätze zu haben, in Wirklichkeit, um sie nie wieder herauszugeben.

Das Bündnis ward besiegelt und unterschrieben. In dem Vertrage ward gesagt, daß dem Könige die Besetzung einer Zahl von Städten zugestanden würde, doch blieben „dem Reiche alle Rechte auf dieselben vorbehalten“, und Heinrich sprach das Gelöbnis aus, einzig der guten Sache der Verbündeten dienen zu wollen, ja sich gegen die Deutschen „nicht nur als Freund, sondern als liebreicher Vater“ zu verhalten. — Noch in letzter Stunde ließen auf deutscher Seite sich warnende Stimmen vernehmen. So schrieb der fromme Melanchthon an Moriz: „Es zeigt die Erfahrung, daß Frankreich oft die deutschen Fürsten wider ihren ordentlichen Potentaten erregt hat und hat sie hernach verlassen.“

Vergebens! Das Netz war fein und fest gesponnen; Moriz und seine Bundesgenossen konnten überdies nicht mehr zurück, da die Sache ruchbar geworden war, und sie nun die Rache des Kaisers mehr befürchten zu müssen meinten, als Heinrichs etwaige Untreue. Sie schlugen los, vertrauend ihrer guten Sache und ihrem Arm.

Gleichzeitig brach Heinrich mit starker Heeresmacht in das deutsche Gebiet Lothringen ein. Die Städte Nanzig (Nancy), Tull (Toul) und Virten (Verdun) öffneten ihm die Thore; nur das starke Metz mißtraute ihm und weigerte sich französisches Kriegsvolk einzulassen. Aber schon waren seine Helfershelfer thätig. Der Bischof Robert hielt dafür, daß es ein Gewinn für die katholische Kirche sei, wenn die Stadt und mit derselben das Bistum unter die Gewalt des „allerchristlichsten“ Königs kämen. Ob und wieweit das deutsche Vaterland dadurch geschädigt werde, zog er nicht in Betracht. Es wurden mehrere einflußreiche Männer der Stadt in das Einverständnis gezogen, die französischen Agenten ließen es an Versprechungen und auch an klingenden Gründen nicht fehlen. Nicht lange währte es, und Heinrich bekam den Wink, die Frucht sei reif zum Pflücken. — Da sandte er von Nanzig aus seinen Feldherrn, den Connetable von Montmorency, gegen Metz vor. Dieser gab vor, nur durch die Stadt ziehen zu wollen, um mit seinen Truppen jenseits derselben ein Lager zu beziehen. Die Mehrheit der Bürger war dagegen. Nun begehrte er, nur mit einem Fähnlein in die Stadt zu ziehen. Lüge und Verrat öffneten ihm die Thore, die Masse seiner Krieger drang nach, er that empört und versicherte, schon morgen solle die Stadt wieder geräumt werden. Kaum aber hatte er sein ganzes Kriegsvolk in der Stadt, so bemächtigte er sich der Geschütze, der Munition und des Proviants und besetzte die Thore. In den nächsten Tagen danach setzte er ein Meuchelwerk der schauderhaftesten Art in Scene, wie nur welsche Tücke es auszudenken und auszuführen fähig ist. Nachdem er in der Stadt hatte verbreiten lassen, er sei plötzlich auf den Tod erkrankt, bestellte er die protestantischen Schöffen der Stadt, die ihm als seine Gegner bezeichnet worden waren, zu sich, angeblich um sein Testament mit zu unterzeichnen, und als sie in sein Zimmer geführt worden waren, sprang er mit dem Degen in der Faust von seinem Lager auf und durchbohrte den Schöffen-Aeltesten, worauf seine Soldaten die übrigen Schöffen niederstießen. Damit war der Widerstand in der Stadt vollends gebrochen, und der König Heinrich hielt einige Tage darauf seinen feierlichen Einzug in die Stadt.

Nur noch zu einer Beschwerde wagte eine Zahl von Bürgern sich zu erheben. Einer der Bürger setzte ein Schreiben an die deutschen Reichsstände auf, ein anderer übernahm es, dasselbe in Speier zu überreichen. Die Sache ward verraten, beide Bürger wurden ohne weiteres in der Mosel ertränkt, die übrigen Beteiligten mußten dafür, daß sie unterzeichnet hatten, vor dem französischen Gewalthaber auf den Knien Abbitte leisten.

Das Endergebnis des weiteren Verlaufes der Sache war: die drei Bistümer Metz, Toul und Verdun mit einem Landgebiet von fünfzig Geviertmeilen blieben in der Gewalt Frankreichs.

Deutschland war von ihm ersehen, beraubt und ausgebeutet zu werden. Immer und immer wieder mußten die Deutschen die Erfahrung machen, daß dem bösen Nachbar trauen so viel heiße, als sich blindlings ausrauben zu lassen.

Wie bei den alten Römern der Grundsatz feststand, niemals Frieden zu schließen nach einem Verlust und den Staat zu mehren, durch welche Mittel es auch sei, so war es bei den Franzosen zur eingefleischten Neigung geworden, Deutschland niederzuhalten, um ihm nach und nach Stück für Stück zu nehmen.

Als der dreißigjährige Krieg Deutschland lange verwüstet hatte, zeigte sich endlich bei beiden feindlichen Parteien Geneigtheit, Frieden zu schließen. Das stimmte nicht mit den Plänen Frankreichs, es zog den Krieg hin. Je elender Deutschland wird, sagten sich die schlauen Franzosen, desto sicherer fällt uns unsere Beute zu, und desto größer wird sie.

Endlich kam es zu Friedensverhandlungen, und nun sehen wir Frankreich mit den unverschämtesten Forderungen auftreten.

Von deutscher Seite ward den französischen Unterhändlern gesagt: Ihr habt die Bistümer Metz, Toul und Verdun besetzt, die nach dem ursprünglichen Vertrage dem Reiche immer noch zugehören. So wollen wir euch denn, als Entschädigung für euere Kriegsbeteiligung die Bistümer zusprechen! — Die französischen Gesandten wiesen dies mit Hohn zurück. Die Bistümer, sagten sie, gehören uns thatsächlich, ob ihr sie uns nun zuerkannt habt oder nicht! Wollt ihr uns nicht Weiteres einräumen, wohlan so möge der Krieg fortwüten, und ihr sollt dann größere Einbuße erleiden, als die ist, die wir jetzt begehren! Sie brachen in Bayern ein und machten das Land weithin zur Wüste.

Dadurch erreichten sie endlich ihren Zweck, denn Maximilian von Bayern drang nun, um sein Land vor der Vernichtung zu retten, selbst in den Kaiser, sich den Forderungen Frankreichs zu fügen.

Was die Franzosen begehrt, wurde ihnen nunmehr zugestanden. Wir wollen den Artikel 11 des Westfälischen Friedens von 1648, der die Zugeständnisse aufzählt, die Frankreich gemacht wurden, in seinen Hauptbestimmungen hier vorführen.

Zunächst entsagen Kaiser und Reich zu gunsten Frankreichs jeglichen ferneren Ansprüchen auf die Bistümer Metz, Toul und Verdun. Dann heißt es weiter:

„Es begeben sich der Kaiser für sich und das ganze Haus Oesterreich, wie auch das römische Reich aller Rechte auf die Stadt Breisach, die Landgrafschaft Ober- und Nieder-Elsaß, Sundgau, die Landvogtei der zehn im Elsaß gelegenen Reichsstädte Hagenau, Kolmar, Schlettstadt, Weißenburg, Landau, Kaysersberg, Obernheim, Roßheim, Münster im St. Gregoriusthal, Thüringheim und alle Dörfer, die zu derselben gehören, und übergeben sie dem allerchristlichsten Könige und der Krone Frankreichs, so daß die genannte Stadt Breisach samt den Dörfern Hochstedt, Niederrimsing, Harten und Acharren und dem ganzen Gebiete, so weit es sich von alten Zeiten erstreckt hat, nunmehr der Krone Frankreichs gehören soll.“

„Ferner sollen die besagten beiden Elsaß und Sundgau, wie auch die zehn Städte mit allen dazu gehörigen Unterthanen, Städten, Dörfern, Schlössern, Wäldern, Bergwerken, Gewässern, Weiden und samt allen Rechten und ohne allen Vorbehalt, mit der Oberherrschaft von nun bis zu ewigen Tagen dem

allerchristlichsten König und der Krone Frankreichs zustehen, ohne daß der Kaiser, das Reich und das Haus Oesterreich oder ein anderer widersprechen könne, daß auch keiner irgend ein Recht oder eine Gewalt in den genannten dies- und jenseits des Rheins gelegenen Ländern je soll gebrauchen dürfen."

Gebeugt und entkräftet von dem langen Kriege, in welchem Deutschland zumeist der Tummelplatz fremdländischer Heere gewesen war, mußte es sich einen solchen, seine Würde auf das tiefste verletzenden Frieden von Frankreich aufnötigen lassen, während dieses lächelnd die abgenommene Beute einstrich, die ihm, da es seine Heere auf deutschem Boden ernährt hatte, für unverhältnismäßig geringe Opfer zugefallen war.

Größeren Schaden noch als den Verlust an Land und Leuten brachte es Deutschland, daß es der Schlangenlist Frankreichs gelang, einen Grundsatz in die Reichsverfassung einzufügen, der in seiner Wirkung Deutschlands völlige Ohnmacht vorbereitete.

Frankreich hatte nämlich als Vorbedingung zum Frieden die Anerkennung der Berechtigung der deutschen Fürsten (ja sogar der Reichsstädte!) verlangt, beliebig nicht nur unter sich, sondern auch — es hatte dabei natürlich nur sich im Auge — mit fremden Mächten Bündnisse schließen zu können! —

Damit zusammenhängend hatte eine weitere Forderung gelautet: Es wird anerkannt, daß jeder Fürst souverän, d. h. im weitesten Sinne Herr über Leben, Gut und Ehre seiner Unterthanen ist, so daß letztere fernerhin nicht mehr das Recht haben, sich bei vermeintlichen Bedrückungen oder Rechtskränkungen an die Oberhoheit des Reiches, an den Kaiser, zu wenden.

Das bedeutete die Auflösung des Reiches zu gunsten des listigen Feindes an der Grenze.

Galt etwa in Frankreich derselbe Grundsatz, nämlich der, daß, um die oberste Reichsgewalt in Unkraft und Ohnmacht zu erhalten, den Obrigkeiten der einzelnen Landgebiete gestattet sei, beliebig unter sich oder gar mit ausländischen Mächten Bündnisse zu schließen?

Behüte! In Frankreich stand auf solches Unterfangen die Strafe des Hochverrats. Da hieß es, das führe ja unzweifelhaft zur Auflösung des Reiches; darum eben sei es nicht auf Frankreich anzuwenden, wohl aber — auf Nachbarländer, insbesondere auf Deutschland.

Wohl entging Deutschland dem nun bald folgenden Versuch Frankreichs, die deutsche Kaiserkrone auf das Haupt des Königs von Frankreich zu bringen, aber die welsche Politik sollte dem Vaterlande noch tiefe Wunden schlagen. Es gab im Elsaß noch Städte, denen Belassung ihrer Freiheiten und Privilegien von ihrem neuen Oberherrn Ludwig feierlich zugesagt worden war. Ohne einen Schatten von Recht dazu zu haben, erklärte er nun plötzlich diese Freiheiten und Privilegien für erloschen. Listige Worte, Bestechungen und Gewalt bewirkten, daß die meisten Städte sich beugten. Widerstrebende sollten bald die Wirkungen seines Zornes erfahren. Zur Zeit, als er seinen Raubkrieg gegen Holland führte, ließ er einzelne Städte und Landgebiete im Elsaß grauenhaft verwüsten, um die unglücklichen Bewohner zu zwingen, sich ihm bedingungslos in die Arme zu werfen. Sie sollten dahin gelangen, sich zu sagen: Weiteres Widerstreben vollendet unser Verderben; vollständige Unterwerfung allein errettet uns! Des Tyrannen Mordbrennerscharen plünderten einzelne Städte vollständig aus und zündeten sie darauf an allen vier Ecken an. Der Connetable v. Montmorency, der ein Jahrhundert früher durch Trug und durch den grauenhaften Mord der Schöffen sich in den Besitz der Stadt Metz gesetzt hatte, war das Vorbild der

späteren Heerführer, deren einer — Labrosse ist der Name dieses Ungeheuers — den jammernden Bewohnern von Hagenau, denen nicht einmal gestattet worden war, ihre Kinder aus den Flammen zu retten, entgegnete, nichts könne ihm ein so großes Pläsir machen, als das Geprassel der Flammen und das Gerassel einstürzender Häuser. —

b. Der Verlust von Straßburg.

Wolfgang Menzel.

Nach dem Nymweger Frieden schwoll der Uebermut Ludwigs XIV. immer höher an. Er ließ ein großes Standbild anfertigen, das ihn darstellte, wie er auf den Nacken von vier gefesselten Sklaven trat, und diese Sklaven wurden durch deutliche Attribute als der Kaiser, Spanien, Holland und der brandenburgische Kurfürst bezeichnet. Ferner ließ er sich eine Uhr verfertigen, in welcher ein künstlicher Hahn bei jedem Stundenschlage krähte, und ein künstlicher Adler dabei am ganzen Leibe zitterte. Der Hahn bedeutete Frankreich und der Adler das Deutsche Reich.

Er ließ es aber bei diesen Spielereien nicht bewenden, sondern trachtete, seine Eroberungen in Deutschland immer weiter auszudehnen. Den Anlaß dazu brach er vom Zaune, indem er 1680 plötzlich erklärte, er müsse zu dem, was er bereits vom Reiche erobert habe, auch noch alle die Länder, Städte, Güter und Rechte erhalten, die je einmal damit zusammengehangen hätten.

Die Ausführung wurde wieder den Brandschatzern und Mordbrennern überlassen, die im Elsaß, in den Niederlanden und in der Pfalz gewaltsam die alten Wappen wegrissen und das französische aufpflanzten, Besatzungen einlegten und ungeheuere Geldsummen erpreßten. Von dem gestohlenen Gelde ließ Ludwig XIV. 300 neue Kanonen gießen, um die geraubten Städte und Landschaften damit zu behaupten.

Das ganze deutsche Reich geriet in Bewegung, aber während man langweilig in Regensburg ratschlagte, handelten die Franzosen und setzten sich plötzlich durch Verrat in den Besitz von Straßburg. Die Mehrzahl der Bürger war durchaus deutsch und gegen die Franzosen, die sie als Tyrannen und Unterdrücker ihrer Freiheit von Herzen verabscheuten, aufgebracht; nur einzelne Verräter und Buben hatten sich ihnen verkauft; es kostete den König über 300000 Rthlr., sich eine immerhin nur kleine Partei zu verschaffen. Französische Truppen umringten in der Stille die Stadt, gerade zu einer Zeit, wo viele Bürger auf der Frankfurter und anderen Messen abwesend waren (September 1680); die Verräter hatten dafür gesorgt, daß alle Verteidigungsmittel in einem schlechten Zustande waren, und die Bürger wurden auf der einen Seite durch glänzende Versprechungen verlockt, auf der anderen durch die fürchterlichsten Drohungen eingeschüchtert. Straßburg, der Hauptschlüssel zu Deutschland, der Sitz deutscher Gelehrsamkeit und der Mittelpunkt einer bedeutenden Gewerbthätigkeit, ergab sich am 15. Oktober 1680 den ewigen Feinden der Ruhe und Ehre unseres Vaterlandes. Nur ein siebzigjähriger Schneider rief, obwohl umsonst, zum Widerstande auf.

Ludwig XIV. selbst hielt einen siegprunkenden Einzug; denn er und seine Franzosen schämten sich der treulosen Art nicht, wie man sich dieses Ortes bemächtigt hatte. Der verräterische Wilhelm von Fürstenberg, Bischof von Straßburg, war verworfen genug, den König mit dem Gruße Simeons zu bewillkommen: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen.“

Sogleich ward eine starke Besatzung hineingelegt, und an den Festungswerken ward mit so großem Eifer und Aufwande gearbeitet, daß Straßburg in kurzer Zeit einer der stärksten Plätze in Europa war. Das große, bisher den Protestanten gehörige Münster wurde sogleich vom Bischof in Anspruch genommen, die freie Religionsübung beschränkt, obgleich sie bei der Uebernahme den Einwohnern feierlich zugesichert worden war. Alle lutherischen Beamten wurden entsetzt, auf dem Lande sogar die Pfarrer vertrieben, eine Menge Protestanten mußte auswandern, und nur mit Mühe entging ihr Glauben einer gänzlichen Ausrottung. Ueberdies stellte Ludwig XIV. nur Franzosen an, gab vielen Ortschaften neue, französische Namen und befahl, die deutsche Tracht abzulegen und sich streng nach der neuesten französischen Mode zu kleiden.

Da zu gleicher Zeit die Türken auf Frankreichs Anstiften in Oesterreich einfielen, so hatte Ludwig am Rhein völlig freies Spiel. — Der Kaiser, von den Türken aufs äußerste geängstigt und vom Reiche verlassen, mußte 1685 abermals einen schmählichen Frieden schließen. — Hätte der Brandenburger aus Groll über des Kaisers früheren Undank nicht stille gesessen, so würde Straßburg nicht so leicht verloren gegangen sein. Aber es kam dazu der alte Widerwille der Fürsten gegen die Städte. Mit Schadenfreude sah man eine stolze Stadt fallen. Ungeheuere Verblendung hatte sich aller bemächtigt, denen die Sorge für unser großes Vaterland anvertraut war. Prophetisch hatte Kaiser Karl V. gesprochen: „Wenn die Franzosen vor Straßburg und die Türken vor Wien ständen, würde ich Wien fahren lassen und Straßburg retten."

Mit Recht ist unter allen Verlusten, die wir erlitten, der von Straßburg am tiefsten gefühlt worden.

c. Die Verwüstung des Heidelberger Schlosses durch die Franzosen.

Nach dem „Daheim".

So oft wir auch dem Vater Rhein uns nahen mögen, er verliert nimmer seinen alten Zauber, er bleibt uns stets derselbe herrliche, deutsche Strom, umwoben vom Dufte der Poesie, fesselnd durch den Reiz nationaler Sage. Aber in den Stolz, der uns beim Anschauen unseres Rheins überkommt, mischt sich ein Trank bitterer Galle: die Spuren, die länder- und städteverwüstend der Franzmann hier hinterlassen, sie sind wahrhaft erschreckend und wirken unendlich demütigend. Von Breisach und Kehl, über Heidelberg und Speyer bis in die Niederlande, und weitab hin in allen Seitenthälern stehen die Zeugen eines Vandalismus, wie ihn die Geschichte kaum schlimmer kennt. Tagelang könnt ihr dort auf dem Dampfer fahren, auf dem Rhein, auf dem Main, auf dem Neckar, der Mosel, und die Ruinen der einst herrlichen Burgen schauen, die vernichtet wurden von unseren Nachbarn. Was die Räuberbanden des vierzehnten Ludwig begannen, was die nicht minder rohen Scharen der Republik fortgesetzt, die Marschälle des ersten Kaiserreichs haben es vollendet. Und eine neue Auflage der alten Mordbrennerei stand 1870 zu erwarten, fuhr nicht Deutschlands Schwert rechtzeitig dazwischen. Wo der Neckar, Schwabens lieblichster Strom, über den Felsen schäumend, bei Heidelberg aus den Bergen hervorbricht, um in die Ebene des Rheins einzutreten, breitet eine der schönsten und fruchtbarsten Landschaften Deutschlands sich aus.

Von den Bergen herab genießt das entzückte Auge eine der schönsten Aussichten über die pfälzische Rheinebene, schweift der Blick hinüber bis nach Speyer und zu den blauen Höhen des Wasgau. Schon Karl der Große erkannte den Reiz dieser Gegend, erwarb hier sich Besitztum und verpflanzte sächsische

Ansiedler hierher. Es konnte nicht fehlen, daß der bequeme, breite, den Ausgang des Neckars beherrschende, weit ins Rheinthal hinabschauende, von lauter schönen, reichbevölkerten und wohlbebauten Landschaften umgebene heidelberger Schloßberg bald zur Residenz eines mächtigen Geschlechts erkoren wurde. Schon seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts fingen die Pfalzgrafen bei Rhein an, hier zu wohnen. Heidelberg wurde das Haupt und die Fürstenresidenz der Pfalz, eines großen Teils des ganzen nördlichen Rheinbeckens, und blieb dieses, trotz aller Stürme, sechshundert Jahre hindurch.

Die Drangsale des dreißigjährigen Krieges waren überwunden, die Pfalz atmete wieder auf, und in voller Schöne leuchtete der Kurfürsten Schloß hinaus in das gesegnete Land. Die Wunden begannen zu vernarben, die Zukunft wäre eine gedeihliche gewesen. Aber auf Frankreichs Thron saß der „große“ und allerchristlichste Ludwig XIV., der nur nach einem Vorwand suchte, aufs neue zu sengen und zu brennen.

Am 24. September 1688 hatte Ludwig XIV. den Krieg an Deutschland erklärt, und gleichzeitig drangen französische Heere gegen den Rhein vor; bald waren die Pfalz, Baden und Württemberg von den Franzosen überschwemmt, und die Henkersknechte Melac, Monclas und Crequi führten mit entmenschter Grausamkeit in den Jahren 1688—1693 den Befehl des Königs aus, „die Pfalz zu verbrennen“. Das waren seine eigenen Worte. Auch Heidelberg fiel diesem Schicksal anheim, und zwar erging die Wut der Franzosen zweimal, 1689 und 1693, über die unglückliche Stadt. „Kaum“, so erzählt der rheinische Antiquarius, „waren die Franzosen in der Stadt, so fingen die Soldaten schon an, die Bürger ohne Unterschied jämmerlich niederzuhauen, zu Boden zu stoßen, erbärmlich zu prügeln, nackend auszuziehen oder sonst greulich zu plagen. Diejenigen, so in das Schloß geflüchtet waren, verfolgten sie und brachten die, so nicht gleich hineinkamen, auf der Stelle um. Einwohner, so noch auf den Gassen und in den Häusern angetroffen wurden, trieben sie wie das Vieh zusammen in die Heilig Geist-Kirche, welche damit dergestalt angefüllt war, daß sich kein Mensch darin rühren konnte. An diesen, schon halbtoten Leuten verübten diese abendländischen Türken solche Grausamkeit und Mutwillen, die keine Feder zu beschreiben im stande ist. Altäre und alle anderen heiligen Orte befleckten sie, ohne Beachtung der Allgegenwart Gottes, mit Blut. Endlich aber zündeten sie ihnen Kirche und Turm über den Köpfen an, welches ein solches jämmerliches Geschrei und Heulen unter diesen elenden Leuten verursachte, daß sich der Himmel darüber hätte erbarmen mögen. Es ließ sich auch dieser barbarische Feind nicht eher zum Mitleiden bewegen, als bis der Turm bald einfallen wollte und die Kirche in vollen Flammen stund, als er sie denn endlich wieder heraus ließ. Während dieser unerhörten Grausamkeit wurde das ganze Heidelberg, welches sie vorher von fünf Regimentern ausplündern und in Brand stecken ließen, nach und nach völlig eingeäschert und innerhalb zehn Minuten zu einem Stein- und Aschenhaufen gemacht; die noch übrigen elenden Leute aber in einen erbarmungswürdigen Zustand gesetzt und nach Heilbronn geleitet.“

Während so die Stadt vernichtet wurde, erging es dem Schlosse nicht besser. Der östliche Turm wurde von Melac gesprengt und an die herrlichen Bauten die Brandfackel gelegt. Wilde Horden stürzten in die prachtvollen Säle und rissen die Schätze, welche durch Generationen hindurch von den Pfalzgrafen hier aufgestapelt waren, auf die Höfe hinaus. Gar manches herrliche Kunstwerk wurde zerstört, Statuen zerschlug man, die Koffer und Truhen, die Kisten

und Keller wurden gesprengt, ihr Inhalt zerstreut; wer sich widersetzte, wurde unbarmherzig niedergestochen. Zwischen den geraubten Gegenständen, zwischen Leichen, Rüststücken und Kostbarkeiten aller Art begannen die Mordbrenner ein viehisches Gelag. Sie tranken die edlen Weine des kurfürstlichen Kellers und ließen ihren blutigen König leben, während die lodernden Flammen den zerstörten Wunderbau beleuchteten und trauernd die Standbilder der Pfalzgrafen herabschauten auf die wüste Rotte, die im dreieckigen Federhut, im Koller und Harnisch, mit Arkebusen und Hellebarden bewaffnet, dort unten im Hofe brüllte und zechte, einen Bauernwagen nach dem anderen mit dem gestohlenen Gute beladend.

Knisternd stürzten die letzten verkohlten Balken und Sparren der einst so stolz ragenden Dächer und Giebel zusammen, als die welschen Mordbrenner von der leergebrannten Stätte abzogen. Der allerchristlichste König Ludwig aber ließ zum Andenken an die Heldenthat eine Münze schlagen, welche das brennende Schloß zeigt mit der Inschrift: Rex dixit et factum est! Heidelbergs Pfalz aber war damit eingereiht unter die „glorreichen Spuren" der Franzosen.

2. Die Städte zu Anfang des dreißigjährigen Krieges.

Gustav Freytag.

Als der Krieg ausbrach, waren die Städte bewaffnete Hüter der deutschen Kultur, welche reich und geräuschvoll in engen Straßen zwischen hohen Häusern arbeitete. Fast jede Stadt, nur die kleinsten Märkte ausgenommen, war gegen das offene Land abgeschlossen durch Mauer, Thor und Graben, eng und leicht zu verteidigen waren die Zugänge, oft stand die Mauer doppelt, noch ragten häufig die alten Türme über Zinnen und Thor. Dieses mittelalterliche Befestigungswerk war bei vielen der größeren Städte seit hundert Jahren verstärkt worden, Bastionen aus Feld- und Backsteinen trugen schwere Geschütze, ebenso einzelne starke Türme; oft war ein altes Schloß des Landesherrn, ein Haus des früheren Vogtes oder des Grafen, den der Kaiser gesetzt, besonders befestigt. Es waren nicht Festungen in unserem Sinne, aber sie vermochten, wenn die Mauer dick und die Bürgerschaft zuverlässig war, auch einem größeren Heere wenigstens eine Zeit lang zu widerstehen. Für solche Verteidigung wurden Erdschanzen als Außenwerke aufgeworfen und schnell durch Gräben und Pfahlwerk verbunden. Viele Plätze aber, bei weitem mehr als jetzt, waren wirkliche Festungen. Dann bestand ihre Hauptstärke schon in Außenwerken, die mit niederländischer Kunst angelegt waren. Längst hatte man erfahren, daß die Kugel der Kartaune an Steinwand und Brüstung mehr zerstörte als an Erdwällen.

In den größeren Städten wurde schon viel auf Reinlichkeit der Straßen geachtet. Sie waren gepflastert, auch ihr Fahrweg, die Pflasterung zum Wasserabfluß gewölbt, Hauptmärkte, z. B. in Leipzig, schön mit Steinen ausgesetzt. Längst war man eifrig bemüht gewesen, der Stadt sicheres und reichliches Trinkwasser zu schaffen, unter den Straßen liefen hölzerne Wasserleitungen; steinerne Wasserbehälter und fließende Brunnen, oft mit Bildsäulen verziert, standen auf Markt und Hauptstraßen. Noch gab es keine Straßenbeleuchtung; wer bei Nacht ging, mußte durch Fackel oder Laterne geleitet werden, später wurden auch die Fackeln verboten; aber an den Eckhäusern waren metallene Feuerpfannen befestigt, in denen bei nächtlichem Auflauf oder Feuersgefahr Pechkränze oder harziges Holz angebrannt wurden. Es war Sitte, bei ausbrechendem Feuer das Wasser aus den Behältern oder fließenden Brunnen in die gefährdeten Straßen laufen zu lassen. Dafür hingen an den Straßenecken Schutzbretter,

und es war Pflicht einzelner Gewerke, — in Leipzig der Gastwirte, — mit solchen Schutzbrettern das Wasser an der Brandstätte zu stauen, indem man aus ihnen und zugetragenem Dünger einen Querwall zog. Die Straßen- und Sicherheitspolizei war seit etwa sechzig Jahren sehr verbessert worden. Kurfürst August von Sachsen hatte in seinem Lande die gesamte Verwaltung mit nicht gewöhnlichem Geschick neu organisiert. Seine zahlreichen Ordnungen waren im ganzen Reiche Muster geworden, nach denen Fürsten und Städte ihr neues Leben einrichteten.

Der Hauptmarkt war am Sonntage Lieblingsaufenthalt der Männer. Dort standen nach der Predigt Bürger und Gesellen in ihrem Feststaate, plaudernd, Neuigkeiten austauschend, Geschäfte beredend. In allen Handelsstädten hatten die Kaufleute besondere Räume zu ihrem „Konvent", den man schon damals die Börse nannte. Auf dem Ratsturme durfte über der Uhr auch der Gang nicht fehlen, von dem der Türmer seine Rundschau über die Stadt hielt, wo die Stadtpfeifer mit Posaunen und Zinken bliesen.

Die Stadtgemeinde unterhielt für ihre Bürger Bier- und Weinkeller, worin die Preise des ausgeschenkten Trunkes sorglich bestimmt wurden, für die Vornehmen besondere Trinkstuben zu anmutiger Unterhaltung. In den alten Reichsstädten hatten die Patrizier wie die Zünfte häufig ihre besonderen Klubhäuser oder Stuben, und der Luxus solcher Geselligkeit war damals verhältnismäßig größer als jetzt. Auch die Gasthäuser waren zahlreich, sie werden in Leipzig als schön und herrlich eingerichtet gerühmt. Selbst die Apotheken standen unter Aufsicht, hatten besondere Ordnungen und Preise, verkauften noch viele Spezereien, Delikatessen und was sonst dem Gaumen behagte. Mehr Bedürfnis als jetzt waren die Badestuben. Auch auf dem Lande fehlte selten dem Bauernhof ein kleines Badehaus, eine Badestube war in jedem größeren Gebäude der Stadt. Die ärmeren Bürger gingen zu den Badern, welche auch einigen Chirurgendienst verrichteten. Außerdem aber unterhielten die Städte auch große öffentliche Bäder, in denen umsonst oder gegen geringe Bezahlung mit allen Bequemlichkeiten warm und kalt gebadet wurde. Dieser uralte deutsche Brauch ging durch den Krieg fast verloren; noch jetzt ist er nicht im alten Umfange wiedergefunden.

In den ansehnlichen Städten waren die Häuser der inneren Stadt um das Jahr 1618 in großer Mehrzahl aus Stein, bis drei und mehr Stock hoch, mit Ziegeln gedeckt. Die Räume des Hauses werden oft als sauber, zierlich und ansehnlich gerühmt, die Wände waren oft mit gewirkten und gestickten Teppichen, sogar von Sammet, und mit schönem, kostbarem Täfelwerk, auch anderem Zierrat geschmückt, nicht nur in den alten großen Handelsstädten, auch in solchen, die in jüngerer Kraft aufblühten. Zierlich und sorgfältig gesammelt war auch der Hausrat. Noch war das Porzellan nicht erfunden, reichliches Silbergeschirr fand sich nur an großen Fürstenhöfen und in wenigen der reichsten Kaufmannsfamilien. An dem einzelnen Stück von edlem Metall erfreute noch mehr die kunstvolle Arbeit des Goldschmieds als die Masse. Die Stelle des Silbers und Porzellans aber vertrat bei dem wohlhabenden Bürger das Zinn. In großer Menge, hellglänzend aufgestellt, war es der Stolz der Hausfrauen, daneben feine Gläser und Thongefäße aus der Fremde, oft bemalt, mit frommer oder schalkhafter Umschrift versehen. Dagegen war Kleidung und Schmuck auch der Männer weit bunter und kostbarer als jetzt. Noch war darin der Sinn des Mittelalters lebendig, eine Richtung des Gemüts, der unseren gerade entgegengesetzt, auf das äußere, das Auge fesselnde, auf stattliche Repräsentation. Und

diese Neigung wurde durch nichts so sehr erhalten als durch die entsprechenden Bemühungen der Obrigkeit, auch das äußere Aussehen des einzelnen zu regeln und jeder Bürgerklasse ihr eigenes Recht zu geben gegen Vornehme und Geringere. Die endlosen Kleiderordnungen gaben der Kleidung eine unverhältnismäßige Wichtigkeit, sie nährten mehr als etwas anderes die Eitelkeit und die Sucht, sich über seinen Stand herauszuheben. Es ist für uns ein komischer Kampf, den durch vier Jahrhunderte bis zur französischen Revolution die würdigsten Behörden gegen alle Launen und Ausschreitungen der Mode führen, und zwar stets erfolglos.

In solcher Ordnung tummelte sich ein kräftiges, arbeitsames, wohlhabendes Volk mit Selbstgefühl, eifersüchtig hielt der Bürger auf Privilegien und Ansehen seiner Stadt, gern bewies er sich unter seinen Mitbürgern reich, tüchtig und unternehmend. Noch war Handwerk und Handel in starkem Gedeihen. Zwar im Großverkehr mit dem Auslande hatte Deutschland bereits viel verloren, der Glanz der Hansa war längst verblichen, auch die großen Handelshäuser Augsburgs und Nürnbergs lebten bereits wie Erben von dem Reichtum ihrer Väter. Italiener, Franzosen, vor allem Niederländer und Engländer waren gefährliche Nebenbuhler geworden, auf der Ostsee flatterten schwedische, dänische, holländische Flaggen schon fröhlicher als die von Lübeck und den Osthäfen; der Verkehr mit den beiden Indien lief in neuen Straßen und fremden Stapelplätzen. Aber noch hatte der deutsche Heringsfang große Bedeutung, noch waren die ungeheueren Slavenländer des Ostens auch dem Landverkehr ein offener Markt. Und in dem weiten Reiche selbst blühte die Industrie, und eine weniger gewinnreiche, aber gesundere Ausfuhr der Landesprodukte hatte einen mäßigen Wohlstand allgemeiner gemacht. Die Woll- und Lederarbeiten, Leinwand, Harnische und Waffen, die zierliche Industrie Nürnbergs wurden vom Ausland eifrig begehrt. Fast jede Stadt hatte damals eine besondere Handwerksindustrie massenhaft unter Zucht und Kontrolle der Innungen entwickelt. Töpfe, Tuche, Lederarbeit, Bergbau, Metallarbeit gaben den einzelnen Orten eine besondere Physiognomie, auch kleineren einen Ruf, der weit durch das Land reichte und den Bürgern zu wohlberechtigtem Stolze half. In allen Städten aber, kaum die größten ausgenommen, hatte der Ackerbau mehr Wichtigkeit als jetzt. Nicht nur in den Vorstädten und Vorwerken des Stadtgrundes, auch in der inneren Stadt lebten viele Bürger von Ackernahrung. In kleineren Städten hatten die meisten Eigentum in der Stadtflur, die reicheren wohl auch außerhalb. Deshalb waren in den Städten viel mehr Nutz- und Spanntiere als jetzt, und die Hausfrau erfreute sich eines eigenen Kornbodens, von dem sie selbst das Brot buk und, wenn sie geschickt war, landesübliches, feines Backwerk verfertigte. Auch an dem Weinbau, der im Norden bis an das Land der Niedersachsen reichte, hatten die Städter großen Anteil; die Braugerechtigkeit galt für einen wertvollen Vorzug einzelner Häuser, fast jeder Ort braute das Bier auf eigene Art, unzählig sind die lokalen Namen des uralten Getränks, auf Kraft, süßen Weingeschmack und öligen Fluß ward viel gehalten, geschätzte Biere wurden weit versandt.

Größer als jetzt war das sinnliche Behagen im Volke, lauter und unbefangener die Fröhlichkeit. Wohl war der Luxus der Gastmähler, zumal bei Familienfesten, nach dem Range der Stadtbürger gesetzlich bestimmt, aber auch er war durch Verordnungen nicht einzuschränken. Es wurde in Gängen aufgesetzt, wie noch jetzt in England, bei jedem Gang eine Anzahl ähnlicher Gerichte. Schon wurden die Austern so weit versandt, als sie selbst die Reise vertragen wollten, zumal seit dem Eindringen der französischen Kochkunst zu feiner Sauce ver-

wandt; Kaviar war wohlbekannt, und in der Herbstmesse waren Leipziger Lerchen ein berühmtes Gericht. Noch hatte in der volkstümlichen Küche außer den indischen Gewürzen die Lieblingswürze des Mittelalters, der Safran, viel zu färben, noch wurden schön verzierte Schaugerichte hoch gepriesen, zuweilen wurden auch eßbare Speisen vergoldet aufgesetzt, und der Marzipan war an anspruchsvoller Tafel das vornehmste Konfekt.

Eifrig suchte der Bürger jede Gelegenheit, sich gesellig zu vergnügen. Fastnachtsmummereien waren auch im nördlichen Deutschland allgemein, dann schwärmten die Masken durch die Straßen, das Lieblingskostüm war Türken, Mohren, Indianer. Als im Kriege der Rat von Leipzig die Masken verbot, erschienen sie bewaffnet mit Spieß und Pistolen, und es gab Tumult mit den Stadtwächtern. Nicht weniger beliebt waren die Schlittenfahrten, zuweilen auch im Kostüm. Weit seltener als jetzt war der öffentliche Tanz, selbst bei Hochzeiten und Handwerkerfesten wurde er mißtrauisch beaufsichtigt, und mit der Abenddämmerung mußte jedes Tanzvergnügen aufhören.

Die größeren Städte hatten Rennbahnen, in denen die Patriziersöhne ritterliche Uebungen hielten und nach dem Ringe stachen, Schießhäuser und Schießgräben für Armbrust und Büchse. Große Volksfreude waren durch das ganze Land die Schützenfeste, dazu wurden Buden, Zelte und Garküchen aufgeschlagen. Auch an den Festen einzelner Zünfte nahm das Volk lebendigen Anteil, und fast jede Stadt hatte ihre eigenen Volksfeste, z. B. Erfurt ein jährliches Wettrennen für die Aermeren, dann liefen die Männer um Strümpfe, die Frauen um einen Pelz. Ein beliebtes Spiel der jungen Bürger, das leider in der Verkümmerung des nächsten Jahrhunderts fast verschwand, war das Ballspiel. Es gab eigene Ballhäuser und einen städtischen Ballmeister. Kamen vornehme Herren in die Stadt, so wurde wohl gar eine Lage Sand auf den Markt gestreut und durch Pflöcke und Schnüre dort ein Spielraum abgesteckt. Dann spielten die vornehmen Herren, und aus den Fenstern sah die Bürgerschaft fröhlich zu, wie ein junger Prinz von Hessen den Ball warf und einer von Anhalt das Beste that. Auch bei großen Jahrmärkten aber war seit mehr als hundert Jahren der Glückstopf ein beliebtes Spiel. Zuweilen unternahm ihn die Stadt selbst, in der Regel wurde einem Spekulanten die Erlaubnis gegeben. Wie das Volk sich noch immer dafür interessierte, erkennen wir daraus, daß die Stadtchroniken nicht selten Einzelheiten darüber berichten. So war 1624 in der Michaelismesse zu Leipzig ein Glückstopf von 17000 Gulden eingerichtet; der „Zettel" kostete achtzehn Pfennige. Siebzehn ledige Zettel gingen auf einen Gewinn, der höchste Gewinn betrug 350 Gulden, es waren an 300000 Nieten. Die vielen Nieten machten zuletzt die Studenten zornig, sie stürmten und zerschlugen die Glücksbude. — Auch die Schaulust des Volkes war größer als jetzt, jedenfalls aber genügsamer. Häufig waren Aufzüge und städtische Feierlichkeiten, die Komödie allerdings noch ein seltenes Vergnügen, dafür wurde den Bürgerkindern fast immer die Freude, selbst die Rollen darzustellen, denn die Banden fahrender Komödianten waren noch etwas Neues und Seltsames. Schon war die Geistlichkeit den weltlichen Stücken nicht günstig, dafür wurden geistliche Stoffe und Allegorien mit sittlicher Tendenz immer mit burlesken Scenen verziert, und groß war die Anzahl der Spieler. Auf den Jahrmärkten standen die Schaubuden häufiger als jetzt. So war auf der Leipziger Ostermesse von 1630 unter anderem zu sehen: ein Vater mit sechs Kindern, die sehr schön auf der Laute und Geige musizierten, — ein Weib, das mit den Füßen nähen, schreiben, Speise und Trank zum Munde führen konnte, ein einjähriges Kind ganz voll Haare, mit einem

Bart, — von fremden Tieren zwei Mammonetaffen, ein Meerschwein, eine Löffelgans, und wie jetzt wurden die fremden Ungeheuer durch Bilderbogen dem Volke empfohlen, dazu Seiltänzer, Feuerfresser, Taschenspieler, starke Männer, zahlreiche Bänkelsänger und Liederverkäufer.

3. Dörfer und Städte nach dem dreissigjährigen Kriege.

David Müller.

Der Bauernstand, der beim Beginne der Reformation in Süd- und Mitteldeutschland so trotzig gegen seine Bedrücker sich erhoben hatte, war zwar im Bauernkriege niedergeworfen, doch im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts wieder erstarkt, wohlhabend und kräftig geworden. Es lag im Interesse der Fürsten und Herren, ihn als den zahlenden Stand zu schonen, und ausserdem brachte der lange Friede in einem so fruchtbaren Lande wie Deutschland seinen unausbleiblichen Segen. So war der Bauer, der freilich im 16. Jahrhundert erst recht in Abhängigkeit und Leibeigenschaft geraten war, im ganzen wohlhabend, mässig unterrichtet und von der protestantischen Schul- und Kirchenzucht heilsam gelenkt. Er hatte seinen hübschen Hausrat, seine Sparpfennige in der Truhe, reichliches Vieh auf der Weide und im Stall. Es sind zwei Jahrhunderte vergangen, ehe der Kulturzustand der Dörfer die Höhe wieder gewann, die er beim Ausbruch des dreissigjährigen Krieges hatte. Der Krieg vernichtete diese ganze Blüte, denn er fiel mit seiner Hauptschwere gerade auf den Bauernstand. Die Dörfer lagen in Asche, der Viehstand ging ein, das Feld verwuchs und ward stellenweise wieder zu Wald, die Leichen blieben unbegraben, die Dorfhunde rotteten sich zusammen wie Herden Raubtiere, und zu dem Elende des Krieges kamen die unausbleiblichen Plagen des Hungers und der Pest. In der zweiten Hälfte des Krieges weigerte sich ein schwedischer General, sein Heer von Pommern nach Süddeutschland zu führen, weil durch die dazwischen liegende Oede sein Verlust grösser werden könnte, als durch die blutigste Niederlage. In einzelnen Gegenden, wie in Schlesien, Thüringen, Mecklenburg hatte der Krieg besonders grausam gehaust. Beim Friedensschlusse standen in der Grafschaft Ruppin (32 Quadratmeilen) noch vier Dörfer, in der Priegnitz (57 Quadratmeilen) war nur noch ein einziger Prediger übrig. In der Grafschaft Henneberg waren 75 Prozent der Familien, 66 Prozent der Wohnungen untergegangen. Hessen zählte an verbrannten Ortschaften 300 Dörfer, 17 Städte und 47 Schlösser, Württemberg 45 Dörfer und 8 Städte. Im Bistum Freising zählten manche Dörfer, die früher 400 Einwohner hatten, nur noch 20; manche waren ganz verödet. Noch heutzutage bezeichnen Namen von Feldmarken, einzelne übriggebliebene Gehöfte, hie und da sogar noch Kirchentrümmer die Stätten, wo einst blühende Dörfer gestanden. Von den meisten war nach dem Kriege nur noch die Kirche, und auch diese oft nur als Ruine vorhanden. Es war die fromme, ausdauernde Landgeistlichkeit, die um diese den Keim einer Gemeinde wieder versammelte, im Bunde mit der landesherrlichen Verwaltung, welche die Gemeinden nicht untergehen lassen durfte. Aber es dauerte lange, ehe die Verwilderung, die vom Heere aus auch in den Bauernstand eingedrungen war, dem ernsten, deutschen Fleisse und der altvererbten Sittigkeit wieder wich.

Aus der allgemeinen Verwüstung ragten inselartig die Städte noch hervor, aber in welchem Zustande! Auch dieser war dem der Reformationszeit nicht im entferntesten mehr gleich. Das deutsche Bürgertum, einst trotzig und gewaltsam, dann in froher Behäbigkeit, Ordnung und Freiheit lebensfroh und kunstliebend, blühte auch durch das ganze 16. Jahrhundert fort. Zahllose Luxusgesetze, vom Landesherrn oder Magistrat erlassen, mussten vorschreiben, wie viel Gäste zu Kindtaufen, Hochzeiten und

Leichenschmausen gebeten, wie viel Schüsseln gereicht, wie viel Ellen Tuch für männliche und weibliche Kleidung verschnitten, wie viel Gold- und Silberstücke von Frauen und Jungfrauen getragen werden durften. Der grosse Krieg hinterliess auch hier nur Elend. Den kleineren Städten erging es meist nicht besser als den Dörfern. Grössere, befestigtere überdauerten wohl, aber auch sie waren durch Umlagerung so oft geängstet, durch Kontributionen und Brandschatzungen so erschöpft, durch Hunger und Pest so entvölkert, dass viele Häuser und Strassen in Trümmern liegen blieben, und dass, da die städtischen Steuern fast allein auf den Grundstücken lasteten, kaum ein Eigentümer Lust hatte, wieder aufzubauen. Berlin hatte nach dem Kriege noch 6000 Einwohner, etwa den vierten Teil seiner früheren Zahl; 200 Häuserstellen lagen wüst, die Häuser selbst waren mit Stroh und Schindeln gedeckt, die ungepflasterten Strassen auf beiden Seiten mit Ställen und Zäunen verunziert. In Prenzlau waren von ehemals 787 Häusern noch 107 bewohnt und in den meisten Städten war es nicht besser bestellt. In Augsburg war die Einwohnerzahl von 80000 auf 18000 herabgesunken, Göttingen besass nach dem Kriege nur noch die Hälfte seiner Bürger, und in Northeim gab es nach dem Kriege noch 150 Bürger, von denen jedoch nur 40 Steuern zahlen konnten.

4. Max Emanuel, der Türkensieger.

Nach Karl v. Spruner.

Den glücklichen achtundzwanzig Friedensjahren des Kurfürsten Ferdinand Maria von Bayern (1651—1679) folgte eine Periode kaum unterbrochenen Waffenlärmes unter seinem Sohne Max Emanuel, der, voll brennenden Durstes nach Festesglanz und kriegerischem Ruhm, so recht ein Spiegelbild des Zeitalters Königs Ludwigs XIV. von Frankreich war.

Doch all dieses lag noch im Keime, als der junge Kurfürst nach kurzer Minderjährigkeit die Regierung selbst antrat. Im Jahre darauf erfolgte jene bedeutungsvolle Wallfahrt nach Altötting, wo Max mit dem deutschen Kaiser Leopold I. zusammentraf. Es galt, ihn von Frankreich abzuziehen, was auch durch die dem Kurfürsten eröffnete Aussicht auf des Kaisers Tochter gelang. Mit Ueberreichung eines von Diamanten strahlenden Degens weihte Leopold den künftigen Schwiegersohn vor dem Bilde der Gottesmutter gleichsam zu seinem Ritter. Nun war der junge feurige Herr voll Begeisterung und widmete Oesterreich Blut und Leben.

Schon grollten die Donner eines neuen Türkenwetters, das drohend gegen das Reich heraufzog. Der Oberfeldherr der Ungläubigen, Kara Mustapha, rückte anfangs Juli 1683 mit 200000 Mann vor Wien. Nur 23000 vermochte Kaiser Leopold zusammen zu bringen, davon warfen sich 10000 unter dem Helden, dem österreichischen Feldzeugmeister Ernst Rüdiger Graf von Starhemberg, in die Stadt; der Kaiser und sein Hof flohen, vom Reste der Truppen begleitet, nach Linz, selbst nach Passau herauf. Bleicher Schrecken erfüllte das ganze Reich; von allen Türmen wimmerten mittags die Türkenglocken. Max Emanuel war der erste mit bereiter Hilfe. Schon Ende Juli wurden 13000 Bayern in Vilshofen eingeschifft; Polen, Sachsen und Brandenburger folgten. Von Cadix und Lissabon bis Moskau beteiligte sich der kampflustige Adel an diesem neuen Kreuzzuge. So vermochten sich den 11. September am Fuße des Kalenberges an 80000 Mann zum Entsatze der hartbedrängten, aber herrlich verteidigten Stadt zu ordnen. Am 12. geschah der Angriff. Max Emanuel, als Knabe bereits Meister in allen ritterlichen Uebungen, zeigte schon hier den ungestümen Kampfesmut und sicheren militärischen Blick, die ihn später so sehr

auszeichneten. Der Sieg krönte die christlichen Fahnen; das ganze Lager, 50000 Zelte mit allen den unermeßlichen Schätzen wurden erobert; 30000 Feinde waren gefallen, der Rest floh in wilder Unordnung nach Ungarn hinab.[1]) Bei der großen Parade des christlichen Heeres vor den Thoren Wiens rief der bayerische Kurfürst in überwallender Siegesfreudigkeit dem Kaiser zu: „Den Degen, den Eure Majestät mir geschenkt, habe ich zuerst zur Verteidigung des Christentums gezogen; ewig soll er Eurer Majestät geweiht bleiben.“ Mit Entblößung des Hauptes und einem freundlichen Blick dankte der Kaiser. Was im Schoße der Zukunft lag und wie sehr die verschlungenen Wege der Politik jene Worte Lügen strafen sollten, ahnten damals beide Fürsten nicht.

Bis in das Spätjahr blieb der Kurfürst beim Heere in Ungarn und kehrte erst am 27. Oktober von seinem ersten glorreichen Türkenzuge nach München zurück.

Im nächsten Jahre wohnte er der erfolglosen ersten Belagerung Ofens bei (11. September bis 1. November 1684).

Am 11. Juli 1685 wurde Max Emanuel die Hand der ältesten und Lieblingstochter Leopolds, der erst sechzehnjährigen Maria Antonia zu teil; während der Hochzeitsfeier paradierte das eben durch Wien nach Ungarn marschierende Leib-Regiment des Kurfürsten (heute das 10., und der Stammabteilung nach auch das 1. Infanterie-Regiment). Nach wenigen Wochen riß er sich aus den Armen seiner jungen Gemahlin, um abermals dem Heere zu folgen, an dessen Spitze er Gran entsetzen und Neuhäusel erobern half (16. und 19. August). Erst am 9. Oktober führte er Antonia feierlich in die neue Heimat ein. Prachtvolle Feste empfingen die Kurfürstin in München. Eine große italienische Oper, Ballette, in denen nach damaliger Hofsitte die ersten Damen und Kavaliere tanzten, Turniere und Kampfspiele, bei welchen sich auch der ausgezeichnete Feldherr Markgraf Ludwig Wilhelm I. von Baden-Baden beteiligte, wechselten miteinander.

Das folgende Jahr 1686 sah Max Emanuel abermals mit frischen Truppen im Felde, und seine erste selbständige Waffenthat war die Erstürmung von Ofen.

Nach einhundert und fünfundvierzigjähriger Knechtschaft sollte endlich die Stadt bei ihrer zweiten Belagerung vom Joche der Türken befreit werden. Das Kommando des Heeres wurde zwischen dem vielerfahrenen und siegberühmten Herzog Karl von Lothringen und dem feurigen, ruhmdürstenden Schwiegersohn des Kaisers geteilt. Ersterer hatte neben den Ungarn die Brandenburger, Schwaben und Franken, letzterer 8000 Bayern, ebensoviele Kaiserliche und 5000 Sachsen unter seinem Kommando. Am 18. Juni stand die gesamte Heeresmacht vor der starkbefestigten Stadt, in welcher ein erprobter Held, Vezier[2]) Abderrahman, über 16000 Streiter gebot. Das christliche Heer war von dem berühmten Kapuzinerprediger Maurus von Aviano begleitet, der dessen Mut durch gottbegeisterte Predigten immer neu entflammte. In demselben dienten drei wittelsbachische Prinzen aus den pfälzischen Haupt- und Nebenlinien: Ludwig Anton, Hoch- und Deutschmeister des Deutschritterordens sowie Administrator des Hochmeistertums in Preußen, der sechsundzwanzigjährige Sohn des ersten Kurfürsten von der Neuburger-Linie; dessen noch jüngerer Bruder Karl Philipp, damals Malteserritter, später (1716—1742) der letzte Kurfürst der-

[1]) Eine hübsche Sage dichtet: „Der Kurfürst ließ seine Armee dreimal immer in anderer Montur um die Stadt marschieren, so daß die Feinde glaubten, er sei wenigstens dreimal so stark, worauf er sie „klopfte.““

[2]) Staatsrat oder Minister des türkischen Kaisers.

selben Linie; dann Karl Georg von Veldenz, der ebenfalls sechsundzwanzigjährige Sohn des Pfalzgrafen Leopold Ludwig, welcher hier seinen Tod fand.

Bald waren die Türken in die obere Stadt getrieben, diese aber verteidigten sie mit der größten Hartnäckigkeit. In dem furchtbaren Sturme des 13. Juli, in dem die vor ihnen aufspringenden Minen, die hinter ihnen in den Graben geworfenen, platzenden Pulversäcke die vorwärts Dringenden nicht aufzuhalten vermochten, in dem Freiwillige der edelsten Geschlechter des christlichen Europa, Spanier, Engländer, Franzosen und Italiener fochten, hatten die Sturmkolonnen bereits die zweite Mauer erstiegen, als diese unter der ungeheueren Last zusammenbrach. Viele dieser Braven, unter ihnen Pfalzgraf Karl Georg und mit demselben 1400 Streiter, wurden unter den Trümmern begraben. Die bald darauf gelungene Sprengung des Pulverturmes, welche 1500 Menschenleben kostete, vermochte nicht des Veziers Standhaftigkeit zu erschüttern.

Ein zweiter Sturm in der fünften Abendstunde des 27. Juli ward von 12000 Mann unter Führung Max Emanuels, des Prinzen Eugen von Savoyen und Ludwigs von Baden, die sich gegenseitig das Wort gegeben, als „gute Kameraden" nicht von einander zu weichen, auf die Rondelle[1]) unternommen. Schon wollten sich einzelne Reihen der Ungarn zur Flucht wenden. Da führt Aviano mit hochgehaltenem Kruzifix sie wieder in den Kampf. Die ersten Wälle sind erstiegen, die Sieger winken triumphierend den nachrückenden Kolonnen. Nun krachen mit einemmale neue feindliche Minen auf. Der Kurfürst, einer der ersten, zu Boden geworfen und halb verschüttet, rafft sich augenblicklich empor. Wieder dringt er an der Spitze der Seinen voran durch Rauch und Flammen, durch die bald rechts bald links auffliegenden Minen, bis endlich nach dreizehnstündiger Blutarbeit, deren Schrecken der nächtliche Kampf noch erhöht, die emporsteigende Morgensonne das siegreiche Christenbanner auf der äußeren Hauptmauer begrüßt. Diese wird behauptet, ihre Eroberung aber hatte dem Heere 2900 Mann, darunter allein 800 Bayern, gekostet.

Nun ward bekannt, daß der Großvezier[2]) mit 60000 Streitern zum Entsatze heranrücke. Mit erneutem Eifer wüteten Geschütze und Minen gegen die zweite Mauer. Ein wiederholter Sturm der Bayern am 30. August ward abgeschlagen; Oberst Rummel und 400 Mann sind dessen Opfer.

Endlich wurde für den 2. September der Hauptsturm anberaumt. Um 6 Uhr abends gaben sechs Kanonenschüsse das Zeichen. Von allen Seiten wälzten sich gleich ungeheuern ehernen Schlangen die Angriffskolonnen heran, von allen Seiten schmetterten die Trompeten, wirbelten die Trommeln zum Vorrücken. Nun vermochte kein fernerer Widerstand mehr die durch den langen Kampf und die schweren Verluste wütend gemachten Christen zurückzuhalten. Wälle, Schanzen, Brustwehren wurden überstiegen, Palissaden und Sturmpfähle gesprengt und niedergehauen; nebst dem Ungarnführer Petnehazy ist Max Emanuel einer der ersten über der Mauer, einer der ersten in der Hauptstraße der eroberten Stadt. Von allen Seiten fluten nun die Christen herein, kämpfend, mordend. Vergebens suchen die Führer dem allgemeinen Rachegemetzel ihrer Leute Einhalt zu thun. Noch stehen die Janitscharen,[3]) in ihrer Mitte der Vezier. Als ihn, der schon mehrfach verwundet, eine Kugel tot zu Boden

[1]) Große, halbkreisförmig über die Festungsmauer vorspringende Türme.
[2]) Oberminister, der oberste Staatsbeamte im türkischen Reich.
[3]) Der Kern des türkischen Fußvolkes, eine eigentliche Kriegerkaste, die 1329 errichtet und 1826 aufgehoben wurde.

streckt, endet hier jeder Widerstand. Noch hält sich das Schloß. Auch dieses ersteigt, vom Herzog von Croy[1]) unterstützt, der Kurfürst mit seinen Bayern. Die Türken werfen ihre Waffen weg und werden verschont.

Als der Großvezier von einer nahen Höhe aus alles verloren und die Christenfahne auf dem höchsten Bollwerk ihre majestätischen Schwingen entfalten sah, wandte er sich eilends zum Rückzug. 6000 Reiter, Brandenburger, Bayern und Ungarn, wurden ihm nachgeschickt. Sie brachen in die Flanken seiner angsterfüllten Haufen und zersprengten sein bedeutendes Heer so, daß er nur einzelne Trümmer desselben zurückzuführen vermochte.

In der neugeweihten Marienkirche brachte Aviano dem Herrn das Dankopfer des gesamten Heeres für die Wiedereroberung der Hauptstadt Ungarns, welche fünf Menschenalter hindurch unter dem Halbmond geseufzt.[2])

Sieg auf Sieg folgte fortan Max Emanuels Fahnen. Der Heldenjüngling war der gefürchtetste Gegner der wilden Osmanen[3]) geworden, die vor ihm wie bald darauf vor seinem schwedischen Vetter König Karl XII. aus der wittelsbachischen Nebenlinie Pfalz-Zweibrücken-Kleeburg zitterten, und wo er erschien, unter dem Gebrülle: „der blaue König, der blaue König“, vor dem Blitzen seines schneidigen Degens die Flucht ergriffen.

Mit wechselndem Glück begann der Krieg des siebenundachtziger Jahres, bis es endlich am Montag nach Laurentiustag (12. August) zu der entscheidenden Schlacht bei Mohacs kam. Sie begann nachmittags 3 Uhr an demselben Orte, in demselben Monat, wo vor einhunderteinundsechzig Jahren, nur siebzehn Tage später, König Ludwig II. von Ungarn, der letzte aus der polnischen Fürstenfamilie der Jagellonen, Sieg und Leben verlor, worauf dann der große Sultan Soliman II. (1520—1566) fast ganz Ungarn unter sein Joch beugte. Herzog Karl von Lothringen und der bayerische Kurfürst befehligten das Heer. Von beiden Seiten wurde auch hier mit gleicher Ausdauer, mit gleicher Hartnäckigkeit gefochten, und erst die untergehende Sonne des langen Sommertages beschien die vollständige Niederlage, welche deutsche Kriegskunst über die anfangs unbezwingliche Wut der Moslemin[4]) errang. Ludwig von Baden, der erst vierundzwanzigjährige Eugen von Savoyen, der tapfere kaiserliche Feldmarschall Anton Carafa wetteiferten in Aufreibung der Spahis[5]) und Janitscharen. Dem Kurfürsten, welcher wie gewöhnlich an der Spitze der Seinen kämpfte, deren diesmal 15000 im Heere des Kaisers stritten, waren Hut und Kleider von Kugeln zerfetzt worden, und ein Schuß tötete ihm das Pferd unter dem Leibe, als er eben auf des Großveziers Zelt heransprengte. 20000 Türken lagen auf dem Schlachtfelde als Sühnopfer für die 22000 Ungarn, welche in der erwähnten unglücklichen Schlacht vergebens für die Freiheit ihres Vaterlandes das Leben hingegeben. Die Christen hatten kaum 1000 Mann verloren und blieben Herren des feindlichen Lagers mit einer Beute von mehr denn fünf Millionen Thalern.

---

[1]) Eine alte, französische Adelsfamilie, die gegenwärtig in Deutschland, Frankreich und den Niederlanden blüht.

[2]) Die Erstürmung Ofens ist auf einem Wandgemälde des bayerischen Nationalmuseums dargestellt und zeigt ein getreues Porträt des Kurfürsten.

[3]) So nennen sich auch die Türken nach ihrem ersten Sultan Osman, der sich im Jahre 1300 diesen Titel beilegte.

[4]) Moslem, in der Mehrzahl Moslemin, verdorben in Muselmänner, sind die Rechtgläubigen, oder Gläubigen an Muhammeds Lehre, Muhammedaner.

[5]) Damals die von den Kriegerlehen zu stellenden Reiter, welche den Kern der Reiterei im türkischen Heere bildeten.

Den strahlendsten Ruhm jedoch erwarb sich der Kurfürst im folgenden Jahre durch die Erstürmung von Belgrad.[1] Diese starke Festung, der Schlüssel Ungarns, beherrscht den Hauptübergang über die an ihren Wällen wohl eine Stunde breit majestätisch dahin flutende Donau. Waren auch die meisten übrigen Festen Ungarns gefallen, ehe sie nicht in der Gewalt der Christen, stund den Ungläubigen stets die Pforte des reichen Landes offen. Und diesen höchsten Preis des sechsjährigen Kreuzzuges errang Max Emanuel an der Spitze des 53000 Mann starken Reichsheeres. Ihm war nämlich nach Karl von Lothringens Erkrankung der Oberbefehl über die kaiserlichen, bayerischen und sämtlichen Reichstruppen übertragen.

Nachdem die Save unter unsäglichen Anstrengungen überschritten, rückte der Kurfürst am 11. August vor die Stadt, welche, verlassen von den meisten Bewohnern, 9000 Verteidiger einschloß. Am 29. waren alle Batterien fertig, und es begann das Feuer. Prinz Eugen gewann nach vier Tagen im hitzigsten Gefecht den äußeren Grabenrand, war aber dabei schwer verwundet worden und hatte so für diese Ernte seinen Lorbeer weg. Am 9. September morgens um 9 Uhr begann von fünf Seiten der Hauptsturm. Emanuel, d. h. „Gott mit uns", war die Losung. Mit Heldenmut wurde gekämpft. Ein Scharffenberg, ein Fürstenberg und ein Auersberg fallen auf derselben Bresche, einer an des anderen Platz tretend. Dieser und so vieler anderer Tapferer Tod entflammte die Wut der Stürmenden. Nichts achtend, ohne Zuruf, ohne Aufmunterung, von brennender Rache getrieben, stürzten sie vorwärts und sind endlich im Besitze der ersten Mauer. Da starrt ihnen eine zweite, höhere, von Graben und Wall umgebene, mit Sturmpfählen geschützte, und hinter derselben zahlreiches, zum Verzweiflungskampfe entschlossenes Volk entgegen. Schauder vor der unvermeidlichen Notwendigkeit, eine Anstrengung zu steigern, die kaum mehr der Steigerung fähig, hemmt ihren Fuß. Sie stocken. Aber nur einen Augenblick überläßt sie der „blaue König" der Wahl zwischen Sieg und Tod. Er springt unter dem lauten Ruf: „Brüder, Brüder, nur mir nach!" der erste in den Graben, ihm folgt als der nächste Graf Guido v. Starhemberg, österreichischer Feldmarschall-Lieutenant. Ein Pfeilschuß verwundet dem Kurfürsten Wange und Schulter, das hält ihn nicht auf; rastlos vorwärts, jedes Hindernis verachtend, dringt er an der Spitze der Tapferen, die ihm gefolgt.[2] Da fehlen die Sturmleitern, um den fast senkrecht geböschten Graben, die steile Mauer zu erklimmen. Neue Stockung. Zu allem Glücke erblicken die Soldaten ein jener Mauer angebautes Haus, in dem sonst Hirsche gefüttert wurden. Rasch war es abgedeckt, das Gebälke führt auf die Höhe, andere kriechen durch die Schießscharten. Oberst Pechmann, der Führer des bayerischen Leib-Regiments, ist der erste auf der Mauer; dafür setzt ihm Kaiser Leopold die heilige Krone Ungarns in sein Wappenschild.

Gleich tapfer hatten an der Spitze der anderen Kolonnen Prinz Karl von Commercy und der erfahrene Bussy de Rabutin, sowie der kaiserliche Oberst Heusler mit seinen Dragonern gestritten. Ihre Heerhaufen strömten endlich durch die mit Petarden[3]) gesprengten Thore in die Straßen der Stadt, in

---

[1]) Auch diese glänzende bayerische Waffenthat ist unter den Wandbildern des Nationalmuseums zu finden, desgleichen unter jenen der Arkaden des königlichen Hofgartens zu München.

[2]) In diesem Augenblick mutigsten persönlichen Eingreifens stellt uns den Kurfürsten dessen Erzstatue auf dem Promenadeplatze zu München dar.

[3]) Ein glockenförmiges, mit Pulver gefülltes Gefäß nebst Stoßbrett, das, an eine Pforte gehängt oder gestemmt, minenartig wirkt.

denen jetzt ein gräßliches Blutbad beginnt. Bewaffnete und Wehrlose verfallen dem Racheschwert der Sieger, und von 13000 Häuptern konnten die Feldherren trotz aller Verbote, Drohungen, Bitten und persönlicher Anstrengung kaum 1000 retten. Von der Besatzung blieben nur 250 am Leben, unter ihnen der Pascha[1]) Ibrahim und der Janitscharen-Aga.[2]) Sie waren sämtlich in die Citadelle geflohen, in welcher die christlichen Sklaven lagen. Hier steckten sie weiße Fahnen aus, stellten jene in drei Reihen und flehten, hinter ihnen knieend, um ihr Leben. Es ward ihnen geschenkt. Der Pascha warf sich hierauf dem Kurfürsten dankend zu Füßen und bat, daß er ihm mit dem Leben auch die Gnade gewähren möge, ihn keinem Ungar oder Walachen, sondern einem Deutschen als Sklaven zu überlassen. Der sprach: „Wir Deutsche sind nicht gewohnt, unsere Gefangenen so tyrannisch zu behandeln wie ihr Türken. Obgleich Du dasselbe Los verdientest, will ich doch Deine Bitte gewähren und sende Dich an den Kaiser selbst zu ehrenvoller Haft.“

Nun das Schwerste gethan, verließ Max Emanuel den Kampfplatz. Er hatte dem Kaiserhause in sechs Türkenfeldzügen das Leben von 32000 Bayern und an dreißig Millionen geopfert, jedoch nichts weiter erhalten als einige Fahnen und Gezelte und ein paar hundert Gefangene, welche in München den noch heute nach ihnen benannten Graben ausheben mußten.[3]) Von all dem Glanze, der des Vaters wohlgefüllten Schatz verschlungen und die Steuern im Lande verdoppelt hatte, blieb diesem nichts als der von den ausgezeichnetsten Künstlern ihrer Zeit gemalte herrliche Viktoriensaal in dem jetzt verödeten Schleißheim,[4]) der Gegenwart aber — die stolze militärische Erinnerung. An dieser werden die bayerischen Soldaten jederzeit um so mehr festhalten, als mit jenen ruhmvollen Kämpfen die Geschichte der ältesten Regimenter des bayerischen Heeres innig zusammenhängt, deren mehrere am 29. Juni 1882 ihre zweihundertjährige Gedächtnisfeier erhebend begehen konnten; ja, von der thatenreichen, etwa achtzig Jahre umfassenden Vorgeschichte einheimischer Heeresabteilungen abgesehen, bilden jene Türkenkriege, gleichwie die früheren von 1661—1664 und 1669, gewissermaßen den Beginn der heutigen königlich bayerischen Armee überhaupt.

5. Vor Wien.

Hermann v. Scharff von Scharffenstein.

In Wien ist großer Schrecken, die Türken kommen heran;
vor der Stadt sind sie gelagert, so weit man sehen kann.

Und wo sie vorüberzogen, da kündet sie Mord und Brand;
es sprühen die Feuerwogen weitum im flachen Land!

---

[1]) Auch Bassa oder Padischa, ein türkischer Statthalter, vornehmer Kriegsbefehlshaber oder Heerführer.

[2]) Janitscharen-Hauptmann oder -Führer.

[3]) Sie, gleich den Soldaten menagierend, kamen einmal weinend zum Kurfürsten und klagten, daß man sie wie Tiere behandle und zwingen wolle, Gras zu fressen. Man hatte ihnen Salat vorgesetzt.

[4]) Der greise König Ludwig I. ließ das Schloß teilweise wieder neu erstehen, während dessen Enkel König Ludwig II. dem Garten seine frühere Pracht verlieh, zunächst durch Erneuerung der reizenden Blumenparterre. Gleichwohl scheinen die Tage von Schleißheims einstigem Glanze für immer dahin zu sein. Für kunstverständige Soldaten sind dort übrigens an den Wandgemälden der Säle wie in der Bildergalerie selbst die belehrendsten Aufschlüsse über Bewaffnung, Ausrüstung, Uniformierung u. s. w. des bayerischen Heeres unter Max Emanuel zu erholen.

In der Stadt, da fehlt das Essen, und drin ist große Not:
„Und wenn wir uns übergeben, so ist es unser Tod.“

Doch sieh, was stürmt so plötzlich von Mitternacht daher?
Und was bricht aus den Bergen von Stahl und Eisen schwer?

Sobiesky, der Polenkönig, zieht mit seiner Macht heran,
und Kurfürst Max Emanuel führt seine Bayern an.

Der König ordnet die Seinen und neckt in dem Rücken den Feind,
indes der tapfere Kurfürst mit dreifacher Macht erscheint.

Zuerst in Blau gekleidet ziehn seine Regimenter vorbei,
und kehren mit Rot verbrämet, alsdann bald wieder aufs neu.

Zuletzt in grünen Röcken kommt wieder die ganze Schar,
da meint der Türk, daß alles dies neue Truppe war.

Der König und Kurfürst verlieren nicht lange die kostbare Zeit;
die Türken, nach kurzem Gefechte, sind bald zum Weichen bereit.

Der „blaue König“ aus Bayern mit scheinbar dreifacher Macht,
der hat mit König Sobiesky sie bald zum Abzug gebracht.

Sie beide haben entsetzet die stolze Kaiserstätt',
die ohne Polen und Bayern ihr Ende gesehen hätt'.

Und als der Vezier vernommen, daß Bayerns Macht so klein,
da sprach er: „Der blaue König muß groß wie Muhamed sein;

Er hat, bevor er begonnen vor Wien auf uns die Schlacht,
aus einem blauweißen Eie drei große buntfarb'ne gemacht.“

6. Belgrads Erstürmung (1688).

Aus Ernst Anton Quitzmanns „Volksliedern“.

Was schmettern die Trompeten für freud'gen Heldensang?
Was wirbeln denn die Trommeln für hellen Schlachtenklang?
„Da zieht mit seinen Mannen Kurfürst Emanuel aus,
der will den Türken bannen zum Christenland hinaus!“

Zahllos wie Meereswogen — wie Persiens Steppensand,
kam er heraufgezogen ins schöne Christenland.
Das Kreuz wollt' er zertrümmern, vernichten die Christenheit;
auf Erden sollte schimmern der Halbmond weit und breit.

Die deutschen Lande waren von ihm zuerst bedroht:
und Wien vor seinen Scharen geriet in große Not.
Wie Helden standen die Bürger, von seiner Wut umtos't,
da rückten gegen die Würger die Deutschen zu ihrem Trost.

Die Christen alle brannten von heil'gem Todesmut:
zwölf tausend Bayern standen vor allen stark und gut.
Wohl in den ersten Reihen sie führten den heißen Streit,
der Deutschland sollt befreien und retten die Christenheit.

Zwiefach war überlegen den Christen die Türkenmacht,
da stärkte Gottes Segen die Seinen zur Rettungsschlacht.
Die trunk'nen Heiden erlagen vor deutscher Tapferkeit.
Viel tausend wurden erschlagen. So hat man Wien befreit.

Dann ging's in hellen Haufen hinab den Donaustrand;
sie mußten mit Blut erkaufen das ganze Ungarland,
Und überall standen Bayern dem Christenheere voran,
wann Deutschland einen teuern Sieg über Türken gewann.

Sie stürmten mit kaltem Blute Neuhäusel, Ofen, Pesth —
kein Fels war ihrem Mute zu steil, kein Ort zu fest.
Sie schlugen die Türkenhorden bei Mohacs schwer aufs Haupt,
da ward der hohen Pforte das größte Heer zerstaubt.

Dem Türken ward entrissen das ganze Ungarland,
fünf Jahre so verfließen ob seinem Widerstand.
Nur Belgrad mußte bleiben von seinen Scharen umstrickt;
da ist, ihn zu vertreiben, Emanuel angerückt.

Wohlauf ihr grimmen Tiger, wenn eure Wut euch frommt!
Es naht der Türkensieger; der „blaue König" kommt.
Es naht der Christenrächer mit seiner Bayern Kern,
es kommt der Mondenbrecher, der führt das Schwert des Herrn.

Es sammeln die Christenstreiter gar freudig sich um ihn
und thaten siegesheiter vor Belgrads Wälle ziehn.
Sie nahmen die Außenwerke alsbald mit Sturmeshand
und haben des Feindes Stärke in den Kreis der Stadt gebannt.

Drauf thaten sie beschießen die Mauern Tag und Nacht
und nicht vom Feuer ließen, bis sie zwo Breschen gemacht.
Da ward der Sturm beschlossen für die nächste Tageszeit:
wo Sau und Donau flossen, begann zum Schein der Streit.

Dann donnerten sieben Schüsse das Zeichen zum Sturmeslauf
und in dem Mauerrisse die Bayern klommen hinauf.
Die Türken von oben thaten verzweifelt Gegenwehr,
und Kugeln und Granaten zerrissen das Sturmesheer.

Die Bayern, trotz den Stücken, beflügeln ihren Lauf,
da that aus Mauerlücken die Hölle den Rachen auf;
Pechströms' und Schwefel schossen herunter — ein Flammenmeer,
und haben übergossen mit Glut das deutsche Heer.

Und kühner, immer kühner die Bayern drangen hinan,
doch dünner, immer dünner die Schar zu werden begann;
Die besten Helden sanken im blut'gen Waffenwerk:
Graf Scharffenberg ohn' Wanken, Steinau und Fürstenberg.

Die Bayern unerschrocken, jedoch der Führer beraubt,
im Angriff mußten stocken, schon hob der Türk das Haupt;
da trat an ihre Spitze der Kurfürst wohlgemut
und drang in Kampfes Hitze voran mit kaltem Blut.

Er führt die Streitgenossen gerad' die Bresch' hinan;
ein Hagel von Geschossen begrüßt den tapfern Mann,
es fielen zu beiden Seiten die Mannlichsten um ihn,
er that die Mauer beschreiten, als wollt' er zum Feste ziehn.

Die Schulter traf 'ne Lanze, am Auge saß ein Pfeil,
daß er vom Kriegestanze an Ehren trüg' sein Teil.
Und als sie sahen träufen des teuern Helden Blut,
die Bayern thät ergreifen erst rechte grimme Wut.

Es stürmt hinauf wie Wetter, es würgt mit Kolb' und Schwert,
der Türk erhob ein Zeter und hat sich wütend gewehrt.
Da war die Bresche genommen, die Heiden fraß der Stahl,
nicht einer ist entkommen dem blut'gen Totenmahl.

Die Mauer war erstiegen, doch nicht der Kampf zu End:
'ne zweite sah man liegen, durch breiten Graben getrennt;
der war vielfach durchzogen von Pfählen kreuz und quer,
und von der Mauer flogen Kartätschen drüber her.

Schon wurden alle stutzig ob solchem Widerstand,
die Mauer schien so trutzig, daß alle Hoffnung schwand.
Doch Max winkt mit dem Degen zum Graben: „Bayern, mir nach!"
So sprang der Held verwegen hinab vom Mauerdach.

Der Hochbegeistrung Feuer durchzuckte jedes Herz —
da dacht kein einz'ger Bayer an Wunden und Todesschmerz;
es stürzten im Augenblicke fünf Regimenter hinab
und rissen die Pfähl' in Stücke, als thät's ein Zauberstab.

Sturmläufer sah man decken im Nu die Mauerwand,
da griff ein Todesschrecken die Türken mit eis'ger Hand:
sie warfen weg die Waffen und rannten heulend davon,
eh' noch die Bayern sie trafen, schon waren all' entfloh'n.

Nun drangen aller Seiten die Christen in Belgrad ein,
erschlugen und zerstreuten die Türken groß und klein.
Zwo Stunden währt das Morden, rings scholl Geächz' und Geschrei:
so ist erlöset worden Belgrad aus Sklaverei.

Die Türken im Schlosse steckten die weiße Fahn' auf den Turm,
die wütenden Krieger legten schon Leitern an zum Sturm.
So ward Belgrad bezwungen sechzehnhundert achtzig und acht,
das Ungarland errungen, gebrochen der Pforte Macht.

Und als, zu bitten um Frieden, die türk'sche Botenschar,
vor Emanuel's Thron beschieden, ward seine Jugend gewahr,
da fühlten sie sich nicht wenig gekränkt in ihrer Art:
„Es hab' der blaue König nicht einmal einen Bart."

7. Der Schmiedbaltess von Kogel.

Nach Johann Sepp und Eduard Fentsch.

Zu Waakirchen (einst Wachering) zwischen Tölz und Gmund am nördlichen Ende des Tegernsees ruhte auf einem vereinzelten Anwesen, dem Chrysamgütel, früher der Name „zum Schmied am Kogel"; doch ist heute kein Geschäft mehr auf dem Hause. Vergessen aber ist es nicht und wird es auch nicht, dass da einmal der baumstarke Schmiedbaltess regierte, der unter Kurfürst Max Emanuel im Türkenkrieg sich so hervorthat und überhaupt kräftiger dareinschlug, als irgend einer in der ganzen Armee. Gleichwie er ein Hufeisen ohne jedes Werkzeug mitten abbiegen konnte, so erprobte er eben auch seine Stärke am Feinde als Flügelmann unter den Grenadieren.

Ueberdies ist der Kogel- oder fälschlich Kochelschmied für Altbayern eine halb sagenhafte Person, etwa wie für die Urkantone der Schweiz Wilhelm Tell. Denn hat der Baltess auch wirklich gelebt, wie wir bald hören werden, so hat seine Gestalt doch einen märchenhaften Hintergrund. So erzählt der Volksmund: Ein Edelmann aus Ungarn hatte ein Staatsross, das sich von niemand beschlagen lassen wollte. Der hörte von dem Schmied

in der bayerischen Armee, welcher das stärkste Tier ganz allein bewältigen könne; und richtig, der Baltess bezwang auch das Pferd des Magnaten.[1]) Nach einer anderen Ueberlieferung wäre der Magyar erst als kaiserlicher Major auf einem späteren Feldzug nach Bayern gekommen und aus Vorliebe zu seinem Tiere, da er von dem riesigen Schmied hörte, eigens zugekehrt, anzufragen, ob dieser sich getraue, seinen unbändigen Schimmel zu beschlagen. „Das wollen wir bald haben", sagte der Baltess, machte die Eisen glühend, fasste das prächtige Tier beim Zügel, gab ihm einen Handschlag an den Backen, dass es zu zittern anfing und allen Mut verlor. Alsdann schob er den Schimmel in die Schmiedbrücke und beschlug ihn. Zum Danke verehrte jener ihm vier silberne Hufeisen.

Wie der Baltess selbst, so haben sich auch dessen nähere und fernere Landsleute in den Kriegen ihrer Zeit bemerkbar gemacht, ja es ist den „Kriegsthaten der Isarwinkler" sogar ein eigenes Buch gewidmet worden. Besonders in den Türkenkämpfen von dem Tage an, als Max Emanuel, ein würdiger Enkel des grossen Kurfürsten Maximilian I. (1597 resp 1623 bis 1651), im Verein mit dem Polenkönig Sobiesky Wien von den Ungläubigen entsetzte (12. September 1683), bis zu der Erstürmung der Festung Belgrad (6. September 1688), hören wir von den bayerischen Oberländern. Am 6. September 1686 zogen 90 Flossleute aus dem Isarwinkel, und zwar 35 vom Markte Tölz, 55 von der Bauernschaft, welche der vaterländischen Armee gegen die Türken Proviant, Bier und Kriegsbedarf zugeführt hatten, mit Max Emanuel in die eroberte Festung Ofen ein. Auch ein Paar Brüder aus Paehl bei Weilheim machten diesen Krieg mit und brachten eine türkische Gefangene nach Hause. Dort liess sie sich taufen, das Anwesen aber, worin sie noch lange lebte, heisst bis heute „zum Türken", wie „der Türk" im Grün bei Tegernsee und „der Türk" bei Marzoll unfern Berchtesgaden sich von jener Veranlassung herschreiben. Später finden wir Johann Hölbling, von armen Eltern zu Bichel bei Benediktbeuern stammend, der sich vom einfachen Maurer bis zum kaiserlichen Festungsbaumeister in Ofen emporschwang, und nachdem Prinz Eugenius der edle Ritter, Belgrad eingenommen (18. August 1717), auch die dortigen Hauptwerke verstärkte.

Inzwischen war aber in Bayern eine grosse politische Veränderung vor sich gegangen, der Kurfürst hatte sich von König Ludwig XIV. von Frankreich gewinnen lassen und seine Partei gegen den deutschen Kaiser genommen. Im Felde geschlagen, floh er ausser Landes; da standen die Bauern auf, um die Oesterreicher zu vertreiben und die Hauptstadt für ihren angestammten Fürsten zurück zu erobern. Einsichtige Zeitgenossen, aber nicht etwa bloss aus der Adelspartei, wie manchmal gesagt wird, sahen die fruchtlose Hinopferung voraus und waren mit dem Auszuge des Landvolks nicht ganz einverstanden, mindestens nicht mit der Art und Weise seiner Erhebung. Da jedoch die kommenden Tage den Opfermut der braven Bauern gebührend verherrlichten, so wurden gegenteilige Aufzeichnungen über die sogenannte Sendlingerschlacht, bezeichnender vielleicht „die blutigen Weihnachten 1705" geheissen, nicht bloss unterdrückt, sondern, wie es scheint, geradezu vernichtet, und kommen trotz alles Suchens wohl nie mehr zum Vorschein. Später sind sogar eigene Staatsverträge zwischen Bayern und Oesterreich zu dem Zwecke geschlossen worden, die trüben Ereignisse von 1704 bis 1717 und 1742 bis 1745 behufs allmählicher Milderung der vorhandenen Bitterkeit in Vergessenheit zu bringen. So geschah es denn, dass wir über die Begebenheiten zu Ausgang des Jahres 1705 meist nur einseitig unterrichtet sind — sonst wüssten

[1]) Ein vornehmer Reichsbeamter und Altadeliger in Ungarn und Polen.

wir wohl auch vom „Schmied von Kogel“ urkundlicher zu erzählen. Indessen genügt das, was uns bekannt, seine Persönlichkeit geschichtlich festzustellen.

Der Bauernkrieg brach los, das Volk des Bayer-Oberlandes zog gegen Norden, allen voran der Schmiedbaltess. Als ob vom Heimgarten, Scharfreiter und Wendelstein sich Lawinen entladen sollten, so stürzten die Scharen, die männliche Wehre erhoben, aus dem Loisach-, Isar- und Mangfallthal gegen die Hauptstadt, sie den Händen des Feindes zu entreissen. Am Weihnachtstage 1705 haben die Isarwinkler und ihre braven Nachbarn mit ihrem Herzblut ein merkwürdiges Blatt von der Treue des bayerischen Volkes im Buch der vaterländischen Geschichte beschrieben. Die heldenmütigen, wenn auch vergeblichen Anstrengungen der ihrem Fürsten so anhänglichen Bauern von Benediktbeuern, Tölz, Kochel, der Jachenau u. s. w. dürfen nie in Vergessenheit geraten. Beim Sturm auf München war es der Schmiedbaltess, der mit seiner Riesenkraft das Thor am roten Turm[1]) aufriss, in der Schlacht selber aber mit einer Wagendeichsel um sich schlug, bis er der Uebermacht erlag und den tötlichen Lanzenstich in die Brust erhielt. Das Wandgemälde an einer Aussenseite der Kirche zu Sendling, an der kein das Fürstenhaus verehrender Bayer ohne tiefe Rührung vorübergehen kann, zeigt seinen Heldenkampf, er war neben seinen Söhnen einer der letzten, die stürzten.

> Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen,
> ein Stechen, wo das Herz das Stichblatt abgab.

Von Waakirchen fielen auf dem Kirchhofe zu Sendling, wohin sich die Reste der Bauern nach ihrem missglückten Anlauf gegen München am linken Isarufer fechtend zurückgezogen hatten, 17 Männer und eben so viele Buben, voran als Anführer Balthasar Maier, geboren 1644. Er stand also im Alter von 61 Jahren — ein Heldengreis in der schönsten Bedeutung des Wortes. Ob der hiermit geschichtlich erwiesene Kämpe mit dem eisernen Morgenstern vom „Schmied am See“ bei Gmund herstammte, wo derselbe Name auf dem Hause war und gleichzeitig ein Balthasar Maier, geboren am 1. November 1672, lebte, bleibt zweifelhaft; wüssten wir dies genau, so wäre der Name Schmiedbaltess näher erklärt. Gewiss ist jedenfalls, dass man seit ältesten Zeiten in jener Gegend vom „Schmied am See“ hörte, zu dessen Füssen der Reifenstuel von Gmund am Sendlinger Kirchhof gefallen. Darunter ist aber nicht der Kochel, sondern der Tegernsee zu verstehen.[2]) Die Bauern zogen nämlich nach altdeutscher Sitte gemeindeweise, ähnlich wie jetzt noch die Landwehrmänner, in den Kampf. Ein weiterer Umstand hat beigetragen, die Forschung nach dem Hauptlhelden beim verunglückten Kampf der Oberländer für die Befreiung der Hauptstadt zu erschweren. Aus Furcht vor den Oesterreichern wagte man in jenen schlimmen Tagen nicht, die Ge-

---

[1]) Er stand am Anfange der inneren Isarbrücke seit dem Jahre 1576 und krönte das Thor; 1797 ward er abgetragen. Das Nähere gibt die Gedenktafel an dem linken Landpfeiler der Ludwigsbrücke.

[2]) Die mündliche Ueberlieferung verwechselte im Laufe der Jahre „Kogel“ mit „Kochel“, wodurch auch der Geschichtsschreiber v. Hormayr sich täuschen liess. Zuletzt wollte man sogar die Existenz des beliebten bayerischen Volkshelden anzweifeln, der uns aber nun völlig gerettet ist. — Erwähnenswert möchte noch sein, dass auch in der Gegend von Rosenheim seit mehreren Jahrzehnten die Sage geht, der „Schmied von Kochel“ habe Riesenkraft besessen; denn als ein hoher Offizier aus Ungarn ihm sein unbändiges Ross zum Beschlagen vorführte, hätte jener es sofort zu Boden geworfen und gänzlich überwältigt — ein Zug, der gut mit der Waakirchener Nachricht zusammentrifft.

fallenen in die Kirchenbücher einzutragen, so in Tölz, wie in Thannkirchen, während dies im nahen Dietramszell geschah, wobei sich ergibt, dass die Männer der halben Gemeinde nicht mehr heim kamen. Das Reichersbeuerner Totenbuch vergleicht die Kämpfer mit den Makkabäern im alten Testamente, das von Waal und Helfendorf sprechen von Zwang, natürlich nur aus Besorgnis vor Strafkontribution.

Baltess heisst unser riesiger Kriegsmann aus den Türkenfeldzügen, Maier schreibt er sich und ein Schmied ist er gewesen, seiner Herkunft nach wohl vom „Schmied am See bei Gmund“; sein Heimwesen zu Waakirchen aber führt jetzt den Namen „beim Chrysam“. Eine halbe Stunde vom „Schmied am Kogel“ ist der „Kogler von Kaisersried“, der früher drei Gehöfte besass, gleichsam als ob derjenige, welcher mit seinem Ross bei der Schmiede zu Gast geht, vor dem Magnaten beim Kaiser gewesen. Immerhin lassen sich die Taufbücher für das geschichtliche Dasein unseres Helden nachweisen, während für jenen der Urschweiz nicht einmal der Familienname sich vorfindet. Es fehlte nur an einem Dichter wie Schiller, und unser berühmter Schmied bei der denkwürdigen bayerischen Volkserhebung wäre zur Ehre eines Wilhelm Tell gelangt. Wer auf dem Walplatz stirbt, kommt vom Bette der Ehre in den Himmel; an der Hand der Schlachtjungfrauen geht der gefallene Held unmittelbar in Walhalla ein, um am Ende der Tage mit dem Herrn aller Krieger in den letzten Weltkampf zu ziehen — so lautete die Götterlehre der heidnischen Deutschen. Diesen Grundgedanken des alten Kriegerlebens hat Wilhelm Lindenschmitt, der Verfertiger des bezeichneten ergreifenden Bildes, im christlichen Geiste erfasst, wenn er die Opfer des Kampfes, von Engeln geleitet, in der Höhe um Christus den Siegesfürsten versammelt, von dem sie, „weil getreu bis in den Tod“, die Krone des Lebens empfangen.

Etwas mehr als anderthalb Jahrhunderte gingen dahin und der Schmied von Kogel wurde zum erstenmale auch auf der Kanzel erwähnt, am 28. September 1858 nämlich, dem dritten Festtage der siebenhundertjährigen Jubelfeier von Bayerns Haupt- und Residenzstadt, wo der selige König Maximilian II. auf der Sendlingerwiese einem kirchlichen Akte beiwohnte, um den Oberländern in wehmutsvoller Erinnerung seinen Dank für ihre Hingebung auszusprechen. Die Bauern des bayerischen Oberlandes, welche im prachtvollen und geschichtlich genauen Festzuge die Gruppe der Landesverteidiger von 1705 darstellten, hatten sich verabredet, in der Pfarrkirche von Untersendling und dort, wo dieselbe von dem freundlichen Höhengelände der Isar niederblickt auf das weite Blachfeld, welches sich rings um München ausdehnt, ein Totenopfer zu feiern, an der Stelle, wo ihre Ahnen die Liebe zum Vaterlande und die Treue für den angestammten Fürsten mit ihrem Blute besiegelten. Also hielt der Pfarrherr von Tölz — dem Hauptorte des Isarwinkels, wo die Helden des Sendlingerkampfes ihre Heimat hatten — das Requiem in der kleinen Dorfkirche, und feierte hierauf das Libera an dem Grabhügel, der die Gebeine der zuletzt Gefallenen umschliesst. Draussen an der Mauer des Friedhofs aber, unter dem ewigen Himmelszelte, war ein Altar errichtet, um daran das Lobamt abzuhalten. Ein heller, warmer Herbstmorgen lag über dem Lande, friedlich und segensvoll. Die beflaggten Türme der Stadt grüssten so festlich herüber, als freuten sie sich, dass auch die alte villa Sentilinga — so kommt der Name schon im Jahre 806 vor — teilnehme an der Feier ihres Ehrentages. Vom Thal herauf klang hie und da noch das Morgenlied einer verspäteten Lerche. Alles ringsum war so andächtig und stimmungsvoll angethan.

Da trat der König über die Schwelle des Kirchhofes und betete mit seinem Volke über der Stätte, wo unsere Väter gestorben sind für ihr

Recht und für ihren Landesherrn! Ein Augenblick tiefer, heiliger Rührung! Kein Glanz der Majestät wird die Anwesenden je die Scene vergessen machen, wo ein geliebter Fürst mitten unter seinem Volke erschien, sich beugend unter einer Majestät, die jede irdische überragt, im frommen Gebete seiner Getreuen gedenkend, die es bis zum letzten Atemzuge bewahrheiteten, dass sein Haupt sicher und ruhig liege im Schosse eines jeglichen seiner Unterthanen! — Unser Herrgott bewahre uns gnädig vor einer Christnacht wie jene anno 1705! Wenn es aber wieder einmal gelten sollte wie dazumal, dann mag uns die Erinnerung an die Totenfeier zu Untersendling entflammen und der Gedanke begeistern, dass auch über unserer Ruhestätte einmal ein dankbarer Monarch die Hände falten und mit warmer Rührung sprechen mag: „Ruhet in Frieden!“ —

Wie tief der Eindruck jenes Tages auf patriotische Gemüter war, das soll schliesslich noch der Auszug aus einem Briefe erhärten, den ein schlichter Bauersmann, Benedikt Baumgartner, Zumüller auf der Ortelmühle in Lenggries, an die Seinen nach Hause schrieb. Er gibt Zeugnis von der trefflichen Gesinnung des Landvolkes und ist eine glänzende Rechtfertigung gegenüber dem Vorurteil in betreff der Rohheit und Bildungsarmut des südbayerischen Landmannes: [1])

„. . . Was haben denn die Oberländer Bauern des 18. Jahrhunderts im Festzuge vorzustellen? Sie sind das Sinnbild jener Bauernschlacht bei Sendling, wo heutzutage noch das Grabmal von 800 Männern zu sehen ist, welche dort für ihren vielgeliebten Monarchen und für das Vaterland verbluteten. Nicht wahr, das ist eine denkwürdige Geschichte? . . . . Was ist nun an der Grabstätte zu sehen gewesen? Eine Kompagnie Landwehr-Jäger mit der Musik harrten auf die Bauern, um während dem Libera die drei Salven zu geben. Der Herr Pfarrer von Tölz hielt einen Seelengottesdienst ab, dem mehrere Herren Offiziere beiwohnten, darunter auch Herr General v. Ott, gegenwärtig Stadtkommandant von München. Von da ging man zum Grabeshügel. Wie wurden aber die Bauern und das Volk entzückt, als Seine Majestät König Maximilian II. ankam! Empfangen von der Geistlichkeit begab sich Höchstderselbe bis zum Grabe. Konnte man etwas Erhebenderes sehen, als wie andächtig dieser hohe Monarch sein Gebet für die Verstorbenen zum Himmel erhob? Von da begab sich der Zug in Begleitung Seiner Majestät hinter die Kirchhofsmauer, wo der Hochaltar aufgerichtet war. Hier begann nun die Anrede, gehalten vom Herrn Pfarrer von Sendling, der hervorhob, welchen Sinn und Wert diese vor 153 Jahren aus Vaterlandsliebe mit Blut begossene Erde habe. Hier galt es einen schweren Kampf in jedes Menschen Herz, um nicht durch lautes Weinen die Ruhe zu stören, wenn man die Liebe der Unterthanen gegen ihren Monarchen, und die Liebe des Monarchen gegen seine Unterthanen erwog! Es ist dies nicht zu beschreiben; einen Begriff davon kann sich nur derjenige machen, der noch das echte Liebesblut für König und Vaterland in seinen Adern hat. Geehrt, geschätzt, ja geheiligt soll jene Stunde und Stelle werden, wo während des Hochamts unter freiem Himmel das Gebet des hohen Monarchen, vereint mit Bürger und Bauer, mit Alt und Jung, mit Reich und Arm, einstimmig, gleich einer Wolke, zum allmächtigen Vater des Himmels und der Erde sich erhob. Hier wurde bei diesem Jubiläum von Seiner Majestät der zweite Grundstein gelegt, der erste zum Bau einer Brücke, der zweite aber zur neuen Liebe der Bayern zu ihrem König; denn ich glaube, nur die unzertrennliche gegenseitige Liebe, im wahren Sinne genommen, kann Glück und Segen in das Vaterland bringen.“

---

[1]) Der Auszug ist wortgetreu; nur einzelne orthographische und stilistische Verbesserungen wurden vorgenommen.

„. . . . Bedenke, Bauer, was du hier gesehen hast, danke aus herzlicher Liebe deinem König für das Gebet, das von ihm, vereint mit dem deinigen, für deine Ahnen dargebracht wurde. Sollte aber das Unglück und Gottes ewiger Ratschluss ähnlich wie ehedem wollen, so sei, was deine Voreltern waren. Belehre deine Freunde, belehre deine Kinder, ja belehre jeden Bayer, so zu leben, so zu sterben für Gott, König und Vaterland. Kommt ein Sturm, so stehe fest, wie seit Jahrhunderten der edle Bayer immer stund. . . .“

8. Bayerische Treue.

Karl v. Spruner. (Gekürzt und frei.)

Der Zug nach Tirol mit 9000 Bayern und 2800 Franzosen unter dem Oberbefehl des Kurfürsten Max Emanuel im Juni und Juli 1703, während des spanischen Erbfolgekrieges, erschien anfangs vom Glück begünstigt. Graf Peter von Wolkenstein, der in Kufstein kommandierte, ließ beim Anblick der Feinde die Vorstädte in Brand stecken. Da erhob sich ein starker Wind, trieb Funken und brennende Schindeln über die Stadt herein und diese stund bald in hellen Flammen. Auf dem Holzdach des aufwärts führenden Ganges lohten sie zur Festung empor, und unter fürchterlichem Krachen flogen die Pulvermagazine mit allen Geschossen in die Luft (17. Juni). Am Morgen des folgenden Tages erstiegen einige Soldaten die Festung; sie war bis auf wenige leer, Wolkenstein hatte in der Nacht die Besatzung nach Rattenberg geführt. Nach kurzem Widerstand ward dieses eingenommen (22. Juni), dann folgten Schwatz und Hall. So konnte der Kurfürst nach vierzehntägigem, ziemlich unblutigem Kampf in die Landeshauptstadt Innsbruck einziehen (30. Juni). Die Scharnitz wurde den Bayern mittelst Vergleichs überlassen, den Fernstein und die Ehrenberger Klause mußten sie dagegen mit Gewalt nehmen (2. und 7. Juli).

Das alles gelang aber nur in der ersten Bestürzung. Denn als die Bayern durch das Etschthal hinab zur Vereinigung mit dem französischen Marschall Vendome zogen, loderten in ihrem Rücken die Kreidefeuer[1]) auf allen Bergen, aus allen Thälern drangen endlose Züge bewaffneten Landvolks, durch die Strenge der Eroberer auf das äußerste gereizt, hervor. Die Päße wurden verrammelt, Verhaue angelegt, Steine und Stämme auf den Höhen an den Straßen bereit gehalten, um mit ihrer Wucht die vorüberziehenden Feinde zu zerschmettern. Der Angriff des Brenners blieb erfolglos, die Scharnitz ging wieder verloren (17. und 19. Juli), desgleichen fielen Hall, Zirl und Rattenberg in die Hände der Tiroler (21. Juli). Diese Schlag auf Schlag eintreffenden Schreckensbotschaften bewogen Max Emanuel zur schleunigsten Umkehr, obwohl er schon den Paß Lueg erstürmt und die Aufständischen am Brenner größtenteils zerstreut hatte. Von Innsbruck aus wendete sich der Kurfürst am 23. Juli gegen Zirl. Dort, beim schwarzen Kreuz, stunden auf der rechten Innseite an 400 Schützen, den Verhau deckend, der die Straße sperrte. Das Gnadenangebot beantworteten sie mit dem Schwure, bis auf den letzten Mann zu fechten. Sie hielten ihn. Zirl ging in Flammen auf. Die Truppen, von den Schüssen unsichtbarer Gegner gezehntet, von herabgeschleuderten Felsentrümmern und Bäumen furchtbar bedrängt, setzten eilig ihren Weg fort. Dort nun, wo dieser zwischen Fels und Strom eingeengt nur wenig Raum gewährt

[1]) Die „Kreiden“ bedeutete in der älteren deutschen Sprache das Kriegsgeschrei, den Ruf als gegenseitiges Erkennungszeichen und überhaupt ein Signal; daher ist „Kreidefeuer“ so viel als Signalfeuer.

— der Ort heißt die reißende Wand[1]) — geschah es, daß der Kammerherr des Kurfürsten, Graf Ferdinand Arco, sei es vielleicht absichtlich, weil er bezüglich seines Herrn gewarnt war, sei es zufällig, vorwärts an dessen rechte Seite drängte. Kaum nahm der viel reicher Gekleidete diese Stelle ein, als von der Höhe ein Schuß fiel, der ihn tot vom Pferde stürzte. „Gute Nacht, Arco, Gott steh' Dir bei!" rief Max Emanuel und trieb sein Pferd im schnellsten Lauf an dem gefährlichen Platz vorüber. Der Sage nach war der Schütze der Revierförster Anton Schandl von Martinsberg, andere Berichte nennen dessen Kameraden Martin Zeiller von Telfs; er entrann und rühmte sich überall im Land, daß er den Kurfürsten getötet. Als er später die Keckheit hatte, zu einem Schießen nach München zu kommen, ließ ihm dieser bedeuten, durch rasche Entfernung sein Leben zu retten.[2])

Nun verließ der Kurfürst in der Nacht vom 26. Juli auch sein Lager bei Wiltau und marschiert, nach vorheriger Entwaffnung der Bürgerschaft Innsbrucks, nochmals über Zirl gegen Seefeld, wo er ein glückliches Gefecht besteht, infolge dessen er wieder die Scharnitz besetzen kann. Diese mit Kufstein und der Ehrenberger Klause waren nun die einzigen Punkte, in denen sich die Bayern noch hielten. Als aber auch letztere verloren ging, versetzte Max Emanuel sein Lager von Seefeld nach Mittenwald. Zwölf Wochen hatte der ganze Zug gedauert und nur mit wenig mehr als 6000 Mann erreichte das zurückgedrängte Heer den heimischen Boden wieder. Am 25. August traf der Kurfürst in München ein.

9. Der Opfertod Arcos.

Karl Röckl.

O Freunde, hört bei Harfenton die Kunde
von eines edlen Mannes Treue an!
Setzt horchend euch um mich her in die Runde
und sagt, ob man noch größre zeigen kann? —

---

[1]) Diese Stelle, häufig auch die Martinswand genannt, ist durch mancherlei Ereignisse bekannt, besonders durch eine Gemsjagd Kaiser Maximilians I. (1493—1519), die er an ihr hielt, und wobei er sich im Verfolgen des Wildes so sehr verstieg, daß er nicht mehr herabfand und unfehlbar verloren gewesen wäre, hätte ihn nicht ein Unbekannter auf eine ans Wunderbare grenzende Art gerettet.

[2]) Neuere Schriftsteller im Gebiet der bayerischen Geschichte halten die ganze Erzählung für unbeglaubigt, während sie früher immer als bestimmt erwiesen angenommen wurde. Mag das Ereignis auch ausgeschmückt auf uns gekommen sein, und ist es wahrscheinlich, daß der Graf durch seine Neigung für glänzenden Anzug überhaupt die Beute eines Tiroler Schützen ward, so wollen wir doch an der freiwilligen Aufopferung des mit dem Kurfürsten jedenfalls sehr befreundeten Arco aus moralischer Ueberzeugung festhalten, damit wir nicht hinter den unmittelbaren Nachfolgern der Zeitgenossen zurückstehen, welche sich gar nicht anders denken konnten, als daß unter den äußerst gefährlichen Verhältnissen des Rückzuges der Kammerherr sein Leben für den Fürsten hingegeben habe. — Bemerkenswert bleibt, daß hundert und sechs Jahre später wieder ein Arco, auf dem der Geist seiner kriegerischen Ahnen ruhte, in Tirol, nahe den Grenzsteinen des Vaterlandes, sich ein unvergängliches Denkmal seines Ruhmes errichten sollte. Am 13. August 1809 fiel nämlich unfern Schwatz der Oberst und Brigadier Max Graf von Arco, der Kommandant des zur Verteidigung Südbayerns errichteten Bergschützencorps, von der Kugel eines Aufständischen in den Kopf getroffen, lautlos vom Pferd. Er hielt noch den Degen in der rechten Hand und lag auf dem Boden mit der Stellung und Miene eines nach vieler Arbeit vom Schlafe Uebermannten. Wie der Ahnherr bei Zirl für den Kurfürsten sich opferte, so der hervorragend begabte und unterrichtete Enkel für seinen König bei Schwatz. Das dankbare Vaterland wird die beiden Tapfern niemals vergessen.

Vor langen Jahren zogen Bayerns Krieger
auf blut'gem Pfade, aber lorbeervoll,
mit Kurfürst Max Emanuel als Sieger
gen Welschland durch's gebirgige Tirol.

Schon hatten viele Festen sie gewonnen;
von starken Burgen und von steilen Höh'n,
die sie im Sturm mit Löwenmut erklommen, —
begann schon ihrer Fahnen flatternd Weh'n.

Doch nimmer ist des schwachen Menschen Treiben
von langer Dauer, sicherem Bestand,
die schönsten seiner Hoffnungen zerstäuben
wie Spreu, gebietet's eine höh're Hand.

Da hilft kein Schweiß, kein Mühen und kein Ringen,
vergebens ist all unsers Strebens bunt Gewühl.
Wer hoffte auch noch auf ein froh Gelingen,
steckt so, wie hier, der Ew'ge selbst das Ziel?

Denn bald empörte sich das Volk im Lande,
von Oestreichs Waffen mächtig unterstützt;
wie aus dem Schlafe aufgeschreckt, ermannte
sich plötzlich jeder, wild von Wut erhitzt.

In engen Schluchten, auf der Berge Spitzen
erschienen kecke Streiter ohne Zahl,
selbst in des Friedens und der Andacht Sitzen
ertönte laut des Schlachtrufs Wiederhall.

So hofften sie die Fremden zu verjagen,
zu wahren treu der Freiheit kostbar Gut
und für des grausen Krieges arge Plagen,
sich nun zu rächen an des Feindes Blut.

Doch nimmer wichen, mutig widerstanden
der Bayern Scharen, trotz des Kampfes Not,
bis endlich ihrer Tapfern meiste fanden
am Bett der Ehre den ersehnten Tod.

Alsdann erst ward zum Rückzug aufgeblasen,
erst dann zog zögernd sich das Heer zurück,
doch furchtlos vor der Feinde tollem Rasen,
nur seines kühnen Feldherrn Wink im Blick.

Doch, weh! Da war's, wo sich in schwarzer Stunde
zu dessen Mord ein Frevler still verband:
ein Schütze lauerte im Felsenschlunde
bei der bekannten, steilen Martinswand.

Doch selten, wenn uns Mißgeschick umgarnet,
bleibt auch des Glückes Lächeln lange fern,
oft zeigt ein Ausweg sich, bald hilft, bald warnet
ein guter Engel uns, ein Wink vom Herrn.

So drang auch hier, zwar still, doch schnell die Kunde
von der Gefahr zu eines Treuen Ohr;
Graf Arco war der Edle, der zur Stunde
im Herzen seinem Fürsten Rettung schwor.

„Doch wie? — schon drängt die Zeit! — und was beginnen?
Schon dunkelt's rings, schon lagert sich das Heer!
Könnt' ich doch etwas — eine List — ersinnen! —
Wie ist das Herz so bang mir und so schwer! —

Nur eine Nacht noch, wenig flücht'ge Stunden,
und du, o Kurfürst, schwimmst in deinem Blut!
Doch nein, nicht du! — ein Ausweg ist gefunden!
Doch einer nur! — Gott, gib mir Kraft und Mut!

Nein, nimmermehr kannst du mich jetzt verlassen,
vereiteln meines Herzens stillen Plan! —
Laß', Vater, laß' — laß mich für ihn erblassen,
wenn ihn dem Tod sonst nichts entreißen kann.

Wohl ist es hart, vom Leben sich zu trennen,
nur widerstrebend weicht der Geist vom Leib;
doch härter noch, weint heiße Schmerzensthränen,
untröstlich drum daheim ein teures Weib.

O welche Seelenqualen, welche Peinen
durchfurchen kampfbewegt mein zagend Herz,
seh' ich auf meinem Grab die Gattin[1]) weinen,
denk' ich der Heißgeliebten bittern Schmerz.

Doch was ist Trennung auch und was ist Sterben,
was Gattenliebe gegen Eid und Pflicht?
Dem Vaterland, dem teuren, droht Verderben,
bezwing ich mein Gefühl, mein Herz jetzt nicht.

Drum sei's, ich will mich frei dem Tode weihen,
bei Gott, so wahr den Arcos ich entsproßt!
Vergeltend wird der Herr mir dann verleihen
des Himmels Freuden und den Meinen — Trost!

Du aber Hohe, die seit grauen Jahren
mein Haus beschützt mit milder Mutterhand,
o sei fortan in Not und in Gefahren
sein Schild, wie jetzt mein Schirm an Grabes Rand!"

So betete der Treueste der Treuen
mit ritterlichem, frommem Heldensinn.
Drauf schritt er hastig durch der Krieger Reihen,
zum Zelt des Fürsten trieb's ihn mächtig hin.

Zwar bangen Herzens, aber heit'rer Miene
trat er vor ihn und hob zu sprechen an:
„Wohl wißt Ihr's, Herr, wie lang ich Euch schon diene,
was stets mein Mund, mein Schwert für Euch gethan.

---

[1]) Diese Annahme des Dichters scheint irrig, wenigstens sagt das Sterberegister der Metropolitan-Pfarrkirche zu Unsrer lieben Frau in München vom 28. Juli 1703: „Ein lediger Graf von Arch, kurfürstlicher Kammerherr, ist als in Tirol erschossen herausgeführt worden, aber erst zu Tölz gestorben und heute abends nach 7 Uhr „„zu den Herrn Vätern"" mit einem ganzen Kondukt begraben worden." Die Herrn Väter waren die einst auf dem nunmehrigen Max-Joseph-Platze angesiedelten P. P. Franziskaner, deren Begräbnisstätte etwa in der Mitte dieses Platzes lag.

Doch wollt ich drum mit Bitten nie Euch nahen,
so gönnt mir jetzt dafür denn, daß im Kleid,
in dem die Feinde stets Euch prunken sahen,
ich morgen frühe Euch zur Rechten reit'!"

Erstaunt, fast zürnend dies der Kurfürst höret:
„Wozu solch Kinderspiel in ernster Zeit?
Ich kenne Dein Verdienst, fürwahr es ehret
weit höher Dich als Putz und Eitelkeit.

Doch sei Dir", sprach er milder, „Dein Verlangen
als selbst gewählter Lohn von mir gewährt;
stets bist Du felsenfest mir angehangen,
so sei hiefür auch jetzt von mir geehrt!" —

Und als am Morgen drauf beim ersten Strahle
das Heer zum Aufbruch wieder sich gestellt,
da trat der Kurfürst beim Trompetenschalle
im schlichten Reiterrock aus dem Gezelt.

Graf Arco aber ritt im Ehrenkleide
zur Rechten seines Landesfürsten her,
und selbst das Läuferpaar, es mußte heute
ihn ehren, ihm gehorchen, wie das Heer. —

Noch waren sie nicht lang so fortgezogen,
als schon der grauenvolle Ort erschien;
des nahen Innstroms schaumerfüllte Wogen
bewegten ängstlich, scheu, sich her und hin.

Den Grafen es dabei ans Jenseits mahnte,
ans treue Weib, an Gott, die Himmelsbraut,
als plötzlich ihm der Meuchelmörder sandte —
den Tod, vor dem ihm lebend nie gegraut.

Da haucht er sterbend noch die leisen Worte:
„Gott — habe Dank! — Ich that, was Pflicht befiehlt! —
Triumph! — Dies Herz hier zeigt nur, — dies durchbohrte,
wie viel — sein — Landesherr — dem Bayer gilt!" — —

Und habt ihr nun bei Harfenton die Kunde
gehört von diesem edelmüt'gen Mann,
und rings euch umgesehn weit in der Runde,
so sagt wer größre Treue zeigen kann? —

Und merkt euch, Brüder, merket euch die Lehre
Und schreibet sie, gerührt, mit eigner Hand,
euch tief ins Herz, damit sie ewig währe:
„Süß ist der Tod für Fürst und Vaterland!"

10. Friedrich der Große.[1]

a. Seine Jugendgeschichte.

Ludwig Stacke.

Der Nachfolger Friedrich Wilhelms I. (1713—1740) war Friedrich II., den die Geschichte den Großen nennt. Er war 1712 zu Berlin geboren; seine Mutter war Sophia Dorothea, die Tochter Georgs I., Königs von England. Schon als Knabe entwickelte er die herrlichsten Anlagen des Geistes, und seine

Lehrer flößten ihm früh eine Vorliebe für französische Bildung, für französische Sprache und Dichtkunst ein, was ihnen um so leichter gelang, als die deutsche Sprache damals an Ausbildung hinter der französischen noch weit zurückstand. Auch zur Musik verriet der junge Friedrich große Neigung und wurde ein Meister auf der Flöte. Dagegen haßte er den Zwang, mit dem man ihn schon frühzeitig zu militärischen Uebungen anhielt. Aber gerade dadurch erregte er den Unwillen seines Vaters, der mit Kummer bemerkte, wie die Neigungen des Sohnes mit den seinigen nicht übereinstimmten. Die Spannung zwischen Vater und Sohn nahm immer mehr zu und ebenso die Strenge, mit welcher der Vater den Sohn behandelte. Als Oberstlieutenant bei dem Leibregimente hatte er mit dem unablässigen Einüben der Truppen viel zu thun. Dies war schon an sich ein lästiges Geschäft und wurde ihm durch die Härte noch unangenehmer, mit welcher sein Vater und der Fürst von Dessau den Soldaten zuweilen begegneten, und von der er dann Zeuge sein mußte. Waren diese Uebungen beendigt, so konnte er die Nachmittage dem Studieren und seiner lieben Flöte widmen. Allein auch bei diesen Beschäftigungen überraschte ihn einst der lauernde Vater, ehe er noch die modische Frisur zerstören konnte, die er so gern anstatt des steifen Soldatenzopfes anlegte. Sein schöner, goldgestickter Schlafrock, den der Vater hinter den Tapeten entdeckte, flog ins Feuer, die Bücher mußte der Buchhändler wieder zurücknehmen, und die Strafpredigt, die der junge Friedrich anhören mußte, dauerte wohl eine Stunde. Sein Lehrer im Flötenspiel, der berühmte Quantz, hatte sich noch zeitig genug in einen nahen Schlupfwinkel versteckt und hörte die Strafrede zitternd mit an. Ein andermal mußte der Hofchirurgus dem Prinzen in des Königs Gegenwart seine schönen, langen Haare abschneiden, und wie sehr ihn auch des Prinzen schwer verhaltene Thränen rührten, so konnte er doch nur einen Teil derselben durch List retten.

Je unerträglicher ein solches Joch dem königlichen Jüngling wurde, um so mehr wurde in ihm der Wunsch rege, sich davon zu befreien. Als nun gar der Vater beabsichtigte, ihn wider seinen Willen zu vermählen, da reifte in Friedrich der Entschluß, nach England zu fliehen und dort unter dem Schutze seines Oheims, Georg II., bessere Zeiten abzuwarten. Alles war dazu vorbereitet. Zwei junge Offiziere, v. Katte und v. Keith, waren in das Geheimnis gezogen. Eine Reise, die der König mit dem Kronprinzen durch Sachsen, Franken, Schwaben und zurück durch die Rheinlande unternahm, sollte die Gelegenheit zur Flucht darbieten, die Friedrich von Wesel aus unternehmen wollte. Aber die Sache ward dem Könige verraten, der nun in aller Stille seine Maßregeln traf. In dem Augenblicke, da der Kronprinz sein Vorhaben ausführen wollte, ward er verhaftet. Als er vor den König gebracht wurde, geriet dieser in einen so heftigen Zorn, daß er den Kronprinzen bei den Haaren faßte und ihm mit dem Stockknopf die Nase blutig stieß. Und auch, als er ihn zum zweitenmal vor sich führen ließ, war er noch so ergrimmt, daß er den Degen gegen ihn zückte, um ihn zu durchbohren. Doch der General Mosel fiel ihm in den Arm: „Töten Sie mich, Sire", rief er, „aber verschonen Sie Ihren Sohn!" Nun wurde auch der Lieutenant Katte verhaftet; Keith wurde noch zur rechten Zeit durch den Prinzen selbst gewarnt. Friedrich hatte ihm einen Zettel zugeschickt mit den Worten: „Retten Sie sich, alles ist entdeckt!" worauf Keith schnell nach Holland und von dort nach England entfloh.

Der König wütete gegen alle, die seinem Sohne nahe gestanden hatten. Den Kronprinzen ließ er nach Küstrin auf die Festung bringen, wo er bei magerer Kost gehalten wurde, die er auf einem hölzernen Schemel ohne Messer

und Gabel verzehren mußte. Sein Vater, der in ihm nur den Deserteur sah, stellte ihn vor ein Kriegsgericht, das ihn für eine beabsichtigte Desertion zum Tode verurteilte. Als aber der König das Bluturteil bestätigen wollte, erklärten sich viele dagegen, und der Generalmajor v. Buddenbrock sagte unerschrocken, indem er seine Weste aufriß: „Wenn Euer Majestät Blut verlangen, so nehmen Sie meins, jenes bekommen Sie nicht, so lange ich noch sprechen darf.“ Ebenso sprach der Fürst von Dessau. Auch mehrere auswärtige Höfe verwandten sich für das Leben des Kronprinzen.

Inzwischen wurde Friedrichs Freund Katte nach Küstrin gebracht, um dort vor Friedrichs Augen mit dem Schwerte gerichtet zu werden. Des Morgens zwischen sieben und acht Uhr auf dem Walle hinter dem Schlosse geschah die Hinrichtung. Der Prinz stand am Fenster, als der Unglückliche vorbeigeführt ward. „Mein lieber Katte“, rief er ihm weinend zu, „vergeben Sie mir, daß ich Sie in dieses Unglück gestürzt habe!“ —

„Dessen bedarf's nicht, gnädiger Herr!“ antworttete Katte. „Wenn ich zehn Leben zu verlieren hätte, so wollte ich sie willig für Sie hingeben!“ Doch konnte Friedrich wohl nicht, wie gewöhnlich erzählt wird, und wie es auch des Königs Befehl war, das Schaffot von dem Fenster seines Gefängnisses aus sehen.

Die Vorstellungen und Bitten hochgestellter Männer hatten endlich den König umgestimmt, und er sprach nicht mehr von der Todesstrafe Friedrichs. Dieser saß indes noch immer zu Küstrin in Haft. Hier hatte er täglich geistlichen Verkehr mit dem Feldprediger Müller, an dessen Zuspruch er viel Labsal fand. Er las mit ihm in der Bibel und gab sich willig den Lehrern der Kirche hin. In einem Briefe an seinen Vater bekannte er sein Unrecht und bat ihn um Verzeihung. Der Vater versprach ihm Begnadigung, wenn er einen Eid schwören wollte, sich nie wegen dieses Vorfalles an jemand zu rächen und künftig ein gehorsamer Sohn zu sein. Friedrich leistete diesen Eid in Gegenwart von Ministern und Generalen und erhielt nun Orden und Degen zurück. Doch mußte er noch mehrere Jahre als Kriegsrat in Küstrin arbeiten. Er that dies mit großem Fleiß und sammelte hier einen reichen Schatz von Verwaltungskenntnissen.

Als der König das Vermählungsfest seiner Tochter Wilhelmine feierte, ließ er den Kronprinzen heimlich aus Küstrin nach Berlin kommen und hielt ihn an dem festlichen Tage, an welchem er bei ungewöhnlich guter Laune war, bis gegen das Ende der Tafel versteckt. Dann trat er unerwartet mit ihm in den Saal und führte ihn zur Königin mit den Worten: „Seht Ihr, Madame, da ist unser Fritz wieder!“ Mutter und Sohn und die zärtliche Schwester, die viel um ihn erduldet, überließen sich den schönsten Ausbrüchen der Liebe und Freude. Bald darauf wurde Friedrich wieder in den Militärdienst aufgenommen, und der König kaufte ihm das Lustschloß Rheinsberg.

Hier lebte er in stiller Zurückgezogenheit, mit den Wissenschaften beschäftigt, und sammelte um sich einen Kreis von Gelehrten und Künstlern, in deren Unterhaltung er die trefflichste Nahrung seines Geistes fand. Mit seinem Vater lebte er jetzt im besten Verhältnisse, und alle Mißhelligkeiten, die zwischen beiden obgewaltet hatten, wurden mit der Zeit vergessen. Als die Krankheit des Königs, der an der Gicht litt, im Frühlinge des Jahres 1740 zunahm, ließ die Königin den Kronprinzen von Rheinsberg rufen. Er fand seinen Vater im Garten in einem Rollstuhle und stürzte ihm in die Arme. Der König, der den Prinzen jetzt seinen lieben Fritz nannte, starb nach einigen Tagen mit großer Seelenruhe, nachdem er in Friedrich einen würdigen Nachfolger erkannt hatte.

b. Die Markaner.

Friedrich Eylert.

Die Grafschaft Mark, fruchtbar und reich, wird noch heut von einem Stammvolk derber, alter Germanen bewohnt. Mild und freundlich beherrscht von den alten Grafen von der Mark, nachher geliebt und geschätzt vom großen Kurfürsten, zogen sie die Aufmerksamkeit Friedrichs des Großen zur Zeit des siebenjährigen Krieges auf sich. Nach Schlachten, die viel Menschen gekostet, machten unaufgefordert, aus eigenem inneren Antriebe, diese riesigen Enakskinder, die Hellweger in weißen, die Sauerländer in blauen Kitteln, den Pumpernickel- und Schinkenbeutel auf dem Rücken, den Eichenstock in der Faust, Söhne wohlhabender Bürger und Bauern, zu hunderten wiederholentlich sich auf ins entfernte Heerlager zu ihrem königlichen Vater Fritz. Als sie vor ihm zum erstenmal erschienen, fragte er sie: „Wo kommt Ihr her?“ Aus der Grafschaft Mark.“ „Was wollt Ihr?“ „Unserem Könige helfen.“ „Ich habe Euch nicht gerufen.“ „Desto besser!“ „Wer hat Euch denn rekrutiert?“ „Keiner.“ „Es muß Euch doch einer geschickt haben?“ „Ja! unsere Väter.“ Wo ist der Offizier, der Euch geführt hat?“ „Wir haben keinen.“ „Wer hat Euch denn kommandiert?“ „Wir selbst.“ „Wie viele von Euch sind unterwegs desertiert?“ „Desertiert? Könnten wir das, dann wären wir ja nicht freiwillig gekommen.“

Das Adlerauge des großen Königs glänzte vor Freude beim Anblick dieser treuen Vaterlandssöhne. „Seid willkommen, wackere Männer!“ rief er aus, „brave, redliche Markaner, auf Euch kann ich bauen.“ Dies königliche Wort erhielt sich als eine heilige Sage im Lande; es tönte fort und fort von einer Generation zur anderen und lebt noch heut in der Brust eines jeden hochsinnigen Markaners an den Ufern der Lippe, Ruhr, Lenne und Volme.

c. Friedrichs des Großen Sorge für Gewerbe und Landbau.

Ludwig Hahn.

Die Fürsorge König Friedrich Wilhelms I. war in ausnehmender Weise auf eine gute und genaue Finanzverwaltung gerichtet gewesen. Friedrich erkannte gleich am Anfang seiner Regierung zu wohl, welche Vorteile ihm diese Bemühungen in die Hände gegeben, als daß er nicht seinerseits auch hierin den Fußtapfen seines Vaters hätte folgen sollen. So sahen sich denn diejenigen sehr getäuscht, die von ihm eine luxuriöse Hofhaltung erwarteten; kein Wunder, daß nun (wie seine Schwester berichtet) viele unwillig klagten, er sei noch geiziger als sein Vater. In Wahrheit freilich war ihm Geiz fremd, wohl aber wußte er die größte Sparsamkeit zu schätzen und zu üben. Die strengste Ordnung im Staatshaushalt zu sichern, war auch für ihn eine der höchsten Regierungssorgen, und jedesmal im Sommer, wenn das Verwaltungsjahr zu Ende ging, mußten alle Minister zusammen nach Charlottenburg oder Sanssouci kommen, um über alles genau Rechenschaft und Auskunft zu geben, die Festsetzung der Einnahmen und Ausgaben erneuern zu lassen und des Königs Willensmeinung über alle Teile der Finanzwirtschaft zu vernehmen. Er unterhielt sich bei dieser sogenannten „Minister-Revue“ meist sehr eingehend über alle Einzelheiten.

Nach der Herstellung des Friedens war es seine erste Sorge, die Finanzen wieder in Ordnung zu bringen. Schon im Jahre 1752 betrug die Gesamtsumme der Einnahmen wieder zwölf Millionen Thaler und es war möglich, jährlich neue, bedeutende Ueberschüsse zu erzielen; der im zweiten schlesischen Kriege völlig erschöpfte Schatz belief sich bald auf sieben Millionen, und jährlich sollten zwei Millionen hinzukommen. Friedrich freute sich in dem Gedanken,

bald wieder einen so gefüllten Schatz zu besitzen, daß er nötigenfalls vier bis fünf Feldzüge ohne jede Kriegssteuer würde machen können. Diese Ersparnisse waren nur durch die größte Umsicht und Sorgfalt bei Erhebung der Steuern, durch die schärfste Kontrolle über die eingegangenen Gelder und durch die gewissenhafteste Sparsamkeit im einzelnen möglich. Man wird von Bewunderung erfüllt, wenn man in des Königs Befehlen an die Verwaltungschefs und an die Regimentscommandeure sieht, wie genau er bis ins einzelnste hinein alles streng im Auge behielt, um ungeachtet aller Fürsorge für das Notwendige doch in keiner Beziehung irgend eine unnütze Ausgabe zu machen.

Einer der Hauptgrundsätze, den sein Vater behufs der Hebung des Wohlstandes und der öffentlichen Einkünfte befolgt hatte, war die Vermehrung der Bevölkerung, teils zur Erweiterung des Anbaues, teils zur Förderung der Gewerbe. Auf diesem Wege schritt auch Friedrich fort: er lud fremde Manufakturisten, Handwerker und geschickte Arbeiter aller Art mit ihren Familien unter großen Vorteilen zur Ansiedlung in seinem Lande ein, indem er ihnen Bauplätze mit Hof und Garten, mit Befreiung von bürgerlichen Lasten, sowie Vorschüsse zu mäßigen Zinsen, unentgeltliches Bürger- und Meisterrecht gewährte.

Gleich nach seinem Regierungsantritt hatte der König eine besondere Abteilung im General-Direktorium gegründet, welche für die Verbesserung der vorhandenen Fabriken, besonders von Tuch und Leinwand, und für die Einführung neuer Gewerbszweige sorgen sollte. Das Geld, das bis dahin für fremde Fabrikate ins Ausland ging, sollte dem Lande erhalten, ja durch die eigene Fabrikation und den Absatz guter Waren aller Art sollte fremdes Geld herbeigezogen werden. Um die eigene Industrie rascher zu fördern, wurden eben die fremden Handwerker und Fabrikanten benutzt, die nicht bloß durch ihre eigene Arbeit, sondern vornehmlich durch ihr Beispiel und durch die Belehrung und Anspornung ihrer neuen Landesgenossen dem Aufschwung des Landes dienen sollten. Während er für solche Bestrebungen auch vielfach Geldunterstützungen aus der Staatskasse gewährte, legte er dagegen, um das Aufblühen der heimischen Fabriken zu schützen, hohe Steuern auf die fremden Fabrikate und verbot sie teilweise ganz und gar. Am entschiedensten trat dies in Bezug auf die Wollenmanufaktur hervor. Um den Tuchmachern die Wolle billig zu liefern und dadurch dem Volk wohlfeileres Tuch zu verschaffen, wurden die alten Verbote gegen jede Ausfuhr von Wolle aufs ernsteste wieder eingeschärft, zuletzt bei Androhung von Lebensstrafe. — Der König erreichte hierdurch seinen nächsten Zweck allerdings, ja es wurde nunmehr das Tuch so billig gearbeitet, daß auch das Ausland für mehrere Millionen jährlich in Preußen kaufte, aber die Schäfereien, die bis dahin viel Wolle in die Fremde verkauft hatten, gerieten darüber in Verfall, und es half wenig, daß Friedrich anderseits zur Veredlung der Schafzucht die besten spanischen Böcke kommen ließ.

In jeder Beziehung übte die Regierung nicht bloß die größte Fürsorge, sondern auch eine unumschränkte, tief eingreifende Kontrolle über alle Zweige des Nationalfleißes aus, sie bestimmte, welche Art Handwerke und Fabriken hier oder dort getrieben, wie viel Arbeiter an jedem Ort geduldet werden durften. Um in Eberswalde eine Eisen- und Stahlfabrik anzulegen, ließ der König aus Suhl, wo diese Industrie damals schon blühte, hundert Familien von Messer- und Scherenschmieden kommen. Damit die Leinenfabrikation in Flor käme, befahl er, daß alle Regimenter, und später, daß alle Einwohner überhaupt nur inländische Leinwand brauchen sollten. Die Einwohner in den Dörfern sollten zum fleißigen Spinnen angehalten werden, statt die langen Winterabende mit

Faulenzen zuzubringen: er legte in der Mark ganze Wollspinndörfer an. Mit besonderer Vorliebe war er nach dem Beispiel seines Vaters auf die Einführung der Seidenfabrikation bedacht: die Anpflanzung von Maulbeerbäumen wurde überall anempfohlen und durch vielfache Belohnungen befördert; wer tausend Bäume pflanzte, erhielt zehn Jahre hindurch jährlich fünfzig Thaler. Zur Verbesserung der Zucht der Seidenwürmer wurden Familien aus Italien und Frankreich, zur Förderung der Seidenfabrikation Arbeiter aus Lyon berufen. Trotz aller dieser Fürsorge wollte jedoch diese Industrie damals keinen rechten Aufschwung nehmen, wogegen eine Fabrik von baumwollenen Sammetwaren oder sogenanntem Manchester besser gedieh. Auch die Klöppelei von Brabanter Kanten, welche er seit 1743 von den Mädchen in dem großen Potsdamer Waisenhause treiben ließ, hatte guten Erfolg. Ein Genfer Fabrikant legte auf des Königs Anlaß die erste Kattundruckerei in Berlin an, bald darauf wurde auch eine Baumwollspinnerei und Weberei und im Jahre 1774 die erste Spinnmaschine eingeführt. Die erste Porzellanfabrik in Berlin verdankte ihm gleichfalls ihren Ursprung: sie zeichnete sich bald durch die Vortrefflichkeit ihrer Ware aus, so daß Voltaire schon 1772 an d'Alembert schreiben konnte: „Der König von Preußen hat mir ein Service von Berliner Porzellan geschickt, welches das sächsische und das von Sevres weit übertrifft." Bald beschäftigte die Berliner Manufaktur an fünfhundert Arbeiter und brachte der Staatskasse einen Gewinn von mehr als einer Million Thaler.

Sehr ärgerlich war es dem Könige, daß für Zucker, Kaffee, Wein und dergleichen so viel Geld außer Land ging; da diese Waren nicht zu entbehren waren, so wollte er in Bezug auf den Zucker wenigstens die Kosten der Raffinerie im Lande behalten. Bis dahin wurde der nach Europa gebrachte rohe Zucker meist in Hamburg raffiniert, jetzt gab Friedrich dem Splittgerberschen (später Schicklerschen) Handlungshaus in Berlin die Erlaubnis zur Anlegung einer Zuckersiederei, der bald andere nachfolgten.

Dem Berg- und Hüttenwesen widmete der König gleichfalls die größte Beachtung; er berief, da die preußischen Beamten auf diesem Gebiete nicht besonders erfahren waren, einen in diesem Fache ausgezeichneten sächsischen Minister nach Preußen, und dieser erhielt zunächst den Auftrag, das ganze Land zu bereisen, um die Gegenden, wo auf die Ausbeutung von unterirdischen Schätzen zu rechnen sei, kennen zu lernen. Besonders erhielt der Steinkohlenbergbau und das Hüttenwesen in Schlesien schon damals die heilsamste Anregung und Aufmunterung, um welche sich namentlich ein Graf v. Reden große Verdienste erwarb.

Wie sehr Friedrichs eigene Thätigkeit in allen diesen Dingen ins einzelne ging, davon zeugen hunderte von Briefen und Kabinettsordres, die wir von ihm haben. Nichts schien ihm für seine Teilnahme zu geringfügig, wenn es galt, irgend einen neuen Gewerbszweig zu gründen: er verfügte eigenhändig, daß die kleinen, bunten Nürnberger Spiegel im Lande verfertigt und durch die Frankfurter Messe nach Polen verkauft werden sollten; ebenso befahl er, daß die kleinen Heiligenbilder, die unter Katholiken viel Absatz finden, wohlfeil fabriziert werden sollten, und fügte hinzu, daß besonders die Bilder derjenigen Heiligen anzufertigen wären, welche die Leute am liebsten hätten. Einst fand er auf dem Fremdenzettel einen Oblatenhändler aus Leipzig, sofort erging eine Ordre, warum die Oblaten nicht im Lande gemacht würden. Es existiert eine Aufzeichnung von des Königs Hand über die auf einer Reise durch Schlesien gemachten Beobachtungen: In Schweidwitz und Neiße fehle es noch an Ziegeldächern, man müsse daran denken, sie zu schaffen; in Schmiedeberg fühle man sich von der

Kaufmannschaft gedrückt, die Sache verdiene Ueberlegung. Er notiert sich, wo es in den Gärten an Gemüse oder an Obstbäumen fehlt. Striegau bedürfe einer Manufaktur, er wisse jedoch für diesen Ort nichts anderes, als etwa die Bereitung von Vitriol. In Oberschlesien besonders gebreche es an Industrie. In Gleiwitz lasse sich eine Fabrik von Halbbaumwolle und Halbleinen anlegen, in Tarnowitz würden Kunstschreiner beschäftigt werden können, und so fort. Wie ein Hausvater, der seinen Besitz im Frühjahr durchschreitet, um sich die Arbeiten des Sommers zu überlegen, bemerkt er an jeder Stelle, woran es gebricht und was sich thun lasse.

Um den Vertrieb aller Waren zu erleichtern, wurden mancherlei Kanalbauten unternommen; insbesondere legte der König den plauenschen, den Finow- und den Bromberger Kanal an und brachte hierdurch alle Flüsse zwischen der Elbe und Weichsel in Verbindung. Dem Handel in Stettin, der durch die Eroberung Schlesiens schon sehr gewann, gab er dadurch einen noch größeren Aufschwung, daß er jenseits des Stettiner Haffs, am Ausfluß des Oderarms Swine, den Seehafen Swinemünde anlegen ließ.

Auch durch andere Einrichtungen wurde der Handel, durch welchen die Gewerbthätigkeit erst das rechte Leben erhält, in hohem Grade befördert. Die Kaufleute hatten bis dahin meist nur von Wucherern für hohe Zinsen Geld geliehen erhalten; um es ihnen nun zu erleichtern, sich in augenblicklichen Verlegenheiten Hilfe zu schaffen, wurde die erste Bank errichtet, welche zu billigen Zinsen Geld vorschießen sollte. Bald dehnte sich ihre Thätigkeit durch Provinzialbanken auf alle Teile des Landes aus. Um ferner den Handel über See zu beleben, wurde die Seehandlungsgesellschaft begründet, welche unter preußischer Flagge alle Häfen Spaniens und andere Seeplätze befahren ließ. Zur festeren Begründung erhielt sie das Monopol des Salzhandels; den Gewinn aber mußte sie zu Unternehmungen verwenden, welche teils dem Aufschwung des preußischen Handels- und Fabrikwesens, teils der billigen Beschaffung der Lebensmittel für das Volk förderlich sein konnten.

So wurde von dem thätigen Könige jede Art von Handels- und Gewerbthätigkeit unterstützt, überall wurden neue Quellen für die nationale Betriebsamkeit eröffnet und dadurch der allgemeine Wohlstand in hohem Grade befördert.

Als die wichtigste Grundlage des allgemeinen Wohles betrachtete der König jedoch den Landbau, auf dessen Hebung und Ausbreitung er unablässig bedacht war. In Pommern und in der Kurmark, wo die Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges noch immer nicht vernarbt waren, sah er besonders auf die Vermehrung der ländlichen Bevölkerung durch tüchtige Ackerbauer, wozu er Kolonisten aus Zweibrücken und den Rheinlanden, die dort um des protestantischen Glaubenswillen bedrückt waren, herbeizog. In den dicksten Waldungen Pommerns sah man nun bald neue Dörfer entstehen; der einheimische Bauer erstaunte zuerst über die munteren neuen Landesgenossen, denen aber ihre Feldarbeit vortrefflich gelang. In Pommern allein stieg die Bevölkerung in wenig Jahren um 50000 Seelen; in den zehn Friedensjahren bis 1756 gründete der König überhaupt 280 neue Dörfer. Während seiner ganzen Regierung kamen wohl an 250000 Ansiedler aus allen Teilen Deutschlands und aus den blühendsten Nachbarstaaten nach Preußen, wo ihnen besonders solche Striche Landes, die bis dahin wüst und unfruchtbar gelegen hatten, unter großen Begünstigungen zur Urbarmachung angewiesen wurden. Der König hatte seine größte Freude daran, wenn es ihm gelang, morastige, öde Gegenden in blühende Felder oder Wiesen umzuwandeln, wie er dies in den Oder-, Warthe- und Netze-Brüchen,

sowie in Westpreußen mit großem Erfolge bewirkte. Schon Friedrich Wilhelm I. hatte die Urbarmachung zunächst des Warthebruches, in welchem bis dahin nur Wölfe, Eber u. s. w. hausten, beschlossen. „Besser Menschen, als Schweine!" antwortete er auf die Bedenken seiner dortigen Forstbeamten, doch legte er den Entwurf einstweilen zurück mit den Worten: „Für meinen Sohn Friedrich." Dieser führte ihn denn mit der größten Energie durch, nicht minder die heilsamen Arbeiten, welche die Urbarmachung des Oderbruches zum Zweck hatten. Als er einst die fruchtbaren Fluren überblickte, welche im Oderbruche gleichsam auf sein Geheiß entstanden waren, rief er voll Freuden aus: „Hier ist ein Fürstentum erworben, auf dem ich keine Soldaten zu halten brauche." In späteren Jahren ließ er noch zur Verbesserung oder Gewinnung von Aeckern und Wiesen durch Kanäle, Deiche und andere Mittel einen allgemeinen Meliorationsplan für das ganze Land entwerfen und bewilligte zur leichteren Ausführung desselben den einzelnen Provinzen reiche Unterstützungen. Es ist dem Könige oft vorgeworfen worden, daß er sich nach dem Beispiel seines Vaters mit seinen Befehlen gar zu sehr ins einzelne der Landwirtschaft, wie der Gewerbthätigkeit gemischt und mit den Zwangsvorschriften doch in vieler Beziehung nichts ausgerichtet habe; aber wenn man auch zugeben muß, daß es kaum einen Regenten gegeben hat, welcher so unumschränkt in die Thätigkeit der Unterthanen leitend und bevormundend eingegriffen hat, so sind die hieraus entsprungenen Uebelstände verhältnismäßig gering im Vergleich mit dem reichen Gewinn, den seine allseitige Anregung auch für die Landwirtschaft gebracht hat. Man muß bedenken, daß es galt, in der preußischen Bevölkerung die Keime einer frischen Entwicklung erst zu beleben, um das Land die Stufen, welche andere europäische Staaten bereits erstiegen hatten, in rascher Reihenfolge erreichen zu lassen; dazu bedurfte es des gewaltigen Antriebes, wie ihn nur ein Friedrich Wilhelm I. und ein Friedrich erteilen konnten. Ihrer Energie verdankt Preußen einen großen Teil seines Aufschwunges.

Wie viel Schwierigkeiten Friedrich übrigens bei der Durchführung vieler seiner Absichten zu überwinden hatte, davon gibt der Verlauf seiner Bemühungen für den Kartoffelbau einen merkwürdigen Beweis. Die von Franz Drake aus Virginien nach England gebrachte Feldfrucht, die im Jahre 1580 auf der Tafel der Königin Elisabeth als eine Rarität zuerst erschien, fand über Holland erst viel später und sehr langsam Eingang in Deutschland. Als Volksnahrung wurde die neue Frucht noch nirgends gebraucht. Friedrichs Vater führte sie zuerst für den Unterhalt der Armen in der Charité ein; doch dies Beispiel half wenig; ebenso wenig die von Friedrich selbst im Jahre 1744 angeordnete Verteilung von Saatkartoffeln in Pommern, wobei er alle Gartenbesitzer versammeln und über den Gebrauch der Frucht belehren ließ. Die Bauern wollten dieselbe nicht annehmen und den Zwang zum Anbau sich nicht gefallen lassen; es kam darüber bis zu Unruhen, und die Geistlichen mußten endlich von den Kanzeln herab für die Kartoffeln predigen. Nicht besser ging es in den anderen Provinzen; überall ließ der König durch die Landräte auf den Kartoffelbau dringen, aber überall waren Zwangsmaßregeln nötig, um seine Vorschriften durchzusetzen, bis endlich eine Hungersnot in den Jahren 1770 bis 1771 den Bemühungen der Regierung Nachdruck gab. Die allgemeine Fürsorge, welche der König dem Landbau widmete, äußerte sich auch in Bezug auf die Güter seines Adels. Da ein großer Teil der Rittergutsbesitzer, sei es von früherher, sei es infolge der Kriegsereignisse, in großen Geldverlegenheiten war, so gründete Friedrich zunächst in Schlesien auf den Antrag des schlesischen Justizministers v. Carmer die so-

genannte Landschaft. Sämtliche Rittergutsbesitzer traten zusammen, um sich auf ihre Güter bis zur Hälfte des Wertes derselben Geld zu leihen. Friedrich gab zur ersten Begründung dieser Einrichtung ein beträchtliches Kapital her; eine große Anzahl von adeligen Familien wurde dadurch vom Untergange gerettet, und wie in Schlesien, so hat sich auch in anderen Provinzen die Einrichtung der Landschaften seitdem trefflich bewährt. Die Provinz Schlesien hatte dem König überhaupt für die Hebungen ihrer ländlichen Verhältnisse besonders viel zu danken und gelangte unter seiner Herrschaft trotz des noch einmal ausbrechenden, langwierigen Krieges zu einer sehr erfreulichen Blüte.

11. Fridericus Rex.

(Soldatenlied aus dem siebenjährigen Kriege.)

Willibald Alexis. (Wilhelm Häring.)

Fridericus Rex, unser König und Herr,
der rief seine Soldaten allesamt ins Gewehr,
zweihundert Bataillons und an die tausend Schwadronen,
und jeder Grenadier kriegt sechzig Patronen.

„Ihr verfluchten Kerls“ (sprach seine Majestät),
„dass jeder in der Bataille seinen Mann mir steht;
sie gönnen mir nicht Schlesien und die Grafschaft Glatz,
und die hundert Millionen in meinem Schatz.

Die Kais'rin hat sich mit den Franzosen alliiert,
und das römische Reich gegen mich revoltiert;
die Russen sind gefallen in Preussen ein;
auf, lasst uns zeigen, dass wir brave Landskinder sein.

Meine Generale, Schwerin und Feldmarschall von Keith
und der Generalmajor von Zieten sind all'mal bereit.
Potz Mohren, Blitz und Kreuz-Element,
wer den Fritz und seine Soldaten noch nicht kennt.“ —

„Nun adjö Lowise, wisch ab das Gesicht,
eine jede Kugel die trifft ja nicht;
denn träf' jede Kugel apart ihren Mann,
wo kriegten die Könige ihre Soldaten dann?

Die Musketenkugel macht ein kleines Loch,
die Kanonenkugel ein weit grössres noch.
Die Kugeln sind alle von Eisen und Blei,
und manche Kugel geht manchem vorbei.

Unsre Artillerie hat ein vortrefflich Kaliber,
Und von den Preussen geht keiner nicht zum Feinde über,
die Schweden die haben verflucht schlechtes Geld,
wer weiss, ob der Oesterreicher bessres hält.

Mit Pomade bezahlt den Franzosen sein König,
wir kriegen's alle Woche bei Heller und Pfennig.
Potz Mohren, Blitz und Kreuz-Sackerment!
Wer kriegt so prompt, wie der Preusse sein Traktament.

Fridericus, mein König, den der Lorbeerkranz ziert,
ach hättst du nur öfters zu plündern permittiert;
Fridericus Rex, mein König und Held,
wir schlügen den Teufel für dich aus der Welt!“

12. Seydlitz, der kühne Reiter.

August Varnhagen von Ense.

Wie unter dem alten Dessauer die kleine Wiese bei Halle der Lehrboden des preußischen Fußvolkes geworden war, so wurde später Ohlau die Pflanzschule der preußischen Reiterei. Seydlitz' eigenes Regiment erhob sich als das Vorbild aller anderen. Von der geringsten Uebung der Waffen, dem kleinsten Anfange des Reitens bis zu dem vollständigsten Felddienste und den wichtigsten Ausführungen im großen war alles von ihm streng angeordnet, genau beaufsichtigt, in folgerichtigem Zusammenhang erhalten. Das ganze Regiment, Kürassiere und Offiziere, ritt in gleichmäßiger Weise, nach einer und derselben Vorschrift, rasch, leicht, gewandt, mit größter Kühnheit und Sicherheit. In der heftigsten Bewegung mußten die einzelnen Reiter wie die ganze Schwadron die vollkommenste Gewalt über sich haben, jedem Winke des Befehles augenblicklich folgen können, den vollen Ungestüm der Rosse loszulassen und zu beherrschen wissen. Die Verwegenheit des Reitens wurde bis zur Tollkühnheit getrieben und kein Unglücksfall geachtet. Die Einweihung der Neulinge geschah durch harte Prüfungen. Kam ein rüstiger Bursche als Rekrut, oder trat ein derber Junker ein, — denn unansehnliche und schwache fanden keine Aufnahme, — so wurden sie auf ungezähmte Pferde gesetzt und mit diesen im Dahinrennen über Stock und Stein dem Schicksal preisgegeben; wer den Hals brach oder sonst zu schaden kam, von dem war weiter nicht die Rede, – wer diese erste wilde Probe bestand und sitzfest und unverzagt blieb, der wurde zu geregelteren zugelassen. Hieraus ergab sich bald, daß im Regimente, und besonders in der ersten Schwadron, nur die erlesensten, mutigsten Reiter zu sehen waren, und jeder Kürassier im stolzen Bewußtsein seines Wertes die Art und das Ansehen eines Offiziers hatte, dem Offiziercorps aber kein anderes zu vergleichen war. Wie weit der Meister seine Jünger in kriegerischen Kunstübungen gebracht, zeigt folgendes Beispiel, dem fast jeder Tag ähnliche zur Seite stellen konnte. Der König hatte eine Anzahl Reiteroffiziere der märkischen Inspektion nach Ohlau geschickt, um Seydlitz' Exerzierart sich anzueignen. Der General ließ sie ihre Künste darthun und gab ihnen eine Schwadron zu exerzieren; allein es ging schlecht, und er endete den Versuch alsbald, indem er ihnen zugleich ankündigte, am anderen Tage wolle er ihnen zeigen, wie Reiterei exerzieren müsse. Er führte seine Leibschwadron persönlich an und hatte ihr für diesen Tag seine besten Offiziere zugeteilt. Die Schwadron hielt auf dem Markte; dort wurde das Gewehr aufgenommen, dann zu dreien rechts abgebrochen und im Trabe auf den Exerzierplatz marschiert. Hier wurden alle möglichen Uebungen im schnellsten Tempo durchgemacht und darauf im Trabe wieder abgezogen. Anstatt aber gleich in die Stadt zurückzukehren, führte Seydlitz seine Reiterei in den Ohlaufluß hinein, ließ im Wasser die Schwadronen formieren, dann wieder zu dreien abbrechen und so zum Marktplatze reiten, wo in Zügen aufmarschiert und mit diesen dann wieder in der Art eingeschwenkt wurde, daß der vierte und dritte Zug zwischen Rathaus und Hauptwache und der erste Zug zwischen diese und die rechte Häuserreihe zu stehen kam. Nun ließ er in gestrecktem Laufe die Schwadronen formieren und vorrücken, und als er halt rief, stand die Schwadron geschlossen und gerichtet vor seinem Quartier. Die fremden Offiziere staunten und bewunderten; solche Schnelligkeit und Meisterschaft war nie gesehen worden, jede Bewegung war vollständig gelungen. Da lächelte Seydlitz vergnügt und sagte: „Meine Herren, ich habe Ihnen zeigen wollen, was Reiterei zu leisten vermag, wenn Fleiß und guter Wille da ist.“ Er dankte seinen Offizieren für

ihre Aufmerksamkeit und gab den Kürassieren zur Belohnung einen Ball, bei welchem es an keinerlei Bewirtung fehlen durfte.

Die schönsten und tüchtigsten Jünglinge aus den vornehmsten Häusern des In- und Auslandes drängten sich zu diesem Regiment, und da die beschränkte Zahl der Offizierstellen für die Menge nicht ausreichte, so mußten viele sich begnügen, nur als Freiwillige einzutreten. Die jungen Edelleute, reich ausgestattet, kraftvoll und eifrig, wetteiferten in strengen Leistungen, die leicht wieder zu einer Art Ueppigkeit wurden; der Ruhm, die schönsten Pferde zu haben, stellte sich neben den, sie am kühnsten und am geschicktesten zu gebrauchen, der Glanz und Schmuck einnehmender Erscheinung neben den ehrbaren Stolz kriegerischer Haltung. Da man auf knappe, enganliegende Bekleidung hielt, so wurde keine Pein gescheut, um sich in diese einzuzwängen. Die Uebertreibung wird durch die Sage bezeichnet, welche scherzhaft spöttisch erzählt, daß die Seydlitz'schen Offiziere, um ihre ledernen Beinkleider anziehen zu können, in die naß aufgehängten hineinsteigen und dann darin hängend stundenlang abwarten mußten, bis sie völlig in diese Behautung hinabgesunken waren, die dann freilich, nachdem sie auf dem lebenden Körper trocken geworden, diesem wie angegossen war und jede schöne und kraftvolle Form zeigte. Wir geben die Sage, wie sie noch umgeht und lassen dahingestellt, ob Beispiele solchen Verfahrens wirklich vorgekommen.

Die kühnen Reiterübungen, welche Seydlitz auch für seine Person fortsetzte, und bei denen er selber alles wagte und ausführte, was er seinen Untergebenen zu leisten auferlegte, liefen nicht immer glücklich für ihn ab. Er hatte im Jahre 1765 bei Lissa, wo der König Truppenschau hielt, den Unfall, mit dem Pferde so gefährlich zu stürzen, daß er im ersten Augenblicke für tot gehalten wurde und längere Zeit ohne Bewußtsein blieb. Der König kam schleunigst herbei, stieg vom Pferde und freute sich der Nachricht, daß wieder Lebenszeichen sichtbar würden; er ließ seinen eigenen Wagen aus dem Hauptquartier herbeischaffen und sandte einen Pagen nach Breslau, um den berühmtesten Arzt von da zu holen. Als der Zustand wieder Hoffnung gab, aber dennoch mit Gefahr verbunden blieb, und Seydlitz zwar aufblickte, jedoch nicht die Sprache sogleich wiederfinden konnte, wurde der König so gerührt, daß er sich wegwenden mußte. Er fand sich so jeden Tag, den er noch hier verweilte, persönlich zur Nachfrage ein, wie es dem Kranken ergehe, besprach mit den Aerzten umständlich die Bedeutung des Falles und die Zweckmäßigkeit der vorgeschlagenen Mittel und empfahl, als er wegreisen mußte, noch scheidend die fürsorglichste Behandlung. Seydlitz genas bald wieder, ließ sich aber durch seinen Unfall nicht abschrecken, sondern trieb sein verwegenes Reiten nach wie vor. Er wiederholte sogar die Wagstücke seiner Jugend und ritt als General, wie sonst als Page, zwischen umlaufenden Windmühlenflügeln durch; sein Gefolge that es ihm dann sogleich nach. Einst traf er in der Gegend von Ohlau beim Spazierenreiten auf eine Halbkutsche, die sehr langsam im Sande dahinfuhr, ein Landprediger und dessen Frau saßen darin. Seydlitz betrachtete das Fuhrwerk, dessen Vorderteil sehr gestreckt war und also zwischen Kasten und Kutscherbock einen ziemlichen Raum gab. Der muntere Reiter besinnt sich nicht, gibt seinem Pferde die Sporen und setzt über den Wagen hinweg, alle seine Begleiter ebenso hinter ihm drein, zum großen Schreck der Darinsitzenden, die aber ganz unbeschädigt blieben. Wer sich selbst in dieser Art nicht schonte, von dem war auch für andere keine zarte Besorgnis zu erwarten. Jeder Gefahr zu Pferde mußte der entschlossene Reiter unverzagt entgegensehen und nur sie zu überwinden streben, nicht aber sie ver-

meiden. Die Unglücksfälle häuften sich; allein Seydlitz achtete ihrer nicht, sondern hielt sie für Opfer, die der Kriegsdienst auch dem Frieden auferlege. Als der König ihn einmal fragte: „Seydlitz, wie kommt es, daß bei Seinem Regimente so viele Leute den Hals brechen?“ antwortete er: „Euer Majestät dürfen nur befehlen, und es soll nicht wieder vorkommen; aber ich bin dann auch außer Schuld, wenn das Regiment gegen den Feind nichts ausrichtet.“ Die Ministerin v. Schlabrendorf, welche ihre Angst nicht verhehlte, daß ihr Sohn durch das tolle Reiten, von dem sie mit Entsetzen hörte, ein Unglück nehmen könnte, tröstete er auf andere Weise. „Ihro Exzellenz können ruhig sein“, sagte er, „einen Kornett und eine Katze kann man vom Turme herabwerfen, sie brechen nicht gleich den Hals.“ Die Jagd gab noch besonderen Anlaß zu mannigfachen Fährlichkeiten, denen sich niemand ohne Schande entziehen durfte; den jüngeren Offizieren war es so reizend als ehrenvoll, daran teil zu nehmen; nächst schönen Pferden hielt man gute Jagdhunde in hohem Wert; die des Generals waren so abgerichtet, daß sie aufs Pferd apportierten. Im Schießen mit der Büchse und mit Pistolen, worin Seydlitz sowohl zu Fuß als zu Pferde die größte Fertigkeit hatte, wurde gleicherweise vieles gewagt, das Leben in die Geschicklichkeit der eigenen oder fremden Hand gesetzt; es wird versichert, Seydlitz sei ebenso erbötig gewesen, einem guten Schützen einen Thaler als Zielscheibe zwischen den Fingern festzuhalten, als selber darauf zu schießen. Dem Glöckner in Ohlau, der eine kleine, am Rathause hängende Glocke täglich dreimal läuten mußte, schoß er von seinem Fenster aus nicht selten den Strick entzwei; Thonpfeifen, in die Erde gesteckt, pflegte er zu kleinen Stücken nach und nach abzuschießen.

13. Kurfürst Maximilian III., der Gute.

Wilhelm Schreiber.

Die Uebereinstimmung, in welcher Gelehrsamkeit, Sittenreinheit und Religiösität bei dem Kurfürsten Max III. standen, machte ihn zum liebenden und geliebten Gatten, zum treu sorgenden Landesvater und zum edelsten Muster der Nachahmung. Wem nur immer Max in seiner einfachen, prunklosen Kleidung entgegenkam, dem war er eine willkommene Erscheinung; weise Ruhe und sanfte Güte strahlten auf seinem Angesicht. Mit seinen Ministern verkehrte er mehr auf freundschaftlichem als auf landesherrlichem Fuße. Die Konferenzen mit ihnen hielt er stehend beim Kaffee, weshalb man sie die „stehenden Konferenzen“ nannt. Als ein Minister das Dekret anders, als er befohlen, ausfertigte, rief er ihm zu: „Wer ist Herr im Lande, ich oder Du. Mit einem Federzuge habe ich Dich zum Minister erhoben, und ein Federzug kann Dich wieder erniedrigen.“ Diese Rüge war die einzige Strafe, und er gab ihm das Dekret mit ruhiger Miene zur Abänderung zurück. Wenn zwei Parteien in Streit gerieten, so nahmen beide ihre Zuflucht unmittelbar zum Kurfürsten. Max ließ jeden ohne Schwierigkeit vor und hörte dessen Klage und Bitte. Er wurde nicht überdrüssig, er ermüdete nicht, sondern mit der anziehenden und sanften Freundlichkeit eines mächtigen Wesens, das jedem Leidenden Hilfe spendet, erwiderte er allen befriedigende Worte, gewährte überall Schutz und entließ niemand ohne Trost und Ermunterung. Einst wurden ihm aus der Geldbörse, welche er beständig in seinen Kleidern mit sich führte, mehrere Goldstücke entwendet. Man warf den Verdacht auf den Kammerdiener. Als der eigentliche Dieb entdeckt wurde, sprach er zu jenem in Anwesenheit mehrerer Kammerherrn: „Nicht ich, Alter, sondern andere haben Dich für den Dieb des

mir gestohlenen Geldes gehalten. Verzeihe diese üble Nachrede, ich erkläre Dich vor allen hier als meinen treuen und redlichen Diener. Da ich höre daß Du hart hausest und viele Kinder hast, so sollst Du um 120 Gulden jährlich mehr Gehalt empfangen, und Deine älteste Tochter, die Liserl, schicke meiner Frau, welche sie als Garderobedienerin anstellen wird."

Maximilian III. liebte es, sich unter das Volk zu begeben und die Straßen der Stadt zu durchwandern. Als er sich einst an einem Schrannentage dem Getreidemarkt näherte, eilte ihm ein treuherziger Bauer entgegen, der schon viel von des Kurfürsten Sorgen der Landesschulden wegen gehört hatte, und bot ihm freudig seinen mit Sechserstücken bis oben angefüllten Hut dar, um nach Belieben aus demselben zu nehmen. Als ihm Max lächelnd entgegnete, daß ihm seine Sechser nichts nützten, bat ihn der Landmann: „Herr Kurfürst nehmt nur doch; ich weiß, daß Ihr auch die Sechserl wohl brauchen könnt!" Den Kurfürsten erfreuten die Worte, er griff in den Hut und steckte eine Hand voll der kleinen Münzen zu sich. Auf seinen Spaziergängen war er der mildeste Vater; er besuchte alle Kranken- und Wohlthätigkeitsanstalten und spendete an die Armen eigenhändig Almosen. Für wohlthätige Zwecke vergab er in jedem Jahr über 50000 Gulden, errichtete zu Heppberg bei Ingolstadt eine Gewerbsschule für 300 arme Knaben und gründete zu München für mittellose Mädchen eine Näh- und Spitzenklöppelschule. Zur Zeit der Hungersnot 1771 und 1772 sorgte Max nicht nur für Getreidelieferung, sondern befahl auch allen Revierförstern, Hochwild zu schießen und das Wildpret um billigen Preis an die ärmeren Unterthanen zu verteilen. Der kurfürstliche Pfister mußte jede Woche 376 Laib Brot an arme Studenten verteilen; täglich erhielten 26 Arme in der Residenz gute Kost. Die zwölf Apostel erzählten in ihrer Heimat mit Freudenthränen, wie liebreich der Kurfürst am Gründonnerstage ihre Füße gewaschen und wie reichlich er sie mit Almosen beschenkt habe.

Die tiefe Gelehrsamkeit und große Güte Maximilians war geschmückt mit offener, aus Ueberzeugung fließender Religiosität. Ihm galt jedes Wissen, jedes Verdienst ohne religiöse Grundlage nichts. Ein sehr begabter Student, dem die Mittel zur Fortsetzung seiner Studien mangelten, bat den Kurfürsten persönlich um Unterstützung und wies ihm alle am Gymnasium erhaltenen Preise vor. Max reichte ihm freudig die Vaterhand und sprach: „Studiere auf Kosten Deines Fürsten; werde in Gottes Namen ein braver Mann und denke stets den großen Gedanken, daß alle Prämien der Gelehrsamkeit nichts nützen, wenn Du die ewigen, die Preise der Religion, verlieren solltest!" Er forderte von jedem Beamten religiösen Wandel, da er in der Ueberzeugung lebte, daß nur derjenige seiner Pflicht voll obliege, in dessen Herz Religion wohne. Einer seiner Räte schien ihm in dieser Beziehung der Gleichgültigkeit zu huldigen, weshalb er ihn fragte, welche Religion er habe; die Antwort war: „Ich habe die Religion eines ehrlichen Mannes." Der Kurfürst erwiderte ihm mit scharfer Betonung: „Ich behaupte, daß derjenige kein ehrlicher Mann sein könne, der keine Religion besitzt." Max III. bekräftigte seine Worte auch durch die That. An jedem Tage bat er, ehe er zur Arbeit schritt, den Vater des ewigen Lichtes um Gnade für sich und sein Bayerland. Als ihm einst die erdrückende Sorge seiner beschwerdevollen Regierung wie ein Alp auf dem Herzen lag, suchte er gottergebenen Sinnes in der Hofkapelle Trost und in der Meinung, daß niemand anwesend sei, rief er mit gefalteten Händen aus: „Vater des Himmels," Du kennst die Schwere der Last, die mich drückt! — Ich verlange, aufgelöst zu werden und bei Dir zu sein, aber mache zuvor Dein Bayern durch mich glücklich!" Als

überzeugungstreuer Katholik ehrte der Kurfürst die Priester, sprach mündlich und schriftlich aus Achtung gegen den Stand zu ihnen nur mit „Ihr", und lud alle, welche an der Fronleichnamsprozession teilgenommen, zu sich zur Tafel. Die Frömmigkeit des bayerischen Kurfürsten war in Rom und ganz Europa so wohl bekannt, als in München.

Am liebsten und öftesten verweilte Maximilian in der traulichen Herzogspitalkirche, welche er fast täglich besuchte, um vor dem Bilde Mariens, der erkorenen Schützerin Bayerns, Segen für sich und alle seine Unterthanen zu erflehen. Am 8. Dezember 1777, dem Feste der unbefleckten Empfängnis, fuhr er zum letztenmal in das ihm so teuere Kirchlein, denn nach der Heimkehr erkrankte er. Bald nahm sein Leiden einen ernsten Charakter an. Aber auch auf dem Schmerzenslager erkundigte sich der besorgte Landesherr um sein Volk, und wenn man ihm berichtete, daß es für ihn trauere und bete, so antwortete er mit einer väterlichen Thräne. Sein Zustand verschlimmerte sich täglich, und die Qualen wuchsen stündlich; doch kein Wort der Ungeduld floß über des Regenten Lippen, er beklagte nur, daß er die Bittschriften armer und gedrückter Unterthanen nicht lesen und die Staatsgeschäfte nicht besorgen könne. Um die elfte Stunde seines letzten Lebenstages, am 30. Dezember, wünschte der fromme Monarch noch einmal die Statue Mariens von der Herzogspitalkirche zu sehen, vor welcher er so oft der Andacht obgelegen. Das Verlangen ward erfüllt; mit leiser Stimme nahm er dann Abschied von seiner Umgebung, lispelte noch ein Gebet für sein Volk, empfahl seinen Geist dem Herrn, und schloß das schöne Fürstenleben. Als des Kurfürsten gutes Herz nach Altötting geführt wurde, zeigte sich ganz München auf den Straßen, in Trauer gehüllt und in Thränen zerflossen. So war noch nie ein Fürst in Bayern geliebt worden, wie dieser letzte aus dem Blute Ludwigs des Bayers. Seit dem berühmten Hausvertrag von Pavia (4. August 1329) hatten dessen Nachkommen 448 Jahre das bayerische Land, 149 Jahre lang die obere Pfalz beherrscht. „In der ganzen Reihe dieser Erlauchten, über zwanzig an der Zahl", — sagt der bayerische Geschichtschreiber Zschokke — „von der verschiedensten Gemütsart und den wechselvollsten Lebensschicksalen ist kein einziger gewesen, von dem man gesprochen: er war böse. Am teuersten ist aber doch allen der letzte aus der jüngeren wittelsbachischen Hauptlinie gewesen."

14. Maximilian Josephs III. Tod.

Hermann v. Scharff von Scharffenstein.

Was weinet das Volk und klaget so laut
und drängt sich in München zum Schlosse? —
Ach Fremdling! so hat es dir niemand vertraut,
nicht der Herold auf schnaubendem Rosse?

Der Kurfürst ist tot! Max Joseph ist tot!
Unser Vater, der musste schon sterben!
Zu früh an der Zeit, — o, welche Not! —
schied von dannen er und — ohne Erben.

Es hat ihn der Herr in den Himmel geholt,
zu gut war er für diese Erde:
das Glück seines Volkes nur hat er gewollt,
und achtet nicht eigner Beschwerde.

Als giftige Krankheit die Stadt durchdrang,[1]
wie viel hat er tröstend gelitten;
allmorgentlich ging er den Ringweg[2]) entlang
bei der schmerzreichen Mutter zu bitten.

Und als er uns allen viel Heil erfleht,
da musst' er zu Bette sich legen.
Die heil'ge Mutter, mit ihrem Gebet,
die sollte ihn selber verpflegen.

In Prozession, und das Herz so schwer,
so brachten wir, Gnad' zu gewinnen,
zum Kurfürst Max Joseph ihr Bild daher;
doch der Tod, der führt' ihn von hinnen.

Gewiss ist, dass er dort oben thront
zur Seite Mariens, der Reinen;
denn Tugend und Frömmigkeit wird stets belohnt!
Wir aber, wir können nur weinen.

15. Die Belagerung Kolbergs und der alte Nettelbeck.

H. Herzog.

Am 1. Juli 1807 früh morgens um drei Uhr eröffnete der Feind von der Ost- und Südseite seiner Verschanzungen ein lebhaftes Mörser- und Kanonenfeuer gegen die Stadt Kolberg und deren Festungswerke. Dasselbe dauerte 36 Stunden und wurde von den angegriffenen Werken nachdrücklich und mit Erfolg erwidert. Ein Augenzeuge, Joachim Nettelbeck erzählte davon später: „Es ist nicht auszusprechen, wie höllenmäßig das Aufblitzen und Donnern des Geschützes Schlag auf Schlag und Zuck auf Zuck um uns her wütete, während auch das Feuer unserer Festung in seiner Antwort nichts schuldig blieb. In der Luft schwärmte es lichterloh von Granaten und Bomben. Wir sahen sie überall ihren lichten Bogen nach der Stadt hineinwälzen und hörten das Krachen ihres Zerspringens, sowie das Einstürzen der Giebel und Häuser. Auch vernahmen wir den wüsten Lärm, der drinnen wogte und toste, und waren Zeuge, wie bald hier, bald dort, wo es gezündet hatte, eine Feuerflamme emporloderte. Von alledem war die Nacht so hell, als ob tausend Fackeln brannten. Das gräßliche Schauspiel schien nicht ein Menschenwerk zu sein, sondern es sah aus, als ob alle Elemente gegen einander in Aufruhr geraten wären, um sich zu zerstören.

Was drinnen in der Stadt unter dem armen wehrlosen Haufen vorging, ist vollends so jammervoll, daß ich nicht vermag, es zu beschreiben. Da gab es nirgends ein Plätzchen mehr, wo die zagende Menge vor dem drohenden Verderben sich hätte verbergen mögen. Ueberall zerschmetterte Gewölbe, einstürzende Böden, krachende Wände und aufwirbelnde Säulen von Dampf und Feuer. Ueberall wimmelten die Straßen von ratlos umherirrenden Flüchtlingen, die ihr Eigentum preisgegeben hatten und die, unter dem Gezisch der feindlichen umherkreisenden Feuerbälle sich verfolgt sahen von Tod und Verstümmlung. Geschrei von Wehklagenden; Geschrei von Säuglingen und Kindern; Geschrei von Verirrten, die ihre Angehörigen in dem Gedränge und der allgemeinen Verwirrung ver-

[1]) Kurz vor dem Ableben Maximilians herrschten die Blattern in München.
[2]) Die Stadtmauer.

loren hatten; Geschrei der Menschen, die mit Löschung der Flammen beschäftigt waren; Lärm der Trommeln, Geklirr der Waffen, Rasseln der Fuhrwerke erfüllten die Luft. Es ist nicht möglich, das furchtbare Bild in seiner ganzen Lebendigkeit auch nur annähernd zu schildern.

Als ich selbst mich in diesem allgemeinen Tumult veranlaßt fand, einmal nach meinem eigenen Hause zu sehen, erwartete mich dort ein Anblick, der auch nicht geeignet war, mich zu erfreuen. Eine Bombe war, indem sie durch den Giebel einschlug, durch zwei Böden bis in den Keller hinabgefahren und hatte, da sie dort platzte, sieben Oxhoft voll Branntwein zersprengt, deren Inhalt nun gänzlich für mich verloren ging. Außerdem waren überall im Hause die größten Verwüstungen angerichtet; der ganze Eingangsflur war aufgerissen und ebensowenig eine Fensterscheibe als ein Ziegel auf dem Dache unbeschädigt geblieben. Alle meine Leute hatten, wie leicht begreiflich, das Weite gesucht; und so stand es nicht bloß bei mir, sondern auch links und rechts und in vielen Nachbarhäusern."

In einer Stunde schlugen elf Bomben und Granaten in Gneisenaus Wohnung und verwüsteten darin alles. Aber Gneisenau wußte kaum, wie seine Wohnung ausgesehen hatte, denn so lange er die Festung kommandierte, hatte er seine Tage und Nächte auf dem Walle zugebracht.

Zwölf Stunden hatte das Bombardement ohne Unterbrechung gewütet; da erschien ein Parlamentär mit einem sehr schmeichelhaften Schreiben des Generals Loison an Gneisenau, worin er denselben zur Uebergabe aufforderte. Gneisenau ließ ihm zurücksagen: „Wenn er unterhandeln wolle, würden seine Offiziere schon selbst den Weg zum Feinde finden." Loison war darüber höchst entrüstet und äußerte, Kolberg werde die Folgen dieser Weigerung tief empfinden, und in vier Tagen solle der Aschenhaufen ihm gehören.

Mit wenig verminderter Stärke hielt das Bombardement den ganzen Tag an und häufte Verwüstung auf Verwüstung. Dennoch waren die Löschanstalten, an deren Spitze Nettelbeck mit großer Aufopferung stand, wirksam genug, um immer noch des hie und da aufgehenden Feuers Meister zu bleiben.

So von Schrecken umgeben und auf noch Schrecklicheres gefaßt, sahen Kolbergs Bürger der nächsten Nacht entgegen. Noch hielten die meisten wacker aus und halfen in der Stadt und auf den Wällen, wo auch die jüngeren Leute die Geschütze mit bedienten. Die Nacht brach herein. Das feindliche Geschütz vereinigte sich zu neuen erhöhten Anstrengungen. Die zerstörenden Wirkungen desselben, die im anhaltenden Geprassel einstürzenden Häuser, die fallenden Ziegel und klirrenden Fensterscheiben betäubten das Ohr dergestalt, daß auch der Donner der Geschosse nicht selten dabei überhört wurde. Alle jammervollen Scenen der vergangenen Nacht wiederholten sich in noch schrecklicherem Umfange. Mitten in der Nacht schlug eine Bombe ins Rathaus, das die Stadtarchive und viele andere wertvollen Sachen barg, und steckte es in Brand. Die Löschanstalten konnten das brennende Gebäude nicht retten, vermochten jedoch dem Feuer ein Ziel zu setzen.

Der Morgen des 2. Juli brach an. Vier und zwanzig Stunden hatte das Bombardement gedauert und mit dem Morgen schien es nur neue Kräfte gewinnen zu wollen. Not und Elend, Jammergeschrei und Auftritte der blutigsten Art, einstürzende Gebäude und prasselnde Flammen stellten sich bei jedem Schritt den entsetzten Sinnen dar. Um neun Uhr morgens, während noch das Rathaus loderte, entzündete eine Bombe das Gebäude des Stadthofes. Die Versuche zum Löschen blieben dem Feuer nicht gewachsen, man mußte

brennen lassen, was brennen wollte. So dauerte es fort bis zum Nachmittag. Da plötzlich, um drei Uhr, schwieg das französische Geschütz auf allen Batterien; denn eben traf die Nachricht vom abgeschlossenen Waffenstillstande ein. „Auf das Krachen des Donners", erzählt Nettelbeck, „wie am Tage des Weltgerichts, folgte eine lange öde Stille. Jeder Atem bei uns stockte; niemand begriff diesen schnellen Wechsel, dies schauerliche Erstarren so gewaltiger losgelassener Kräfte." Die fröhliche Kunde wurde den Bürgern durch die ganze Stadt unter Trommelschlag bekannt gemacht. Der vereinten, nun durch die Freude gehobenen Anstrengung gelang es, in kurzer Zeit die Flammen zu bezwingen. Sämtliche Vorstädte waren in Schutthaufen verwandelt, und an zweitausend Menschen irrten obdachlos umher.

In dieser schweren Zeit zeichnete sich unter den Bürgern von Kolberg der alte Joachim Nettelbeck rühmlichst aus. Gneisenau, der Kommandant der Festung Kolberg entwirft von ihm folgendes Bild: „Es ist wohlthuend, in einer Zeit, wo oft Kleinmut die Herzen beschleicht, das Bild eines Mannes aufstellen zu können, der an deutschem Sinne und an Mut Millionen seiner Zeitgenossen voransteht. Joachim Nettelbeck ist siebzig Jahr alt und hat schon in der denkwürdigen Belagerung des siebenjährigen Krieges seine Vaterstadt Kolberg verteidigt. In der jetzigen Belagerung derselben thut er dasselbe als Greis, was er damals als Jüngling that. Er ist allgegenwärtig. Zündet der Feind durch seine Haubitzgranaten ein Haus an, so steht er mit der Spitze des Schlauches hoch oben auf der gefährlichsten Stelle. Er geht nicht von dannen, bis das Feuer darnieder ist. Greift ein Feind das Außenwerk oder die Verschanzungen an, so sitzt er zu Pferde, reitet kühn wie ein Jüngling, ermuntert im heftigsten Feuer die Truppen, holt Munition herbei und ist eben so schnell bei dem Festungskommandanten, um ihm Bericht über das Gefecht abzustatten. Ist das Gefecht vorüber, so schafft er Lebensmittel für die ermatteten Truppen hinaus. Zeigt sich ein Schiff, worauf man Zufuhr von Kriegs- oder Mundbedürfnissen erwartet, so ist er der erste an Bord und der erste zurück, um Kunde davon zu bringen. Auf den Böden und in den Häusern der Bürger hält er Revision, um alles leicht Entzündliche dort wegzuschaffen. Der Kommandant hat ihm die Obhut über die Ueberschwemmung gegeben, und wehe dem, der aus Eigennutz oder üblem Willen das Wasser um eine Linie vermindern wollte. Wo an den vielfachen Schleusen etwas Wasser durchsickert, wird er es gewahr. Keine Maus dürfte die Dämme durchlöchern, und er würde es sogleich wittern. Ueberall zeigt er Einsicht, Mut und Patriotismus. Dies alles thut er umsonst, und Nettelbeck ist nicht reich. Er ist ein Wunder, und man muß erstaunen, woher er bei seiner unternehmenden Thätigkeit und bei seinem hohen Alter die Kräfte nimmt. Nur eins könnte ihn darniederwerfen, wenn der Kommandant die Festung übergäbe, dies Herzeleid würde er nicht überleben. Aber mein guter Alter, dies Herzeleid thut dir der Kommandant nicht an. Er wird dir die Freude machen, sich mit seiner braven Garnison, vor welcher der Feind bereits eine heilige Scheu hat, als Männer zu wehren. Lebe deswegen noch lange, deinen Zeitgenossen ein Beispiel des Mutes und der Thätigkeit. Spiegelt euch daran, ihr Deutschen!" —

16. Polozk.

(18. August und 18. Oktober 1812.)

Karl Fernau. (Sebastian Daxenberger.)

„Denkst du daran? Als wir bei Polozk schlugen,
dort an der Düna trümmervollem Strand,
welch' Ungemach wir blutend da ertrugen,
so weit entfernt vom deutschen Vaterland?
Geschmiedet an des Kaisers stolze Fahnen,
von unsern Brüdern in Smolensk getrennt?" [1]) —
„„Ich denke dran: o fahre fort zu mahnen,
ob auch die Wund' im Herzen wieder brennt!""

„Denkst du daran? Mit bloßem Bajonette
durchbrachen wir der Russen finstre Reih'n:
da lag das Feld wie eine Leichenstätte, —
so wüteten die Kugeln auf uns ein.
Wir hielten aus; wir standen fest wie Mauern,
schon wich der Feind zurück; — da fiel Deroy". [2]) —
„„Ich denke dran: o laß mich mit dir trauern,
wie ich da ihn und Siebein sterben sah."" [3])

„Denkst du daran, wie jetzt der Mut uns wankte,
als aus dem Kampfgetümmel man sie trug,
da die Franzosen zagten, und schon schwankte
die Schlacht, und wilder die Kanone schlug?
Jetzt eilte Wrede an des Heeres Spitze
und traf den Feind, den Degen in der Hand." —
„„Ich denke dran, das waren Racheblitze,
und unser Schmerz war ein Gewitterbrand.""

„Denkst du daran? Die Feuerschlünde schwiegen,
und mit dem Kampf der Sommerabend schwand.
Da sah man Heergerät zerschmettert liegen,
und leichenvoll der Düna Hügelland.
Doch Polozk war gerettet, und vertrieben
der Russe von der Stadt geschütztem Wall." —
„„Ich denke dran, der Tapfern, die geblieben.""
„Doch denkest du auch noch an Polozk's Fall?

Denkst du's Soldat? Der Kaiser ward geschlagen,
besieget durch die Schrecken der Natur;
Tod und Verwüstung, namenlose Plagen
erfüllten seines Rückzugs grause Spur.
Da mußten wir auch Polozk schnell verlassen
und von den Gräbern unserer Brüder zieh'n."
„„Ich denke dran, wir wollten es nicht lassen
und wollten nicht mit Frankreichs Adlern flieh'n.""

---

[1]) Nach der Parade bei Wilna am 14. Juli teilte Napoleon I. den Rest der schönen bayerischen Reiterei (16 Eskadronen mit 1902 Pferden) nebst der leichten Batterie „Wiedenmann" der Vorhut der großen Armee zu.

[2]) Vergl. S. 96—101, wodurch die folgenden Strophen nähere Erklärung finden.

[3]) Generalmajor Justus Heinrich v. Siebein, Kommandant der 1. Infanterie-Brigade des I. bayerischen Corps, wurde in dem Gefecht bei Biailoë am 22. August tödlich verwundet und starb am 24. gegen 2 Uhr morgens, sieben Stunden später als sein Jugendfreund und Waffengenosse Deroy, an dessen Seite auf dem St. Xaverien-Kirchhofe in Polozk er auch beerdigt wurde.

„Denkst du daran? Da man die Wälle stürmte,
wie furchtbar Bayern, unbezwinglich stand!
Und Feindes Leichen hoch zu Haufen türmte,
eh' es hinwegzog von der Düna Strand?
Denkst du daran? Es zischten laut die Flammen
schon über Polozk jammervoll empor.“ —
„„Ich denke dran: wir hielten fest zusammen,
zum Tod verbrüdert stand das ganze Corps.““

„Denkst du daran? Was wir hernach ertrugen?
Des Frost's, des Hungers, der uns abgehärmt?
Wie viel Gefechte wir erstarrt noch schlugen,
von donischen Kosaken rings umschwärmt?
Die Berezina, Wilna und der Niemen,
sie sahen unsern ungebeugten Mut.“ —
„„Ich denke dran: der Bayer kann sich rühmen,
es floß in Rußland ehrenvoll sein Blut.““

„Und als wir in die Heimat wieder kamen
auf weitem Weg ein kleiner müder Zug:
wie sie uns weinend in die Arme nahmen,
und unser Herz mit kaltem Schauer schlug!
Denkst du daran? Du hast genug getragen;
aus jenem Kampf ging Deutschlands Heil hervor;
da Moskaus Flammen himmelauf geschlagen,
stieg unser Vaterland befreit empor.“

17. Vater Max.

C. Merian.

Es war einmal ein König im Land,
ein wahrhaft adelig Blut;
er wurde von jedem der „Vater“ genannt,
denn sein Herz war so menschlich und gut;
und wo das Volk diesen König sah,
erschallte die freudige Kund
durchs ganze Land: „Der Vater ist da!“
so wie aus einem Mund.

Er war ein hoher und stattlicher Mann,
ein wahrhaft königlich Bild;
sein Auge strahlte so sonnenklar,
sein Antlitz so fürstlich und mild.
Kein Kindlein konnte er weinen sehn,
er nahm es zu sich in sein Haus,
und sah er die Armut am Wege stehn,
der König, er wich ihr nicht aus.

Ich sah einmal im Vorübergehn,
am Fenster im fürstlichen Schloss,
mit Thränen im Aug' diesen König stehn,
denn sein Schmerz war unendlich und gross.
Es kamen ohne der Trommel Klang
so traurig und einsam daher
ein Häuflein Krieger aus Russenland:
drum weinte der König so sehr.

Viele tausend zogen in Feindesland,
kaum hunderte kehrten zurück;
das machte dem König das Herz so bang,
das trübte des Vaters Blick.
Denn nicht Soldaten sandte er aus,
sein Volk war's; sein Herzblut allein —
seine Kinder aus dem Vaterhaus —
drum fühlte er doppelte Pein.

Des Königs Thränen sie fielen hart
ins kindliche Herz mir hinein;
dort hab ich sie treulich aufbewahrt
als Perlen und Edelgestein.
Dort trag ich sie bis an mein Lebensend'
zu einem Diamant vereint;
denn es hat sie ja unser „Vater Max“
den gefallenen Helden geweint.

18. Der Aufruf Friedrich Wilhelms III.

(Haude- und Spenersche Zeitung vom 23. März 1813. Nr. 35.)

An mein Volk!

So wenig für mein treues Volk als für Deutsche bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen.

Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Frieden, der die Hälfte meiner Unterthanen mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht, denn er schlug uns tiefere Wunden als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen, die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt, so wie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt und dadurch die Quelle des Erwerbes und des Wohlstandes verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung. Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte ich meinem Volke Erleichterung zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vorteil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber meine reinsten Absichten wurden durch Uebermut und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unseren Zustand aufhört. Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litauer! Ihr wißt, was ihr seit sieben Jahren erduldet habt; ihr wißt, was euer trauriges Los ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, an den großen Friedrich! Bleibt eingedenk der Güter, die unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft! Gedenket des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, der Russen, gedenket der Spanier und Portugiesen! Selbst kleine Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen. Erinnert euch an die heldenmütigen Schweizer und Niederländer! Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden, denn unser Beginnen ist groß, und nicht gering die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für euern angeborenen König, als für einen fremden Herrscher, der, wie so viele Beispiele lehren, eure Söhne und eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Mut und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen werden unseren redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren. Aber welche Opfer auch von einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unseren Wohlstand. Keinen anderen Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegengehen, um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen. Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren, glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklicheren Zeit.

Breslau, den 17. März 1813.

Friedrich Wilhelm.

19. Das Eiserne Kreuz.

Unter den militärischen Orden stehen in der langen Stufenreihe preussischer Ehrenzeichen obenan der von Friedrich dem Grossen gestiftete Orden pour le mérite, sowie das Eiserne Kreuz, welches Friedrich Wilhelm III. von Preussen am 10. März 1813 als Denk- und Dankzeichen für alle die tapferen Streiter stiftete, die sich in den Jahren der Befreiungskriege ausgezeichnet. An jenem Tage, dem Geburtstage der unvergesslichen Königin Luise, hatte Friedrich Wilhelm III. den Baurat Schinkel zu sich entboten, um mit dem Künstler über die Zeichnung eines Ehrenschmuckes zur Belohnung der Tapferkeit im Felde zu beraten. „Etwas bedeutungsvolles, aber einfach edles soll die Brust meiner Treuen zieren“, wiederholte der König; „Gold haben wir freilich nicht — die eiserne Zeit fordert ohnehin eiserne Männer, und so soll auch ihr Orden von Eisen sein. Habe viel darüber nachgedacht, meine aber nicht zum Zeichner zu taugen, Hand und Herz finden nur ein Zeichen, das auch hier in mannigfaltiger Gestalt auf dem Papier steht, brauche keine Worte zu machen, werden wissen, was mich bewegt und erfüllt — zumal heut am 10. März.“ Schinkel nahm die vom Könige entworfenen Skizzen mit, und drei Tage später meldete man ihn dem Könige wieder. Der Meister näherte sich seinem hohen Schützer in tiefer Bewegung. „Majestät“, sagte er, dem Könige die Blätter überreichend, „und wenn ich bis an mein Lebensende Tag und Nacht gesonnen, ich hätte nimmer einen schöneren und bedeutungsvolleren Schmuck zu finden vermocht für die Brust eines tapferen Helden, als jenes rührende Zeichen, das Euer Majestät Hand und Herz am 10. März mir angegeben; ich bringe also hier nur die Ausführung des Gedankens meines Königs!“ Und da lag es in scharfen Umrissen, in seiner eigentümlich edeln Form, in feinster Zeichnung von Schinkels Hand, in den preussischen Farben vor den aufleuchtenden Augen Friedrich Wilhelms III., das erste, schöne Eiserne Kreuz von 1813, gestiftet zum Gedächtnis einer Dulderin, die ihr Kreuz so mutig und hoffnungsfreudig getragen — und in der frohen und zugleich demütigen Zuversicht auf den Sieg der gerechten Sache.

Das Material, aus dem man diesen höchsten Schmuck eines preussischen Vaterlandskämpfers herstellte, sollte an jene eiserne Zeit erinnern, in welcher sich alle wehrhaften Männer gegen die fränkische Tyrannei erhoben. Keiner der Kämpfer aus jenen Tagen hatte der Gunst oder dem Zufall die so hoch gehaltene Auszeichnung zu verdanken, denn nur todesmutige Tapferkeit verdiente sich das Eiserne Kreuz.

Die Ereignisse, welche im Jahre 1870 unser ganzes Volk zu den Waffen riefen, haben den Schirmherrn Deutschlands veranlasst, durch Kabinettsordre vom 19. Juli das höchstgehaltene unter allen preussischen Ehrenzeichen, „in seiner ganzen Bedeutung“ aufs neue aufleben zu lassen. Die erneuerte Stiftung des Eisernen Kreuzes unterscheidet sich von der ursprünglichen besonders dadurch, dass sie sich über das gesamte Deutschland erstreckt. Das Eiserne Kreuz vom Jahre 1870 ist in allen Graden dem Ordenszeichen von 1813 ganz gleich.

20. Aufruf.

Theodor Körner.

Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen;
frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen,
die Saat ist reif, ihr Schnitter, zaudert nicht!

Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück' dir den Speer ins treue Herz hinein,
der Freiheit eine Gasse! — Wasch die Erde,
dein deutsches Land, mit deinem Blute rein!

Es ist kein Krieg, von dem die Kronen wissen;
es ist ein Kreuzzug, 's ist ein heil'ger Krieg!
Recht, Sitte, Tugend, Glauben und Gewissen
hat der Tyrann aus deiner Brust gerissen;
errette sie mit deiner Freiheit Sieg!
Das Winseln deiner Greise ruft: „Erwache!"
Der Hütte Schutt verflucht die Räuberbrut,
die Schande deiner Töchter schreit um Rache,
der Meuchelmord der Söhne schreit nach Blut.

Zerbrich die Pflugschar, laß den Meißel fallen,
die Leier still, den Webstuhl ruhig stehn!
Verlasse deine Höfe, deine Hallen! —
Vor dessen Antlitz deine Fahnen wallen,
er will sein Volk in Waffenrüstung sehn.
Denn einen großen Altar sollst du bauen,
in seiner Freiheit ew'gem Morgenrot;
mit deinem Schwert sollst du die Steine hauen,
der Tempel gründe sich auf Heldentod.

Was weint ihr, Mädchen, warum klagt ihr, Weiber,
für die der Herr die Schwerter nicht gestählt,
wenn wir entzückt die jugendlichen Leiber
hinwerfen in die Scharen eurer Räuber,
daß euch des Kampfes kühne Wollust fehlt? —
Ihr könnt ja froh zu Gottes Altar treten!
Für Wunden gab er zarte Sorgsamkeit,
gab euch in euern herzlichen Gebeten
den schönen, reinen Sieg der Frömmigkeit.

So betet, daß die alte Kraft erwache,
daß wir dastehn, das alte Volk des Siegs!
Die Märtyrer der heil'gen deutschen Sache,
o ruft sie an als Genien der Rache,
als gute Engel des gerechten Kriegs!
Luise, schwebe segnend um den Gatten!
Geist unsers Ferdinands, voran dem Zug!
Und all ihr deutschen, freien Heldenschatten,
mit uns, mit uns und unsrer Fahnen Flug!

Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen!
Drauf, wackres Volk! Drauf, ruft die Freiheit, drauf!
Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen.
Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?
Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf! —
Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
in deiner Vorzeit heil'gem Siegerglanz, —
vergiß die treuen Toten nicht, und schmücke
auch unsre Urne mit dem Eichenkranz!

21. Lützows wilde Jagd.

Theodor Körner.

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hör's näher und näher brausen.
Es zieht sich herunter in düsteren Reihn,
und gellende Hörner schallen darein
und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt,
das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Was zieht dort rasch durch den finstern Wald
und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt;
das Hurrah jauchzt und die Büchse knallt,
es fallen die fränkischen Schergen.
Und wenn ihr die schwarzen Jäger fragt,
das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Wo die Reben dort glühen, dort braust der Rhein,
der Wütrich geborgen sich meinte;
da naht es schnell wie Gewitterschein
und wirft sich mit rüst'gen Armen hinein
und springt ans Ufer der Feinde.
Und wenn ihr die schwarzen Schwimmer fragt,
das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Was braust dort im Thale die laute Schlacht,
was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht
und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt,
das ist Lützows wilde, verwegene Jagd.

Wer scheidet dort röchelnd vom Sonnenlicht,
unter winselnde Feinde gebettet?
Es zuckt der Tod auf dem Angesicht;
doch die wackern Herzen erzittern nicht,
das Vaterland ist ja gerettet!
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt,
das war Lützows wilde, verwegene Jagd.

Die wilde Jagd und die deutsche Jagd,
auf Henkersblut und Tyrannen! —
Drum, die ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt;
das Land ist ja frei und der Morgen tagt,
wenn wir's auch nur sterbend gewannen!
Und von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt;
das war Lützows wilde, verwegene Jagd.

22. An König Max I.

(Sommer 1813.)

Aus: Franz Wilhelm v. Ditfurths „historischen Volksliedern des bayerischen Heeres“.

Guter Max, du gehst so stille
durch die Kriegeswolken hin;
ist es denn noch nicht dein Wille,
zu den Alliierten ziehn?

Schau, die Russen und die Preußen,
der Oesterreicher großes Heer,
und dazu auch alle Deutschen,
rucken auf Napoleon her.

Guter Max, willst du's nicht wagen,
daß du dich also bedenkst,
auf Napoleon zu schlagen,
der so lange dich bedrängt?
Hast du denn nicht Wredens Degen,
der mit sechzigtausend Mann
auch noch bringet was zuwegen,
wenn den Feind er greifet an.

Uebel warest du gebunden
leider an sein Regiment,
deine süßen Freiheitsstunden
kamen ganz in seine Händ'.
Ach, so sprenge diese Banden
jetzo auch vor aller Welt,
den Verräter mach zu Schanden,
den Befreiern beigesellt!

Schau, Napoleon's tückisch Herze,
das so liebenswert sich macht,
falsch im Ernste, falsch im Scherze,
hat Verderben stets gebracht.
Hat er dir nicht abgenommen
deiner Kinder also viel,
die in Rußland umgekommen
in dem blutigen Kriegesspiel?

Nicht in Golde, nicht in Seide
wirst du den Tyrannen sehn;
im gemeinen, schlechten Kleide
mußte er aus Rußland fliehn;
und seitdem hat er verloren
Hosen, Rock und Ordensband;
auch der Bart ist ihm geschoren
von der Alliierten Hand.

Max, du Vater deiner Bayern,
laß es jetzo doch geschehn!
Sag, du wollest auch nicht feiern,
und zu den Alliierten stehn.
Deine Lust, dein Alles sei,
daß dein Bayern nicht mehr leide,
Deutschland wieder werde frei! —

23. Der Aufruf König Maximilians I.

(K. b. Regierungsblatt vom 3. November 1813. LVII. Stück.)

An mein Volk!

Ich habe mich mit Europas mächtigsten Fürsten verbunden, zur Behauptung unserer Unabhängigkeit, zur Herstellung des allgemeinen Friedens, zur Begründung eines dessen Dauer sichernden Gleichgewichts der Mächte, welches, den freien Handel schützend, den Gewerbfleiß neu belebe, und so den gesunkenen Wohlstand der Völker wieder aufrichte.

Euere Söhne, euere Brüder sind im Verein mit Oesterreichs tapferen Scharen ausgezogen, um den heiligen Kampf für diese großen Zwecke zu bestehen; der Himmel wird unsere Waffen segnen. Aber die rühmlichen Anstrengungen der vereinigten Heere müssen mit allem Nachdruck unterstützt, der Triumph der gerechten Sache muß vor des Glückes wandelbarer Laune gesichert werden. Es entwickle sich denn die ganze Kraft meines Volkes!

Bayern! Eure streitbaren Väter fochten, wo es um Recht und Freiheit galt, treu bis zum Tode, unter der Landfahne ihrer Fürsten. Gleich erhabene Zwecke machen heute die Anwendung gleich großer Mittel nötig. Besondere Verordnungen bestimmen Art und Weise, wie jeder, nach seinen Verhältnissen, dazu mitwirken möge. Indessen mein jüngster Sohn in den Reihen des Heeres mit den Eurigen für die große Sache streitet, wird mein Erstgeborner an der Spitze der gesamten Landesbewaffnung stehen. Die Edelsten der Nation seien die Ersten, die sich um ihn versammeln! — Die Bereitwilligkeit, mit welcher nach den Unfällen des Feldzuges von 1812 vor wenigen Monaten auf meinen Ruf eine neue Armee sich im Innern erhob, sicherte im Sturme dieser verhängnisvollen Zeiten die Freiheit meines Entschlusses, das Ansehen meiner Krone.

Bayern! Vertraut ferner euerem Könige! Erhaltet euch würdig der Achtung der Völker, die mit euch verbunden sind, und nähert die Gefahr sich unseren Grenzen, so tretet ihr kühn entgegen und kämpft heldenmütig für den eigenen Herd, für Ehre und Vaterland.

München, den 28. Oktober 1813.

Max Joseph.

24. Mit Gott für Maximilian!

(Aus dem Oktober des Jahres 1813.)

„Bayerische Soldatenlieder" Hermann v. Scharff von Scharffensteins.

Auf Brüder, auf, fürs Vaterland
in einen neuen Krieg,
der alten Bayern tapfre Hand
erfocht schon manchen Sieg.
Schwingt, Brüder, hoch das blanke Schwert
und seid der braven Väter wert.

Es ziert der Bayern Siegeskranz
schon mancher blut'ge Strauß,
und Otto[1]) ging zum Waffentanz
als wie zum Hochzeitsschmaus;
wo Kaiser Ludwigs[2]) Fahne weht,
die Feindesmacht nicht widersteht.

Noch spricht von unsrer Väter Mut
der ferne Muselmann,
in Strömen floß sein falsches Blut
durch Fürst Maximilian.[3])
Er sprach den grimm'gen Türken Hohn,
und Sieg und Ehre war sein Lohn.

Hat Ludwig,[4]) unsers Königs Sohn,
nicht schon in mancher Schlacht
gefochten für der Väter Thron
mit Bayerns Heeresmacht?
Und Karl[5]) von Kampfeslust entbrannt
geht uns voran mit tapfrer Hand.

Hell leuchtet in des Königs Kron'
ein seltner Diamant,
den man in unserm alten Land
am Vater Rheine fand;
wie Ludwigs Ritter Schweppermann[6])
führt Wrede[7]) stets die Bayern an.

Drum mutig, Brüder, Hand in Hand
rückt still und ruhig vor!
Thut eure Pflicht fürs Vaterland!
Heil euch, die es erkor!
Von neuem sehe jetzt die Welt,
wie Bayern-Treue Bayern hält!

Die Tapferkeit sei dein Panier,
des Löwen schönste Kron;
Gerechtigkeit sei deine Zier,
und deiner Thaten Lohn:
Ein Händedruck im Bayernland
sei euch des Dankes Unterpfand.

Heil ihm, den die Bescheidenheit
nach tapferm Kampfe ziert,
der deutsche Treu und Redlichkeit
nicht bloß im Munde führt;
nur das ruft Bayern himmelan:
„Mit Gott für Maximilian!"

---

[1]) Herzog Otto I. von Wittelsbach 1180—1183, der dem deutschen Kaiser Friedrich I. auf mehreren Römerzügen, besonders 1155, die wichtigsten Kriegsdienste leistete.

[2]) Kaiser Ludwig der Bayer 1314, resp. 1327—1347.

[3]) Kurfürst Max Emanuel 1679—1726, während der Türkenkriege 1683—1688.

[4]) Der nachmalige König Ludwig I. 1825—1848, welcher sich während des Feldzuges 1807 in Polen bei dem Treffen von Pultusk (16. Mai), ferner im Feldzuge 1809 in der Schlacht bei Abensberg (20. April) durch persönliche Tapferkeit auszeichnete.

[5]) Des Königs Maximilian I. zweitgeborener Sohn, der am 30. und 31. Oktober 1813 bei Frankfurt a. M., dann 1814 bei Brienne (1. Februar), Rosnay l'Hopital (2. Februar), Bar sur Aube (27. Februar), Arcis sur Aube (20. und 21. März) durch große Ruhe und kaltblütige Sicherheit den vielen jungen Soldaten voranleuchtete und von 1841—1866 Bayerns Feldmarschall war.

[6]) Der fränkische Ritter Seifried Schweppermann war ein tapferer Feldhauptmann König Ludwig des Bayers, der besonders für die Schlacht bei Gammelsdorf (9. Novbr. 1313) unfern Moosburg nachweisbar ist.

[7]) Karl Philipp Fürst v. Wrede, geb. 20. April 1767 zu Heidelberg, zeichnete sich als Oberst in den Treffen und Schlachten der Jahre 1799 und 1800 durch kriegerische Talente und seltenen Scharfblick aus; kämpfte in letzterem Jahre als Generalmajor bei Hohen-

25. Blücher am Rhein.

August Kopisch.

Die Heere blieben am Rheine stehn:
Soll man hinein nach Frankreich gehn?
Man dachte hin und wieder nach,
allein der alte Blücher sprach:
„Generalkarte her!
Nach Frankreich gehn ist nicht so schwer.
Wo steht der Feind?“
„Der Feind? — dahier!“
„Den Finger drauf, den schlagen wir!
Wo liegt Paris?“
„Paris? — dahier!“
„Den Finger drauf, das nehmen wir!
Nun schlagt die Brücken übern Rhein!
Ich denke, der Champagnerwein
wird, wo er wächst, am besten sein.“

26. Die Bayern in der Schlacht bei Arcis sur Aube.

Johann Heilmann.

Am 18. März 1814 war das V. Corps der verbündeten Armee unter Feldmarschall Wrede zwischen Ramerupt und Allibaudière konzentriert; das VI. (Russen unter General Rajewski) und das IV. Corps (unter Kronprinz Wilhelm von Württemberg) standen in der Umgegend von Mery; das III. Corps (Oesterreicher unter General Giulay) hielt zwischen Nogent und Troyes; die russischen Garden und Reserven befanden sich in der Umgegend von Lesmont auf dem rechten Ufer der Aube.

Am Abend des 18. war der Gedanke gefaßt worden, das ganze Heer bei Trannes zu vereinigen. Infolge der diese Bewegungen einleitenden Disposition stand am Nachmittag und gegen Abend des 19. März das V. Corps auf dem linken Ufer der Aube von Coclois bis Villette; Arcis war von ihm besetzt. Links davon, jenseits des Barbuissebachs, befand sich General Kaisaroff, gegenüber von Plancy, mit 1200 Kosaken. Rajewski, der Kronprinz von Württemberg und Giulay waren in und bei Troyes. Die Reserven hielten vorwärts Brienne, die leichte Reiterei stand bei Braux le Comte.

Napoleon begann nachmittags 2 Uhr bei Plancy über die Aube zu gehen. Kaisaroff wich hinter den Barbuissebach, welchen er festhielt. Der Kaiser hatte durch die Garde-Reiterdivision Letort auch den Uebergang bei Mery über die Seine bewerkstelligen lassen, wo Letort den Brückentrain des VI. Corps wegnahm. Jene Division sowie die Berkheims blieben bei Mery, die Garde-Reiterdivision Excelmans und Colbert bei Bessy am Barbuissebach, die Infanterie und die Reiterdivision Defrance am rechten Aube-Ufer bei Plancy. Das Corps des Marschalls Macdonald stand zwischen Villenoxe und Provins.

---

linden (3. Dezember); ward 1804 Generallieutenant, 1805 vorübergehend Oberbefehlshaber des gesamten bayerischen Heeres, focht 1809 in den siegreichen Schlachten bei Abensberg und Eckmühl (20. und 22. April) und gab bei Wagram (6. Juli) den Ausschlag; ging 1812 als General der Kavallerie nach Rußland und führte, von da zurückgekehrt, das neugebildete bayerische Heer an den Inn, schloß den entscheidenden Vertrag von Ried (8. Oktober 1813), übernahm den Oberbefehl über das vereinigte bayerisch-österreichische Heer, zog schnell an den Main, bezwang Würzburg (26. Oktober) und lieferte dem Kaiser Napoleon am 30. und 31. Oktober die Schlacht bei Hanau, wo er schwer verwundet wurde; wieder hergestellt und seit 7. März 1814 Feldmarschall, zog er nach Frankreich, beteiligte sich hervorragend an den weltgeschichtlichen Siegen der Verbündeten, ward am 9. Juni desselben Jahres zum Fürsten erhoben, führte 1815 das bayerische Heer abermals nach Frankreich und erhielt am 24. Mai die Standesherrschaft Ellingen; seit 1819 Präsident der Reichsratkammer, starb er den 12. Dezember 1838. Sein Standbild befindet sich in der Feldherrnhalle zu München.

Als Wrede den Uebergang bei Plancy gemeldet, war man im Hauptquartier anfänglich willens, die Armee hinter der Voire zu konzentrieren, spät am Abend wurde jedoch der bestimmte Entschluß gefaßt, den über die Aube gegangenen Gegner anzugreifen. Demzufolge erhielt der Kronprinz von Württemberg die Weisung, mit dem III., IV, und VI. Corps von Troyes so aufzubrechen, daß er am 20. um 9 Uhr morgens bei Charmont eintreffen könne. Wrede hatte den Befehl, sein Corps bei und vor Chaudrey zusammenzuziehen. Zu seiner Unterstützung sollten die Garden und Reserven bei Mesnil-Lettré ankommen.

Am 20. früh schickte der österreichische General der Kavallerie Frimont, dem V. Corps unterstellt, den Brigadegeneral Geramb mit Husaren gegen Pouan, um den Feind auszukundschaften, ohne sich aber mit demselben in ein weiteres Gefecht einzulassen. Der Feind war jedoch mit starken Reiterabteilungen im Anmarsch, verhinderte daher Geramb, seinen Auftrag auszuführen und nötigte ihn zum Rückzug. Mittlerweile erhielt Frimont von Wrede den Befehl, sich in die Aufstellungslinie des V. Corps zurückzuziehen. Schon um 8 Uhr morgens hatte Wrede sein Corps zwischen Vaupoisson und Mesnil la Comtesse zur Schlacht geordnet.

Auf dem rechten Flügel bei Vaupoisson stand die österreichische Brigade Volkmann, 7 Bataillone und 3 Batterien (20 Geschütze). Die Mitte bildeten die bayerischen Divisionen Rechberg, 10 Bataillone im ersten, und Lamotte, 9 Bataillone (da eins in Coclois geblieben), im zweiten Treffen. Das erste Treffen war in Bataillonskolonnen formiert, mit den Schützen in den Intervallen; auf den beiden Flügeln dieses Treffens stand je eine halbe Batterie (zusammen 8 Geschütze) und zwischen den beiden Brigaden Prinz Karl und Maillot hielten 2 Batterien (12 Geschütze). Das zweite Treffen stand in Brigadekolonnen und hatte auf seinem rechten Flügel 1 Batterie (8 Geschütze). Hinter der Mitte befand sich die Reiterbrigade Diez, 8 Eskadronen, mit einer Batterie (6 Geschütze). Den linken Flügel des Corps bildeten die Reiterbrigaden Geramb (österreichisch), 12 Eskadronen und 1 Batterie (6 Geschütze) im ersten und Vieregg, 12 Eskadronen und 1 Batterie (6 Geschütze) im zweiten Treffen; außerdem war diesem Flügel noch 1 Batterie (12 Geschütze) zugeteilt. Feldmarschall-Lieutenant Spleny stand mit 1 Bataillon, 14 Eskadronen und 1 Batterie (6 Geschütze) bei Chaudrey, um die Furten durch die Aube und die Bewegungen der auf dem rechten Ufer dieses Flusses stehenden feindlichen Abteilungen in Verbindung mit der (auf dem rechten Ufer befindlichen) russischen Garde-Reiterdivision Ozerofsky zu beobachten. Auf dem äußersten linken Flügel bei Voué war Kaisaroff mit seinen Kosaken und 6 Dreipfündern aufgestellt. Den Oberbefehl über die gesamte Reiterei hatte Wrede dem General Frimont übertragen. Das Corps zählte 27 Bataillone, 46 Eskadronen und 90 Geschütze und war ungefähr 22 000 Mann stark.

Die feindliche Aufstellung gestaltete sich nach und nach wie folgt. General Sebastiani, welcher mit den Garde-Reiterdivisionen Excelmans und Colbert auf dem linker Ufer der Aube marschierte und Kaisaroff, dann Geramb zum Rückzug genötigt hatte, stellte sich quer über die Straße von Troyes. Ziemlich zu gleicher Zeit mit Sebastiani war Marschall Ney mit der Infanteriedivision Jansens und 2 Brigaden der Division Boyer de Rebeval auf dem rechten Ufer bei Arcis eingetroffen. Nachdem er die Brücke hatte herstellen lassen, marschierte er über dieselbe und formierte sich in zwei Treffen hinter Torcy le Grand, dieses Dorf besetzt haltend. Um 10 Uhr befanden sich etwa 8000 Mann in Arcis. Die zahlreiche Artillerie war auf der ganzen Linie verteilt. Die

Reiterdivision Berkheim und der größte Teil der Reiterdivision Letort hielten bei Mery, die Reiterdivision Defrance hatte man auf dem rechten Aube-Ufer nach Vinet entsandt.

Das Terrain, auf welchem der Zusammenstoß stattfinden sollte, ist eine wellenförmige Ebene, nur unterbrochen durch den verhältnismäßig wasserarmen Barbuissebach, welcher, von Süden nach Norden fließend, westlich von Arcis in die Aube mündet. Das Dorf Torcy le Grand bildete einen wichtigen Stützpunkt des feindlichen linken Flügels.

Nachdem Wrede seine Dispositionen getroffen, schickte er an den Oberbefehlshaber Feldmarschall Fürst Schwarzenberg, um dessen weitere Befehle zu erholen. Dieser hatte sich mit den Monarchen von Preußen und Rußland auf das Plateau vorwärts von Mesnil-Lettré begeben. Der Oberfeldherr behielt den abgesendeten Offizier bei sich, um im Moment des Eintreffens des Kronprinzen von Württemberg dem V. Corps den Befehl zum Vorrücken und zum Angriff schicken zu können. Dieses Eintreffen verzögerte sich aber, wie sich vermuten ließ. Um Zeit zu gewinnen, war verabredet worden, daß, sowie die drei Armeecorps unter dem Kronzrinzen bei Charmont formiert sein würden derart, daß sie auf dem rechten Ufer des Barbuissebaches gegen die Hauptstraße vorzurücken vermöchten, solches im Augenblick des Antretens durch den Rauch eines in Brand gesteckten Strohhaufens signalisiert werden solle. Schon war es 10 Uhr vorüber, und man sah noch nichts. Nach 11 Uhr stieg endlich das vereinbarte Zeichen empor. Der zu Schwarzenberg geschickte Offizier brachte diese Nachricht dem Feldmarschall Wrede, welcher seine Kolonnen sogleich in Marsch setzte. Wrede rückte eine zeitlang mit der Infanterie der Mitte vor, worauf er sich zu dem äußersten Reiterposten begab, um den Feind zu beobachten. Die Folge hiervon war, daß Wrede sich zur rascheſten Offensive entschloß. Während sein linker Flügel die rechte Flanke des Feindes angriff, sollte der rechte (Brigade Volkmann) Torcy le Grand erobern, dann am Girondebach hinabmarschieren und sich der Brücke in Arcis bemächtigen.

Als die im ersten Treffen des linken (Reiter-) Flügels vorrückende Brigade Geramb die südlich von Arcis liegenden Höhen erreichte, fand sie beträchtliche feindliche Reiterabteilungen rechts und links von der Straße, welche nach Troyes führt, aufgestellt. Da die Brigade mit einem lebhaften Geschützfeuer empfangen wurde, ließ Frimont dasselbe durch eine österreichische und eine bayerische Kavallerie-Batterie erwidern. Unterdessen war auch Kaisaroff von Voué aus auf der Straße vorgerückt. Bei dem Dorfe St. Etienne sous Barbuisse griff er fünf feindliche Eskadronen von Colberts Division an, warf sie, machte Gefangene und verfolgte sie bis auf die letzte Höhe. Während er auf denselben seine Geschütze im Rücken der feindlichen Reiterei aufstellte, fiel er zugleich mit seinen auf drei Linien formierten Kosaken in des Feindes rechte Flanke, warf den Gegner bis unter die Mauern von Arcis, eroberte drei Kanonen und machte ungefähr 100 Gefangene, sämtlich von der Garde. Diese Attacke wurde durch das gleichzeitige Vorrücken der Brigade Geramb bestens unterstützt. Besonders hatten zwei Eskadronen von Erzherzog Joseph Husaren, welche die Avantgarde der Brigade gebildet, zur Eroberung der feindlichen Geschütze beigetragen, da sie zugleich mit den Kosaken attackierten. Die Unordnung muß bei den Franzosen groß gewesen sein. Haufen von Versprengten eilten der Aubebrücke zu, und Napoleon (er war um 1 Uhr in Arcis angelangt) sah sich genötigt, den Degen zu ziehen, um die Flüchtigen zum Umkehren zu bringen. Sein persönliches Auftreten, sowie die eben eintreffende Garde-Infanterie-Division Friant,

welche im Laufschritt über die Brücke eilte und vor Arcis aufmarschierte, stellten nach und nach das Selbstvertrauen her, und die Reiterei nahm, als auch die der Verbündeten wieder zurückgegangen war, ihre vorige Stellung neuerdings ein.

Während dieses glänzenden Reitergefechtes waren auch die Infanteriekolonnen immer näher und näher gegen Arcis vorgerückt. Die eine Kolonne (Mitte) an ihrer Spitze die Division Rechberg, war links von der Straße nach Pougy vorgegangen; die andere (Brigade Volkmann) hatte, längs der Aube über Vaupoisson marschierend, St. Nabor erreicht. Beide Kolonnen waren schon über Torcy le Petit hinaus, als die Franzosen, da ihr rechter Flügel geschlagen, sich unter dem Schutze einer zahlreichen Artillerie auf Arcis zurückzogen. Diese Artillerie nötigte auch die Division Rechberg zum Entwickeln ihrer Kolonnen; doch blieb sie in stetem Vorrücken, so daß sie noch vor 3 Uhr mit ihrem rechten Flügel in der Höhe von Torcy le Grand ankam. Die Brigade Volkmann hatte sich kurz vorher dieses Dorfes bemächtigt. Das 3. Bataillon von Erzherzog Rudolf, welches die Vorhut gebildet, eröffnete den Angriff. Der Feind hatte das Dorf nur schwach besetzt, daher ihn das 3. Bataillon, unterstützt durch das 1., rasch gegen den Schloßgarten von Arcis und die Troyes'sche Vorstadt drückte. Das Bataillon war schon bis an den Fuß des Hügels gekommen, auf dem das Schloß von Arcis, etwas von der Stadt entfernt, gelegen ist. Eine Kompagnie wollte den Hügel eben ersteigen, als sie von Grenadieren der alten Garde, die gerade als Wache für das neue Hauptquartier Napoleons im Schloßhof aufzogen, bemerkt und nach einem kurzem Gefecht zum Rückzug genötigt wurde. Wrede, der sich noch immer auf dem linken Flügel bei der Brigade Geramb (bei derselben hielt sich auch Feldmarschall-Lieutenant Graf Hardegg auf, zu dessen Division jene Reiterbrigade gehörte) auf der Straße befand, von wo aus er einen guten Ueberblick hatte, ließ dieses sofort an Schwarzenberg melden und ihn zugleich um Verstärkung ersuchen, da auf feindlicher Seite frische Truppen eingetroffen seien. Auch ließ er melden, daß man jenseits der Aube eine beträchtliche Reiterkolonne (wie wir wissen die Division Defrance) in der Richtung auf Ramerupt sehe.

Der Oberfeldherr hatte sich inzwischen von Mesnil-Lettré über das Plateau her an die Höhe hinter Mesnil la Comtesse vorbegeben, von wo aus man die ganze Gegend übersehen konnte. Die Reserven waren langsam nachgerückt. Schwarzenberg ließ Wrede verständigen, daß er sowohl dem Fürsten Galitzin, als dem General der Infanterie Miloradowitsch bereits Befehl erteilt habe, alle Verstärkungen, die Wrede von ihnen verlangen werde, ohne weiteres zu senden. Beigefügt wurde, daß Ozerofsky mit der leichten Garde-Reiterdivision schon bei Ramerupt über die Aube gegangen sei, um die rechte Flanke der Armee zu decken.

Bevor diese Antwort eingetroffen, was ganz besonders lange dauerte, war das Gefecht bereits allgemein geworden. Es breitete sich über den ganzen Halbzirkel aus, den das V. Corps so zu sagen um Arcis bildete, nämlich vom Ufer der Aube anfangend, über die Straßen von Pougy und Troyes hinüber, noch eine halbe Stunde gegen die von Mery. Vergebliche Mühe würde es sein, die Tapferkeit und Ausdauer des V. Corps an diesem Tage geziemend rühmen zu wollen. Ohne Zweifel war dies die Waffenthat des ganzen Feldzuges, bei welcher das V. Corps am heftigsten beteiligt gewesen, es war aber auch die, in der es sich am meisten ausgezeichnet; denn es hielt ganz allein die feindliche Armee mit Napoleon an der Spitze in Arcis fest, trotzdem dieser beständig zum Angriff überging, wobei er allerdings keinen vollständigen Gebrauch

von seinen Truppen machen konnte, weil Wrede ihn nicht zur Entwicklung kommen ließ.

Das 3. Bataillon vom Regiment Rudolf, welches, wie erwähnt, bis an den Fuß des Hügels vorgedrungen war, auf dem das Schloß von Arcis liegt, mußte sich auf seine Unterstützung zurückziehen, da der Feind zwei Bataillone von der Division Friant zum Angriff vorrücken ließ. Zwar hemmt hier das Eingreifen des 1. Bataillons auf kurze Zeit den feindlichen Andrang. Da aber der Feind immer neue Verstärkungen heranbrachte, gingen die beiden Bataillone (1. und 3. von Rudolf) bis in die Mitte von Torcy le Grand zurück. Nun rückte das 2. Linien- und das 1. Landwehrbataillon von Erzherzog Rudolf und das 3. Linienbataillon von Jordis zur Unterstützung der von allen Seiten Bedrängten vor. Auch Prinz Karl, welcher zunächst an Torcy stand und die Gefahr erblickte, in welcher sich die Oesterreicher befanden, schickte ein Bataillon (4. leichtes) und eine halbe Batterie zur Unterstützung. Die Oesterreicher griffen den Feind mit frischem Mut an und zwangen ihn, den bereits errungenen Teil des Dorfes wieder zu verlassen. Der Feind, dem der Besitz von Torcy unbedingt notwendig war, da von demselben auch jener von Arcis und der dortigen Brücke (dem einzigen Uebergangspunkte über die Aube) abhing, entsendete wiederholt beträchtliche Infanterie- und Reiterabteilungen mit einer zahlreichen Artillerie gegen dasselbe. Napoleon leitete hier in Person die Angriffe. Dieser Uebermacht konnten die Oesterreicher nicht länger widerstehen, nach einer mehr als dreistündigen Gegenwehr mußten sie dem Feinde den Besitz des Dorfes überlassen. Da durch das Zurückgehen der Brigade Volkmann die rechte Flanke des ersten Treffens stark bedroht war, entsendete Prinz Karl, ungeachtet die Bestimmung seiner Brigade eigentlich nicht die Verteidigung, beziehungsweise nun die Eroberung von Torcy war, neuerdings ein Bataillon dorthin. Es war das 2. des 1. Regiments. Dieses Bataillon (nur vier Kompagnien stark, da zwei Kompagnien als Partikularbedeckung der Artillerie verwendet wurden) drang unter dem heftigsten feindlichen Feuer mit gefälltem Bajonett und ohne einen Schuß zu thun in das Dorf, warf den weit zahlreicheren Feind aus dem größten Teil desselben und setzte sich darin fest. Doch frische Truppen, welche Napoleon auf den bedrohten Punkt schickte, nötigten auch dieses Bataillon zum Verlassen des Dorfes. Nicht besser erging es dem 10. National-Feldbataillon und der Brigade Habermann (von der im zweiten Treffen stehenden Division Lamotte), da das Dorf durch die Division Jansens und zwei Gardebataillone besetzt, durch starke Reiterabteilungen und eine zahlreiche Artillerie gedeckt war. Um halb 11 Uhr nachts wurde die Brigade Habermann durch die russische Grenadierbrigade Jemelianoff abgelöst. Mit großer Tapferkeit drangen auch die Russen in das Dorf und warfen die Franzosen fast ganz aus demselben. Diese stellten aber das Gefecht bald wieder zu ihrem Vorteil her, und die Russen sahen sich veranlaßt, jeden ferneren Gedanken an eine Eroberung des Dorfes aufzugeben. Oesterreicher, Bayern und Russen hatten also nacheinander um den Preis von dessen Behauptung gerungen, jedoch vergeblich. Alle ihre auf das tapferste unternommenen Angriffe scheiterten an der großen Geschicklichkeit der Franzosen im Dorfgefecht. Napoleons Gegenwart hat natürlich auch wesentlich zu dieser zähen Verteidigung beigetragen.

Während dieses blutigen, aber vergeblichen Ringens um den Besitz von Torcy le Grand fand auf der ganzen übrigen Schlachtlinie ein ununterbrochener lebhafter Geschützkampf statt. Ungeachtet die feindliche Artillerie an Zahl und Kaliber (große Wirkung verursachten die Sechzehnpfünder) jener der Verbündeten

überlegen war, so behauptete sich diese dennoch beharrlich in ihren Stellungen. Die Batterien der Mitte, anfänglich in der Linie des ersten Treffens feuernd, wurden später unter dem Schutze der Brigade Maillot auf die Höhe bei Torcy gestellt, wo sie auch bis zum Ende der Schlacht verblieben. Auf dem linken Flügel waren die Batterien auf der Höhe links von der Straße unter Bedeckung der Brigade Vieregg aufgefahren. Auch hier behaupteten sich die Batterien und zwar auf eine solche Entfernung, daß sie stets Granaten nach Arcis werfen konnten, welche mehrmals zündeten.

Auf dem linken Flügel hatte sich folgendes ereignet. Gegen 9 Uhr abends war ein Teil von Sebastianis Reiterei plötzlich auf die in der linken Flanke der Brigade Vieregg befindlichen Kosaken gestürzt, hatte diese zurückgeworfen und machte Anstalten, über die Artillerie herzufallen. Als dies der Oberstlieutenant Winkler gewahrte, rückte er mit dem 7. Chevaulegers-Regiment, ohne Befehl abzuwarten, links zur Unterstützung der Kosaken vor, griff den Feind an und warf ihn hinter seine Karrees, von denen er jedoch mit einem heftigen Gewehrfeuer empfangen wurde. Nun rückte frische feindliche Reiterei vor. Vereint mit den Kosaken, welche sich unterdessen wieder gesammelt, griff Winkler auch diese an. Es entstand jetzt vor den feindlichen Karrees, welche ihr Feuer einstellten, ein Handgemenge; die feindliche Reiterei, Ulanen und Jäger, wurden neuerdings auf allen Punkten geworfen und hierbei viele Gefangene gemacht, darunter ein Oberst, und zugleich vier russische Kanonen zurückgenommen. Das 2. Chevaulegers-Regiment, welches sich in zweiter Linie befand, war rasch nachgerückt und verhinderte durch seine Achtelschwenkung links eine bereits begonnene Flankenbewegung des Feindes, indem es sich auf denselben warf und ihn zum Umkehren nötigte. Vieregg war mit dem in geschlossener Kolonne formierten 1. Chevaulegers-Regiment im Trab gefolgt, um die Attacken des 2. und 7. Regiments zu unterstützen, was vollkommen gelang. Auch das Szekler Husaren-Regiment, sowie zwei währenddem herbeigekommene russische Kürassier-Regimenter rückten in Reserve vor. Hierauf führte Frimont die Brigaden Vieregg und Geramb gegen die Mitte, da dieselbe durch starke feindliche Reiterabteilungen bedroht wurde. Gleichzeitig sollte Feldmarschall-Lieutenant Spleny mit den zwei Reiter-Regimentern seiner Division zur Sicherung des rechten Flügels vorgehen. Die Nacht war jedoch so finster, daß sich jede fernere Unternehmung als unmöglich ergab.

Die feindliche Reiterei, unterstützt durch Artillerie, hatte wirklich etlichemal Miene gemacht, die Division Rechberg, besonders die Brigade Prinz Karl angreifen zu wollen. Aber die ruhige und feste Haltung, welche die Bataillonskarrees zeigten, schüchterte den Feind ein, zum Angriff überzugehen. Und nachdem die Division den schachbrettförmigen Rückzug in die Stellung vom Vormittag angetreten, folgte die feindliche Reiterei zwar der Brigade des Prinzen Karl, aber dieser blieb unverändert in der kaltblütigen Ruhe, von welcher die bayerischen Veteranen aus jener Zeit noch lange so gern erzählten. Obgleich sich ihm die Reiterei auf kurze Distance näherte, ließ Prinz Karl seine Bataillone doch nicht feuern. Diese Haltung der Bataillone unter ihrem fürstlichen Führer machte auf den Gegner mehr Eindruck als unzeitiges Feuern, und so nahe er auch kam, er wagte keinen ernsten Angriff, so daß die Brigade unbehelligt in ihre Biwaks abziehen konnte.

Um halb 12 Uhr fielen die letzten Kanonenschüsse und eine halbe Stunde später hörte das Musketenfeuer auf. Torcy le Grand brannte lichterloh. Wrede

sammelte sein Corps wieder in der Stellung vom Morgen; die Reiterei übernahm die Vorposten.

Der Verlust war für ein Corps von etwas über 20000 Mann erheblich, denn er betrug in runder Summe 2100 Mann und einige hundert Pferde. Nach Völkern und Nationen ausgeschieden, treffen auf die Bayern 891, auf die Oesterreicher über 1200 Mann. Rechnet man hierzu noch beiläufig 450 Russen, so ergiebt sich ein Gesamtverlust von über 2500 Mann. Die Franzosen verloren nahezu 5000 Mann, darunter 800 Gefangene und 3 Kanonen.

Als das Feuer etwas nachgelassen und vorauszusehen war, daß der Feind nichts unternehmen werde, begab sich Wrede nach Mesnil la Comtesse, um bei Schwarzenberg darüber Vorstellungen zu machen, daß er so wenig unterstützt und die Leistung des Tages gleichsam dem sich selbst überlassenen V. Corps aufgebürdet worden sei. In dieser nächtlichen Unterredung ward festgesetzt, daß für den anderen Tag General Miloradowitsch mit dem ganzen Grenadiercorps (18000 Mann und 106 Kanonen) an Wrede förmlich überwiesen, daß man auch den Kronprinzen von Württemberg wieder bis Voué zurückrufen und endlich sämtliche Truppen, falls der Feind nicht früher angreife, in einer Weise disponieren werde, welche um die Mittagsstunde einen allgemeinen Angriff erlaube. Schwarzenberg ritt alsdann nach Pougy, die beiden Monarchen verfügten sich nach Lesmont.

Am linken Ufer des Barbuissebaches bestand gegen Abend der Kronprinz von Württemberg ein ernsthaftes Gefecht, indem er die Reiterdivision Letort, die von Mery nach Arcis marschieren wollte, mit großem Verlust wieder nach jenem Orte zurückwarf.

Sowie am 21. der Tag graute, ritt Wrede auf seine Vorposten. Es fielen zwar noch einzelne Schüsse in der Plänklerlinie, doch wurde gemeldet, daß man auf feindlicher Seite militärische Musik und Vivatrufe höre, was auf ein Bereiten der Stellung durch Napoleon schließen ließ. Wrede schickte an Schwarzenberg, um ihn zu erinnern, daß es nötig sei, die versprochenen Truppen von der Reserve vorrücken zu lassen, indem er nicht zu bürgen vermöge, ob das V. Corps, wenn der Feind einen ernstlichen Angriff unternehmen sollte, auch diesmal allein würde widerstehen können. Bald darauf kam das Grenadiercorps in vortrefflicher Haltung heran. Wrede stellte es hinter das V. Corps, welches, wie tags vorher, die Höhen von Chaudrey besetzend, den rechten Flügel der Verbündeten bildete; an dieses schlossen sich unter dem Kronprinzen von Württemberg das IV., III. und, an den Barbuissebach gelehnt, das VI. Corps; eine Reiterbrigade und Kosaken waren jenseits dieses Baches zur Beobachtung stehen geblieben; die Garden und Reserven hielten auf den Höhen hinter Mesnil-Lettré, und die leichte Garde-Reiterdivision Ozerofsky stand auf dem rechten Aube-Ufer. Zum erstenmal seit dem Rheinübergang waren auf einem so gedrängten Raum gegen 80000 Mann, darunter eine sehr zahlreiche Reiterei und Artillerie, vereinigt. Napoleon war abends vorher und an diesem Tage morgens durch eine Reiter- und eine Infanterie-Division, aus Paris kommend, durch eine Division, die Brigade Chassé und ein Reitercorps verstärkt worden; desgleichen trafen die Reiterdivisionen Defrance und Berkheim wieder bei ihm ein, wonach er vielleicht im ganzen ungefähr halb so stark als die Verbündeten sein mochte.

Der Kaiser war zum Angriff entschlossen. Zwischen 10 und 11 Uhr denselben beginnend, entdeckte er beim Vorrücken die Aufstellung seiner weit überlegenen Gegner und trat unverweilt den Rückzug an. Schon als die feindlichen

Kolonnen den Vormarsch eingestellt, versammelten sich unter Anwesenheit der beiden Monarchen sämtliche Corpsbefehlshaber bei Schwarzenberg zu einer Beratung, worauf dieser eine Angriffsdisposition gab. Indes erfolgte das hierzu bestimmte Signal erst nachmittags 3 Uhr, als schon ein Teil der feindlichen Armee zurückgegangen war. Der Kronprinz von Württemberg suchte durch das Feuer einer großen Anzahl Geschütze den beschwerlichen Durchzug durch die Straßen von Arcis und den Aube-Uebergang möglichst zu belästigen. Um 6 Uhr abends hatte Napoleon das linke Ufer gänzlich geräumt. Mit Erstaunen war schon längere Zeit vorher wahrgenommen worden, daß Napoleon die Richtung auf Châlons und Vitry einschlug. Infolge dieses ganz unerwarteten Rückzuges, wodurch die eigene Verbindungslinie bedroht war, herrschte vom 22. bis 24. März einige Unsicherheit in den Anordnungen des großen Hauptquartiers, obwohl die verbündete Armee im allgemeinen Napoleon gegen Vitry nachzog. An dem letztgenannten Tage aber entstand jener denkwürdige Entschluß, Napoleon nur ein Reitercorps unter General Winzingerode (von der Armee des Feldmarschalls Blücher) mit einigen Bataillonen und genügender Anzahl leichten Geschützes folgen zu lassen und in Vereinigung mit Blücher gegen Paris vorzurücken, womit der Feldzug in wenig Tagen entschieden war.

27. Arcis sur Aube.

Aus Ernst Anton Quitzmanns „Volksliedern“. (Gekürzt.)

Als alles war gesunken vor Napoleons Zwinggewalt,
da wurde der Kaiser trunken von Hoffart alsobald.
Er ward vom Dünkel durchdrungen, als thät's die eigne Kraft,
weil ihn der Herr geschwungen so hoch als Geisselschaft.

Da quoll aus Moskaus Brande der Völkerfreiheit Licht,
und hielt im deutschen Lande ob ihm ein streng Gericht.
Es kamen die Rachegeister verhöhnter Menschenwürd',
die wurden seiner Meister und haben die Glut geschürt.

O hohe Wonnetage voll heil'ger Begeisterung!
Da tönte über die Klage der Freiheit Adlerschwung.
Da gab's doch noch ein Sterben fürs liebste Heiligtum,
und freudig drum zu werben war deutscher Jugend Ruhm.

Wie strömten aus allen Landen die deutschen Männer herzu,
zu brechen Knechtschafts-Banden — sie hatten nicht Rast und Ruh.
Das war ein mächtig Streiten mit welscher Tyrannei,
und wie zu allen Zeiten, wir Bayern waren dabei.

Was rann aus jungen Herzen für freudig Heldenblut,
nicht Qual, nicht Todesschmerzen bezwangen ihren Mut:
so war, den Vätern nacheifernd, der Söhne Tapferkeit —
da ward mit Gottes Segen das Vaterland befreit.

Dann ging's in fröhlichem Jagen zum Rhein und über'n Rhein,
des Krieges Flammen schlagen ins Franzenland hinein.
Napoleon wollt' aufgeben viel lieber Kron und Reich,
viel lieber selbst das Leben, als opfern im Vergleich.

Drum warf er sich verwegen mit seiner ganzen Macht
dem Bundesheer entgegen und suchte selbst die Schlacht.
Er dachte zu durchdringen die deutschen Kriegerreihn,
damit's ihm möcht' gelingen, Getrennter Meister zu sein.

Wir Bayern zogen so freudig ins Feindesland hinein
und strebten schlachtenneidig die nächsten am Feind zu sein.
Es waren unser beisammen an dreissigtausend Mann,
als wir gen Arcis kamen, und Wrede führt' uns an.

Da ist auf uns gestossen Napoleon und sein Heer,
er zählt an Kampfgenossen schier um die Hälfte mehr:
es waren die alten Krieger, von Aegyptens Sonn' verbrannt,
der halben Erde Sieger, gebleicht im Russenland.

Da ward ein heisses Streiten und gross die Lebensnot,
es würgt von Mittagszeiten bis Mitternacht der Tod:
wie stürmten die Franzosen so grimmig auf uns ein!
Da sprossten blut'ge Rosen durch alle Kriegerreihn.

Es lagen in der Mitten zween Dörfer, Torcy genannt:
die hat man sich bestritten und beiderseits berannt.
Und stehn wir Bayern drinnen, so rücken Franzosen an:
und that sie der Feind gewinnen, so wollten wir sie ha'n.

Wir Bayern hielten zusammen im Viereck fest und gut,
so oft die Franzosen kamen, da wuchs uns nur der Mut:
wenn mit den Bajonetten sie stürmten zu uns herauf,
wir ihnen redlich thäten mit den Kolben Bescheid darauf.

So wogten im Handgemenge die Reihen hin und her,
es lag das Streitgedränge auf allen bang und schwer.
Prinz Karl, der hielt so heiter auf kugelbesäter Bahn
und facht' den Mut der Streiter zu hellen Flammen an.

Ihm sah man tapfer zur Seiten Abteilung Habermann,
Lamott' und Brückner streiten, wie Lerchenfeld gethan.
Die leichten Reiter vor allen, die fochten wacker und gut,
und haben angefallen den Feind mit Löwenmut.

Napoleon that erblassen vor Wut ob unsrer Wehr,
und trieb stets neue Massen zum Angriff auf uns her.
Es färbt den nächtlichen Himmel der brennenden Dörfer Schein
und leuchtet ins Kampfgetümmel gar lichterloh hinein.

Viel unsrer Brüder sanken neben uns ins rote Blut,
wir aber thaten nicht wanken und trotzten Napoleons Wut,
Da naht' auf allen Seiten in später Mitternacht,
begierig für uns zu streiten, der Bundgenossen Macht.

Napoleon that aufraffen, was ihm an Kriegern blieb,
er rief das Volk in Waffen dem Vaterlande zu lieb:
warf sich dann in den Rücken der Deutschen kühn gefasst,
und dacht' sie zu erdrücken so unter Doppellast.

Die Deutschen, stracks entschlossen, Napoleon liessen stehn
und eilten mit den Genossen auf die Hauptstadt loszugehn.
Da ist das Ende kommen der welschen Tyrannei,
da ward Paris genommen und wieder Europa frei. —

Die ihr die Freiheit errungen — erkauft mit teuerm Blut,
vom Tod' allein bezwungen im Feindeslande ruht:
so jemals wir vergessen, was ihr für uns gethan,
treff' uns als Strafe dessen aufs neu der Knechtschaft Bann.

28. Blücher und Gneisenau.

Ferdinand Schmidt.

Gebhard Lebrecht v. Blücher, 1742 in Rostock geboren, kam in seinem vierzehnten Lebensjahre zu einem Oheim nach der Insel Rügen. Früh schon zeigte der Junker Blücher einen feurigen Sinn, ein offenes, biederes Gemüt. Ehrenfest war der Geist des Hauses, in dem er jetzt lebte; für einen gediegenen Unterricht sorgte aber der Onkel nicht. So mußte denn zumeist das Leben die Schule für Blücher werden. Verwegenen Mutes sah man ihn oft Klippen des Meeresufers übersteigen, die bisher für unzugänglich gehalten worden waren, oder bei heftig bewegter See zur Lust im schwankenden Boote durch die Wellen segeln. Niemand blickte so heiter drein, wenn Gefahr ihn umtoste, als der schlanke und in Gesundheit blühende Jüngling, der bald auch Kraft genug gewann, das wildeste Roß zu bändigen. Da sah er schwedische Husaren, echte Kriegergestalten, und sofort trat er als Junker in den schwedischen Reiterdienst. Die Schweden unternahmen um jene Zeit bisweilen Streifzüge in die Mark Brandenburg. Dies führte unsern Junker zuerst in das Land, mit dessen Geschicken sein Leben später so innig verflochten werden sollte. Bei Zusammenstößen war er am liebsten in vorderster Reihe. Traf es sich, daß der Feind eine feste Stellung inne hatte, so daß ein Angriff unthunlich erschien, so geschah es wohl, daß Blücher gegen ihn vorsprengte und ihn durch Zurufe, wie der Uebermut sie ihm eingab, reizte. Bei einer solchen Gelegenheit jagt unerwartet ein handfester preußischer Husar auf ihn ein, das Pferd des Flüchtigen stürzt, der kecke Junker ist gefangen.

Der preußische Husarenoberst, dem der junge Feuerkopf zugeführt war, fand an demselben so viel Gefallen, daß er ihn, statt ihn mit anderen Gefangenen in die nächste Festung zu senden, bei sich behielt. Bald darauf gab Blücher den Wunsch zu erkennen, in preußische Dienste zu treten. In seinem zwanzigsten Jahre finden wir ihn als preußischen Husarenoffizier, als welcher er im siebenjährigen Kriege unter des großen Königs Fahnen kämpfte. Für einen Feuergeist seiner Art paßte die darauf folgende Friedenszeit wenig, er führte manchen tollen Streich aus; und als er infolge dessen bei einer Beförderung übergangen ward, forderte er trotzig seinen Abschied, der ihm von Friedrich dem Großen mit den Worten gewährt ward: „Der Rittmeister von Blücher mag sich zum Teufel scheren!"

Nun betrieb Blücher auf dem Gute seines Schwiegervaters in Polen die Landwirtschaft; einige Jahre später kaufte er das Gut Groß-Raddow in Pommern. Obgleich er als Landwirt die schönsten Erfolge aufzuweisen hatte, fühlte er sich doch nicht glücklich. Ihn hatte die Natur einmal zum Krieger bestimmt. Wiederaufnahme in den preußischen Militärdienst zu finden, gelang ihm jedoch zu Lebzeiten Friedrichs des Großen nicht.

Erst der Nachfolger desselben genehmigte seinen Wunsch, und Blücher trat als Major bei den Husaren ein. In den Rheinfeldzügen gewann er sich den Namen des neuen Zieten und zog die Aufmerksamkeit des jungen Kronprinzen, späteren Königs Friedrich Wilhelm III., auf sich, der ihn bald nach seinem Regierungsantritte zum Generallieutenant erhob. Wie tüchtig sich bei Jena und in Lübeck der damals schon vierundsechszigjährige Blücher geschlagen, ist bekannt. Der Schmerz über die Schmach, die Blücher über Preußen hatte hereinbrechen sehen und die nicht enden wollte, umnachtete eine Zeit lang seinen Geist dermaßen, daß seine Umgebung mit Schrecken Irrsinn an ihm wahrzunehmen glaubte. Ueber den Zustand, von dem er ergriffen worden war, ist sicheres

nicht festzustellen, das aber ist unzweifelhaft: er schaute hell in die Zukunft und verkündete prophetisch den Sturz des mächtigen Kaisers und die Befreiung des Vaterlandes. Im Jahre 1812 hatte Blücher wegen schmähender Aeußerungen gegen Napoleon seine Stellung in der Armee aufgeben müssen; aber in Gemeinschaft mit Scharnhorst und Gneisenau, die den Wert des Helden zu schätzen wußten, arbeitete er desto eifriger an der Vorbereitung zur Erhebung gegen den Verhaßten. Seine Offenheit und Derbheit hatte ihm Feinde in der Umgebung des Königs erweckt; von diesen ward nun, als die Zeit der Erhebung angebrochen war, gegen seinen Wiedereintritt in die Armee gewirkt. Glücklicherweise hielt diesen kleinlichen Seelen Scharnhorst die Wage.

Blücher, jetzt bereits zweiundsiebzig Jahre alt, war noch in voller Manneskraft, „eine“ nach Arndts Worten „herrliche Gestalt, groß und schnell, mit den schönsten, rundesten Gliedern von Kopf bis zum Fuß, seine Arme, Beine, Schenkel noch fast wie die eines Jünglings scharf und fest gezeichnet.“ —

Zu dem Bilde Blüchers gehört das des Generals Gneisenau, des kenntnisreichen, besonnenen Mannes, den ein gütiges Geschick dem feurigen Heldengreise an die Seite gestellt hatte.

Gneisenau, 1760 zu Schilda in Sachsen geboren, trat im Jahre 1782 in preußische Dienste. Lange Zeit verging, ehe man seine Tüchtigkeit erkannte. „Da können Sie sich mit mir trösten“, sagte er einst einem Major, dem es ähnlich wie ihm ergangen war, „ich bin beinahe zwanzig Jahre Kapitän gewesen, und schon nannte man mich den Hauptmann von Kapernaum; da machte sich das Geschick einen Witz mit mir, und neun Jahre darauf (1815) war ich General der Infanterie.“ Nach der Schlacht von Jena, in der er rühmlichst gefochten hatte, wurde er auf Verwendung Scharnhorsts zum Major ernannt. Seiner heldenmütigen Verteidigung Kolbergs ist bereits gedacht worden. Als die Nachricht von dem Tilsiter Friedensschlusse eintraf, ritt Gneisenau ins französische Lager, wo ihm die größten Ehrenbezeigungen erwiesen wurden. „Hätten sich“, sagte ihm der Marschall Mortier, „alle wie Sie gehalten, dann stünde es freilich anders mit Preußen!“ Gneisenau ward zum Chef des Ingenieurcorps ernannt. Zwischen 1807 und 1813 unternahm er auf eigene Hand Reisen nach Rußland, Schweden und England, um die Verbindung gegen Frankreich zustande bringen zu helfen. Im Jahre 1813 trat er als Generalmajor in das Armeecorps Blüchers. Gneisenau, zur Zeit der Erhebung dreiundfünfzig Jahre alt, war, wie Arndt ihn schildert, „in Haltung, Schritt und Geberden ein Dreißiger, von mittlerem Wuchse, doch stattlichem Bau, löwenartigen Gliedern, gewaltiger Brust, prächtigem Kopfe, freier, breiter, heiterer Stirn, die von dichten Locken überschattet ward, und großen, blauen, leuchtenden Augen unter hochgeschwungenen Brauen.“ Ihn nannte Blücher scherzweise oft seinen Kopf, der für ihn denken müsse; und er unterbrach bei einer Gelegenheit einen ihm erteilten Lobspruch mit den Worten: „Was ist's, das ihr rühmt? Es war meine Verwegenheit, Gneisenaus Besonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit.“

29. Das beste Herz.

Karl Röckl.

Ach, warum ertönt so traurig
meiner Harfe heller Klang,
und warum verhallt so schaurig
in der weiten Luft mein Sang? —

Leis' zwar sing ich, stille Klagen
nur verkünden meinen Schmerz,
aber desto lauter schlagen
sie an jedes Edlen Herz.

Denn nicht einsam steigt der Saiten
wehmutsvoller Klang empor,
tausend Stimmen wohl begleiten
der Accorde dumpfen Chor.

Ach! mein Mund, die tausend Stimmen,
meine Thränen und mein Schmerz,
sie besingen ja und rühmen
wohl des besten Fürsten Herz.

Schwanden gleich der Jahre viele,
seit das Grab ihn neidisch barg,
o so fließt doch manche stille
Thräne noch auf seinen Sarg.

Wer war auch so sanft und milde,
wer so herzlich gut, wie er?
Was er that, das that und fühlte
er als Vater, — nicht als Herr.

Ach! der Armen Klagen mahnen
schmerzlich an des Edlen Tod,
der dem letzten Unterthanen,
wie dem ersten — Liebe bot.

Wonne war's ihm, früher Waisen,
armer Witwen Trost zu sein,
Labsal, — Hungrige zu speisen,
Lust, dem Wohlthun sich zu weih'n.

Stumme Schmerzensthränen weinen
jene drum in seiner Gruft,
bis einst wird der Tag erscheinen
der auch sie zu ihm beruft.

Doch was nützen ihre Thränen,
fließen sie auch noch so dicht!
Ach, umsonst nur ist ihr Sehnen,
der Verblichne hört sie nicht.

Nützen? — nein, nicht nützen sollen
ihre bittern Klagen, nein! —
Nur ihm heißen Dank zu zollen,
ehrt ihr Schmerz noch sein Gebein.

Denn er weilt ja in der Ferne,
weilt vor Gottes Strahlenthron,
und genießt im Chor der Sterne
nun den längst verdienten Lohn.

Und auch da noch denkt der beste
König an sein Volk zurück,
fleht zu dem, der uns erlöste,
um der Seinen Heil und Glück.

So ist selbst im Himmel oben
er noch seines Landes Hort;
denn was Liebe hier gewoben,
dauert ja auch jenseits fort.

Seinen Treuen, seinen Lieben,
aber bleibt der süße Trost
von dem Wiedersehen droben,
da, wo die Vergeltung sproßt,

Und dem Land', was ihm gegeben
seines Königs milde Hand;
darum wird auch ewig leben
Vater Max im Vaterland.

O du edler, guter König,
Vater Maximilian,
viel hast du uns, aber wenig
wir dagegen dir gethan!

Drum verstummt auch unser Klagen,
nimmermehr um deinen Tod,
nimmer in des Glückes Tagen,
nimmer, wenn uns Unglück droht.

Fließt drum fort, ihr herben Thränen
einigt euch mit jedem Schmerz!
Fließt, — erwacht, trotz unserm Sehnen,
nimmer auch „das beste Herz!"

30. König Ludwig I.

Johannes Schrott. (Gekürzt.)

Was groß und herrlich, schön und auserlesen,
von Glanz, und ohne Glanz von ew'gem Wert,
ist deiner Sehnsucht hohes Ziel gewesen.

Für jede Blume, die den Kranz vermehrt
am Haupt Germanias, hat dein Herz geschlagen,
und glühend hast du Mann und That verehrt.

Es wohnt' in dir der Geist aus großen Tagen;
du trugst des Kaisers Kron' und Mantel nicht,
doch seine Ehren hast du all' getragen.

Hochsinnig warst du, deutsch und schlicht,
hell wie Krystall und auch so scharf gekantet;
der Wahrheit Nimbus blitzt' um dein Gesicht.

Die ihr auf Heimisches so gern euch wandtet,
ihr Adleraugen, in die Ferne weit
ihr dennoch eure großen Blicke sandtet.

Ihr weiltet bei der alten Herrlichkeit
des Landes gern, von wo für alle Künste
der Strom des Schönen quoll in alle Zeit.

Der Schönheit hast die Wahrheit du verbündet,
und bautest manches salomonische Haus,
das farbenprächtig Gottes Ruhm verkündet.

Ihm dientest du, dem Grunde jedes Bau's!
Du knietest gleich des Volkes letztem Kinde,
trug man den Herrn im Sakrament heraus.

Drum fiel auf deines Hauptes Purpurbinde
ein Glanz von Gottes wahrer Majestät,
die dich umrauscht im Sturm und Lenzeswinde.

Mit Segensfülle wuchs, was du gesät,
was du gegründet, wird so bald nicht stürzen,
was du geschaffen, dauern wird es spät!

Der Jahre Spreu sahst du im Sturme treiben,
ein Weiser, konntest du auch ohne Thron
und ohne Reich ein ganzer König bleiben.

Um deine ölgezweigumwund'ne Kron'
wird sich in aller Zeit kein Dunkel breiten,
und ungeschmälert bleibt dein Ruhmeslohn.

31. Die Wegnahme der Düppeler Schanzen.

am 13. April 1849.

Nach dem „Archiv für Offiziere aller Waffen".

Der Oberkommandant der deutschen Reichstruppen in Schleswig-Holstein, der preussische General v. Prittwitz, beabsichtigte nach Jütland vorzugehen, musste aber vorher gegen die bei Düppel und auf Alsen unter General v. Bülow stehenden Hauptkräfte der Dänen Flanke und Rücken decken. Durch Tagesbefehl vom 12. April abends erging somit an die im Sundewitt kantonnierende I. Division der Auftrag, am 13 April vor Tagesanbruch die Streitkräfte der dänischen Stellung vor Sonderburg auf den Düppeler Höhen genau zu erforschen und die dort vom Feinde besetzten Verschanzungen wo möglich zu nehmen. Die I. Division der deutschen Reichstruppen unter dem Kommando des bayerischen Generallieutenants Prinzen Eduard von Sachsen-Altenburg bestand aus der bayerischen Brigade des Generalmajors v. Schmaltz und aus der kombinierten kurhessisch-thüringischen Brigade des Generalmajors v. Spangenberg. Die bayerische Brigade bildeten das 2. Jäger-Bataillone, in Bataillon

vom 4., 7., 8. und 13. Infanterie-Regiment, eine Batterie Sechspfünder vom 1. und eine Batterie Zwölfpfünder vom 2. Artillerie-Regiment. Das 5. Chevaulegers-Regiment befand sich noch auf dem Marsche.

Der Tagesbefehl bestimmte zur Ausführung des Unternehmens gegen die Düppeler Höhen die 1. oder bayerische Brigade, von welcher jedoch das Bataillon No. 13 und die halbe Zwölfpfünder-Batterie zur Beobachtung der Meeresküste und Besetzung der Strandbatterie bei Alnör und gegen Sandagger entsendet waren. Die Disposition lautete: „Die bayerische Brigade hat um 1 Uhr nachts auf der südlich im Sundewitt nach Sonderburg führenden Strasse an den ersten Häusern des Dorfes Nübbel in folgender Ordnung der Marschkolonne bereit zu sein: Als Avantgarde das 2. Jäger-Bataillon, an dieses sich anschliessend die sämtlichen Pioniere der vier beteiligten Bataillone, dann als Soutien mit 150 Schritt Abstand das Bataillon No. 8; hierauf die Bataillone von No. 7, No. 4, die halbe Batterie Zwölfpfünder, die Batterie Sechspfünder mit einer Bedeckung von 2 Kompagnien des Bataillons No. 4. In dieser Ordnung rückt die Brigade von Nübbel über Willebül bis gegen die jenseits des letztgenannten Orts gelegene Schanze vor, welche bereits gestern vom Feinde verlassen und in den Bereich der kurhessischen Vorpostenlinie gezogen worden ist. In der Nähe jener ersten Schanze angelangt, setzen sich das 2. Jäger-Bataillon und das Bataillon No. 8, jedes in zwei Kolonnen zu halben Bataillons nebeneinander, indem die eine die erwähnte südliche Sonderburger Strasse, die andere den Kolonnenweg rechts derselben zum Vorrücken benutzt. Das Bataillon No. 7 ist besonders beauftragt, während des Vormarsches den Flankenangriffen, welche in der Nacht nur von der Landseite, mithin gegen die linke Flanke zu gewärtigen sind, zu begegnen, dann aber, nach erfolgtem Durchbruche auf den Höhen, die Verschanzungen von rückwärts zu überfallen. Das Bataillon No. 4, bildet die Reserve. Beide letztgenannten Bataillone rücken nur auf der Sonderburger Strasse vor. Die Artillerie hat die Weisung, mit ihrer Bedeckung in Willebül die weiteren Befehle abzuwarten, um durch ihr Vorrücken den Feind nicht zu alarmieren. Die Avantgarde hat sich so lange als nur möglich des Feuers zu enthalten, und sind die Pioniere zur schleunigsten Aufräumung der Verhaue und sonstigen Hindernisse beigegeben. Die Avantgarde hat vorzugsweise die Aufgabe, noch vor Tagesanbruch das Wegkreuz jenseits der Düppeler Schanzen vor dem Brückenkopfe von Sonderburg, wo die beiden Hauptstrassen durch den Sundewitt dahin sich vereinigen, zu erreichen. Wenn bei Tagesanbruch eine Position genommen ist, so dirigieren sich alle Abteilungen gegen die Düppeler Windmühle. Die 2. oder kurhessische Brigade erhält den Befehl, ihre bis dahin eingenommene Vorpostenstellung beizubehalten, nach dem Vorrücken der 1. Brigade jedoch ihre Bataillone in der Art zusammenzuziehen, dass die beiden kurhessischen Bataillone bei Willebül als Soutien der 1. Brigade, das altenburgische und weimarsche Bataillon bei Düppelkirche als Reserve gesammelt sind und der bayerischen Brigade auf den Kolonnenwegen sogleich folgen können, wenn dieselbe sich auf den Höhen festgesetzt hat.“

Während diese Disposition am Abend des 12. an die Brigaden gelangte, wurde die Avantgarde der Division (Hessen und Altenburger) unterhalb der Düppeler Schanzen in ein Gefecht verwickelt, da der Feind, offenbar um die Stärke der Deutschen zu prüfen, sich aus den Schanzen herabbegeben hatte. Dieses Gefecht, welches nach anderhalbstündiger Dauer und infolge wohlgezielter Schüsse einer halben hessischen Batterie sein Ende fand, hatte für die I. Division das gute Resultat, dass der Feind wohl den Glauben schöpfte, nur wenige Bataillone seiner festen Stellung gegenüber zu haben, weshalb er, wie sich später zeigte, seine Hauptstärke nachts aus den Schanzen nach Sonderburg zurückzog. Auch gab das Avantgardengefecht die Veranlassung, dass die bayerische Brigade

sich noch vor Anbruch der Nacht näher gegen die Avantgarde heranziehen musste, um derselben die allenfalls nötig werdende Unterstützung bieten zu können.

Die Position bestand aus einer ersten Linie rückwärts offener Batterien und Brustwehren, welche sich gegenseitig bestrichen und, den nordwestlichen Höhenrand krönend, durch Knicks[1]) und Verhaue zu einer zusammenhängenden Verschanzung verbunden, sich rechts an den Alsen-Sund, links an den Wening-Bond anlehnte; weiter rückwärts, zu beiden Seiten der Düppel-Windmühle, befand sich auf erhöhten Punkten eine zweite Linie getrennter Fleschen, welche namentlich die Zwischenräume der ersten Schanzenkette bestrichen, aber keine geschlossene Verteidigungslinie bildeten. Von hier aus dacht sich das Terrain gegen den Brückenkopf ab. Die Besatzung bestand aus zwei bis drei Bataillonen, einigen Espignolen[2]) und Rohrgeschützen; nur schwache Pikets hielten in der ersten Linie.

Nachts 10½ Uhr wurde aus dem Hauptquartier dem Divisionskommandanten die Weisung, sich bereit zu halten, bei Erstürmung der Schanzenhöhen auf vielleicht mächtigen Widerstand zu stossen, indem die Kunde eingetroffen sei, dass starke Zuzüge an Infanterie und Geschützen auf der Insel Alsen sich hätten wahrnehmen lassen. — Gut denn, hiess es, wir müssen trotzdem die Schanzen haben, — und so setzten sich denn um Mitternacht sämtliche Abteilungen der bayerischen Brigade in Bewegung, um Schlag 1 Uhr früh auf dem Sammelplatze bei Nübbel zu stehen.

Lautlos zogen die Kolonnen durch die stille Nacht; hie und da erfolgte ein Halt, um nicht früher als bei Dämmerung dem Feinde den Morgengruss zu bringen. Eine halbe Stunde unterhalb der Düppeler Höhen formierten sich die beiden in der Disposition bestimmten Kolonnen, vor sich die Jäger; dann kamen die übrigen Bataillone, an deren Spitze der Divisionär und der Brigadier mit ihren Stäben. Um die vierte Morgenstunde fiel der erste Schuss einer dänischen Vedette; sie, wie die anderen der ersten Linie, wurden niedergestossen und die starken Verhaue durch die Pioniere schnell durchbrochen; dann rückte man im Sturmschritte aufwärts zur zweiten Linie und schlug den teilweise an seinen Schanzen beschäftigten Feind nach kurzem Gefecht derart, dass er über die jenseitigen Höhen hinabeilte und erst im Bereiche seines Brückenkopfes bei Sonderburg sich wieder stellen konnte. Die Jäger hielten den Feind hier trotz heftigen Gewehr- und Geschützfeuers so lange ab, bis das Gros der Brigade sich auf der Höhe festgesetzt hatte. Fast um dieselbe Zeit rückte die sächsische (2.) Brigade der 2. Division unter Generalmajor v. Heintz, welche gleichfalls die Wegnahme der verschanzten Höhe unterstützen sollte, mit 4 Bataillonen und 2 Batterien über Suurlükke gegen Düppelmühle vor und stellte um 5 Uhr die Verbindung mit den Bayern her, so dass nun der Aufmarsch — die hessische Brigade etwas nördlich der Mühle — beendet war. Die Dänen wirkten nur durch Artillerie von den Strandbatterien auf Alsen und der Kanonenboot-Flottille im Wening-Bond. In dieses Kreuzfeuer fuhren die sächsischen Batterien — eine Sechspfünder, eine Zwölfpfünder — auf einer Höhe südlich Steenhof auf, mussten jedoch nach erheblichen Verlusten, gegen Backebüll zurückgenommen werden, wobei zwei demontierte Zwölfpfünder stehen und ein Zwölfpfünder in einer sumpfigen Niederung stecken blieben.

---

[1]) Kleine Dammaufwürfe mit aufgesetzter Hecke.

[2]) Eine durch den Generalstabs-Kapitän Schuhmacher für Dänemark ersonnene Feuerwaffe, welche aus einem Gewehrlauf von grossem Kaliber und bedeutender Länge besteht und mit mehreren Pulverladungen und Bleikugeln, eine vor der anderen, gefüllt wird. Das Rohr liegt beim Abfeuern in einem anderen auf einer Laffete.

Inzwischen hatte General Bülow Truppen über den Sund geführt und unternahm mit etwa 5 Bataillonen, nachdem die sächsischen Batterien abgefahren, einen Ausfall, womit der zweite Hauptmoment des Treffens beginnt. Das zweistündige Gefecht blieb für die Dänen erfolglos, so dass General v. Prittwitz, die Tagesaufgabe für gelöst haltend, um 10 Uhr die Hälfte der Truppen nach den Kantonnements abrücken liess, damit sie sich von den Anstrengungen der Nacht erholen könnten. Bülow verstärkte sich jedoch und ging um 11 Uhr neuerdings zum Angriff vor, der sich namentlich gegen die Sachsen richtete. Prittwitz befahl, die zurückgeschickten Bataillone wieder heranzuholen, auch wurden die bisher zurückgehaltenen drei sächsischen Bataillone vorgenommen, doch kamen diese Truppen teilweise erst spät ins Gefecht. Dasselbe bestand aus einer Menge blutiger Einzelkämpfe um Gehöfte u. s. w., deren Ergebnis war, dass der deutsche rechte Flügel — Bayern — sich bei der Düppeler Windmühle behauptete, die Mitte und der linke Flügel — Sachsen — dagegen etwas Terrain verlor, und die Dänen in den Besitz der Höhe gelangten, auf welcher am Morgen die sächsische Artillerie gestanden hatte. Gegen 9 Uhr abends nahm Bülow sein Gros nach dem Brückenkopfe und Alsen zurück; von deutscher Seite blieben 6 Bataillone nebst 1 Batterie während der Nacht als Besatzung in der eroberten Position, deren Vorposten die Linie Suurlükke—Düppelmühle—Wening-Bond einnahmen, wobei die Feldwachen und Vedetten über die jenseitigen Höhen hinab bis auf Büchsenschussweite gegen den Brückenkopf zu vorgeschoben wurden.

Der Verlust der im Kampfe gewesenen deutschen Truppen belief sich auf 3 tote und 10 verwundete Offiziere, 50 tote und 150 verwundete Unteroffiziere und Soldaten. Eine Windmühle und drei Gehöfte gingen im Bereiche des Gefechtsfeldes in Feuer auf. Wenn die Dänen sich unmittelbar nach dem Treffen den Sieg zuschrieben, so war dies vollkommen unrichtig, denn sie mussten doch durch ihre Fernrohre, mit denen sie tagtäglich vom Morgen bis Abend zu den ehemals ihnen gehörenden Schanzen hinauflugten, erschaut haben, dass sich die Deutschen eine Brille auf die Nase gesetzt hatten, mittelst deren sie in Gesellschaft gar grob redender Geschütze ihnen nun recht bequem und behaglich in die Sonderburger Suppenschüssel gucken konnten.

23. Zur Erinnerung an Düppel.

(Dem früheren königl. bayr. 2. Jäger-Bataillon seiner Zeit von unbekannter Hand zugesendet.)

Vor Abends hatte alarmiert
und schnell vorbrechend attackiert
der Däne die Vorpostenkett',
weil er so gern verspüret hätt'
wie stark die Feinde deutschen Stamms.
Doch kaum ward ihm verbrannt der Wams,
der Däne bald zurückewich. —
Nun glaubte er ganz sicher sich.

Eins! schlägt die Glock' nach Mitternacht,
Vedetten halten treue Wacht,
Patrouillen machen ihre Rund,
still ruht der Schuß im Kugelschlund.
Und bei dem Dorfe Willebül,
stehn Bayerns Banner mäuschenstill,
der Tambour schlägt nicht seine Trumm,
das Horn der Jäger bleibet stumm.

Warum so still, du tapf're Schar?
Als wär' gelähmet durch Gefahr
dein froher Sinn, dein kecker Mut,
dein treues, bayer'sches Heldenblut. —
O nein! o nein! so ist es nicht!
Wenn erst das Morgenrot anbricht,
dann sollst du sehn, daß noch frisch auf
das Herz, der Arm, der Siegeslauf.

So horch denn weiter unserm Lied,
es dich jetzt hin nach Düppel zieht,
wo hoch auf meerumfloß'nen Höh'n
gar fest verschanzt die Dänen stehn,
zu decken Sonderburg die Stadt
und Insel Alsen, wo man hat,
um sich zu sichern seinen Schopf,
erbauet einen Brückenkopf.

Der Pioniere Corps voran,
vier Bataillone folgten dann,
und hintendrein auf tausend Schritt,
damit kein Lärm den Marsch verriet
zog Sancta Barbara's treuer Sohn
mit schwer Geschütz und Munition.
Das war der Bayern stiller Zug,
der nun begann ganz sacht und klug.

Am Himmel stand der Mond auf Wacht,
umgeben von der Sterne Pracht,
die kecken Bayern er wohl sah,
helleuchtend rief er sein Werda!
Doch mocht es ihm zu kalt wohl sein,
hüllt sich im Wolkenmantel ein,
blieb als neutraler Posten stehn
und that nicht ferner um sich spähn.

Nachdem drei Stunden man marschiert
und Sturmkolonnen dann formiert,
da hieß es: „schließt Mann an Mann!
denn jetzt sind wir an Düppel dran,
Pioniere vor an den Verhau,
schwingt Axt und Schaufel, seid nicht flau!“
Und als erbrochen nun die Bahn,
da hieß es: „Jäger, stürmt nun an!“

Und vorwärts stürmet Mann auf Mann,
durch jed's Verhau bricht sich die Bahn,
und jedem Dänen, der da steht
das Bajonett zur Rippe geht.
Und mit dem vierten Glockenschlag —
begrüßend einen Siegestag! —
da hört den ersten Schuß man wettern,
zum Sturmeslauf die Hörner schmettern.

Die Pfälzer Jäger sind voran,
ihr Hurrah schallet himmelan
und Bataillon auf Bataillon
stürmt aufwärts keck zum Schanzenthron.
Sie sind's wohl wert, daß man es nennt,
welch' Numm'ro trägt ihr Regiment
sie war'n von Numm'ro vier und sieb'n
und Numm'ro acht — all' treu und kühn

Gar herrlich war die wilde Jagd,
und eh' es noch ganz helle tagt,
sah man auf jenen Schanzenhöhn
der bayer'schen Fahne Siegeswehn.
Die Dänen war'n in voller Flucht,
verfolgt von wilder Kampfeswucht,
am Brückenkopfe hält ihr Lauf, —
da geht die gold'ne Sonne auf.

Und aus der Dänen Strandbatt'rie'n
beginnet nun ein wildes Sprühn,
Kanonenboote aus dem Meer
entsenden auch ihr wildes Heer;
Granaten, Bomben und Schrapnel
durchfurchen donnernd blitzesschnell
die Luft, die Erd' den Schlachtenplan, —
es fing der Tod zu mähen an.

Doch Bayerns Krieger stehen fest,
denn Mut die Bayern nie verläßt,
sie hol'n herbei mit Flugesschnell'
all' ihr Geschütz zur Kampfesstell'.
Es war'n gar wack're Kanonier'
die ihr Geschütz nun führten für,
vom erst' und zweiten Regiment,
auch wahrlich wert, daß man sie nennt.

Horch! wie die Kugel schwirrt und saust
und wie's am rechten Flügel braust,
dort stehn die Jäger im Gehöft
und treiben gar ein ernst Geschäft,
sie bannen an die Brücke fest
die Dänen, bis im Schanzennest
all' Bataillone sich postiert
und treffenweise sind formiert.

Und wie's so saust und wie's so schwirrt
da kommt links rückwärts anmarschiert
der Waffenbrüder treue Schar
aus Altenburg und aus Weimar,
aus Hessen und aus Sachsenland,
sie alle rücken kampfentbrannt
am bayer'schen linken Flügel an —
nun geht es erst recht drauf und d'ran!

Da plötzlich über'm Brückenkopf
gleich einem langen schwarzen Zopf,
der ins Unendliche sich zieht
und Tausende von Dänen sprüht,
bricht eine Sturmessäul' hervor,
anstürmend keck zur Höh' empor.
Von neuem bricht das Wüten los
von Kleingewehr und schwer Geschoß.

Doch deutsche Wehr erschrecket nicht,
wie auch die Kugel Reihen bricht
und manchem Mann zum letztenmal
erglänzet heut der Sonne Strahl, —
sie weicht doch nicht, die deutsche Wehr,
gibt das Erkämpfte nimmer her,
und Sturmschritt schlagen mächtig ein
die deutschen Trommler im Verein.

Und mit Hurrah und „fällt's Gewehr"
stürzt sich die tapfre deutsche Wehr
hin auf die Dänen, die mit Macht,
von Wut und Rache angefacht,
nun immer weiter aufwärts ziehn
und überall Verderben sprühn,
da von drei Seiten das Geschütz
bewirft den hohen Schanzensitz.

Doch trotz Kanon'= und Bombenschuß
und trotz der Büchsen harter Nuß,
die zahllos aus der Dänen Reihn
auf deutscher Seite schlagen ein,
schlingt um die deutsche Waffe sich,
— verkünd' o Lied es ewiglich —
der Treu' und Tapferkeit zum Lohn,
des Sieges heil'ge Ehrenkron'.

Und mit des heißen Kampfes Schluß, —
als wie für Mars zum Dankesgruß,
stieg eine Opferflamm' empor,
entflammt durch der Geschütze Rohr.
— „Windmüller signaliert nicht mehr!" —
und fünf Gehöfte stehen leer.
Windmühl' und Häuser flammten auf,
bei deutscher Krieger Siegeslauf.

Noch dreimal in des Tags Verlauf
die Dänen stürmten höhenauf,
und bis zur Sonne Untergang
erklang der Bomben Donnersang.
Doch deutscher Fäuste Siegesschrift
noch fort und fort die Feinde trifft;
die Schanzen blieb'n in deutscher Hand —
der Dankesblick Gott zugewandt.

Es war der dreizehnte April,
an dem dies ernste Waffenspiel
geschlagen ward zu Ruhm und Ehr,
für altes Recht durch deutsche Wehr. —
Wer seine Fahne nicht verläßt,
und wie in Mut, in Treue fest,
mit dem ist stets der große Gott!
So wie im Sieg, so auch im Tod! —

33. Aus dem Leben unserer Könige.

„So viele reiche blühende Provinzen,
ein kräftiges und großes Volk, und auch
ein gutes Volk, und Vater dieses Volks,
das dacht' ich, das muß göttlich sein."
Schiller.

Mit dem Regierungsantritt der gegenwärtig segensreich über Bayern waltenden Linie der Wittelsbacher ist geradezu ein neuer, schöpferischer Geist in Bayern eingezogen; wie ein Vergleich mit früheren Tagen lehrt, hat jeder der Könige derselben in seiner Art das Land und insbesondere dessen Hauptstadt ungewöhnlich rasch zur Entwicklung und zu fröhlichem Gedeihen gebracht. Noch ist das erste Jahrhundert des Wirkens unserer Könige nicht abgelaufen, und schon erblicken wir überall die erstaunlichen Fortschritte im Gegenhalt zu jenen Tagen, die um die bezeichnete Zeitspanne hinter uns liegen. Man hat vieles des Geschaffenen günstigen Umständen und glücklichen Zeitverhältnissen zuschreiben wollen; allein welchen Anteil diese auch an den berührten Leistungen gehabt haben mögen, der Grund hiefür liegt doch weit tiefer, nämlich in den innigen Beziehungen zwischen Fürst und Volk, in der unablässigen Sorge der Regierenden für die Regierten, wodurch dann wieder deren beiderseitige Interessen weit gemeinschaftlichere wurden als ehedem. So hat denn auch das dankbare Volk die Vergangenheit beurteilt und daher den zu höherem Lohn abgerufenen Königen in deren Residenz prachtvolle Standbilder errichtet, die freilich nicht zu vergleichen sind mit dem unsichtbaren Denkmal der Erinnerung, welches sich dieselben im Herzen ihrer Bayern gesetzt und das die folgenden Blätter mit einigen Zeichen unerlöschlicher Liebe schmückend umgeben möchten.

a. Maximilian I.

Nach: Friedrich Jacobs und „Charakterzüge und Anekdoten aus dem Leben Maximilian Joseph I.“

Wer in Bayern gewesen ist, als Max Joseph das Land regierte, oder wer jetzt noch dahin kommt, der wird von diesem Könige vieles vernehmen, woran er sich freuen kann. Max war aber auch recht die Wonne und der Hort seiner Unterthanen, und sie liebten ihn, wie Kinder ihren Vater lieben. Er ist jedem zugänglich gewesen, und wer mit Thränen des Kummers bei ihm eintrat, der kam mit Thränen der Dankbarkeit von ihm heraus; denn da wo er mit Thaten nicht helfen konnte, half er mit tröstenden Worten, die von dem Munde eines Königs noch besser zu Herzen gehen, als von anderen. Früh schon und ehe er hoffen konnte, irgend etwas zu regieren, außer dem Regimente, das ihm der König von Frankreich anvertraut hatte, galt er für den besten Mann im Lande und gewann die Herzen aller, die ihm nahe kamen. Was aber gar oft geschieht, daß, wenn Stand, Macht und Reichtum wächst, das Herz sich zusammenzieht, und wenn der äußere Mensch sich erhebt, der innere kleiner wird, das widerfuhr dem guten Max Joseph nicht: sein Herz blieb, wie es gewesen war, ehe die Krone sein Haupt schmückte, ja der Puls menschlicher Gefühle schlug bei ihm unter dem königlichen Purpurmantel noch voller als zuvor. Darum ist er nie in ein Haus getreten und nie in eine Stadt, ohne die Liebe der Bewohner mit sich heraus zu nehmen, und es war die Lust und der Stolz seines Volkes, ihm Zeichen der Liebe zu geben. Man konnte sehen, wenn er von einer Reise oder sonst in die Hauptstadt zurückkam und der offene Wagen langsam durch das Gedränge fuhr, daß Männer und Weiber geringen Standes durch die jubelnde Menge brachen, um dem König die Hand zu reichen, und er keine zurückwies, wie hart sie auch war. Gern mischte er sich unerkannt und unbegleitet unter das Landvolk und hörte auf die Reden der Leute und fragte sie aus; denn er wußte, daß er die Wahrheit so besser erführe als aus feilen Zeitungen, die Lob und Tadel nach den Launen ihrer Abnehmer ausstreuen. Oft, wenn er einsam ging und ein bekanntes Gesicht von weitem sah, rief er ihm ein freundliches Wort zu oder grüßte mit der Hand; und der Begrüßte fühlte sich geehrt und erzählte es den Seinen wieder. Auch das erfreute alle Herzen, daß er ein so guter und liebevoller Hausvater war, seine Kinder immer gern um sich hatte und so häufig an der Seite seiner Gemahlin auf abgelegenen Spaziergängen gesehen wurde. Die anspruchslose Einfachheit der Sitten, seine entgegenkommende Milde und Herablassung mußten diesem biederen Manne alle Herzen gewinnen. Leutseligkeit und Wohlwollen, Anmut und Geist sprachen aus dem offenen Auge, aus jedem Zug seines Gesichts. Und doch erkannte jeder in der edlen Haltung die Majestät des Königs. Sein großes Herz schlug in den Stürmen der Zeit für das Wohl des Volkes ebenso lebhaft, als für den Armen, der es vor seiner Hütte anflehte. Ja, er nahte sich selbst den Hilflosen, Bedrängten und Kindern und gab, wo er von Not erfuhr, persönlich Tausende hin, um Thränen zu trocknen, Jammer zu stillen und Leidende zu beglücken. Er erklärte die Liebe seiner Unterthanen für das schönste Kleinod, das seine Krone zierte und den Glanz seines Thrones verherrlichte. Auch schlimme Erfahrungen, die er mit seiner unbegrenzten Freigebigkeit hin und wieder machte, vermochten seine königlichen Gesinnungen in dieser Beziehung nicht zu ändern.

Vernehmen wir von den vielen beglaubigten Zügen einige, welche besonders den Soldatensinn anmuten.

Die verwitwete Frau eines dürftigen Handwerkers kam mit ihrer Tochter nach Tegernsee, dem Lieblingsaufenthalt des Königs, erhielt Audienz und klagte

weinend die mißlichen Umstände seit dem Tode ihres Mannes. Auf ihre Tochter zeigend, sagte sie: „Dies ist mein einziges Kind, Euer Majestät, und es könnte unsere Lage wieder erträglich, ja glücklich machen, wenn unsere allerunterthänigste Bitte gnädigst erhört und der Soldat N. N. vom Regimente entlassen würde. Er ist des Handwerks kundig und ein fleißiger, geschickter Arbeiter.

Maximilian wendete sich zum Mädchen und sagte: „Sie wünschen ihn also zu heiraten?" — „Ja," antwortete leise die Erschrockene. An die Mutter sich richtend, sprach hierauf der König: „Ich kann, darf und werde ihn nicht entlassen, denn ein anderer müßte für ihn eintreten, und hierdurch würden die Rechte eines zweiten gekränkt. Aber einen Rat, Frau, kann ich Ihnen geben. Wenn Sie einen Ersatzmann für ihn ausfindig machen, so kommen Sie wieder zu mir; ich will das Einstandsgeld bezahlen und so kann ich auf rechtlichem Wege helfen."

Bei allem Wohlwollen und bei hundertfachen Gelegenheiten zu helfen schwächte der König nie das Ansehen der Gesetze und der Verordnungen, indem er es bestens verstand, jene mit Strenge zu handhaben, ohne seiner Herzensgüte Abbruch zu thun. —

Es war verordnet, daß die Invaliden, welche die Aufsicht im Englischen Garten Münchens führten, besonders auf die Hunde der Spaziergänger acht zu geben hätten, wenn sie von der Bahn weg in den Wald revierten oder sich zu weit in das Gehölz entfernten, da wegen der nahen Hirschau die Jagdvorschriften verletzt werden konnten. Ein Invalide, welcher aus einer auswärtigen Station plötzlich nach München zu dem Kommando im Englischen Garten versetzt wurde, zeigte sich in dieser Beziehung sehr wachsam. Der Zufall wollte, daß in den ersten Tagen seiner neuen Bestimmung ihm ein Herr mit zwei kleinen Jagdhündchen in den Weg kam. Dieser Herr war der König, der ganz einfach gekleidet, fast alle Tage seinen Spaziergang in den Englischen Garten machte. Der Invalide aber kannte den König noch nicht. Seine Lieblingshündchen schwärmten nach ihrer Weise durch Flur und Gesträuch, welches alsogleich den Invaliden veranlaßte, den Herrn auf die Ueberschreitung der Ordnung wegen der Hunde aufmerksam zu machen. Der König rief seinen Hunden. Diese aber, an ihre Freiheit schon zu sehr gewöhnt, sprangen bald wieder in die Ferne. Der Invalide, sie beobachtend, war darüber noch gereizter und sagte dem König, wenn er die Hunde nicht an sich halte, so müsse er ihn ohne weiters arretieren. Der König rief wieder den Hündchen, die nach einigen Sprüngen um ihn alsbald wieder das Freie suchten. Jetzt ward es dem Invaliden zu arg; er ging auf den König los und sagte: „Da der Herr die Befehle des Königs nicht achten will, so ist er mein Arrestant. Sie gehen mit mir." Der König sagte: „Geh' Er nur voran, ich folge schon." So schritt also der König wieder der Residenz zu.

Als der Monarch in die Nähe der Häuser kam, bewies jedermann der Majestät die schuldige Ehrfurcht. Der Invalide schaute hin und her, wem das gelte, und als die zwei Grenadier-Posten am Palais des Prinzen Karl das Gewehr präsentierten, erschrack der Invalide, nun die Person des Königs in dem Verhafteten ahnend, dergestalt, daß er nicht wußte, wie er sich aus dieser für ihn schrecklichen Lage losmachen sollte. Als der König diese Verlegenheit bemerkte, sagte er ihm: „Mach' Er seine Schuldigkeit fort und geh' Er mit mir auf die Schloßwache." Dort angelangt, hieß er den Invaliden warten.

Der König ging zur Königin und erzählte ihr mit seinem gewöhnlichen Frohsinne, daß er gerade verhaftet worden und nun Arrestant sei. Er erklärte

ihr den ganzen Vorfall, der Invalide aber wurde mit einem Geschenke und dem Wohlgefallen über seine Pflichterfüllung entlassen. —

Derjenige Wachposten der Grenadiere, welcher unweit der Fenster der königlichen Zimmer im Lustschlosse Nymphenburg gegen die niedliche kleine Gartenanlage zu stand, hatte den Befehl, gleichzeitig darüber zu wachen, daß sich in das darin befindliche Becken des Springbrunnens keine von den vielen, in den übrigen Gewässern schwärmenden Schwänen, Wildgänsen und Enten begäben. Einstmals übersah dies ein Grenadier. Es hatten sich mehrere Schwäne in das bezeichnete Becken geschlichen und darin belustigt. Der Grenadier bot alles mögliche auf, diese Tiere mittelst Anschlagen des Gewehrs und rings um das Wasser laufend zu verscheuchen. Allein die zahmen Tiere achteten darauf wenig und behaupteten ohne Scheu ihren unzugänglichen Platz. Der Grenadier, in der größten Verlegenheit und Furcht vor der Strafe, wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er, nachdem er sich sorgsam umgesehen und niemand bemerkt hatte, sein Gewehr anlehnte, sich schleunigst der Fußbekleidung entledigte und in das Becken watete, um die unfolgsamen Schwäne herauszujagen. Sobald dies geschehen, zog er sich schnell an, ergriff sein Gewehr und ging wieder auf und ab.

König Max hatte, gedeckt hinter den Vorhängen, dieser komischen Scene zugesehen. Er ließ den diensttuenden Hauptmann von der Schloßwache rufen, frug um den Namen des um die bezeichnete Stunde auf diesem Posten gestandenen Grenadiers und befahl, daß dieser sich ihm sogleich vorstellen solle. Derselbe erschien nicht ohne innere Bangigkeit im Bewußtsein des Vorgefallenen. Mit gewohnter Leutseligkeit sprach aber Max zu ihm: „Hier hast Du ein Trinkgeld für das kalte Bad, das Du heute schon genommen; aber Kerl, wenn Du noch einmal Dein Gewehr aus der Hand läßt, so bekommst Du die dafür bestimmte Strafe.“ Der Grenadier, froh und überrascht, machte schnell kehrt und ging. —

Früher, wie heute noch, wurden die entbehrlichen Soldaten von Zeit zu Zeit in die Heimat entlassen. Ein solcher Beurlaubter eilte durch München in das Unterland an der Donau. Er durchwanderte die Stadt und marschierte an einem Sommerabend auf der Straße von Schwabing fort. Der König ging auf derselben eben spazieren und zurück zur Residenz. Der Urlauber sang ein munteres Liedchen. Der König fragte: „Wohin heute noch so lustig?“ Der Soldat, welcher den Monarchen nicht kannte, erwiderte ganz eilfertig: „Ich muß heute noch weit und kann in München nicht über Nacht bleiben, weil ich kein Geld dazu habe.“ Hierauf sagte der König: „Kehr' Er nur um und bleib' Er über Nacht; dann morgen früh auf.“ Auf die Rede wenig achtend, wollte der Soldat seinen Weg fortsetzen, als der König sich ihm zu erkennen gab und sich anschickte, ihm Geld zu reichen. Allein er fand, daß er in diesem Augenblick keinen Heller in der Tasche hatte. Als der Beurlaubte dieses bemerkte, wollte er erschrocken wieder fortwandern. Der König jedoch sagte: „Mein Lieber, gehe Du nur zurück; warte auf der Schloßwache, Du sollst dort für Quartier und Reise etwas von mir bekommen. Sei wohl auf und mach' Dich dann morgen zeitig fort.“

Der Soldat, voll Freude über die Güte und Herablassung des gnädigsten Monarchen, durfte nicht lange auf der Schloßwache warten. Ein Hofbedienter brachte ihm aus der Hand des Königs mehrere Kronenthaler. So glücklich schmauste und schlief der frohe Krieger wohl selten mehr. —

An einem schönen Sommermorgen ging ein Soldat eines in München garnisonierenden Regiments sehr früh in den Englischen Garten, nahe den mit

schattenreichen Alleen bepflanzten Ufern der Isar, welche soeben an der lärmenden Residenzstadt vorübergeeilt war. Von jeher ein kindlicher Freund der Blumen, lockten ihn da wunderschöne Vergißmeinnicht so an, daß er eine Handvoll pflückte. Kaum hatte er diese und wollte mit seinem niedlichen Erwerbe, nach genossener Erfrischung, zur Stadt und zu seinem Dienste zurück, da sah er schon sehr nahe seinen König Max ganz allein auf sich zukommen. Den Vergißmeinnicht-Strauß wegwerfen wollte er nicht, Haltung annehmen und Front machen mußte er aber; daher zog er die gesenkte Hand etwas mehr als vorgeschrieben zurück. Der König, dessen gutem Auge nicht leicht etwas entging, bemerkte auch sofort die linkische Haltung der Hand, trat mit bekannter Freundlichkeit zu dem Soldaten und, vermöge seines außerordentlichen Gedächtnisses ihn beim Namen nennend, sagte rasch: „Was hast Du in der Hand?“ — Nun konnte der Soldat seine Liebe für die Blumen nicht mehr bergen. Indem er die Hand hervorzog und dem König, ehrfurchtsvollst doch beherzt, die Blumen überreichte, antwortete er: „Eure königliche Majestät, Vergißmeinnicht!“ Der immer Gütige schien in diese Worte besonderen Sinn und erhebendes Gefühl zu legen, nahm die Blumen, teilte sie, gab dem Manne die Hälfte zurück und sprach: „Hier hast Du die Hälfte wieder, denn — Vergiß mein nicht!“

So verließ den gerührten Krieger sein väterlich gesinnter König; jener aber schwur ihm im Herzen wiederholte Treue und seiner ewig nicht zu vergessen.

Der Kriegsruf erscholl. Mit den Fahnen des Vaterlandes zog dieser Soldat in den Kampf für seinen geliebten König. In allen Schlachten hat er später redlich Wort gehalten; Blut und Leben bot er mehrmals zum Unterpfande seines Schwures: „Deiner, Max! vergeß ich nicht.“ Dafür hat ihn aber sein Herr und Vater auch nicht vergessen; auf des Tapfern Brust glänzte in der Militär-Verdienstmedaille sein edles Bild in Gold, ein ansehnlicher Invaliden-Gehalt erleichterte den Ueberrest seiner Tage in glücklicher Abgeschiedenheit von der Welt. Die Erinnerung an jene Stunde, in welcher dieser Krieger mit seinem König den Strauß unter den rührenden Worten: „Vergiß mein nicht“ geteilt, hat während des Invalidenlebens des Veteranen in einem früher sehr bekannten Soldatenliede, mit dem Titel: „Das bayerische Vergißmeinnicht“ Ausdruck gefunden. Dasselbe wurde noch lange nach der Melodie „Die Feldflasche“ gesungen; der Erlös aber, den dieses im Druck erschienene, zum Besten des alten Kriegsmannes viel verbreitete Lied ergab, brachte ihm reichlichen Lohn für die Beherzigung der schönen Worte aus dem Munde seines Königs auf allen seinen Kriegszügen. Die hübschesten Strophen jenes Liedes lauten:

„Der beste König lebt nicht mehr!“
ruft Bayern klagend aus!
O lebte Max, und für ihn wär'
ich in dem Totenhaus!
Oft eilte ich für ihn zum Tod
im Sturme reihendicht;
Denn Max sprach einst beim Morgenrot
zu mir: „Vergiß mein nicht!“

Hört nur! Einst ging bei München ich
im kühlen Morgentau;
Da pflücke ich mir wonniglich
der Blümchen weiß und blau.
Da tritt der König mild zu mir,
sieht auf die Hand und spricht:
„„Mein Lieber! Was versteckst Du hier?““
„Mein Herr! Vergißmeinnicht.“

„„Ei schön, wenn Krieger dies erfreut,““
spricht Max, nimmt mir den Strauß —
„„Die Armen lohnt Zufriedenheit,
den Reichen weicht sie aus;
Zum Angedenken nehm' ich mir
der Blumen halbe Schicht;
Da, nimm zurück, behalte Dir,
auch Du — Vergißmeinnicht!““

So sprach der allerbeste Herr
zu seinem treuen Knecht;
Ich schwamm in einem Freudenmeer,
pries meinen Stand mit Recht,
hob dann zum Himmel meine Hand
und schwur beim ew'gen Licht;
Mein Leben sei das Unterpfand,
Max! Dein vergeß ich nicht.

Bei Hanau und bei Arcis schlug
der Bayer stolz die Schlacht;
nach Vitry und Brienne trug
uns kühn des Kampfes Macht.
Dafür, vor meines Königs Thron,
bis einst das Aug' mir bricht,
erhielt ich königlichen Lohn;
denn Max vergaß mein nicht.

Seht her, es glänzt auf meiner Brust
in Gold sein treues Bild;
er war und ist stets meine Lust,
mein Vater sanft und mild.
Sein Herrscherruhm, der nie vergeht,
umstrahlt sein Grab mit Licht;
zwar Max ist tot, doch im Gebet
vergeß ich seiner nicht! —

Der Austritt Maximilians aus dem Leben war, wie er selbst ihn gewünscht hatte. Nur eine leise Ahnung von Unwohlsein ging vor ihm her, aber niemand zeigte sich besorgt, so wenig als er selbst; kein Arzt ward gerufen; kein Diener wachte bei ihm. Am Morgen, da er nicht zur gewöhnlichen Frühzeit aufstand und der Diener ungerufen in das Schlafzimmer trat, fand er ihn tot, in derselben Stellung, die er beim Niederlegen genommen hatte, ohne ein Zeichen des Schmerzes auf seinem Angesichte. Schlummernd war er durch die dunkle Pforte des Todes gegangen, denn selbst der Tod konnte gegen den gutmütigen Fürsten nicht grausam sein. Die Bestürzung des Volkes war groß, die Trauer allgemein: es war die Wehklage verwaister Kinder um einen geliebten Vater, ein aufrichtiger Schmerz tiefer Liebe; und jede der zahllosen Thränen, die aus vollem Herzen um ihn flossen, war ein Opfer der Dankbarkeit und ein stummes Lob des unvergeßlichen Königs. Als sein Sohn und Nachfolger Ludwig I. dessen Herz in silberner Kapsel, mit der Inschrift: „Das beste Herz", dem Priester zur Verbringung in die Kapelle nach Altötting übergab, sprach er die ebenso wahren als schönen Worte: „Ein besseres Herz hat noch auf keinem Thron geschlagen." —

Einige Zeit nach dem Tode Maximilians I. wurde nebst vielen anderen Dingen auch die Menagerie verkauft, die er in Nymphenburg gehalten hatte: viele seltene Tiere mannigfaltiger Art, auch überseeische Loris,[1]) Papageien und deutsche Stare. Von den letzteren waren schon alle verkauft; nur einer blieb übrig, der letzte und von unscheinbarem Aeußern. Still und mit struppigem Gefieder saß er auf der Stange, als ob er sich noch über den Tod seines Herrn betrübte, — wie etwa ein alter Diener, wenn nach dem Tode seiner Herrschaft das Hausgerät fortgeschafft wird, unter dem er alt und grau geworden, stumm umhergeht und sich grämt, daß er alles überlebt. Als nun der alte unscheinbare Vogel unter den Hammer kam, bot niemand darauf, und nachdem ihn der Ausrufer drei- oder viermal angeboten hatte und alles schwieg, wurde der Käfig mit dem Star in eine Ecke beiseite gesetzt, während man andere Dinge ausrief. Auf einmal schallt es aus der Ecke: „Max Joseph! Vater Max!" — Alle Köpfe wendeten sich nach der Seite hin, woher der Ruf kam. „Wer ist's? wer ruft?" fragten viele; und da einer, der dem Käfig zunächst stand, sagte: „Es ist der Star, der weggesetzt worden ist", da riefen alle wie aus einem Munde: „Den Star, den Star her!" So kam der unscheinbare Vogel mit einem Male zu Ehren, weil es eben jedem schien, als habe die treue Liebe, die er selbst im Herzen hegte, durch den Vogel eine Stimme bekommen. Der Star selbst aber, da alles um ihn her so lebendig wurde und alle Anwesenden ihn liebkosten und lobten, ward nun auch ganz munter und rief in einem fort: „Max Joseph! Vater Max!" nicht, wie man zu sagen pflegt, als ob er dafür bezahlt würde, sondern so recht aus vollem Herzen. Da wollte nun jeder den

[1]) So heißen alle größeren Papageien-Arten, besonders aber eine prächtige Art von den Molukken.

beredt gewordenen Vogel haben, und die Gebote jagten und überstiegen sich, so daß wohl nie ein Star so teuer bezahlt worden ist. Und der, welcher ihn endlich erhielt, meinte einen Sieg gewonnen zu haben und trug ihn im Triumph nach Hause, und die andern beneideten ihn. Das war denn auch eine Leichenfeier von eigentümlicher Art, und gewiß keine der schlechtesten.

Am 13. Oktober 1835, als am Sterbetag des Königs, wurde auf dem Residenzplatze das seinem Andenken von der Stadt München gewidmete Denkmal enthüllt, zu welchem man am 16. Februar 1824, bei Gelegenheit seines fünfundzwanzigjährigen Regierungs-Jubiläums, den Grundstein gelegt hatte. Auf einem Thronstuhle sitzend, die Rechte wie zum Segen erhebend über das ihm so teure Volk, das Haupt kaum merklich vorwärts geneigt, scheint der sinnende Blick gleichsam über Stadt und Land zu ruhen. Keinem aufmerksamen Bewohner Münchens entgeht, wie jährlich zweimal das Monument frischen Blumenschmuck trägt, am 26. Mai, dem Tage der Veröffentlichung der Verfassungs-Urkunde und zugleich Vorabend des Geburtsfestes des verklärten Königs, und am 12. Oktober, dem Namensfeste desselben, das fast mit seinem Hintritt zusammenfiel.

b. Ludwig I.

Frei nach Karl Theodor Heigel.

Unter den verschiedenen großen Eigenschaften König Ludwigs I. treten besonders seine echt deutsche Denkart und sein hoher Kunstsinn hervor. Erstere bethätigte er seit den Tagen, da er als bayerischer Kurprinz auf den Universitäten zu Landshut und Göttingen (1803—1804) allen Studiengenossen ein Vorbild regsten Eifers für die Wissenschaften und vaterländischen Wesens war, bis zu seinem letzten Lebenshauche auf der von ihm so sehr geliebten italienischen Erde zu Nizza (29. Februar 1868). Als Bayern 1805 veranlaßt war, seiner Politik eine Richtung zu geben, die vom nationalen Standpunkte sich abwendete, sprach der Kurprinz nicht nur in Gedichten seinen Unmut aus, sondern verhehlte auch im Verkehr und vor Zeugen seine deutschen Gefühle keineswegs. Bedenkt man die persönliche Stellung des Jünglings, so wird man rückhaltslos seine Ueberzeugungstreue schätzen und bewundern müssen. Im Spätsommer 1807, während der schwerste Druck auf Preußen lastete, finden wir Ludwig als bayerischen Kronprinzen in Berlin, wo er täglich gezwungen war, mit Berthier, Ney und anderen französischen Marschällen in Berührung zu kommen; und doch verfaßte er damals das kräftige Gedicht, dessen Eingang lautet:

„Auf, ihr Deutschen, sprengt die Ketten,
die ein Korse euch hat angelegt,
eure Freiheit könnet ihr noch retten,
deutsche Kraft, sie ruhet unbewegt.“

Seine Gattin wählte sich Ludwig ganz unabhängig von dem mächtigen Einflusse Napoleons I. Als er, dem ausdrücklichen Wunsche seines Vaters gemäß, 1814 noch nicht die bayerischen Truppen nach Frankreich begleiten durfte, da klagt er in dem Gedichte: „den bayerischen Schützenmarsch vernehmend“:

„Seh' nach Frankreich Deutschlands Jugend eilen
mit den Fürsten; ich allein muß weilen
thatlos, von dem Heere weit zurück.
Mich, den frühe deutscher Sinn begeistert,
den nicht die Gefahr, nicht Glanz bemeistert,
seh' ich ausgeschlossen von dem Glück.“

Im Jahre 1815 wurde dagegen sein Verlangen gewährt, wobei unvergeßlich bleiben wird, was Ludwig zu Paris für die Wiedererwerbung der von Frankreich geraubten deutschen Kunstschätze geleistet hat. In der Instruktion, die er am 6. Oktober 1817 für den Erzieher seines Erstgebornen entwarf, findet sich die bemerkenswerte Stelle: „Flößen Sie meinem Sohne Max gegen Frankreich, Deutschlands Erbfeind, und gegen das französische Wesen, unser Verderben, Abneigung ein. Wie kann ein Deutscher Frankreichs Freund sein, so lange es wenigstens Elsaß noch von Deutschland abgerissen, unterworfen behält, von Deutschland, zu dem es gehört und durch Sprache und Lage immer gehören soll! — deutsch soll Max werden, ein Bayer, aber deutsch vorzüglich, nie Bayer zum Nachteil der Deutschen. Wie die Briten sind wir Deutsche, und mehr noch ein Volk, obgleich unter mehreren Fürsten.“ Um die Zolleinigung der deutschen Staaten vom 22. März 1833, ein schwaches, aber für die damaligen Verhältnisse immerhin wertvolles Band nationaler Uebereinstimmung, erwarb sich König Ludwig I. persönlich die größten Verdienste. Wann immer es galt, dem Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Deutschen öffentlichen Ausdruck zu geben, trat Bayerns Monarch an die Spitze. Als der Bildhauer Joseph Ernst v. Bandel aus Ansbach 1834 den Plan faßte, im Teutoburger Walde ein Denkmal zu errichten, das den ersten deutschen Helden Hermann verherrlichen sollte, nahm Ludwig lebhaften Anteil daran. Sein Beitrag war die erste Fürstengabe. Im Jahre 1846 erklärte sich der König in der schleswig-holsteinschen Frage offen und kräftig für die deutschen Rechte, so daß der Dichter Joseph Christian Freiherr v. Zedlitz von ihm sang:

„Es hat uns nicht betrogen
das Wittelsbacher Blut;
er hat nicht scheu erwogen,
er ist voran gezogen
mit ritterlichem Mut . . . . .
So klang's durch Berg und Auen
wie Siegesjauchzen fort;
da flog ein frisch Vertrauen
durch alle deutschen Gauen:
das war ein Königswort!“

Und fast zwanzig Jahre später (1864) als gerade in Bayern sich wieder für die Befreiung Schleswig-Holsteins, wie für die Verteidigung des deutschen Gebiets gegen Frankreich und Italien begeisterte Sympathie kundgab, lieh der königliche Greis seiner freudigen Erregtheit dichterischen Ausdruck:

„Nacht war der Frühling meines Lebens,
im Herbste ist es lichter Tag! . . . .
Sich deutsch zu nennen, war Verbrechen,
das Wort für Deutschland war verpönt,
der Korse drohte es zu rächen,
es wurde deutscher Sinn verhöhnt . . . . .
Wie anders ist es nun geworden!
Als Bayern deutscher nichts es gibt,
im Süden nicht und nicht im Norden
wird Deutschlands Ehre mehr geliebt.
Das, was so lange hat gesäumet,
wonach ich fruchtlos da gestrebt,
ist Wahrheit jetzt, was ich geträumet:
Ich hab' vergebens nicht gelebt!“

Kurze Zeit darauf hatte er die Freude, daß die Angelegenheit, die ihm so ernst am Herzen lag, in nationalem Sinne durchgefochten wurde. Deutsche Fahnen wehten wieder von den Düppeler Schanzen und am Alsener Strande, und diesmal verdarben die „Schreiber", wie der alte Blücher zu sagen pflegte, nicht, was das deutsche Schwert gut gemacht hatte. Doch im übrigen nahmen die vaterländischen Hauptfragen eine ganz andere Lösung, als sich diese der König gedacht und gewünscht hatte. Es sollte einer der härtesten Tage seines ganzen Lebens kommen. Unter Widerruf des früheren Wortes, klagend und tief erschüttert, sprach er aus: „Ich habe umsonst gelebt!" — als er am 14. Juli 1866 aus Aschaffenburg vor den Kriegsstürmen in die Pfalz flüchten mußte. Er hatte das Geschehene für unmöglich gehalten. Aber ein deutscher Patriot konnte sich, ob freudig, ob nur den Umständen sich fügend, den Folgerungen aus den Thatsachen nicht entziehen, wenn er überhaupt für Größe und Wohlfahrt seines Vaterlandes ein offenes Herz hatte. Auch Ludwig fühlte dies und wollte treu an dem Schutz- und Trutzbündnis mit Preußen festgehalten wissen. Leider erlebte der König die glorreiche Zeit nicht mehr, welche die volle Entscheidung der deutschen Frage brachte! — Hätte er darin nicht die Erfüllung seiner höchsten Wünsche erblicken müssen? Wie wäre es anders möglich gewesen, als daß dieser Fürst 1870 nicht bloß die ruhmvollen Erfolge der deutschen Waffen freudig begrüßt, sondern auch die von Bayern geforderten Opfer gutgeheißen hätte, zumal durch dieselben so Herrliches erreicht wurde, die Gründung eines neuen Reiches, das mit voller Schonung der berechtigten Sonderinteressen ein einheitlicher, lebendiger Organismus ist, dem Deutschen ein Vaterhaus, für den Nachbar eine Schutz- und Trutzburg. Als die süddeutschen Heere 1814 zum erstenmale vereint mit den preußischen Waffenbrüdern über den Rhein zogen, da sproßte aus dem Schaft des Speeres, den das „deutsche Volk in Waffen" in Frankreichs Erde stieß, ein köstliches Reis hervor: die deutsche Ehre! Und als der nationale Zug der Kriegsgenossen gegen Westen zum zweitenmale geschah, weil Frankreich abermals beutegierig die Hände wider Deutschland ausstreckte, da war Dank dem vaterländischen Rechts- und Selbstgefühl das Reis zum mächtigen Baum erstarkt, unter dessen Schutze jetzt alle deutschen Stämme sicher ruhen! So oft und lange man von Entstehung, Wachstum und Blüte dieses Baumes sprechen wird, vergißt man sicher auch des deutschen Königs Ludwig I. nicht.

Den zweiten Glanzpunkt in der Regierung dieses geistvollen Monarchen bildet die Kunst, für welche er ein ungewöhnlich geläutertes Verständnis hatte. Vieles geschah von dessen Vorfahren in Bayern und Pfalz für die schönen Künste seit ihrer Wiedererwachung im 16. Jahrhundert. Die Hauptstadt Bayerns besitzt aus früherer Zeit viele Kunstschätze. Doch alle Fürsten von Bayern und Pfalz zusammen haben dafür nicht gethan, was König Ludwig I. in etwa sechzig Jahren geschaffen. Durch ihn wurde München die eigentliche Kunststadt Deutschlands. Kein Deutscher und kein Ausländer, der für die schönen Künste Sinn und Liebe und die nötigen Mittel, sie zu befriedigen, hat, läßt München unbesucht. Alle Kunstschöpfungen Ludwigs entstanden nach seinen eigenen, wohlberechtigten Ideen. Dies wird vorzüglich an seinen vielen großartigen Bauten und Denkmälern klar, zu deren Verherrlichung sich in der Regel die drei Geschwister, die Bau-, Maler- und Bildhauerkunst, vereinigten. Zum größten Teile entstanden die Werke auf eigene Kosten des Königs; nach den genau geführten Kassa-Journalen wurde dafür aus dem Kabinettsfonds eine Gesamtsumme von 17 890 000 Gulden verausgabt. Es ist keine leere

Schmeichelei gewesen, wenn ihm 1842 in Rom nachstehendes Gedicht überreicht ward:

„Du kamst ein Fremdling zu St. Peters Dom,
Dich grüßt als seinen Sohn das alte Rom,
Du liebst Italiens Himmel, blau und tief,
wohin den Jüngling schon die Sehnsucht rief;
Du hast als König seinen Glanz besungen
in Liedern, die dem Herzen tief entsprungen.
Und was von seinem Lichte mild durchglüht
an Himmelsblumen seiner Flur erblüht,
verpflanztest Du mit königlicher Hand
hinüber in Dein nordisch Vaterland,
und ließest Werke dort verjüngt erstehen,
die staunend einst Italien gesehen!"

Doch alles dies ist mehr oder weniger bekannt und anerkannt. Eine stärkere Betonung möchte dagegen immer noch die Art und Weise verdienen, wie König Ludwig I. seine Liebe zur Kunst mit seinen deutschen Gefühlen vermählte, und wie gerade aus dieser Vereinigung seine denkwürdigsten Schöpfungen hervorgingen. Es würde damit zugleich der oft gehörte Einwurf widerlegt, daß die Kunstbestrebungen des Regenten so wenig in das Volk gedrungen sind. Wohl bleibt wahr, um alle Bauwerke Ludwigs mit Verständnis zu würdigen, ist eine Kenntnis des Altertums nötig, wie sie nur die wenigsten Menschen sich aneignen können: aber um die Walhalla bei Regensburg, die Befreiungshalle in Kelheim, oder das Siegesthor, die Ruhmes- und Feldherrnhalle in München mit Erfassung ihres Grundgedankens zu betrachten, dazu ist doch nur erforderlich, daß man sich an einige Hauptbegebenheiten aus der deutschen und bayerischen Geschichte und an einzelne der bedeutendsten Männer des weiteren und engeren Vaterlandes erinnert.

Die Pläne zum Walhallabau[1]) wie zur Errichtung eines Denkmals der Erhebung von 1813 hatten schon den Jüngling beschäftigt. Zu Neujahr 1807 kam der Kronprinz Ludwig nach Berlin. Sein erster Gang war zum Bildhauer Johann Gottfried Schadow, um eine Büste Friedrichs des Großen zu bestellen! — Dann übernahm er das Oberkommando über die aus drei Infanterie-Divisionen und einer Kavallerie-Brigade gebildete bayerische Division. Er schlug sein Hauptquartier in Warschau auf, rückte aber bald östlich gegen Pultusk vor. Am 9. Mai waren die Bayern nächtlicherweile über die Narew gesetzt, hatten am 13. den Uebergangspunkt gegen das heftigste Feuer des Feindes gehalten und während der nächsten beiden Tage glückliche Gefechte bei Pultusk geliefert. Am 16. entspann sich hier ein größeres Treffen. Nach vierstündigem heißem Kampf schlugen die Bayern den Angriff auf ihre verschanzte Stellung ab, und die Russen traten den einer Flucht ähnlichen Rückzug an. Als der Prinz, dem seine Begleiter freudig das Zeugnis persönlicher Tapferkeit zuerkannten, in das Lager zurückkehrte, wurde er von den Soldaten mit lautem Jubel begrüßt. Vor aller Augen umarmte er seinen Berater Wrede und erklärte bescheiden, nur diesem General gebühre Anerkennung und Lob. Vom Schlachtfelde aus meldete er dem Vater „mit einem Gefühle, das nicht zu schildern", den Sieg. Der König ehrte den Mut seines Sohnes durch Uebersendung des Großkreuzes vom Max Joseph-Orden. Auch in den nächstfolgenden Gefechten hatten die Bayern wiederholt Gelegenheit, unter ihrem erlauchten

[1]) Walhalla ist in der altnordischen Götterlehre der Himmel, das Paradies, wohin zunächst diejenigen kommen, welche eines blutigen Todes im Kriege sterben; im weiteren Wortsinne versteht man darunter überhaupt einen Ehrentempel.

Führer Proben von Waffentüchtigkeit ablegen zu können. Sie nahmen am 25. Mai Glodochn und Zatorn und hatten am 23. Juni hervorragenden Anteil am Treffen bei Gomorow. Als Waffenstillstand abgeschlossen war, überließ Ludwig den Oberbefehl über die bayerischen Truppen, die in Kantonierungen verlegt wurden, an General Wrede und begab sich abermals nach Berlin.

Zur Zeit jenes Aufenthaltes in der norddeutschen Hauptstadt, während sich französische Anmaßung und Leichtfertigkeit dort breit machten, die französischen Marschälle in den Palästen unter den Linden residierten und auf dem Exerzierplatze Feuerwerke abgebrannt wurden, die den Ruhmestempel Napoleons im Strahlenglanz erscheinen ließen, in jenen Tagen der tiefsten Erniedrigung Deutschlands, gerade damals faßte der bayerische Prinz den ersten Gedanken und bald auch den Entschluß, dem deutschen Genius einen Ehrentempel, die Walhalla, zu erbauen. Am 3. August 1807 wendete sich Ludwig zum erstenmal an den Geschichtschreiber Johannes Müller und ging ihn wegen der Auswahl der bedeutendsten Männer, deren Bildnisse in die Walhalla kommen sollten, um Rat an. Und mit der ihm eigenen Thatkraft in rascher Bethätigung aller Entschlüsse traf er selbst sofort die nötigen Voranstalten. Er besuchte die Ateliers der berühmtesten Bildhauer Berlins und bestellte Büsten deutscher Geisteshelden. Während sogar die edelsten Patrioten trübe auf eine bessere politische Zukunft verzichteten, verlor er niemals das Vertrauen auf die geistige Kraft des Volkes, die früher oder später das Vaterland wieder aufrichten, das Gefühl der Zusammengehörigkeit wecken müsse. Wie der deutsche Schriftsteller Ernst Moriz Arndt, konnte auch Ludwig von sich sagen: „Als Oesterreich und Preußen nach vergeblichen Kämpfen gefallen waren, da fing mein Herz erst an, sie und Deutschland mit rechter Liebe zu lieben und die Welschen mit rechtem treuem Zorn zu hassen; als Deutschland durch seine Zwietracht nichts mehr war, umfaßte mein Herz seine Einheit und Einigkeit."

Im September 1807 kehrte der siegreiche Anführer der bayerischen Truppen nach anderthalbjähriger Abwesenheit nach München zurück. Da, wo jetzt das Siegesthor prangt, empfing ihn die Garnison mit klingendem Spiel. Als er zum erstenmal wieder im Theater in die Loge des königlichen Vaters trat, erhob sich dieser und küßte den tapferen Sohn unter fröhlichem Zuruf des Volkes.

Die Ausführung des großartigen Walhalla-Projekts erlitt längere Verzögerung. Am 2. Oktober 1808 hatte der Kronprinz an Johannes Müller geschrieben: „Walhalla ist kein Werk für einen Kronprinzen, es wäre zu kostspielig; soll ich einst König werden, errichte ich es!" Seit dieser Zeit aber waren in seinem Auftrage durch Künstlerhand nach und nach die Brustbilder der ausgezeichnetsten Deutschen gefertigt worden. Anfänglich sollte die Walhalla ganz nahe der bayerischen Hauptstadt sich erheben. Vom Hofgarten-Intendanten Friedrich Ludwig v. Sckell wurde (14. Juli 1811) dem Kronprinzen Ludwig ein Plan zu neuen Anlagen für einen Teil des Englischen Gartens bei München eingereicht, nach welchem zwischen Biederstein und dem See ein Lustschloß aufgeführt werden sollte. Ludwig erwiderte (Salzburg, 21. August 1811): „Auf die Stelle, wo in diesem Plane ein zu erbauendes Lustschloß angezeigt ist, die vorzüglichste in der Gegend, kommt Walhalla." Später entschied er sich für einen der ältesten Kultursitze in Süddeutschland, noch im dreißigjährigen Kriege „das Bollwerk des Bayerlands" geheißen. Es scheint, daß der Platz für die Halle dem Kronprinzen schon 1810 bei Gelegenheit eines Besuches des Fürsten Taxis auffiel. Im Herzen Deutschlands, nördlich von der ehrwürdigen Karolingerstadt Regensburg, von der Wolfgang v. Göthe sagt: „Es liegt gar schön, schon

die Gegend mußte eine Stadt herbeilocken!" bis zu dem alten Stauf hinab, zieht sich eine lang gestreckte Hügelkette längs des mächtigen Donaustromes hin. Eine vereinzelt sich erhebende Höhe, der Breuberg, sollte das Gebäude tragen. „Groß muß es werden", teilte Ludwig an Müller mit, „nicht bloß kolossal im Raume, Größe muß auch in der Bauart sein; nicht zierlich und hübsch, hohe Einfachheit, verbunden mit Pracht, spreche sein Ganzes aus, auf daß es würdig werde dem Zweck!" 1821 wurde der Hof-Bauintendant Leo Klenze mit dem Bauplan betraut. Er entwarf den Riß zu einer Tempelhalle, von einem altgriechischen Säulengang umzogen, und Ludwig gab seine Einwilligung. Wohl wurden schon damals Wünsche laut, die für die deutsche Walhalla einen Bau in altdeutschem Stil befürworteten, doch die strengen Gesetze der Kunst entschieden dagegen. Endlich gedieh der Plan zur Reife. Ludwig bezeichnet selbst den Tag der Grundsteinlegung zur Walhalla als den schönsten Festtag seiner fast dreiundzwanzigjährigen Regierungszeit.

Am achtzehnten Jahrestag der Leipziger Völkerschlacht (18. Oktober 1830) zog eine festlich geschmückte Flottille von Regensburg stromabwärts. Auf beiden Ufern jubelte eine unermeßliche Volksmenge, von der Stadt tönte feierlicher Glockenschall herüber, Böllerschüsse krachten, denen das Echo der Hügel antwortete. Auf der auserwählten Stätte hinter Donaustauf sammelte sich der Kreis der Geladenen. Nach der Festrede machte der König persönlich die üblichen drei Hammerschläge. „Möchten in dieser sturmbewegten Zeit", sprach er dabei, „fest, wie dieses Baues Steine vereinigt sein werden, alle Deutschen zusammenhalten!" Zur Feier des Tages richtete wieder August Graf v. Platen-Hallermund an den König, dessen Thronbesteigung er bereits in gebundener Rede begrüßt, ein äußerst schwungvolles, begeistertes Gedicht. Von nun an regten sich tausend fleißige Hände am Donaugestade; der königliche Gedanke wurde rasch zur That. Allen verwandten Künsten ward bei diesem Gebäude die Gelegenheit geboten, mit vereinten Kräften zu wirken. Dadurch entstand jene harmonische Pracht, die auf jeden Beschauer ergreifenden Eindruck übt. Die Bilderwerke in den äußeren Giebeln, die Besiegung der Römer und der Franzosen durch die Deutschen darstellend, gehören zu den bedeutendsten Marmorwerken, die seit den Tagen des alten Griechenlands wieder erstanden. Manche jener deutschen Heldengestalten blickt jetzt, nach mehr als anderthalb Jahrtausenden durch die Kunst verewigt, von Donaustaufs Höhen auf das alte Reginum der Römer und deren zerstörte Kastelle bedeutungsvoll hernieder!

Nach zwölf Jahren, wieder am Gedächtnistage des Leipziger Befreiungskampfes (18. Oktober 1841), öffneten sich die ehernen Thore des deutschen Ehrentempels. Unter den Klängen des vom Kapellmeister Joseph Stunz komponierten Walhalla-Liedes schritt der König mit großem Gefolge die majestätische Marmortreppe hinan. Das Gelübde, das er vor fünfunddreißig Jahren nach der Schlacht bei Jena den zürnenden Walküren[1]) geleistet, war gelöst. Auch bei dieser Feier gab er dem Wunsche Ausdruck, Walhalla solle vor allem zur Erstarkung deutschen Sinnes beitragen. Im Jahre 1830 schien allerdings für ein einiges Deutschland kaum mehr als der Grundstein gelegt. Die folgenden zwölf Jahre hatten an dem Bau nicht lässig fortgearbeitet, wenigstens zeigten sich die Glieder des deutschen Volkes nicht mehr durch Zollschranken zerrissen, und die deutsche Bewegung im Jahre 1840 gegen die unberechtigten Kriegsdrohungen Frankreichs bewiesen, daß die Widerstandskraft dieser Nation trotz

[1]) In der altnordischen Götterlehre die Schicksalsgöttinnen der Kämpfenden, die Schlachtjungfrauen, welche die gefallenen Helden in Walhalla einführen.

der schwachen Form ihrer Vereinigung gegebenen Falles nicht mißachtet werden dürfe.

Ein Herbsttag im Jahre 1870 neigte sich schon zur Rüste, als ein patriotisch gesinnter Wanderer den Eichenwald durchschritt, der die Walhalla auf der Landseite bis zum Gipfel des Berges den Blicken verbirgt, bis man sie zuletzt in voller Herrlichkeit vor sich liegen sieht. Vernehmen wir die damaligen Empfindungen desselben: Man vergißt die Walhalla nie . . . . . . Welche Erinnerungen werden wach, wenn wir die langen Büstenreihen überblicken! Hier das energische, der Kaiserkrone würdige Haupt Friedrich Barbarossas, dort der herrliche Kopf des Künstlers Albrecht Dürer, weiter jener des männlichen und tiefblickenden preußischen Generals Gerhard David v. Scharnhorst, jener häßliche und doch so anziehende des Philosophen Immanuel Kant! Die letzten Sonnenstrahlen brachen eben durch das Dachwerk und beleuchteten die Bildnisse von „des gebeugten Vaterlandes ungebeugtem Sohne", Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein, des genialen preußischen Generalfeldmarschalls, August Graf Neithardt v. Gneisenau, bis sich ihr Schimmer allmählich hinüberzog zu dem ernsten Bilde des kühnen Reformators Martin Luther. Walhalla, deren Lage schon an einen Tempel mahnt, gleicht wirklich einem Heiligtum deutscher Ehre, in dem man Andacht üben kann! . . . . . . Trittst du hinaus durch die Erzpforte, welch' reizendes Bild! Weithin in der Ebene ein Kranz von Dörfern, deren Namen das altdeutsche Gepräge nicht verleugnen, zu beiden Seiten Hügelgebilde, von Hopfen und Reben überrankt, und mitten in dunklem Forst, vom dämmernden Himmel sich geisterhaft abhebend, die weiße Marmorhalle mit dem hell schimmernden Treppenbau! Das Rauschen der Donau, in der sich schon die Sterne spiegeln, erzählt von alter Macht und Herrlichkeit, die feierliche Stille einer heiligen Einsamkeit lockt in Träume . . . . da blitzten in der nahen Stadt feurige Garben auf! Der Dom, dessen himmelanstrebende Türme der Erbauer Walhallas vollenden half, steht in einem Feuermeer. Die Stadt, in welcher Ludwig II. der Deutsche (840—876), mehrmals der „König Baioariens" genannt, oft residierte, feiert ein deutsches Siegesfest und die Wiedergeburt des Reiches. Das Aufleben der alten nationalen Begeisterung half den deutschen Waffen zum Sieg; Dank den Fürsten, die sich als Träger der nationalen Idee bewährten, ist als schönstes Siegesdenkmal ein starkes, geachtetes Deutschland wieder erstanden, — die edlen Wünsche des königlichen Gründers und Bauherrn des nationalen Heiligtums Walhalla sind zur That geworden! —

Auch ein Siegesmal für die Befreiung Deutschlands durch die Waffenthaten des Jahres 1813 wollte der König errichten. Der Oberbaurat Friedrich v. Gärtner entwarf dafür den Plan einer ernsten Tempelhalle, wie er dem idealen Sinn Ludwigs I. entsprach. Wieder wurde für diesen deutschen Ehrentempel ein sehr glücklicher Punkt gewählt, ein Hügel, der sich östlich von Kelheim am prächtigen Donaustrom inmitten einer lieblichen Landschaft erhebt, unfern der Ueberreste jener so klug angelegten römischen Befestigungen und kolossal wie das ganze Wesen ihrer Begründer. Rufen nun in dem denkenden Soldaten jene Trümmer der schließlich doch vor den germanischen Waffen in den Staub gesunkenen Bollwerke, mit so unsagbarem Aufwande von Zeit, Geld und Mühe sie auch auf vaterländischen Gefilden errichtet waren, stets wieder die Bewunderung über die bisher noch nie erreichte militärische Größe der Römer wach: so erhält sich das bayerische Volk durch jene alten Bauten fortwährend das kräftigende Bewußtsein, wie der Beginn seiner Landesgeschichte mit einer der glänzendsten

Epochen der Weltgeschichte eng verflochten ist, wie es über klassischen Boden wandelt, auf dem sich seine deutschen Ahnen in hartem Kampfe gegen Roms Weltherrschaft ihre geschichtliche Bedeutsamkeit erwarben, in einem Kampfe, welcher wahrscheinlich gerade in der Nähe jener Stelle besonders arg tobte, wo heute die Befreiungshalle vom Michaelsberge herabglänzt, um unser Volk an die Erlösung von seiner zweiten Knechtschaft zu erinnern.

Am Tage nach der Eröffnung der Walhalla, dem dreißigsten Jahrestag des siegreichen Einzuges der Deutschen in Leipzig (19. Oktober 1843), legte Ludwig I. selbst den Grundstein. Er war dabei umgeben von den tapfersten Veteranen der Befreiungskriege, die er durch eigenhändige Briefe zu diesem ihrem Ehrenfeste eingeladen hatte. Nach einer Ansprache des Regierungspräsidenten vom Kreise Oberpfalz und Regensburg ergriff der König das Wort: „Vergessen wir nie, was dem Befreiungskampfe vorhergegangen, was uns in die Lage gebracht, daß er notwendig geworden, und was uns endlich den Sieg verschafft hat. Vergessen wir nie, ehren wir immer seine Helden. Sinken wir nie zurück in das Verderben der Zerrissenheit. Das vereinigte Deutschland, es wird nie überwunden." Bei dem Bankett brachte er den ersten Toast auf Deutschland: „Unserem gemeinsamen deutschen Vaterlande, das keinem anderen Lande nachsteht, das sich zu fühlen anfängt, das sich von keinem Fremden mehr wird unterdrücken lassen!" Den zweiten Trinkspruch brachte er aus auf die Prinzen Karl von Bayern und Wilhelm von Preußen und die übrigen anwesenden Kampfgenossen der Befreiungskriege.

Zwanzig Jahre währte der Bau. Nach Gärtners Plan sollte die in kolossalen Dimensionen ausgeführte achtzehneckige Rotunde mit einer Säulenhalle umgeben werden. Klenze, der nach dem Ableben Gärtners den Prachtbau vollendete, ließ die Säulen weg und wählte an deren Stelle Siegesgöttinnen, abwechselnd mit antiken Kandelabern. Der innere Raum enthält nur ernstblickende Walküren aus blendendem Marmor, die ehernen Schilde tragend, auf welchen die Namen der im heiligen Krieg gekämpften Schlachten verzeichnet sind. In Mitte des Marmorfußbodens ist die Inschrift eingelegt: „Möchten die Deutschen nie vergessen, was den Befreiungskampf notwendig machte und wodurch sie gesiegt." Am fünfzigsten Tage der Jubelfeier der Leipziger Schlacht (18. Oktober 1863) wurden die ehernen Thore zum erstenmal geöffnet. Ludwig wohnte selbst der Einweihungsfestlichkeit bei und rief vor dem Portale den um ihn versammelten Generalen aus den verschiedenen deutschen Landen zu: „Willkommen, tapfere Krieger des Befreiungskampfes, willkommen alle! Es ist Deutschlands herrlichste Zeit, an sie wollen wir uns halten. Ich kann nur sagen, was ich hier in der Befreiungshalle geschrieben: „Möchten die Deutschen nie vergessen, was den Befreiungskampf notwendig machte und wodurch sie siegten." In München eingetroffen, schrieb er begeistert an Klenze: „Das herrlichste von den herrlichen Gebäuden, die Sie ausgeführt, ist die Befreiungshalle." Besonders das Gelingen des kühnen Kuppelbaues erfreute den König.

Nachdem so zwei große deutsche Nationalwerke ruhmvoll und glänzend vollendet waren, wollte der König auch von dem dritten, dem germanischen Museum zu Nürnberg, die schon halb geöffnete milde Hand nicht wieder zurückziehen, um so weniger, als er der geistige Urheber desselben gewesen, wie aus einem Briefe an dessen späteren wirklichen Gründer, Hans Freiherrn v. Aufseß, vom 15. September 1830 deutlich hervorgeht. Nach einer ersten Spende von 5000 Gulden im Jahre 1857 für ein Obdach der wertvollen Sammlung, rettete der König 1863 das deutsche Unternehmen durch eine großartige Summe,

eben als die zu Frankfurt a. M. versammelten Fürsten sich ablehnend dagegen verhielten.

Ein friedliches Greisenalter gewährte Ludwig I. noch die Erfüllung eines weiteren Jugendgelübdes. Bei einem Besuche der alten Kaiserstadt Speyer hatte den Knaben der Dom, dieses ehrwürdige Denkmal des frühen Mittelalters, mit seinen in Trümmer gesunkenen Kaisergräbern auf das Lebhafteste angeregt. Als die Pfalz 1689 von den Franzosen heimgesucht wurde,[1]) entging auch dieses Münster am Rhein der Verwüstung nicht, und im vorigen Jahrhundert war kein würdiger Wiederaufbau versucht, sondern nur die äußere Façade geschmacklos hergestellt worden. Endlich im Jahre 1818 schritt ein Dombauverein zur Restaurierung und in den nächsten Jahren wurden die notwendigsten Ausbesserungen vorgenommen. Doch die Beiträge flossen nur spärlich, so daß an eine würdige Erneuerung dieser Ruhestätte so vieler deutscher Herrscher nicht zu denken war. Aber Ludwig hatte des ernst mahnenden Zeugen deutscher Größe nicht vergessen. Anfänglich schwankte er, ob der Speyerer oder der Bamberger Dom Gemäldeschmuck erhalten sollte. Eine Restaurierung des Münsters Bischof Otto des Heiligen (1102—1139) war schon durch Verfügung vom 7. August 1826 angeordnet worden. Am Dreifaltigkeitsfest (11. Juni 1843) gab der König selbst zu Speyer bekannt, daß er sich für den dortigen Dom entschieden habe und die Ausschmückung des inneren Kirchenraumes übernehme. Von diesem Tage beginnt eine neue Periode der Baugeschichte des Speyerer Domes. Den 8. Juni 1846 ward mit der Arbeit angefangen und dieselbe bis 1853 beendet. Ludwig wollte nichts Halbes ausführen. Nun da die inneren Wandflächen wieder in majestätischer Pracht erglänzten und auch die Kaisergräber würdevoll hergestellt waren, suchte er um die Bewilligung nach, statt der beiden verunstaltenden Pyramiden an der Westseite stilgerechte Türme errichten zu dürfen. Nach Ueberwindung von Schwierigkeiten aller Art tönten am Weihnachtsfest 1857 zum erstenmal wieder die Glocken von Turmeshöhe herab und über das Bistum hin.

In edlem Ehrgeiz strebte der König, seinen Namen auch an den herrlichen Dom zu Regensburg zu knüpfen. Als man zur Restaurierung des Inneren schritt, schenkte er eine stattliche Reihe gemalter Glasfenster, die unstreitig zu den besten Schöpfungen der Münchener Glasmalerei gehören. Namentlich die große Rosette erzielt fast die Farbenwirkung mittelalterlicher Kunst. Der Freigebigkeit Ludwigs I. ist es aber auch zu danken, daß sich zum völligen Ausbau des Domes die Bauhütte wieder aufthat. Da er Kenntnis erhielt, daß sich die Regensburger mit solchen Gedanken trügen, gab er sofort 10000 Gulden unter der Bedingung, daß der Bau der beiden Türme gleichzeitig in Angriff genommen würde. Als er im Oktober 1863 von der Weihe des Ehrenmals zu Kelheim nach Regensburg kam und vor das ehrwürdige Münster trat, war er hocherfreut, zu sehen, wie geschickt der Dombaumeister das Unternehmen leitete. Sofort faßte er den Entschluß, den Ausbau dieses Denkmals altdeutscher Kunst mit gewohnter Energie zu fördern. Er wies einen jährlichen Beitrag von 20000 Gulden an, jedoch müsse das Werk binnen sieben Jahren vollendet sein. Dadurch wurde erst ein frischer Fortgang des Baues ermöglicht, das Donauthal wiederhallte von den Hammerschlägen der Baugesellen, rasch hoben sich die schlanken, edlen Türme. Leider erlebte der erlauchte Fürst nicht mehr die Freude, die Vollendung des schönen Werkes zu sehen, welche durch glückliche Schicksalsfügung mit dem Ausbau des Deutschen Reiches zusammenfiel, der für Deutschland in Kunst und Leben eine neue Epoche bezeichnete. —

---

[1]) Vergl. S. 268—269.

Es bedarf keiner Begründung, daß so bedeutende Ausgaben, wie sie Ludwig I. für seine Kunstneigung machte, selbst die Mittel eines Königs überschritten hätten, wäre ihm nicht in allen übrigen Bedürfnissen die größte Sparsamkeit Regel gewesen, die er, wie zum Nutzen des Landes im Staatshaushalt, so auch in seinem Privatleben festhielt. Er verwendete auf seine äußere Erscheinung nur mäßige Sorgfalt und beschränkte seine Auslagen für Kleider auf das erdenklich geringste Maß. Es war dies wenigstens teilweise eine Folge seiner strengen Erziehung: „Als Knabe“, erzählte er einem vertrauten Hofbeamten, „wurde ich streng gehalten. Ich weiß noch, daß ich ohne Oberrock von Schwetzingen des Abends auf dem Bock der Kutsche sitzend mit den Eltern nach Mannheim fuhr. Ueberhaupt, es war kein Spaß, und ich wurde wirklich hart gehalten. Aber darum hatte ich auch nie besondere Bedürfnisse und kenne sie selbst jetzt noch nicht. Ich habe nie einen Schlafrock gehabt und nie einen Lehnstuhl, und wenn ich des Morgens aufstehe, bin ich gleich ganz angekleidet.“ Das bayerische Nationalmuseum verwahrt den Hausrock, welchen er fast fünfzig Jahre lange trug. Wurde der Fürst bei der Promenade von einem heftigen Regen überrascht, so ließ er sich statt des mitgenommenen Regenschirmes einen alten bringen. „Es ist schade um den neuen, er hat sieben Gulden gekostet!“ Einst in einer Gesellschaft, als man ihm den Hut holen wollte, sagte er: „Sie haben nicht lang zu suchen, nehmen Sie nur den schlechtesten, das ist gewiß der meinige!“ Als bald nach seinem Regierungsantritt eine Deputation von Schneidermeistern zu ihm kam, um über die Vermehrung der Zunftgenossen Beschwerde zu führen, faßte er das goldene Uhrgehänge des Sprechers und wog es in der Hand. „Schwer, sehr schwer!“ Dann fragte er plötzlich: „Was kostet das Tuch von Ihrem Rocke?“ „„Sieben Gulden!““ „Ei, das meinige kostet nur fünf! Wissen Sie was, wenn die Herren Meister sparsamer lebten und weniger spazieren fahren wollten, könnten sie auch anderen Nahrung gönnen. Adieu!“

Er lebte so einfach, wie ein mäßig begüterter Privatmann. Als er zur Regierung kam, gab er sofort den vielen Kammerdienern seines Vaters den Abschied, indem er sagte: „Anziehen kann ich mich selbst und ausziehen will ich mich nicht lassen!“ Ein andermal erblickte der König auf den Gängen der Residenz einen Mann in bordiertem Frack, welcher sich eifrig mit den Vorthüren der Kamine beschäftigte. Ludwig fragte ihn, welche Funktion er eigentlich habe. Der Bedienstete entgegnete, er sei „Oberheizer“ und überwache, daß die Feuerungsstellen nicht überhitzt würden. Auch diesen Mann beseitigte der Fürst mit den Worten: „Diese Nachsicht besorge ich selbst.“ Er hielt überaus einfache Tafel und litt — ein Freund der ausschließlich bayerischen Küche — keine französische Speisekarte. Auf Reisen bestellte er zwar immer seine Mahlzeiten voraus, doch selten mehr, als zum Gabelfrühstück eine Schwarzbrotsuppe und eine Kotelette und zur Hauptmahlzeit vier bis sechs Schüsseln; dabei fehlte nie die Bemerkung: „Alles ohne Zwiebel!“

Die Gerüchte von des Königs Kargheit waren gleichwohl nicht frei von großer Uebertreibung. So erhielt sich bis zu seinem Tode die Ansicht, derselbe habe unermeßliche Schätze gesammelt, während der ganze Nachlaß nur in einem bescheidenen Vermögen bestand, das jenes eines reichen Privatmannes nicht überstieg. Bei den großen Ausgaben Ludwigs für Kunst- und Wohlthätigkeitszwecke hätte man dies doch voraussehen können. Allerdings war und blieb Sparsamkeit ein hervortretender Charakterzug. Der König pflegte nicht nur die Erwerbung von Grundstücken, die er für seine Bauten nötig hatte, unter

der Hand durch Mittelspersonen zu bewerkstelligen, sondern er ließ sich auch wohl vom Farbenreiber eines Malers, bei dem er eben auf Besuch war, ein Blumenbouquet oder ähnliche Kleinigkeiten holen mit der Erklärung: „Mir verlangt man zu viel ab.“ Ein Schriftsteller überreichte dem König ein Buch, von dem Ludwig die gegründete Vermutung hegte, er werde den größten Teil an dessen Druckkosten bezahlen müssen. Scherzend gab er es dem Spender mit den Worten zurück: „Ich danke, es ist mir etwas zu teuer.“ Als ihm ein bekannter Verschwender seinen herrlichen Wintergarten zeigte, dabei jedoch von einer Anleihe sprach, rief der König: „Schön, sehr schön! Aber zu hohes Entree!“ Sogar, als es sich um seinen Sarg handelte, blieb er seiner Oekonomie getreu, wie eine Zuschrift an den Kabinettssekretär vom 20. Juli 1855 darthut.

Dagegen kargte Ludwig niemals, wenn es sich um wahrhaft barmherzige Werke handelte, und eben der Umstand, daß er eine sorgfältige Wahl der Personen traf, die seine Gaben genießen sollten, macht seine Wohlthätigkeit zur Tugend. Von einem Platzregen überrascht, suchte er einmal Zuflucht in einem Häuschen der Münchener Vorstadt Au. Da er sah, daß Hunger und Elend sich daselbst beständig zu Gast gebeten, fragte er die alte Hausmutter, ob sie sich denn nie an den König um Hilfe gewendet habe. „Was, von dem Knicker wäre auch was zu holen!“ rief zornig die Frau. Der König lachte und schickte ihr noch am nämlichen Tage eine Hundertgulden-Rolle mit der Ueberschrift: „Von Ludwig dem Knicker.“ Wie viel er für milde Zwecke spendete, erweist sich aus den Rechnungsbüchern seiner Privatkasse. Großartig und ohne jede engherzige Rücksicht waren seine Schenkungen für Armen- und Krankenstiftungen, so daß in den Aufschreibungen hierfür eine Ausscheidung nach Weltteilen notwendig wurde. Er bedachte die Christen in Syrien so reichlich wie die Klöster in Kairo und Algier, gab Tausende für Erziehung indischer Kinder, wie zur Errichtung von Findelhäusern und Armenspitälern in den abgelegensten Teilen Nordamerikas. Namentlich die amerikanischen Anstalten für milde und fromme Zwecke erfreuten sich seiner Teilnahme. Dabei leitete ihn auch ein nationaler Beweggrund. Die Deutschen im Auslande sollten durch solche Wohlthaten an die Heimat erinnert und zur Anhänglichkeit an ihre Nationalität aufgemuntert werden. Es war dies sogar ein Gegenstand seiner Regierungssorge. Im Jahre 1847 wies er den betreffenden Minister an, es solle von den Konsulaten mit besonderer Aufmerksamkeit dahin gearbeitet werden, daß deutsches Wesen und deutsche Sitte auch jenseits des Meeres erhalten bleibe. Deshalb gab er bedeutende Summen zur Errichtung von deutschen Studienanstalten und deutschen Schullehrerseminarien in nordamerikanischen Städten. Aber auch die wohlthätigen Stiftungen und Vereine in Bayern wie im übrigen Deutschland hatten sich fast ausnahmslos seiner thatkräftigen Unterstützung zu erfreuen. Der doch als genau bekannte König wurde jährlich im Durchschnitt von 10000 Bittstellern, namentlich aus München, bestürmt. Er beklagt sich daher in einem Briefe vom 17. September 1839 an seinen Sekretär: „Es ist zu arg, welche Menge Unterstützungsgesuche jeden Augenblick aus München zu mir nach Berchtesgaden kommen, gerade so als wenn ich König von München und nicht von Bayern wäre.“

Ludwig I. hatte den höchsten Begriff vom Königstum, er faßte es als göttliches Recht, als höchste irdische Würde auf, und ganz mit Recht ist sein Reiterstandbild am Odeonsplatze mit allen Abzeichen des Herrschers versehen; trotzdem legte er, wie jeder bedeutende Regent, eine tiefe Abneigung gegen den

unvermeidlichen Pomp und die beengenden Formen des Hoflebens an den Tag. In einem Gedicht „Der Könige Los“ spricht er die bittere Klage aus:

„Abgewogen, abgemessen
sei ihm alles, soll vergessen,
daß er Mensch ist, immer kühl,
soll sein Herz nie höher schlagen;
einsam, freudlos soll er ragen,
abgestorben dem Gefühl.“

Deshalb hatte er von Zeit zu Zeit den Drang, so zu sagen, außerdienstlich zu verkehren, der sich dann in mancherlei Zügen von Ungebundenheit äußerte. Bei seinen Spaziergängen, die er gewöhnlich wie ein Privatmann allein unternahm, mengte er sich gern unter die Leute, hing sich nicht selten an den Arm eines Bekannten und plauderte mit ihm in der vertraulichsten Weise. Bei schlechtem Wetter litt er nicht, daß die Vorübergehenden längere Zeit den Hut zogen: „Zu schlecht Wetter zu Höflichkeiten.“ Als einer alten Frau im Englischen Garten das aufgelesene Reisig von den Schultern herabfiel, trat ein Spaziergänger rasch zu ihr und legte ihr Stück für Stück wieder auf den Rücken — es war der König. Ein ähnlicher Liebesdienst verwickelte ihn einmal in eine unangenehme Begegnung. In der Vorstadt Giesing bemühte sich eine Kinderschar vergeblich, von einem Baume, der in einem Garten an der Straße stand, Aepfel zu erhaschen. Zufällig kam der König dazu, stieg einige Sprossen am Gartenzaun empor und zog mit seinem Stöckchen die Zweige herunter. Da erschien plötzlich in der Gartenthür eine alte Frau und belehrte ihn in wenig schmeichelhaften Worten, er solle sich als alter Mann schämen, den Kindern beim „Schnipfen“ behilflich zu sein. Er machte sich eiligst aus dem Staube, schickte aber später der Frau eine kleine Summe mit dem Bedeuten, der „alte Schnipfer“ bitte um Verzeihung. Der Volksmund erzählt hundert solcher Anekdoten, und wenn heutzutage ältere Münchener von der Vergangenheit sich unterhalten, kommt gewiß die eine oder andere launige Geschichte vom „alten König Ludwig“ zur Sprache, die jedoch nicht immer wahr ist oder doch mindestens oft ungenau nacherzählt wird.

Die Arbeitskraft Ludwigs I. war erstaunlich, und die Geschichte wird wenig Regenten aufweisen können, deren Thätigkeit mit der des rastlosen Königs in Vergleich zu ziehen wäre. Schon vor Tagesanbruch begann er mit der Erledigung der Staatsgeschäfte. „Mein Licht ist immer das erste“, bemerkte er einmal einem Grafen, „wenn ich morgens auf den Max Josef-Platz hinaussehe, dann kommen erst nach und nach die Lichter in den Bürgerhäusern zum Vorschein, und wenn andere auf ihre Bureaux gingen, hatte ich schon alle Mappen durchgearbeitet.“ Auch auf Reisen erlitt die Pflichterfüllung keine Unterbrechung. Es hat hier sogar einzelne Tage gegeben, wo der König, nur durch Frühstück unterbrochen, elf Stunden nacheinander arbeitete. Mit noch größerem Recht als einst der König Heinrich IV. von Frankreich konnte Ludwig I. von sich sagen: „Nie hat das Vergnügen eine Gewalt über mich ausgeübt, daß ich die rechte Zeit zu nötigen Dingen darüber versäumt hätte.“

Schon als Prinz zeigte Ludwig keine Neigung für Reiten, Fahren, Jagen oder militärische Uebungen, denen er nur beiwohnte, um dem Wunsch des Vaters nachzukommen. Dieser Richtung blieb er so ziemlich während seines ganzen Lebens getreu. Am liebsten ging er zu Fuß und pflegte mit dem Spaziergang vor Tisch die Besichtigung von Neubauten oder den Besuch eines Ateliers zu verbinden. War er in München anwesend, so erschien er mit der Königin fast täglich im Theater und zeigte sich als einen der eifrigsten Beifallspender.

so oft Gutes geboten wurde. Fand keine Vorstellung statt, so brachte der Monarch den Abend entweder im Kreise der eigenen Familie oder in derjenigen eines besonders geschätzten Künstlers oder Beamten zu.

Der König war ruhmliebend und trachtete auch den Ehrgeiz seiner Künstler zu wecken und zu befriedigen, da er ja die Förderung der Kunst der Gegenwart nicht etwa bloß als Zeitvertreib, sondern als eine Hauptaufgabe seines Lebens betrachtete. Er suchte überall das Schöne, das Großartige und strebte durch Förderung der idealen Richtung in der Kunst die Herrschaft über die Geister zu gewinnen. Dabei war er aber ebenso ein aufrichtiger Freund alles Volkstümlichen, selbst wo es nicht in vollendeter Form auftrat. Er fehlte selten bei Festlichkeiten, die eine größere Volksmenge zu lustigem Treiben versammelten. Bis in seine letzten Lebensjahre war er ein Kirchweihgast am Pfingsttage in Großhesselohe und ein fröhlicher Zuschauer am Tanzplatze. Auch in den Konzerten der Münchener musikalischen Akademie benutzte er stets die Pausen zu einem Rundgang durch den Saal und knüpfte mit Leuten aus den verschiedensten Ständen Gespräche an. Dabei war er weit entfernt, nach Popularität zu haschen, und liebte es keineswegs, wenn seine Scherze, nicht selten überdies noch ausgeschmückt, in öffentlichen Blättern erschienen. Die Bemerkungen, die er da und dort fallen ließ, sind oft durchaus nicht dazu angethan gewesen, dem Stolz des Angesprochenen zu schmeicheln. Als er einen vornehmen Herrn erblickte, dessen Brust mit Orden bedeckt war, ohne daß gerade große Verdienste der Welt bekannt geworden wären, redete er ihn an: „Ihr Herr Vater war ein sehr braver und gescheider Mann!" und fügte, indem er auf die Orden deutete, hinzu: „Die haben Sie wohl geerbt?" Er gebot über ein außerordentlich treues Gedächtnis und konnte häufig den Angeredeten durch genaueste Kenntnis seiner Familiengeschichte überraschen. Aber ebenso hartnäckig hielt er an Irrtümern fest, auch wenn sie, was bei seiner mit den Jahren zunehmenden Schwerhörigkeit nicht Jedem gelang, berichtigt waren. Er liebte die Freuden und Freiheiten des Karnevals auch noch im späten Alter. Die Münchener Maskenfeste hatten schon aus alter Zeit guten Klang, seitdem die geistreiche und prachtliebende Savoyerin Adelheid, die Gemahlin Ferdinand Marias, im Jahre 1652 den bayerischen Kurfürstenthron bestiegen und ein zahlreiches Gefolge von Italienern aus Turin nach München geführt hatte. Wenn das Hüonshorn der Maskenfreiheit das Signal gab, pflegte der König vermummt in verschiedenartige Kreise zu dringen und seinem Witz die Zügel schießen zu lassen.

Das Familienleben in der Königsburg zeichnete sich ebenso durch Innigkeit wie durch Einfachheit aus. Die Kinder erbten den Sinn für Ordnung und Pünktlichkeit, ihr Haushalt war, wie der des Vaters, so geregelt, daß er bürgerlichen Hauswirten zum Muster dienen konnte. Ludwig war ein Kinderfreund. Seine Kinder, später seine Enkel, hingen aber auch an ihm mit herzlichster Liebe. Galt es, das Geburts- oder Namensfest eines Kleinen zu feiern, so stellte sich der Großvater pünktlich ein und brachte selbst sein Geschenk mit. Dann setzte er sich zu den jubelnden Kindern auf die Diele und konnte sich stundenlang an ihrem harmlosen Geplauder ergötzen. Vor allem sei hier an den 27. Mai 1856 erinnert, wo der König, selbst schon beinahe ein siebenzigjähriger Greis, das hundertjährige Geburtstagsfest seines seligen Vaters Max I., umgeben von zweiundzwanzig in München anwesenden Mitgliedern des königlichen Hauses, mit freudigen und dankbaren Empfindungen an fröhlicher Tafel beging. Seine Gattin schätzte und ehrte Ludwig I. überaus hoch. In seinem Testament, das er schon im Jahre 1841 aufsetzte, sagte er: „Keine bessere Mutter gibt es, wie auch keine bessere Frau; unübertroffen ist ihre Liebe, ihre

Gewissenhaftigkeit. Hätte ich noch zu wählen, ich wüßte, in welchem Stande es wäre, keine andere, die ich wählen würde, als sie." Bei Unglücksfällen, selbst bei Todesfällen in der eigenen Familie, pflegte der König eine seltene Ruhe und Festigkeit zu bewahren, die nur von solchen mißdeutet ward, welche nicht unterscheiden, was sich für Könige ziemt. Wenn Ludwig allein zu sein glaubte, beweinte er den Verlust mehrerer seiner Kinder bitterlich, vor den Augen der Menge suchte er dagegen Fassung und Gleichgültigkeit zu zeigen. Männer, die ihm im Leben nahe gestanden sind, wissen überhaupt die mannigfaltigsten Züge von Güte und Wohlwollen zu berichten, welche im persönlichen Verkehr hervortraten; besonders teilnehmend erwies er sich auch in den Briefen an seine unmittelbaren Beamten.

Noch ist die Zeit durchaus nicht gekommen, um ein endgültiges Urteil über König Ludwig I. zu fassen. Die Stimme der sogenannten öffentlichen Meinung ist eben nur Stimmung; das hat niemand öfter erfahren, als der verklärte Fürst selbst, welcher schon in dem Gedichte „Im Jahre 1831" klagt:

„Auf Weihrauchwolken früherhin erhoben
bis zu dem endelosen Himmelsbogen,
in der Verleumdung Tiefe nun gezogen,
versank mein Namen durch des Sturmes Toben.
Veränderlich ist gleich den Meereswogen
der Menschen Gunst; was selbe heute loben,
ist morgen schon zerronnen und zerstoben,
wer sich auf sie verläßt, der ist betrogen."

Wie von jedem bedeutenden Menschen, der auf der Schaubühne des öffentlichen Lebens auftritt, Friedrich v. Schillers Wort gilt: „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte", so zunächst von einem großen Regenten und Manne, als der uns Ludwig I. erscheint. Die Hoffnung, welche derselbe in einem anderen Gedichte „Königsgefühl" ausspricht, wird ihn aber nicht getäuscht haben:

„Einstens, wenn die Leidenschaften schweigen,
wird, was er vollbracht hat, rein sich zeigen,
wenn die Mitwelt längst im Grabe ruht!"

Sein Abschiedswort vom 20. März 1848 ist zur vollsten Wahrheit geworden: „Auch vom Throne herabgestiegen, schlägt glühend mein Herz für Bayern, für Deutschland!" Gewiß, sein Name wird nicht bloß in Stein und Erz, nicht bloß in den Marmorgiebeln seiner unsterblichen Bauten, sondern auch in den Herzen aller Deutschen fortleben, so lange sie sich ein dankbares Gedächtnis für die nationale Gesinnung ihrer Fürsten bewahren.

c. Maximilian II.

Nach Venanz Müller.

In der schon einmal erwähnten Erziehungs-Instruktion König Ludwigs I. für seinen Erbprinzen[1]) finden sich noch die weiteren Stellen: „Streben Sie dahin, daß religiöses Gefühl meinen Sohn durchlebe, wie das Blut den Körper, so jenes die Seele. Gottesfurcht, mehr noch Gottesliebe fühle er, Liebe ist das Heiligste .... Was mein Sohn verspricht, das halte er, wobei er aber zu gewöhnen ist, nicht leichtsinnig zu versprechen. Zuverlässigkeit ist eines jeden Menschen, vorzüglich jedoch eines Fürsten Haupteigenschaft. Zutrauen macht stärker als Heere, doch muß es verdient werden .... Mein Sohn werde Mensch im höheren Sinne des Wortes, Mensch und Christ; der veredelte, zur Vollkommenheit strebende Mensch ist Christ. Er achte die Menschheit und liebe die

[1]) Vergl. S. 341.

Menschen; er bekenne Achtung gegen das Alter, Anhänglichkeit an das Alte, insofern es nicht schädlich ist. Gegen Selbstsucht, die Pest unserer Zeit, ist sehr zu arbeiten. Gehorsam gegen den König, gleichviel wer diese Würde bekleidet, ist ihm einzuprägen; desgleichen Gehorsam, Verehrung und Liebe gegen seine Eltern . . . . Auf Wahrheit werde unerbittlich streng gehalten." Nach solchen richtigen Grundsätzen ist denn auch von dem vortrefflichen Erzieher des späteren Königs Max II. verfahren worden, und so konnte aus ihm nur jener edle Regent werden, der allen Zeitgenossen als „die Menschenfreundlichkeit auf dem Throne" erschien. Gewissenhaftigkeit, Liebe zur Natur und Begeisterung für die Wissenschaften traten besonders bei ihm hervor. Er handelte als König für des Volkes Wohlfahrt und bürgerliche Freiheit, schützte die Kunst, war ein Wohlthäter der Beladenen, ein Anwalt deutschen Rechts und deutscher Ehre, endlich ein gläubiger Christ. Seine Pflichttreue ist sprichwörtlich geworden, und darum hat es tiefe Bedeutung, wenn ihn uns der Künstler in dem herrlichen Standbilde der Maximiliansstraße zu München darstellt, gleichsam, als ob er die Verfassungsurkunde an das Herz drücke. Wenn einstens kommende Geschlechter vielleicht von Max I. „dem Gütigen", von Ludwig I. „dem Kunstsinnigen" sprechen werden, so nennen sie sicher Max II. „den Gerechten". Doch nicht von den Regierungsverdiensten des Monarchen soll hier die Rede sein, wo nur einige Striche den „wohlwollenden Menschen" im König zeichnen möchten. Bringt uns doch das edel Menschliche allein den Mächtigen der Erde näher und läßt uns sie lieben, während der Glanz der Majestät unnahbar macht.

Wohl einer der hervorstechendsten Züge im Charakter des Königs war die Zartheit der Gesinnung. Bei den Rundreisen desselben mit der Königin im Jahre 1849 hatte sich in einer oberbayerischen Provinzialstadt während der Tafel die Landwehr (älterer Ordnung) aufgestellt und erbat sich vom König die Ehre der Besichtigung. Ihr Kommandant zu Pferd, der wahrscheinlich nicht zu den guten Reitern gehören mochte, hatte große Not, sein hartmäuliges Roß zu halten. Ruhig stehen wollte es aber schon gar nicht, unablässig mit dem Hinterteil links und rechts stoßend. Die Folge war denn auch, daß es bei der Inspizierung dem Generaladjutanten des Königs mit dem Hufe den einen Stiefelabsatz nebst Sporen wegtrat und den König etliche Schritte zur Seite stieß, daß ihm die Mütze entfiel und er nur mit genauer Not sich selbst vor dem Fallen erhielt. Wer malt die Lage des unglücklichsten aller Landwehr-Kommandanten? — Der König mochte sie begreifen und schnell flüsterte er dem ihm zu Hilfe eilenden General zu: „Um Gott, sagen Sie nichts, sagen Sie nichts!" Diese Selbstbeherrschung verdiente um so höhere Anerkennung, als Max II., seines Nervenleidens wegen, etwas jähzornig war. Aber er kannte seine Geneigtheit zum Aufbrausen und darum bekämpfte er sie.

Ein schöner Charakterzug des Königs spiegelt sich in folgender Begebenheit. Eines Tages, bei der gewöhnlichen Spazierfahrt im Englischen Garten, war in der Nähe des sogenannten Chinesischen Turmes ein altes Mütterchen am Wege in die Knie gefallen, als der König rasch vorüberfuhr. Nach kurzer Weile fragt Max II. seinen Leibjäger, ob er wohl die Frau für eine Bettlerin gehalten habe. Es ward verneint. Bald darauf fragt der König abermals, ob es eine Frau aus der Umgegend oder von weiterher zu sein scheine. „Es ist eine Frau von hier allem Vermuten nach", war die Antwort. Wieder Pause. Zum drittenmal wird der Leibjäger gefragt, ob wohl die Leute aus dem Volke alle den Weg zum König zu finden wüßten im Falle eines großen Anliegens. Der Jäger bejahte dies. Aber doch gab sich der König nicht zufrieden. In der Residenz angekommen, sandte er sofort den Jäger in einem Fiaker in den

Englischen Garten, um das Mütterchen seines Anliegens wegen zu befragen. Der Jäger fand es nicht mehr. Darauf ließ er sich am Chinesischen Turm ein Glas Bier geben und fragte das Schenkmädchen, ob sie nichts von einer alten Frau gesehen habe, die vorhin um die Wege gewesen. „Das ist ja unsere Mutter", erwiderte diese. Die Alte wird herbeigeholt und befragt. Nichts hat sie von dem König gewollt, aber als er vorbeifuhr, beabsichtigte sie dem lieben Herrn ein „schön's Buckerl" zu machen und ist darüber auf die altersschwachen Knie gefallen. Bei dem Rapport schien der König seelenvergnügt.

Max II. liebte Gottes freie Natur, man kann sagen, mit einem kindlichen Gemüte. Ein ritterlicher poetischer Zug in seinem Wesen machte ihn empfänglich für die Reize des Waidwerkes, die ja in dem Naturleben ihre Heimat haben. Die Berge unserer Alpen mit ihren großartigen Schönheiten waren daher sein liebster Aufenthalt. Mit ganzer Seele gab er sich dem Genusse der mannigfaltigsten Scenerien hin, welche dort einen Morgen begleiten oder die untergehende Sonne oder die sternenhelle Nacht. Immer wurden die landschaftlich schönsten Plätze für die Birschhäuser gewählt. Der König erkannte zudem wohl, daß sich an das Treiben des Waidwerks auch ein heiteres und wohlthätiges Begegnen mit dem Volke knüpfe, und er liebte ein solches mit den frischen Männern, die beim Jagen beschäftigt waren. Es wurde darum auch überall freudig begrüßt, daß der Herr gern jage. Mit seinem Erscheinen kam ja die Hoffnung auf Erfüllung so mancher Wünsche. Wo Not und Unglück sich kundgab, fehlte seine Hilfe nicht. Auch der geringste Mann wurde dabei berücksichtigt, und es ließen sich viele Fälle erzählen, wo der milde Herr unaufgefordert den überraschten Beteiligten den trüben Himmel klärte.

Der König liebte seine Bayern, so recht wie ein Vater seine Kinder liebt, und darum wollte er besonders die gesunde Denkweise und den heiteren Sinn, wie sie im Gebirge heimisch, nicht verkommen lassen. Und wie die ernsten Dinge seine Sorge beschäftigten, so war er auch bedacht, zu Fest und Freude mitzuwirken. Er stiftete unter anderem die „Königsschießen" und ließ die schönsten oberbayerischen Volkslieder sammeln nebst ihren Weisen nach Noten und dazu mit Holzschnitten versehen. Das schöne Büchlein wurde als Geschenk in den Senn- und Jagdhütten mit Jubel empfangen. Vor allen die „Singerinnen" freuten sich daran und brachten die Lieder zu neuem Leben. Denn viele von ihnen hatten beim Chorsingen in der Kirche die Noten kennen gelernt und wußten die Singweisen anderen mitzuteilen. Gab es dann Gelegenheit, so sangen sie dem König bei einem Alpenbesuch, bei einer Kirchweih oder Jagdfahrt, und es gewährte ihm Freude, wenn sie ihre Freude in lautem Juchezen kundgaben, daß die Berge wiederhallten.

Als der König die Regierung antrat, war für Alpenwege und Birschsteige sehr wenig gethan worden. Auch Jägerhütten waren selten. Sennhütten und die kleinen Heustadel dienten zum Nachtquartier. Max II. änderte dies. Kaum fahrbare Wege wurden zu guten Straßen gemacht, Reitwege angelegt und Steige nach den Jagdständen. Da erhielten viele Leute aus armen Thälern Beschäftigung. Viel Geld ward verdient und manche Schönheit des Gebirges dadurch erst erschlossen. Die Anlagen geschahen immer mit dem feinen Geschmack, welcher dem König eigen war. Auch wurden die im Jahre 1848 sehr zerrütteten Jagdverhältnisse neu geordnet, und allmählich überließen alle umliegenden Gemeinden dem König ihre Jagdrechte.

Eine besondere Erwähnung verdient die Straße, welche er teilweise auf österreichischem Gebiete mit großen Kosten herstellen und unterhalten ließ. Sie

geht von Ettal aus durch das Graswanger Thal an den Plansee und nach Reutte. Am Plansee, da wo Kaiser Ludwig der Bayer oft ausruhte von den Mühsalen seines Lebens, hat König Max seinem großen Ahn ein symbolisches Monument gesetzt. Er ließ den klaren Bergquell in einem schönen Brunnen von Granit auffangen, woran es auf marmorner Tafel heißt: „Ludwig dem Bayer errichtet von Maximilian II."

Der König war ein vortrefflicher Schütze und liebte die freie Jagd. In den letzten Jahren seines Lebens ist er beim Bergsteigen etwas behutsam gewesen, weil er Anwandlungen von Schwindel hatte. Aber früher, wo er ganz schwindelfrei war, ging er an den jähesten Abhängen und kletterte, namentlich als Kronprinz, mit Steigeisen an den Füßen, wie der verwegenste Jäger. Die eingestellten Jagden dagegen und die Hetzen auf ebenem Boden erschienen ihm gleich einer Tierquälerei, an der sich nur härtere Gemüter ergötzen mögen.

An Sonn- und Feiertagen wurde nicht gejagt. Der König ging zur Messe. War im Ort kein Geistlicher, so wurde einer aus der Nachbarschaft beschieden. So geschah es in der Riß, wohin immer ein Franziskaner vom sogenannten Klösterl in der Hinterriß kam. Bei einer solchen Messe in der winzigen Kapelle näherte sich plötzlich der Ministrant, ein Bauernbub aus der Gegend, dem Monarchen, ihm ganz gemütlich zuflüsternd: „Herr Kini, koa Wei is nit da." Der König winkte lächelnd dem Adjutanten, der den Wein noch rechtzeitig zur Stelle besorgte.

Bei einem Gemstriebe, der oft drei bis vier Stunden dauerte, bis man zum Schusse kam, zog einmal ein starker Bock an einer zerklüfteten Felswand ganz vertraut daher. Als er auf etwa siebzig Schritte genaht war, wollte der König schießen. Da bat der Forstmeister, welcher sich mit im Jagdschirm befand, noch ein bischen zu warten, denn der Bock müsse ganz nahe vorbeikommen. Der König that es. Allein der Gemsbock kam nicht vorbei und verschwand plötzlich in einer Felsspalte. Fort war er. Statt zu zürnen, lachte der König über den verblüfften Ratgeber.

Beim Auerhahnfalz auf dem Hochkopf sprang der König einen Hahn an; der Revierjäger war hinter ihm. Der König, dem Hahn schon ganz nahe gekommen, wollte nur noch einen Schritt vorwärts, um ihn zu sehen. Da ergriff den sonst so schüchternen Jägersmann die Besorgnis, der König könnte sich den Hahn verderben, und weil keine Zeit zu verlieren war, umschlang er gedankenschnell den Fürsten mit beiden Armen und hielt ihn fest, bis der Falz erlaubte, ihm die Mahnung zuzuflüstern, nicht weiter zu gehen. Der König erzählte den Vorfall selbst bei der Zusammenkunft der Schützen mit großer Heiterkeit. —

Nebst den Bestrebungen Max II. für die höchste Blüte der Wissenschaften, besonders für die deutsche Geschichte, wodurch er das Nationalgefühl zu stärken gedachte, müssen seine Kunstschöpfungen und Bauten genannt werden. Vor allem bietet sich hier die erst seit 1856 entstandene Maximiliansstraße Münchens unseren Blicken dar, mit ihren kolossalen Prachtgebäuden, mit ihren lieblichen Blumenpartien, mit den ehernen Standbildern des Krieges und der Wissenschaft, mit den schattigen Baumreihen und mit ihrer einfach edlen Brücke über den frischen, brausenden Gebirgsstrom der Isar. Sie ist heute die Pulsader des Münchener Lebens nach Osten, und täglich legt sich mehr und mehr eine neue Prachtstadt um sie herum, wo Geschmack, Abwechslung, Lebhaftigkeit und Gesundheit wohnen. Mächtig strebt die Residenzstadt von der dürren Sandebene hinweg nach der klaren Isar und der Anhöhe ihres rechten Ufers. Bezeichnend steht am Anfang der Maximiliansstraße ein Tempel der Kunst, an deren Ende eine Stätte der Bildung und Wissenschaft, in der Mitte aber ein Palast für

die vaterländischen geschichtlichen Erinnerungen. Wenn uns in dem früheren Tagen angehörenden Theater die ernste wie die heitere Seite des vielgestaltigen Lebens in feinster Form dargestellt werden soll, ist im „Maximilianeum“, diesem großartigen beherrschenden Abschluß der Straße, den fähigsten studierenden Jünglingen von ganz Bayern Gelegenheit geboten, sich für den höheren Staatsdienst auszubilden, während das bayerische Nationalmuseum, mit der Aufschrift „Meinem Volke zur Ehr' und Vorbild“ allen Bayern die Vergangenheit ihres Stammes vorführt. Stellen die herrlichen Wandgemälde des Maximilianeums dem Beschauer die Hauptbegebenheiten der Welt- und Menschengeschichte dar, so die bescheidenern des Nationalmuseums jene aus der Geschichte des engeren Vaterlandes. Alle diese Unternehmungen, die Anlagen, die kostspieligen Terrainerwerbungen für die Straße, dann die erwähnten Gebäude sind aus der Privatkasse des Königs bestritten worden, die Stadt hat nur die der fürstlichen Schöpfung würdige Brücke hergestellt. Was wäre denn auch München ohne die Baulust seiner Könige! — — Das „Wittelsbacher-Museum“ im Lustschlosse zu Schleißheim, gegründet 1854, sollte alle auf das erlauchte Regentengeschlecht bezüglichen Altertümer und Kunstdenkmäler verwahren.

Auf der Anhöhe des Gasteigs am rechten Isarufer zieht sich von dem Maximilianeum an, alle Erhebungen und Senkungen des steilen, da und dort durch Bäche eingeschnittenen Ufers benützend, eine parkähnliche Anlage bis zum Dorfe Bogenhausen, wo sie an einem anderen Werke endet, das gleichfalls das Andenken seines Stifters, des Königs Max II., im Segen der Nachwelt erhalten wird — das Maximiliansstift. Die Anlage nimmt den Rand der Höhe wie deren Abhang ein. Da, wo früher steinige Felder unter der Glut der Sonne gähnten, wo der ungezähmte Strom eine Wüste von Steingeröll und Kies geschaffen hatte, ist jetzt der schönste Garten hingezaubert mit Blumenbeeten, Baumgruppen, Quellen und Ruhebänken. Hunderte von Menschen hatten einige Jahre Verdienst dabei; tausende erfreuen sich nun im Jahre an dem herrlichen Panorama, das sich dort, zunächst über München, dem Lustwandler unentgeltlich aufthut. Gibt es ein anmutigeres Sinnbild für das Wirken eines Friedensfürsten, als diese einst kahle Gasteighöhe, die jetzt der Schmuck der bayerischen Hauptstadt ist und den berühmten Englischen Garten an Reiz der Scenerie teilweise übertrifft? Das ist ein wirklich königliches Geschenk gewesen, und die Münchener wissen es auch zu schätzen.

Der König war ein großer Freund der Blumen und der Pflanzenwelt. Stets mußte auf seinem Arbeitstische ein Sträußchen jener Blumen stehen, welche die Jahreszeit brachte. Ein magnetischer Zug führte ihn zu denselben; es war, als ob er ihre Sprache erlauscht hätte, als ob er von ihren farbigen, duftigen Blättern geheimnisvolle Zeichen lese. Darum schuf er überall, wo er es vermochte, Pflanzungen; überall wollte er „Leben entstehen“ sehen. Als nun das seine am 10. März 1864 verfrüht entfloh, und sein Tod Stadt und Land mit Bestürzung und Trauer erfüllte, war es nicht ein rührender Gedanke, gerade eine Blume voll poetischen Duftes auf den Sarg Max II. zu legen, gerade die Klage der Pflanzenwelt auszudrücken? —

34. Ein Spaziergang auf den Gasteig bei München.

Martin Schleich.

Nicht schöner zeigt sich Stadt und Dom,
als von der Höh', die ich beschreite.
Der Garten gibt dem Isarstrom
ein langes liebliches Geleite.

Schon regt sich Saft und Lebensdrang
in tausend Knospen, Nadeln, Rinden.
Was steht da nicht auf Berg und Hang
und ringsum welches Wohlbefinden!

Es zieht mich da und dorten hin:
zum Lebensbaum, zur Purpurweide,
zum Föhrenbusch und Tannengrün,
zum Buchenstrauch im Winterkleide.

Die Eichenjugend wächst heran,
die Linden strecken ihre Kronen,
bald webt sich neu der Wiesenplan,
den Sammetteppich muss man schonen.

Und erst der Quell, so mild und rein,
der kommt dem Wandrer wohl zu statten.
Anmutig murmelt's durchs Gestein
und Ruhebänke stehn im Schatten.

Wo sonst Geröll, wo jäher Sand
den Gang zur Alpensicht verleidet,
winkt jetzt ein paradiesisch Land,
von dem das Herz mit Wehmut scheidet.

Wer das erschaffen aus Gestein,
wem wir verdanken so viel Blüte,
muss mit Natur befreundet sein
und ähnlich ihr, ein Born von Güte.

Wer also pflanzt, wer also hegt,
mit immer gleicher Vaterliebe,
den hat Gemeines nie bewegt,
den adeln bessre, höh're Triebe.

So denkt wohl mancher, der hier weilt,
so dacht' auch ich auf meinem Gange,
als sich die Märzluft plötzlich teilt
vor übermächt'gem Glockenklange.

Ich stand und sah, mir ward so schwer:
ihr Pflanzen, wer wird euer warten?
Ihr habt ja keinen Vater mehr,
ein Waisenhaus ist dieser Garten!

O, wenn ihr wüsstet, was geschah,
ihr müsstet zögern, euch zu schmücken;
das Aug', das euch am liebsten sah,
kann sich an Grün nicht mehr erquicken.

Verstündet ihr den Glockenruf,
ihr luft'gen Sänger würdet trauern:
der euch die Frühlingswohnung schuf,
wohnt selbst nun hinter düstern Mauern.

Vom Felsen rauscht's so lustig klar,
wer hält nicht klagend an der Stelle?
Ihm, der des Bronnens Schöpfer war,
ist sie versiegt, die Lebensquelle.

Von Schritt zu Schritt an jedem Ort
ergibt sich immer gleiche Mahnung.
Nur die Natur grünt ruhig fort,
von Menschenelend ohne Ahnung.

35. König Wilhelm bei Königgrätz.

George Hiltl.

Ein langer, anhaltender Jubelruf rollte, von Dub heranbrausend, alles Geschütz übertönend, durch die Luft, eine Bewegung der Freude und des Staunens führte eine Pause herbei; die Mützen flogen in die Höhe — die Gewehre und Säbel, die Lanzen und Fahnen winkten Grüße: König Wilhelm war auf dem Kampfplatze erschienen. — Die lauten donnernden Jubelrufe seiner Brandenburger veranlaßten den König, den Befehl zu geben, langsamer zu fahren. Bald war der königliche Kriegsherr in der Nähe seiner Truppen, bald war er mitten unter ihnen, sie konnten ihn sehen, konnten sein edles Antlitz recht genau betrachten, das heute am 3. Juli des Jahres 1866, freilich ernster als sonst, aber dennoch immer freundlich und gütig blickte. Der König reichte den beiden Commandeuren, Generalmajor v. Kaminsky (10. Infanteriebrigade) und dem Obersten v. Berger (Leib-Grenadier-Regiment Nr. 8, 1. brandenburgisches), die Hand. Er spendete ihnen den Beifall für alles bisher geleistete, und da — als der Wagen langsamer fuhr, gab es kaum noch ein Mittel, die Herandrängenden zu halten — sie hegten alle den so begreiflichen Wunsch, ihren Herrn und König recht nahe betrachten zu können — aber das starre Kommando „Anschließen" fesselte die Reihen aneinander und mancher konnte nur aus der Ferne den verehrten Herrn betrachten, der zur Entscheidungsschlacht eilte.

Im Dorfe Klenitz angekommen, stieg der König aus dem Wagen und trat in den Krug. Das Wetter war rauh geworden, der Wind schnob über die

von kriegerischen Massen bedeckte Gegend. Der König zog den Paletot an und erwartete dann die Rapporte, welche von allen Seiten herbeikamen.

Er hatte auf dem Tische die Karte des Terrains zwischen Milowitz und Königgrätz ausgebreitet — und hing, während er aufmerksam die Linien der Karte betrachtete, sein Fernrohr um, welches mit langem Riemen versehen war.

Bald hatte er die Rapporte entgegengenommen und schickte sich zum Vorgehen an. Eine kleine Verzögerung fand statt. Der König sollte auf Wunsch der Aerzte Ueberschuhe anziehen. Für diese waren besondere Sporen verfertigt worden, die man bereits in Gitschin eingepaßt hatte. Wie aber trotz aller Vorsicht immer etwas nicht klappen will, wenn Eile erforderlich ist, so zeigte es sich auch hier, daß, trotz aller Vorsicht, die Sporen nicht passen wollten. Ungeduldig und voll Eifer, dem Schlachtfelde nahe zu kommen, befahl der König, daß ihm Ueberschnallsporen angelegt werden sollten — der Reitknecht gab also die seinigen her, welche der König während des ganzen ereignisreichen Tages trug.

Fort ging es wieder. Der König hatte in der Eile die Karte im Kruge zurückgelassen — der Flügeladjutant Graf v. Lehndorff mußte daher zurückreiten, dieselbe zu holen. Diese Karte hielt der König während der ganzen Schlacht in der Hand. Er hat sie sorgfältig aufgehoben und eigenhändig das Datum darauf geschrieben.

Von dem Klenitzer Kruge aus war der König zu Pferde gestiegen. Er ritt die bekannte, historisch gewordene Stute Sadowa, die damals noch den Namen Fenella führte, aber tags darauf umgetauft und mit dem Namen der denkwürdigen Schlacht belegt wurde.

Schon zur Zeit, als der König sich in den Sattel schwang, hatte der Kanonendonner bei Sadowa begonnen. Die Massen standen im Gefechte, als König Wilhelm, von Klenitz links abbiegend, bei Dub vorüberreitend, auf die Höhe trabte, welche an der Kreuzung der Wege Ober-Cernotek und Dub liegt. Hier empfing er die Meldung des Prinzen Friedrich Karl. Das Treffen war in vollem Gange. Die österreichische Armee wollte sich mit ganzer Kraft auf die erste preußische Armee werfen, sie mit raschem Stoße von der zweiten und der Elbarmee trennen, — aber die Männer der ersten Armee, mit dem Prinzen Friedrich Karl an der Spitze, widerstanden dem gewaltigen Drucke.

Die Gestalt des Königs war bereits den Truppen allgemein sichtbar geworden. Er hielt nur kurze Zeit auf dem ersten Hügel, dann sah man ihn nach links reiten. Er erschien bald darauf neben den Generalen von Bose und Horn, welche von hier aus das Gefecht an der Bistritz leiteten.

Das Feuer des Feindes war bereits heftig geworden. Es war 8 Uhr morgens, und die Batterien der Oesterreicher feuerten seit 7 Uhr von Lipa aus. Der Punkt, an welchem der König hielt, war ein gefährlicher. Horn sprengte zum König: „Ich beschwöre Eure Majestät, den Platz zu verlassen, denn der Feind bestreicht die Chaussee mit aller Heftigkeit!“ so bittet der General. Aber man sieht, wie der König einige Worte spricht — er bleibt ruhig halten. Als ob den Worten Horns die Bestätigung folgen sollte, kam eine Granate herangesaust. Krachend birst sie an der Chaussee, ihre Splitter reißen die Aeste und Zweige eines Baumes in die Luft — eine zweite folgt — sie hat ihren Flug über des Königs Haupt hinweg genommen — dicht hinter der Suite niederfallend, krepiert sie mit Blitz und Krach. „Die Suite soll sich zerstreuen“, lautet der Befehl Lehndorffs, — da wirbelt schon das dritte Geschoß heran — es schlägt in die Schwadron des thüringischen Ulanen-Regiments Nr. 6. Eine Verwirrung zeigt sich — zwei neue Geschosse sausen heran — es ist offenbar,

daß der Feind den Knäuel dort an der Chaussee genau beobachtet und seine Granaten ihm zugeschickt hat. Als die zweite Granate geplatzt war, sagte der König ruhig: „Das habe ich Ihnen zu danken.“ Auf dieses Wort zerstreut sich die Suite. Nur einige Personen bleiben um den König, der noch eine Zeit lang halten bleibt, um dann südöstlich von Dub Stellung zu nehmen.

Der Ueberblick scheint nicht lohnend genug. Der König, der bei der Batterie des zweiten Armee-Corps einige Zeit verweilte, erscheint bald wieder in der Nähe von Klenitz, in scharfem Trabe ist er der fünften Kavallerie-Brigade gefolgt, welche die Verbindung mit der siebenten Division herstellen soll. Auch hier empfängt ihn der Jubelruf seiner Scharen, der fast den Kanonendonner übertönt, denn schon hat sich das Treffen in eine Schlacht verwandelt, welche längs der ganzen Linie mit großer Erbitterung tobt.

Durch den Rauch der Geschütze und das Getümmel des Kampfes sprengt der König auf das Plateau des Roskoberges. Hier vermag er das ganze furchtbare Bild zu überschauen, hier ist seine Stelle. Zu seinen Füßen breitet sich der gewaltige Kampf aus. Der Pulverdampf, von der feuchten Luft niedergedrückt, windet sich über den Erdboden hin, und die Blitze des Geschützes zerreißen ihn an tausend Stellen. Auf der ganzen Bistritz-Linie wütet das Gefecht. Um neun Uhr gibt der König den Befehl, mit der achten Division den Uebergang des Flusses zu forcieren, — bald ist auch jenseits Sadowa alles in Feuer, Dampf und Gefecht verwickelt. Der Kampf ist zum stehen gekommen, man ringt gegeneinander, — die feindlichen Batterien feuern stets aus derselben Position, Beweis, daß sie nicht zum weichen gebracht wurden.

Gedankenvoll betrachtet der König das schrecklich-erhabene Schauspiel. Bald nach hier oder dort Befehle erteilend, wendet er seine Blicke immer wieder dem Getümmel zu, dessen Ausdehnung von Minute zu Minute wächst. Eine erfreuliche Nachricht hat er zwar hier auf dem Roskoberge erhalten: Finkenstein ist mit der Kunde herbeigesprengt, daß die zweite Armee des Kronprinzen im Anmarsch sei, — aber welche Ereignisse können noch eintreten, ehe diese Massen heran sind und in das Gefecht eingreifen? wie schnell kann sich alles wenden — der Feind setzt die ganze Kraft daran, er steht männlich in dem gewaltigen Treffen, das bezeugen die Menge der Verwundeten, welche man über die Bistritz aus dem Kampfe trägt.

Welche Momente für König Wilhelm! Welche Gedanken durchzucken ihn inmitten all dieses Gewirres und dem Wogen der Bataillone? Wenn Benedek den Stoß gegen das Zentrum wagt, — wenn es ihm gelingt, Massen von Menschen opfernd, die preußischen Linien auseinanderzureißen?

Zuweilen stürmt ein Bataillon mit dem rasenden Mute, der die Schranken durchbrechen will, in den Feind, dann kommt es zerschossen, dem Tode reichliche Beute hinterlassend, wieder heraus. Ein solches naht dort ohne Offiziere, nur ein Feldwebel führt es.

„Wohin?“ donnert ihm eine Stimme entgegen. Es ist der König, der inmitten der gegeneinander arbeitenden Feuerlinien hält.

„Alle Offiziere verloren, kein Widerstand mehr möglich, Majestät!“ lautet die Antwort.

Der König erkundigt sich schnell. Alle Offiziere sind tot oder auf dem Verbandplatze.

Der Herr von Preußen steigt aus dem Sattel.

„Front!“ kommandiert er. Mit diesem Worte kehrt der Mut zurück. Das Bataillon rangiert der König selbst. Vordermann wird genommen, und dann schickt er es zurück in die Gefechtslinie.

Ein Trainknecht schneidet dort am Karren Brot. „Hast Du nichts zu essen?“ fragt der König den Reitknecht, der hinter ihm sich befindet. Der König ist seit halb fünf Uhr im Sattel, er hat keinen Bissen im Munde gehabt; die Soldaten haben doch ein wenig Brot verschlungen.

„Majestät, ich habe nur eine Feldflasche mit Wein bei mir.“ — „Gib mir einen Becher und frage den Mann dort am Karren, ob er mir ein Stück Brot geben will.“

Ein Stück Brot ist viel in solchem Augenblicke. Der Reitknecht bringt das Brot, er schenkt dem Könige Wein in den Becher, und das Brot in den Wein tauchend, reitet der König weiter. Es hat ihn gewiß gelabt. Er aß das Brot am Tage von Königgrätz — wenn auch nicht mit Thränen, doch sicher mit schweren Sorgen. „Hast Du Geld bei Dir, so gib dem Mann einen Thaler“, sagt der König und wendet sein Antlitz dem Toben des Gefechtes zu.

In diesem Augenblicke erscheint drüben in den Reihen der Feinde auf dem rechten Flügel der Generalfeldzeugmeister Benedek. Er weiß schon mehr als die Preußen. Eine Ordonnanz berichtet ihm, daß preußische Truppen gegen den rechten Flügel der Kaiserlichen avancieren. Benedek beordert den Prinzen von Holstein, mit der Reserve-Kavallerie sich bereit zu halten. Er ist voller Gelassenheit, sein scharfes Gesicht zeigt vollständige Ruhe. Mit Hurrah begrüßen ihn die Truppen; seit dem Beginne des Feldzuges ist es heut das erste Mal, daß nach fast fünfstündigem Kampfe die Preußen noch nicht vorgedrungen sind.

Eine wilde Schar von Ungarn und Kroaten umringt den gefeierten Feldherrn, den man noch immer für den sicheren Helfer ansieht.

„Keine Batterie wird fortgezogen! Es dauert noch kurze Zeit — dann werd' ich sie alle brauchen“, sagt der Feldherr, eine Bewegung im Sattel machend und leicht die Zigarre aus dem Munde seines Adjutanten nehmend, um sich die seinige wieder damit anzuzünden.

Diese Ruhe kann nicht gemacht sein, der Feldherr muß die Gewißheit des Sieges haben. Da fallen mit jauchzendem Rufe die Instrumente ein, sie spielen das „Gott erhalte Franz den Kaiser“; die Hüte der Jäger wirbeln mit ihren Hahnenfedern in die Luft: „Hurrah für Benedek!“ Der Sieg wird heut errungen sein, ehe die Nacht hereinbricht, „Hurrah! Hurrah!“

Aber eine leichte Wolke zieht über des Feldherrn eiserne Gesichtszüge. „Wartet — wartet bis morgen, Kinder; jetzt noch nicht — noch nicht“, sagt er und reitet im Galopp von dannen; hat ihn die Verzweiflung jetzt schon erfaßt? sieht er, was dort herandringt aus der Ferne gegen seine Bataillone und Batterien? — — — —

Es ist einviertel auf zwei Uhr. König Wilhelm befindet sich mit seinem Stabe wieder auf den Höhen von Sadowa.

Da wird sein Blick plötzlich freier, der Ernst seiner Züge mildert sich, — alles folgt der Bewegung des Königs — die Fernröhre an das Auge gedrückt, nach links gerichtet — ja — ja, dort hinten geht etwas vor. Keine Täuschung? nein — dort über dem Rücken der Höhen schweben kleine Wolken — es ist Nebel — nein, von unsichtbarer Gewalt emporgeschnellt, schießt ein neues Wölkchen auf — wieder eins und dann folgen schnell hintereinander mehrere.

Das ist Geschützdampf — dort feuert man, das sind preußische Geschütze — der Kronprinz — der Kronprinz! o — es ist ein großer, erhabener Moment, gleich denen, welche die gewaltigsten Ereignisse mit sich führten. Gleich dem Rufe „Land! Land!“, welcher einst den großen Entdecker nach gefahrvoller Fahrt über den Ozean entzückte, so pflanzt sich jetzt der Ruf: „Der Kronprinz ist

da!" wie eine mit rasender Schnelligkeit laufende Flamme von Glied zu Glied fort. Die Ermattung ist vergessen, die Wunden brennen nicht, die alte Kraft durchströmt die Glieder all der tausende, die dort unten im heißen Kampfe stehen und den Boden rings um sich mit Geschossen des Feindes pflastern sehen.

Nicht umsonst ist gekämpft worden, die riesigen Opfer sind nicht vergeblich gebracht; das Preußen des Großen Kurfürsten, des Großen Friedrich wird nicht unterliegen am Tage des 3. Juli — denn nun sagt sich jedermann: „Die Schlacht wird gewonnen sein, noch ehe die Nacht anbricht."

„Der Kronprinz ist da!" so schallt es auf der rechten Flanke der I. Armee. Die Bataillone wiederholen diesen Ruf. Die Generale rangieren ihre Treffen, denn es wird nicht lange währen, und der große Sturm beginnt nach stundenlangem Warten in einem Höllenfeuer. Das Kommando „Kavallerie vor!" gilt als sicheres Zeichen, daß die letzten Würfel rollen sollen.

Im Galopp stürmt der König den Roskoberg hinab gegen Sadowa — da hier alles voll Wagen, Train, Verwundete und Sterbende liegt, biegt er östlich aus, bis er die Kavallerie-Brigade des Herzogs von Mecklenburg erreicht hat, dann gegen Langenhof eilend, trifft er auf die Garde-Füsiliere. Alles drängt sich um ihn her, man küßt seine Hände — im furchtbaren Kanonenfeuer geht es vorwärts, Hurrahrufe, das Sausen der Granaten, das donnernde Gerassel gewaltiger Kavalleriemassen, die Wirbel der Trommeln, das Schmettern der Hörner begleiten ihn — der hohe Herr ist ein Jüngling geworden an Kraft und Leichtigkeit, über die Gräben setzt er hinweg, frei und gewandt sein Roß lenkend, stürmt er zum entscheidenden Kavalleriegefechte; bewundernd blicken die Truppen ihm nach, und jeder ruft: „Wer gäbe nicht gern sein Leben für solchen Herrn!" — Der König reitet auf Stresetitz — ehe er dort anlangt, hat er noch zwei schwerverwundeten Offizieren, Major v. Pannewitz und dessen Adjutanten, die Hand gereicht, dem letzteren, um ihm noch das Sterben zu erleichtern.

Bei Stresetitz tobt das rasende Kavalleriegefecht. Seiner Entscheidung wohnt der König in unmittelbarer Nähe bei. In das wütende Handgemenge verwickelt, ist er in Gefahr, durch den fliehenden Feind mit fortgerissen zu werden. Einige 80 Mann österreichischer Kürassiere jagen dicht vorüber an ihm, der wieder mit eiserner Ruhe dem Kampfe zuschaut — schon hat Finkenstein die Stabswache herbeigerufen, den Herrn zu verteidigen, aber in der wilden Hast, welche die Flüchtenden treibt, bemerken sie den König kaum, der nach der allgemeinen Flucht des Feindes über den grausigen Kampfplatz reitet. Die großartigen mark- und beinerschütternden Scenen haben den König nicht gleichgültig gegen das Leiden gemacht, welches der einzelne erduldet. Bei seinem Ritte gegen den Borwald findet er im Getreide einen tödlich verwundeten österreichischen Offizier, den Oberlieutenant Stehlick, der verloren war, wenn nicht schnelle Hilfe wurde, — ein Menschenleben zu retten, dazu hat der erhabene Monarch stets Zeit, der Sieg muß einige Minuten auf sich warten lassen, bis der König den verwundeten Feind in Sicherheit bringen ließ.

Wenige Minuten später schlagen Granaten um die dahin sprengenden Reiter ein. Graf Bismarck bittet den König, „sich nicht der Gefahr auszusetzen, der Sieg sei bereits nach der Niederlage der österreichischen Kavallerie entschieden." Der König gab dem treuen Rate nach, sagte aber: „Wohin kann ich denn auf dem Schlachtfelde reiten, wenn ich den Granaten aus dem Wege gehen soll?"

Im Vorrücken begegnete er Bonin, dann Mutius; welch ein Wiedersehen mit dem königlichen Herrn, das nur die Kunde von Hiller v. Gärtringens

Tode und der Verwundung des Prinzen von Hohenzollern, sowie von den schweren Verlusten bei Chlum trübte.

Ueber Wsestar reitend, warf der König einen Blick auf Königgrätz, er organisierte die Verfolgung des Feindes, durch die Massen seiner ihm entgegenjubelnden Soldaten gelangte er um 8 Uhr abends zwischen Problus und Wsestar zur Stelle, wo er endlich mit dem Kronprinzen zusammentraf, von welchem ihn der heiße Kampf getrennt hatte.

Der König reichte dem Sohne den Orden pour le mérite; dankbar küßte der Kronprinz die Hand des Vaters. Während der Trennung zwischen Vater und Sohn hatten sich in kurzer Zeit gewaltige Dinge vollendet; mit Riesenschritten hatte die Weltgeschichte einen Weg in wenig Wochen zurückgelegt, für dessen Durchschreïtung sie sonst langer Jahre bedurfte. Zu dieser Vollendung hatten der König, sein Sohn und sein Neffe mit Aufopferung ihrer besten Kräfte mitgewirkt, und alle fühlten das Gewicht in jenem Augenblicke, als der Herrscher Preußens nach dem blutigen Siege von Königgrätz mit dem Sohne zusammentraf.

Wer dieser Scene beizuwohnen so glücklich war — alle die Umstehenden: der große Staatsmann Graf Bismarck, der große Minister des Krieges, Roon, der große General Moltke, — die Prinzen des königlichen Hauses, die alle so wacker mitgeholfen hatten, die treuen Führer und Lenker der tapferen Armeen — sie betrachteten mit leuchtenden, nur von Thränen der Rührung umschleierten Blicken eines der erhabensten und zugleich reizendsten Bilder, welches jemals die sinkende Sonne eines ruhmvollen Tages bestrahlt hat.

In Sadowa angekommen, bestieg der König seinen Wagen. Trotz der Freude, welche er empfinden mußte, schien der König doch mächtig ergriffen von den Schrecknissen des Schlachtfeldes, er drückte die Hand vor die Augen, als er drei Wagen mit Verwundeten begegnete, welche dem märkischen Dragoner-Regimente Nr. 3 angehörten, aber die blutig Zerhauenen brachen bei seinem Anblick in Jubel aus, und von tausenden umringt, fuhr der König nach Horsitz hinein, wo er im sogenannten Schlosse, dem Quartiere des Prinzen Friedrich Karl, ein schlichtes Zimmer fand, das nur einen Tisch, zwei Stühle und ein Sopha enthielt. Sein Gepäck, sein Feldbett waren nicht da, und so legte sich der König auf das Sopha, bedeckt mit seinem Mantel, in den Kleidern, die noch staubbedeckt auf seinem Körper blieben. Sein Haupt ruhte auf einem ledernen Wagenkissen.

Graf Bismarck hatte sich auf dem Markte, unter freiem Himmel, Stroh unter sich, ein Nachtquartier zurecht gemacht.

General Moltke suchte seine erbärmliche Nachtherberge auf, ohne nach der Anstrengung des Tages Essen vorzufinden.

Der König hatte nur eine Tasse Thee zu sich genommen. Er war beinahe dreizehn Stunden lang im Sattel gewesen, hatte die schwersten Ritte mit seiner Kavallerie zusammen gemacht — dabei die gewaltige innere Erregung, die großen, auf das Gemüt so übermächtig wirkenden äußeren Eindrücke.

Abgesehen von den großen Erfolgen, die er errang, hat unser König gezeigt, was eiserner Wille, was die Gewalt der Idee vermag, deren Träger der König von Preußen gewiß am Tage des 3. Juli 1866 gewesen ist.

An diesem Tage mußte das Geschick Deutschlands sich wenden.

Als der König sich aus dem Sattel hob, ward es ihm ein wenig schwer. Lächelnd sagte er: „Man fühlt doch, daß die Jünglingsjahre vorüber sind.“

Und doch war er ein Jüngling an Kraft, an Mut geblieben: die Jahre haben keine Macht dem gegenüber, der im vorgerückten Lebensalter noch mit Begeisterung sich selbst für eine große Sache einzusetzen vermag.

König Wilhelm hatte einen Sieg erfochten, wie ihn die preußische Armee, ohne irgend einen Alliierten zu haben, seit den Tagen des Großen Friedrich nicht errungen hatte; daß er, König Wilhelm, redlich und treu zu diesem Siege so viel beigetragen, daß seine Anwesenheit der mächtige Hebel für das Gelingen gewesen, das durfte sich der bescheidene Herr wohl sagen.

36. Der deutsche Rhein.

Nikolaus Becker.

Sie sollen ihn nicht haben,
den freien deutschen Rhein,
ob sie wie gier'ge Raben
sich heiser danach schrein,

So lang er ruhig wallend
sein grünes Kleid noch trägt,
so lang ein Ruder schallend
in seine Woge schlägt!

Sie sollen ihn nicht haben,
den freien deutschen Rhein,
so lang sich Herzen laben
an seinem Feuerwein, —

So lang in seinem Strome
noch fest die Felsen stehn,
so lang sich hohe Dome
in seinem Spiegel sehn!

Sie sollen ihn nicht haben,
den freien deutschen Rhein,
so lang dort kühne Knaben
um schlanke Dirnen frein, —

So lang die Flosse hebet,
ein Fisch auf seinem Grund,
so lang ein Lied noch lebet
in seiner Sänger Mund!

Sie sollen ihn nicht haben,
den freien, deutschen Rhein,
bis seine Flut begraben
des letzten Manns Gebein!

37. Die Schyrengruft.

Karl Röckel.

Sinnend' steh ich in den Gängen
des verfall'nen Klosters da,
lausche heimlich leisen Klängen,
meinem Ohre schaurig nah,
aber weiß nicht, wessen Sänge
zittern durch die feuchte Luft;
ist's doch, als ob Todesklänge
stiegen auf aus einer Gruft.

Doch, was sinn' ich, weiß ich nimmer
wo ich weile, wo ich bin? —
Jener dunkelrote Schimmer
sollte deuten mir den Sinn! —

Ja, er ist's, es ist derselbe
geisterhafte Fackelschein,
der tief unten im Gewölbe
zeigt — der Schyren morsch Gebein.

Und die Klänge, die ich höre,
sind derselben Grabgesang,
ob der Mönche Psalmenchöre
gleich schon schweigen jahrelang.[1])
Jener Frommen Geister lösen
immer noch die alte Pflicht,
denn, muß auch der Leib verwesen,
stirbt ja doch die Seele nicht.

---

[1]) Das Gedicht wurde bei Sonnenuntergang in den Kreuzgängen Scheierns im Dezember 1836 verfaßt, wo das heutige Benediktiner-Kloster noch nicht wiedererrichtet war; vergl. S. 233.

Hundert zwanzig edle Schyren
ruh'n hier längst in einem Grab,[1])
während ihre Enkel führen,
noch bis heut den Herrscherstab,
und durch ihre weiten Gauen
Segen rings und Wohlstand streu'n,
um ein glücklich Volk zu schauen,
wahrhaft Vater ihm zu sein.

Dank drum euch, ehrwürd'ge Ahnen! —
Ihr gabt uns den Fürstenstamm,
dessen Ruhm bezeugt, von wannen
er dereinst den Ursprung nahm!
Hört uns jubeln, hört uns preisen
euch und euer alt Geschlecht,
eure Helden, eure Weisen:
bieder, treu, fromm und gerecht! —

Hört's, wie mit uns alle Lande
hocherheben euer Blut,
von des Nordens fernem Strande,[2])
bis zu Hellas blauer Flut![3]) —
Hört's und ruhet ohne Sorgen
drum von euern Mühen aus;
o ihr schlaft, wenn auch verborgen,[4])
doch im teuern Vaterhaus!

Ruhe, ja, und sel'ger Friede,
Lorbeer, Myrth' und Eichenlaub,
Ruhm und Lob und Preis im Liede
werde eurem edlen Staub!
Und dies fort, bis Gott die Seinen
ewig einst zu sich beruft,
wo sich dann, trotz Schutt und Steinen
öffnet auch „die Schyrengruft“.

38. Hurrah! Germania!

Ferdinand Freiligrath.

Hurrah, du stolzes, schönes Weib,
hurrah, Germania!
Wie kühn mit vorgebeugtem Leib
am Rheine stehst du da!
Im vollen Brand der Juliglut,
wie ziehst du frisch dein Schwert!
Wie trittst du zornig frohgemut
zum Schutz vor deinen Herd!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Du dachtest nicht an Kampf und Streit;
In Fried' und Freud' und Ruh'
auf deinen Feldern, weit und breit,
die Ernte schnittest du.
Bei Sichelklang im Aehrenkranz
die Garben fuhrst du ein:
Da plötzlich, horch, ein andrer Tanz!
Das Kriegshorn überm Rhein!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Da warfst die Sichel du ins Korn,
den Aehrenkranz dazu;
da fuhrst du auf in hellem Zorn,
tief atmend auf im Nu;
schlugst jauchzend in die Hände dann:
Willst du's, so mag es sein!
Auf, meine Kinder, alle Mann!
Zum Rhein! zum Rhein! zum Rhein!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Da rauscht das Haff, da rauscht der Belt,
da rauscht das Deutsche Meer;
da rückt die Oder dreist ins Feld,
die Elbe greift zur Wehr.
Neckar und Weser stürmen an,
sogar die Flut des Mains!
Vergessen ist der alte Span:
das deutsche Volk ist eins!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Schwaben und Preussen Hand in Hand,
der Nord, der Süd ein Heer!
Was ist des Deutschen Vaterland, —
wir fragen's heut nicht mehr!
Ein Geist, ein Arm, ein einz'ger Leib,
ein Wille sind wir heut!
Hurrah, Germania, stolzes Weib!
Hurrah, du grosse Zeit!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

---

[1]) Dies ist nur eine Vermutung.
[2]) Bezieht sich auf die Verheiratung wittelsbachischer Fürstinnen und Schwestern König Ludwigs I. nach Schweden, Preußen und Sachsen.
[3]) Otto, der Sohn König Ludwigs, bestieg 1832 den griechischen Thron.
[4]) Die Stelle, an welcher die Asche der ältesten Scheierer-Wittelsbacher in der sogenannten Ottokapelle ruht, ist nicht genau bekannt.

Mag kommen nun, was kommen mag:
Fest steht Germania!
Dies ist All-Deutschlands Ehrentag:
Nun weh', dir Gallia!
Weh', dass ein Räuber dir das Schwert
frech in die Hand gedrückt!
Fluch ihm! Und nun für Heim und Herd
das deutsche Schwert gezückt!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Für Heim und Herd, für Weib und Kind,
für jedes teure Gut,
dem wir bestellt zu Hütern sind
vor fremdem Frevelmut!
Für deutsches Recht, für deutsches Wort,
für deutsche Sitt' und Art, —
für jeden heil'gen deutschen Hort,
hurrah! zur Kriegesfahrt!
Hurrah, hurrah, hurrah!
Hurrah, Germania!

Auf Deutschland, auf, und Gott mit dir!
In's Feld! Der Würfel klirrt!
Wohl schnürt's die Brust uns, denken wir
des Bluts, was fliessen wird!
Dennoch das Auge kühn empor!
Denn siegen wirst du ja:
Gross, herrlich, frei, wie nie zuvor!
Hurrah, Germania!
Hurrah, Victoria!
Hurrah, Germania!

39. An König Ludwig II.

(Zuruf 1870.)

Wilhelm v. Plönnies.

Herr, Dich umhüllte Schweigen und Einsamkeit,
doch wenn Du vortrittst, stehet ein König da.
Als unser Erbfeind wild heranzog,
warst Du gerüstet und sprachst: hie Bayern!

40. Sedan.

Karl Wernicke.

I.

Im deutschen Hauptquartier beschloß man den teuer erkauften Sieg bei Gravelotte eifrig auszunutzen. Bazaine, auf Metz zurückgeworfen, sollte in der Festung eingeschlossen und belagert werden. Man hoffte, der Hunger werde ihn bald zur Kapitulation bringen. Zur Einschließung des Marschalls wurde die erste und ein Teil der zweiten Armee bestimmt; den Oberbefehl erhielt Prinz Friedrich Karl. Aus dem vierten und zwölften, sowie aus dem Gardecorps wurde noch am 19. August eine vierte Armee gebildet und unter den Oberbefehl des Kronprinzen von Sachsen gestellt. Sie sollte im Verein mit der dritten Armee, die an der Mosellinie halt gemacht hatte, um das Resultat der Kämpfe bei Metz abzuwarten, gemeinsam gegen die im Lager von Chalons unter Mac Mahon gebildete französische Armee operieren und diese an einer Entsetzung Bazaines verhindern. Der große Erfolg der Schlacht von Gravelotte, wie sie amtlich genannt wurde, war also der, daß die französischen Streitkräfte endgültig von einander getrennt wurden. Freilich mußten auch 170 000 Mann deutscher Truppen vor Metz zurückbleiben. Aber die Uebermacht der dritten und vierten Armee über Mac Mahon war so bedeutend, daß man hoffen konnte, ihn zu überwältigen.

In Paris war die Erwartung sehr groß, wie Bazaine sich gegen die Deutschen schlagen würde; die Regierung verheimlichte aber die schlechten Nachrichten, die ihr zugegangen waren, und so erfuhr man die wahre Sachlage erst sehr spät.

Obwohl die deutschen Armeen durch den Abgang der Belagerungstruppen vor Metz, Straßburg und anderen festen Plätzen geschwächt waren, befahl König Wilhelm doch ein ungesäumtes Vorgehen gegen Mac Mahon, um diesen bei Chalons zur Entscheidungsschlacht zu zwingen oder ihn nach Paris zurückzuwerfen. Der Marschall hatte sich unterdessen bemüht, so viel verfügbare Truppen als möglich an sich zu ziehen, doch war diese Armee von Chalons keineswegs so ausgerüstet und kampftüchtig, wie es die Rheinarmee gewesen war. Durch eine zahlreiche Reservekavallerie wurde die Armee auf 150 000 Mann gebracht, aber sie schloß viele Ersatzmannschaften und unzuverlässige Elemente in sich, so daß sie nur eine sehr geringe Marschfähigkeit besaß. Nachdem Napoleon am 16. die Rheinarmee verlassen hatte, hielt er am 17. einen Kriegsrat. Der Kaiser sprach seine Absicht dahin aus, nach Paris zu gehen und die Regierung wieder selbst zu übernehmen. Den General Trochu ernannte er zum Gouverneur von Paris und Commandeur aller daselbst befindlichen Truppen. Trochu setzte es auch durch, daß Mac Mahon Befehl erhielt, mit seiner Armee nach der Hauptstadt zu marschieren, damit dort die Entscheidungsschlacht geliefert werde und eilte dem Kaiser voraus nach Paris, fand aber bei dem Ministerium und der Kaiserin eine sehr ungünstige Aufnahme. Palikao bot alles auf, um Napoleon von der Hauptstadt fern zu halten, weil er glaubte, daß seine Anwesenheit eine Revolution hervorrufen würde. Er bat dringend, die Streitkräfte Mac Mahons zum Entsatz Bazaines zu verwenden. Napoleon folgte dem Einflusse des Ministerpräsidenten, und so sehr sich die militärische Ueberzeugung des Herzogs von Magenta gegen das gewagte Unternehmen sträubte, das man ihm zumutete, so gehorchte er doch dem bestimmten Befehle des Kaisers und dirigierte seine Armee nach Sedan. Er hatte in Gegenwart Napoleons die verhängnisvolle Marschordre unterzeichnet; als er wegging, begegnete ihm sein alter Waffengefährte General Forgeot. Er drückte diesem die Hand und sagte ihm verstört: „Ich hätte lieber erlebt, daß mir mein rechter Arm abgeschossen würde, als einen solchen Befehl zu unterschreiben, der unsere zweite Armee vernichten wird.“ Es war in der That ein überaus kühnes Unternehmen, alle Verbindungen aufzugeben und mit so unzuverlässigen Truppen einer überlegenen Armee in die Flanke zu marschieren. Durch geheime Boten unterrichtete der Herzog nun Bazaine von seiner Annäherung. Durch die Presse wurde, um die Deutschen zu täuschen, die Nachricht verbreitet, Mac Mahon marschiere auf Toul, dem Kronprinzen von Preußen entgegen. In Wahrheit setzte der Marschall am 23. seine Armee nicht auf der direkten Linie nach Metz in Bewegung; diese Richtung hätte eine schwache Aussicht auf Erfolg geboten, aber die französischen Truppen waren so zuchtlos und langsam beim Marsch, daß der Marschall den deutschen Armeen nicht weit genug ausweichen zu können glaubte. Er bewegte sich demnach in einem größeren Bogen nach der Festung Sedan zu.

II.

Die dritte und vierte deutsche Armee hatte sich unmittelbar nach der Schlacht von Gravelotte auf Chalons zu in Bewegung gesetzt, um dem Marschall Mac Mahon möglichst wenig Zeit zur Formierung seiner Truppen zu lassen und auch Paris noch bei den Vorbereitungen zur Verteidigung zu überraschen.

Um darüber ins klare zu kommen, welche Pläne der Herzog von Magenta verfolge, wurde die rastlose und den Franzosen furchtbare Kavallerie weit vorgeschoben; man leitete dann Bewegungen zur Vereinigung der dritten und vierten Armee in der Nähe von Chalons ein. Am 24. wurde aber gemeldet, daß der französische Befehlshaber in höchster Eile nach Verbrennung aller Vorräte das Lager von Chalons verlassen habe und auf Rheims marschiert sei. So unwahrscheinlich es auch dem deutschen Generalstabe schien, daß Mac Mahon den Versuch wagen werde, an den deutschen Armeen vorbei der Rheinarmee zu Hilfe zu ziehen, so hemmte man doch sofort den Vormarsch auf Chalons und wartete weitere Nachrichten ab. Die Vortrefflichkeit und Ueberlegenheit der deutschen Kavallerie offenbarte sich hier glänzend. Während sie wie eine dichte Wolke die Bewegungen der eigenen Armee verschleierte, blieb sie dem Feinde auf den Fersen und gab die zuverlässigsten und genauesten Nachrichten über seine Stärke und Marschrichtung. Ihre Meldungen erhoben es bald zur Gewißheit, daß Mac Mahon gegen die belgische Grenze abmarschiere, um an ihr entlang in die Nähe von Metz zu kommen. Sofort befahl der König von Preußen am 26. die Verfolgung des Feindes. Sie bot allerdings große Schwierigkeiten; es mußte eine gewaltige Rechtsschwenkung ausgeführt werden, um die Front von Westen nach Norden zu bringen. Man mußte darauf Rücksicht nehmen, mit einem Teile der Streitkräfte dem Feinde sobald als möglich den Weg nach Metz zu verlegen; zugleich aber sollte dem Marschall der Rückweg nach Paris abgeschnitten werden. Das Terrain war für die Truppenbewegungen sehr ungünstig; die Wege in dem Argonnerwalde sind eng und schlecht. Aber die Ausdauer und Tüchtigkeit der deutschen Armeen überwand alle Schwierigkeiten. Der Kronprinz von Sachsen wartete nicht ab, bis die dritte Armee die Rechtsschwenkung vollzogen und in gleicher Höhe mit ihm angekommen war, sondern setzte sich sofort in Bewegung, um den Feind baldigst zu erreichen und aufzuhalten. Da Mac Mahon vier Tage Vorsprung hatte, so mußte man den Truppen starke Märsche zumuten. Das zwölfte Armeecorps, das den rechten Flügel des Kronprinzen hatte, gelangte bereits am 27. an die Maas und marschierte an diesem Flusse abwärts, um den Franzosen den Uebergang streitig zu machen. An demselben Tage gewann eine Kavalleriebrigade bereits Fühlung mit dem Feinde, und durch Gefangene brachte man die Stellung der Armee des Marschalls in Erfahrung. Er hatte den Vorsprung, den er gehabt, durch die Langsamkeit seiner Soldaten verloren, und bereits am 29. kam es zu einem Infanteriegefecht zwischen Sachsen und dem französischen Corps de Failly. Die Franzosen wichen auf Beaumont zurück. Auch die dritte Armee hatte mit ihrer Reiterei am 28. Fühlung mit Mac Mahon gewonnen. Man fürchtete im deutschen Hauptquartier, der Marschall werde, wenn er alle Wege verlegt sehe, nach Belgien übertreten, und um dies zu verhindern, wurden alle Corps angewiesen, starke Märsche zu machen. Wie vorsichtig aber bei aller Energie die deutsche Heeresleitung verfuhr, erhellt am besten daraus, daß man sich durch ein Reservecorps auch den Rücken gegen Chalons und Paris hin zu decken suchte. Am 30. traf das vierte preußische Armeecorps, von Alvensleben, das fünfte französische Corps, de Failly, so sorglos und unbewacht beim Abkochen, daß die Feinde unerhörter Weise von der Artillerie überfallen wurden. Der französische General zog sich an die Maas zurück, von den Bayern und dem vierten preußischen Corps hart verfolgt. Es kam zu dem Gefecht bei Beaumont, das mit dem völligen Rückzuge der Franzosen endigte; sie brachten die Maas zwischen sich und die Deutschen.

Am 31. sammelte Mac Mahon seine Corps auf dem Maasufer um die Festung Sedan. Napoleon befand sich bei der Armee, aber seinen Sohn hatte er nach Belgien in Sicherheit gebracht. Die deutschen Corps zogen sich in einem weiten Kreisbogen um die französische Aufstellung zusammen und nahmen ihre Richtung so, daß sie endlich einen vollen Kreis um die Feinde schließen mußten, wenn diese sich nicht durch den rechtzeitigen Rückzug nach Belgien der Umarmung entzogen. Die Bayern unter von der Tann, versuchten an diesem Tage sich des Maasüberganges bei Bazeilles zu versichern und behaupteten die dortige Eisenbahnbrücke. Alles rüstete sich auf den Entscheidungskampf am folgenden Tage. Die Lage der französischen Armee war schon eine verzweifelte. Mit seiner ganzen Armee konnte Mac Mahon unter keinen Umständen entkommen; vielleicht hätte er mit Aufopferung eines Teils an irgend einer Stelle den Durchbruch erzwingen können; aber selbst dann war er bei der vorauszusehenden kräftigen Verfolgung und der schlechten Beschaffenheit seiner Truppen doch verloren. Er hatte nur einen Ausweg: den Uebertritt nach Belgien. Dagegen empörte sich aber der französische Stolz, eine ganze Armee von den Belgiern entwaffnen zu lassen. Und auch dieser Ausweg stand nur kurze Zeit offen. Um drei Uhr mittags gewannen die beiden Flügel der Deutschen Fühlung, und der eiserne Ring war um die feindliche Armee geschlossen. Es galt den äußersten Kampf für französische Waffenehre, aber das Glück lächelte den Franzosen nicht.

III.

Um vier Uhr morgens begannen die Bayern den Angriff auf das Dorf Bazeilles. Es kam zu einem mörderischen Dorfgefecht, an dem sich auch die Bewohner beteiligten. Dadurch ergrimmt, gaben die Bayern keinen Pardon mehr. Mac Mahon wurde durch einen Granatsplitter gefährlich verwundet und übergab das Kommando an den General Ducrot. Dieser suchte sich durch eine Rückwärtsbewegung wenigstens den Rücken zu decken. Kaum aber hatte er die nötigen Befehle dazu erteilt, als ihm der General von Wimpffen, der erst vor kurzem aus Afrika eingetroffen war, als ältester Divisionsgeneral den Oberbefehl abforderte. Er erhielt ihn; aber es verging eine kostbare Zeit, ehe er sich über den Stand der Dinge genügend unterrichtet hatte. Mittlerweile hatten die beiden Flügel der Deutschen den Kampf aufgenommen und die Schwenkung zur Umfassung begonnen. Um elf Uhr war den Franzosen schon das Ausbrechen nach Osten oder Westen unmöglich gemacht. Wimpffen hoffte, es solle ihm gelingen, die andringenden Feinde zurückzuwerfen, dann erst wollte er einen Durchbruch versuchen. So mühte sich nun jede französische Abteilung ab, die überlegenen Streitkräfte, die von Stunde zu Stunde stärker wurden, abzuweisen. Als der Oberbefehlshaber nachmittags endlich die Vergeblichkeit dieser Anstrengungen erkannte, faßte er den Plan, sich nach Norden zurückzuziehen und, an der belgischen Grenze entlang marschierend, sich der deutschen Umfassung zu entziehen. Er machte dem Kaiser den Vorschlag, auf diese Weise Rettung zu suchen. Ehe Napoleon noch seine ablehnende Antwort gab, mußte sich Wimpffen überzeugen, daß der Kreis um ihn bereits vollständig geschlossen sei, und daß er nicht mehr über die zu einem solchen Wagnis notwendigen Truppen verfüge. Er wurde genötigt, sich der allgemeinen Rückzugsbewegung seiner Abteilungen auf Sedan anzuschließen. Um fünf Uhr drangen die Deutschen allenthalben gegen die Festung vor, ein Kreis von Batterien umgab dieselbe; es brannte bald an mehreren Stellen. Unter diesen Umständen lösten sich alle Bande der Zucht und des Gehorsams. Napoleon dachte an Kapitulation; er beauftragte

den General Wimpffen damit, da er selbst nicht der Oberfeldherr sei. Dieser aber, der vorher seine Hand begierig nach der Ehre der obersten Führung ausgestreckt hatte, bat nun um seine Entlassung; er erhielt sie nicht, und so mußte er sich zu dem schweren Schritt entschließen, mit seiner noch immer großen Armee zu kapitulieren, ein Ereignis, wie es die Geschichte bisher noch nicht kannte. Schon vorher hatte der humane König Wilhelm die Einstellung des Feuers befohlen und einen Generalstabsoffizier abgesandt, der zur Uebergabe auffordern sollte. Derselbe wurde vor Napoleon geführt, der ihn wegen der Kapitulation an den General Wimpffen verwies. Der Kaiser schrieb aber in seinem eigenen Namen einen Brief an den König von Preußen, den er durch seinen Adjutanten, den General Reille, absandte. Es hieß darin: „Nachdem es mir nicht vergönnt war, in der Mitte meiner Truppen zu sterben, bleibt mir nichts übrig, als meinen Degen in die Hände Eurer Majestät zu legen." König Wilhelm nahm den Degen Napoleons an. Mit den Kapitulationsbedingungen beauftragte er den Generalstabschef von Moltke, dem er für die Erledigung etwaiger politischer Fragen den Grafen Bismarck beigab. In der Nacht konnte man sich indessen über die Bedingungen nicht einigen. Noch ehe nun am Morgen des 2. September die Verhandlungen wieder eröffnet wurden, ersuchte Napoleon den Grafen Bismarck um eine Unterredung, wahrscheinlich, um durch ihn eine Audienz beim Könige und Milderung der Kapitulationsbedingungen zu erlangen. Der Kanzler des norddeutschen Bundes teilte aber dem französischen Kaiser mit, daß sein Souverän eine Begegnung erst nach vollzogener Kapitulation wünsche, daß er selbst auf militärische Besprechungen nicht eingehen könne, daß er jedoch gern die Ansicht des Kaisers über den Abschluß eines Friedens kennen lernen möchte. Napoleon lehnte es ab, auf derartige Besprechungen einzugehen, da die Regierungsgewalt nicht mehr in seiner, sondern in der Hand der Kaiserin und des Ministeriums ruhe. Unterdessen hatte Moltke und Wimpffen die Kapitulationsbedingungen weiter erörtert. Da Moltke mit einem Bombardement Sedans drohte, wenn der französische General nicht bis neun Uhr morgens die Kapitulationsbedingungen, welche die Waffenstreckung der feindlichen Armee verlangten, annähme, so fügte sich Wimpffen endlich und unterzeichnete schweren Herzens das verhängnisvolle Aktenstück. Danach war die französische Armee kriegsgefangen; sie lieferte ihre Waffen und all ihr Material an die Deutschen aus; die Offiziere wurden auf Ehrenwort entlassen. Die Festung Sedan ergab sich gleichzeitig.

Es war ein ungeheuerer Erfolg, den die deutschen Waffen davongetragen hatten. 2000 Franzosen waren auf dem Schlachtfelde gefangen genommen worden; 83 000 Mann kapitulierten, 17 000 waren gefallen oder verwundet. 409 Feldgeschütze, einschließlich 70 Mitrailleusen, 139 Festungsgeschütze, 10 000 Pferde, 1 Adler, 2 Fahnen, 1072 Fahrzeuge aller Art, 66 000 Gewehre fielen in die Hände der Sieger, die freilich ihren Triumph mit 9000 Mann an Toten und Verwundeten erkauft hatten. Noch niemals war ein so starkes Heer zur Kapitulation gezwungen worden. Die französische Armee war damit vollständig aus dem offenen Felde vertrieben. — Nach vollzogener Kapitulation besuchte König Wilhelm seinen Gefangenen und wies ihm Schloß Wilhelmshöhe als Wohnsitz an, wohin Napoleon baldigst abreiste.]

41. Ein Brief des Königs an den Kronprinzen.

Versailles, den 28. Oktober 1870.

Mit der Kapitulation der Armee des Marschalls Bazaine und der Festung Metz, — durch welche nunmehr die beiden feindlichen Armeen,

welche im Juli dieses Jahres in dem jetzigen blutigen, wahrlich nicht von uns provozierten Kriege gegen Preussens und Deutschlands vereinte Kräfte aufgestellt waren, als Gefangene in unsere Hände gefallen sind, — ist ein so wichtiger Abschnitt in demselben eingetreten, dass ich mich veranlasst sehe, dies Ereignis durch einen besonderen Akt in seiner ganzen Wichtigkeit zu bezeichnen. Du hast an der Herbeiführung des Gelingens unserer schweren Aufgabe einen überaus wichtigen Anteil gehabt, indem Du die Campagne durch zwei Siege kurz nach einander eröffnetest; — dann durch Deinen strategischen Vormarsch die linke Flanke der Hauptarmee decktest, so dass diese gesichert zur Besiegung der Armee Bazaines schreiten konnte; — dann Dich mit Deinen Armeeteilen der grossen Armee angeschlossen, um in die Operationen gegen Sedan einzugreifen und die grossen Ergebnisse daselbst mit zu erkämpfen, — und Du endlich jetzt die Cernierung von Paris, teilweis kämpfend, bewerkstelligt hast. Das alles zusammengenommen, bezeichnet den grossen, den glücklichen Feldherrn. Dir gebührt daher die höchste Stufe des militärischen Ranges, und somit ernenne ich Dich zum General-Feldmarschall. Es ist das erste Mal, dass diese Auszeichnung, die ich auch Friedrich Karl verleihe, Prinzen unseres Hauses zu teil wird. Aber die Erfolge, welche bisher in diesem Feldzuge errungen sind, erreichen auch eine Höhe und eine folgenreiche Wichtigkeit, wie wohl nichts Aehnliches zuvor. Und darum bin ich berechtigt, von dem Herkommen in unserem Hause abzugehen. Was mein Vaterherz dabei empfindet, dass ich Dir auf solche Art meinen und des Vaterlandes Dank aussprechen kann und muss, bedarf keiner Worte.

Dein Dich herzlich liebender, dankbarer Vater

Wilhelm.

42. Die Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreiches.

William Pierson.

Der deutsch-französische Krieg war zu Ende. Nie hatte ein Feldzug glorreichere Trophäen gebracht als dieser siebenmonatige. In 16 Schlachten, die das deutsche Heer gewonnen, in 26 Festungen, die es erobert hatte, waren 11 000 Offiziere und 363 000 Mann zu Gefangenen gemacht, 6700 Geschütze und 120 Adler und Fahnen erbeutet worden. Wie Moltke mit dem Schwerte, so hatte dann Bismarck mit der Feder über Erwarten erreicht: einen Landerwerb, an Umfang zwar mäßig (264 Quadratmeilen mit 1 600 000 Einwohnern), aber unendlich wertvoll durch geschichtliche Erinnerung, und weil er die deutsche Grenze fest machte, und eine Kriegssteuer, groß genug, um nicht bloß den Schaden, den Deutschland in diesem Kriege an seiner Habe erlitten, sondern auch die Kosten zu bezahlen, welche jetzt durch seine Umwandlung aus einem lockeren Staatenbund in einen gesicherten Bundesstaat entstanden.

Denn auch der herrlichste Preis, den das deutsche Volk von diesem Kriege verlangt hatte, war ihm zu teil, es war geeint worden zum deutschen Kaiserreich. Noch während die Kanonen donnerten, während noch das Eisen glühte, hatte im Hauptquartier des preußischen Königs zu Versailles der Kanzler des Norddeutschen Bundes mit den Bevollmächtigten der deutschen Südstaaten die Verträge geschlossen, durch welche alle deutschen Staaten unter Führung Preußens zu einem einzigen Reiche verbunden wurden. Zuerst, am 15. November, unterzeichneten Baden und Hessen, dann am 23. November Bayern, welches sich indes noch einige Sonderrechte ausbedang, zuletzt, am 25. November, Württemberg. Die Fürsten, besonders der König von Bayern, wünschten, daß der König

von Preußen die Rechte, die er über Deutschland empfangen, unter dem Titel eines Deutschen Kaisers ausübe. Auch im Volke selber, am meisten im Süden, legte man auf den ehrwürdigen Kaisernamen großen Wert. Der norddeutsche Reichstag gab der Meinung des deutschen Volkes Ausdruck. Nachdem er (am 9. Dezember) jene Verträge mit den Südstaaten genehmigt hatte, richtete er eine Adresse an den König, in welcher er demselben bat, die deutsche Kaiserkrone anzunehmen. Diese Adresse wurde durch den Präsidenten des Reichstags, Geh. Rat Dr. Simson, dem eine Anzahl Mitglieder beigeordnet waren, nach Versailles überbracht und am 18. Dezember dem König übergeben. Schon einmal war Eduard Simson als Sprecher des deutschen Volkes mit demselben Antrag vor einen König von Preußen getreten, damals umsonst; denn, wie Friedrich Wilhelm IV. sehr richtig geantwortet, „die deutsche Krone wird nur auf dem Schlachtfelde gewonnen." Jetzt war sie so gewonnen, Wilhelm I. hatte sie redlich verdient und war der Mann dazu, sie zu behaupten. So erfüllte er denn den allgemeinen Wunsch; er nahm für sich und seine Nachfolger in der Krone Preußens die deutsche Kaiserwürde an. Es war am 18. Januar 1871 (einem Mittwoch), daß diese bedeutungsvolle Feierlichkeit vor sich ging. Die „Spiegelhalle" (galerie des glaces) des Palastes zu Versailles war der Schauplatz derselben. Ein Altar erhob sich dort, mit einer roten Decke bekleidet, welche das Zeichen des Eisernen Kreuzes trug. Zu beiden Seiten des Altars standen in dichten Reihen ordengeschmückte Mannschaften des deutschen Heeres, ihnen gegenüber eine erlesene Schar von 500 Offizieren, dazwischen zur Linken ein Wald von schlachtenerprobten Fahnen. Um halb zwei Uhr trat der König ein und stellte sich vor dem Altar auf, im Halbkreise um ihn die Vertreter und Abgesandten der deutschen Fürstenschaft: der Kronprinz von Preußen, die Prinzen Karl und Adalbert von Preußen, der Kronprinz von Sachsen, die Großherzöge von Baden, Sachsen-Weimar und Oldenburg, der präsumtive Thronfolger Prinz Wilhelm von Württemberg, drei Prinzen von Bayern, die Herzöge von Coburg, Meiningen und Altenburg, die Erbgroßherzöge von Weimar, Schwerin, Strelitz und Oldenburg, die Erbprinzen von Meiningen, Anhalt und Hohenzollern, zwei Herzöge von Württemberg, Prinz Georg von Sachsen, und Prinz August von Württemberg, der Landgraf von Hessen, der Herzog von Augustenburg, die Fürsten von Schaumburg-Lippe, Schwarzburg-Rudolstadt, Wied, Putbus, Lynar, Pleß, Biron, Croy und Reuß, dann die Generale und Minister, ihnen voran der Kanzler Graf Bismarck.

Als der König eintrat, stimmte ein aus den Soldaten gebildeter Sängerchor einen Psalm an. Nun begann am Altar ein Militärgeistlicher die Liturgie, auf welche die Predigt über Psalm 21 folgte. Nachdem der Gesang „Nun danket alle Gott" und der Segen den Gottesdienst beendet hatten, schritt der König auf die Fahnen zu, verlas vor ihnen die Urkunde über seine Annahme der Kaiserwürde und gab dem Kanzler Grafen Bismarck die Proklamation an das deutsche Volk zu verlesen. Sie lautete also:

„Wir, Wilhelm von Gottes Gnaden König von Preußen, verkünden hiemit: Nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte den einmütigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reichs die seit mehr denn sechzig Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des Deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorhergesehen sind, bekunden Wir hiemit, daß Wir es als Pflicht gegen das gesamte Vaterland betrachten, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß

werden Wir und Unsere Nachfolger in der Krone Preußens fortan den Kaisertitel führen und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reichs und seiner Glieder zu schützen, Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands zu stützen und die Kraft des Volkes zu stärken. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß es dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opferwilligen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherheit gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren wird. Uns aber und Unseren Nachfolgern in der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit „Mehrer des Deutschen Reichs" zu sein, nicht in kriegerischen Eroberungen, sondern in den Werken des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung."

Nachdem Graf Bismarck diese Proklamation verlesen, trat der Großherzog von Baden vor und rief mit lauter Stimme: „Seine Majestät der Kaiser Wilhelm lebe hoch!" Unter den Klängen des „Heil dir im Siegerkranz!" stimmte die ganze Versammlung dreimal voll freudiger Begeisterung ein.

Die Feier war zu Ende; der Kaiser verließ, begleitet von den Fürsten, den Festraum; draußen begrüßte ihn mit schmetterndem Jubel der alte, preußische hohenfriedberger Marsch. Der 18. Januar, einst der Tag der Erhebung Preußens zum Königreich, war jetzt zum Geburtstag des preußisch-deutschen Kaisertums geworden.

43. Das Ludwigslied 1870.

Karl Gustav Schwetschke.

Einen König weiß ich:
geheißen ist er Ludwig,[1])
ein Mann von echten Treuen,
Herr Ludwig, Fürst von Bayerland;
des soll sich Deutschland freuen!

Einen König weiß ich,
viel hoher Ehren löblich,
er will sie machtvoll neuen,
Herr Ludwig, Fürst von Bayerland;
des soll sich Deutschland freuen!

Einen König weiß ich,
im Schilde führt er preislich
den streitbereiten Leuen,
Herr Ludwig, Fürst von Bayerland;
des soll sich Deutschland freuen!

Einen König weiß ich;
auf Weißenburg stürmt freislich[2])
sein Leu mit grimmem Dräuen,
Herr Ludwig, Fürst von Bayerland;
des soll sich Deutschland freuen!

Einen König weiß ich;
zu Recht und Ehre männlich
hält er in festen Treuen,
Herr Ludwig, Fürst von Bayerland.
— Heil Süd und Nord im Hochverband!
Des soll sich Deutschland freuen!

---

[1]) So beginnt das alte Ludwigslied vom Jahre 885, das auf den herrlichen Sieg gedichtet ward, den der westfränkische König Ludwig III. am 3. August 881 über die Normannen bei Saucourt in der Picardie erfocht.

[2]) Von dem altdeutschen Worte vreise = Schrecken, also „schrecklich".

44. Zum Empfang der Sieger.

(Beim Einzug der Truppen in Würzburg am 5. Juli 1871.)

Felix Dahn.

Heil euch im Siegerkranz,
Schirmer des Vaterlands,
glorreiche Schar!
Hoch von des Bergsee's Rand
bis an des Rheines Strand
nahmt ihr die Wehr zur Hand,
kühn, treu und wahr.

Die er sich hold vermeint,
ihr zuerst schlugt den Feind
grimmig aufs Haupt.
Weißenburg, Wörth, Sedan,
Chatillon, Orleans —
Siegeslauf, Ruhmesbahn,
lorbeerumlaubt.

Preußische Heldenschaft,
bay'rische Bergeskraft
fanden sich gleich:
Ihr habt in Glut der Schlacht
ehern den Ring gemacht,
ihr habt uns heim gebracht
Kaiser und Reich.

45. Die Lenkerin des auf dem Siegesthor zu München befindlichen Viergespanns.

(Beim Einzug der Truppen in München am 16. Juli 1871.)

Martin Schleich.

Wohl über'n Rand des Siegesbau's
sah ich Jahrzehnte sich bewegen.
Vergebens lugt' ich oft hinaus,
nichts Würdiges zog mir entgegen.[1])

Viel Volk ging unten aus und ein,
geschmückt, doch nicht mit Siegeszeichen.
Trüb schauten meine Leuen drein,
sie grüssen gern 'mal ihres Gleichen.

Heut aber rührt sich's laut und weit,
mein Löwe rechts erhebt die Tatze,
bekränztes Eisen steht gereiht —
wir sind, scheint's, endlich doch am Platze!

Dies Thor entstand, um à tout prix[2])
die Siegesgöttin einzulassen
Fortunen ähnlich scheint auch sie
den, der sie lockt, vorerst zu hassen

Doch wer, wie ich, so warten kann,
dem glänzt ein Tag aus jeder Nachtung
Ich hab's erlebt! Meinem Gespann
befehl' ich stolzen Haupts nun: „Achtung!"

46. Dem Andenken König Ludwigs I.

(Zum 16. Juli 1871.)

Franz v. Pocci.

Erhebe Dich aus Deiner Gruft, mein König
Bavaria winket Dir mit ehrnem Kranz,
daß selbst Du schreitest durch die Siegespforte
in königlichen Purpurschmuckes Glanz.

---

[1]) Die Bestimmung, die Figur sollte der Stadt den Rücken zuwenden, traf seiner Zeit König Ludwig I. selbst, entgegen der Ansicht einiger Künstler, denn „das siegreich zurückkehrende Heer begrüssend sei sie gedacht". Seit dem 16. Juli 1871 ist nun der Einwurf, des Königs Anordnung sei noch immer nicht in Erfüllung gegangen, haltlos geworden.

[2]) Jeden Preis.

„Wozu das Thor? Wozu die öde Straße?!“
So sprachen sie! Doch heute? — blickt hinaus:
Seht Deutschlands Siegesbanner prangend wehen,
und Bayerns Fahnen zieren jedes Haus!

Seht wie des Heeres tapfre Heldenscharen
sich drängen laubgeschmückt durchs Marmorthor,
und wie bei Trommelwirbeln und Fanfaren
entgegenhallt der vaterländ'sche Chor!

Du hast erbaut die Pforte diesen Siegen;
geahnt hast Du, vergebens sei es nicht;
und wär' es nur für diesen Tag gewesen,
an dem des Volkes Dankesstimme spricht:

Im Grabe sei gesegnet, edler König,
der Du des deutschen Heldentums gedacht!
Sieh Deinen Enkel, blick auf Deine Bayern!
Zu dieses Tages Ruhm sei uns erwacht!

47. Kaiser Wilhelm I.

Das berühmte Wort: „Der König ist der erste Diener seines Staates!“ war ein Vermächtnis Friedrichs des Großen an seine Nachfolger auf dem Throne. In einfacher Herrlichkeit ist der verklärte Kaiser Wilhelm, der 1877 sein siebzigjähriges Dienstjubiläum gefeiert hatte, diesem Königsworte nachgekommen. Siebzigjährige Jubiläen sind Seltenheiten; auch Preußens König würde das seinige später gefeiert haben, wenn es nicht alte Hohenzollernsitte wäre, daß die Prinzen schon zehnjährig in den Kreis des Heeres treten, und wenn nicht besondere Umstände die Ernennung des Prinzen Wilhelm noch um einige Monate früher herbeigeführt hätten, als sonst üblich. — Aber dieser Diensteintritt Kaiser Wilhelms am 1. Januar 1807 ist ein Datum von eigentümlicher Wichtigkeit und verheißungsvoller Vorbedeutung. Das Jahr 1806 hatte den preußischen Staat an den Rand des Verderbens gebracht. Die starke Territorialgewalt des Ostens, von der scharfblickende Deutsche schon seit den Tagen des großen Kurfürsten die Wiedergeburt des dahinwelkenden Reiches erwarteten, schien ihre Sendung verfehlt zu haben; gar manche, sonst nicht untüchtige Männer wähnten, es sei zu Ende mit dem weltgeschichtlichen Berufe dieses Staates. Doch die Mutter des Kaisers wußte es besser. Königin Luise erkannte, daß Preußen nur „eingeschlafen sei auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen“, und sie vertraute in gläubiger Seele darauf, daß es wieder erwachen werde. Und das Jahr 1807 brachte die Erweckung! Die Reorganisation der preußischen Armee nach dem Tilsiter Frieden, der Geist, aus dem heraus sie geschah, der sittliche Ernst, die aufrichtige Selbsterkenntnis, welche sich in der Erneuerung von Staat und Heer bethätigen — „das sind die festen Wurzeln preußischer Kraft!“ Und mit dem ersten Tage 1807, dieses Jahres der beginnenden Wiederherstellung und Verjüngung, trat Kaiser Wilhelm in den Kreis der Staatsdiener ein.

Es war in der Schloßkirche zu Königsberg, an der alten Krönungsstätte der preußischen Herrscher, als Prinz Wilhelm zum erstenmal in Uniform und mit dem Schwarzen Adlerorden geschmückt erschien.

Wenn es ganz nach dem Herkommen gegangen wäre, so hätte Prinz Wilhelm erst am 22. März 1807, seinem zehnten Geburtstage, zum Offizier

ernannt werden sollen; aber am Neujahrstage wußte König Friedrich Wilhelm III. bereits, daß vor den herandrängenden Franzosen Königsberg geräumt werden müsse und daß sich dann „keine Gelegenheit finden werde, den Prinzen ordentlich einzukleiden". Am 3. Januar mußte die schwer kranke Königin mit ihren Kindern nach Memel abreisen. Hier that der Fähnrich Prinz Wilhelm am 3. Oktober zum erstenmal Dienst bei der Spezialrevue des Bataillons Garde.

Die Zeit der großen Reformen begann; aber die Zeit der Schmerzen war noch nicht zu Ende. Das größte und tiefste Leid traf das königliche Haus und das ganze Volk, als im Juli 1810 die Königin Luise starb.

Prinz Wilhelm, Weihnachten 1807 zum Sekondlieutenant befördert, lebte und webte im militärischen Treiben. Die Brigadeaufstellungen, welche zu Königsberg 1808 begannen und eine Probeschule neuer Taktik wurden, sowie die Yorkschen Feldübungen bei Berlin und Potsdam, gaben dem Geiste des Prinzen lebendige Anschauungen, und das Studium der Werke Friedrichs des Großen nährte ihn mit weiten Ideen.

Endlich schlug für Preußen die Stunde der Erhebung, und begeistert strömte das Volk zu den Fahnen. Prinz Wilhelm aber, der für schwächlich galt, mußte, trotz seiner innigsten Bitten, zunächst in Breslau zurückbleiben; eine harte Prüfung in Entsagung und schweigendem Gehorsam. Inzwischen avancierte der Prinz am 15. Juni 1813 zum Premierlieutenant. — Endlich am 30. Oktober nahm ihn der König ins Hauptquartier, beförderte ihn vier Tage später zum Kapitän, und der Tag, an dem Prinz Wilhelm seit sieben Jahren Soldat war, der 1. Januar 1814, wurde ihm in schönster Weise verherrlicht: Er ging bei Mannheim mit dem Sackenschen Corps über den Rhein, nachdem unter seinen Augen die starke Neckarschanze des linken Ufers genommen worden war. Zu Langres, im großen Hauptquartier der Verbündeten, stand der Prinz sodann dem Mittelpunkte der Ereignisse unmittelbar nahe, und die große Zahl bedeutender Männer, die er hier kennen und würdigen lernte, reifte sein Wesen. Am 2. Februar, beim Bereiten der Gefechtsstellung von Rosnay, kam er zum erstenmal ins Feuer; am 26. Februar ritt er bei Bar sur Aube mit dem russischen Kürassier-Regiment Pskow zum Angriff vor und hielt sich bei dem Infanterie-Regiment Kaluga mit so großer Ruhe und Sicherheit im feindlichen Gewehrfeuer, daß die Offiziere des Stabes ihre herzliche Freude daran hatten. Kaiser Alexander I. schmückte ihn dafür mit dem St. Georgenorden 4. Klasse, und am 10. März, dem Geburtstage der Königin Luise, verlieh ihm der König das Eiserne Kreuz.

Am 31. März 1814 zog Prinz Wilhelm, den Buchsbaumzweig auf dem Tschako und die weiße Binde am Arme, mit den Monarchen in Paris ein, umjubelt vom französischen Volke, dessen Unzuverlässigkeit und Wandelbarkeit auf den jungen Fürsten einen tiefen Eindruck machten. Gekräftigt, gereift und am 30. Mai 1814 zum Major befördert, kehrte er im August in die Heimat zurück.

Der Kriegslärm verstummte auf kurze Zeit. Am 8. Juni 1815 wurde Prinz Wilhelm eingesegnet. Dem Glaubensbekenntnisse, das er niedergeschrieben, hatte er eine Reihe von „Lebensgrundsätzen" beigefügt, welche den tiefsten Blick in sein Wesen gewähren und deren Kenntnis den geliebten Herrn recht eigentlich verstehen lehrt. Darum mögen einige der wichtigsten Sätze hier wiederholt werden. Da heißt es:

Ich erkenne es mit dankbarem Herzen für eine große Wohlthat, daß mich Gott in einem hohen Stande hat lassen geboren werden, weil ich in demselben mehr Mittel, meinen Geist und mein Herz zu bilden, ein reiches Vermögen,

aus mir Gutes zu stiften, besitze. Ich freue mich dieses Standes — nicht um der Auszeichnung willen, die er mir unter den Menschen verleiht, auch nicht um der Genüsse willen, die sich mir in demselben darbieten, sondern um deswillen, daß ich in demselben mehr wirken und leisten kann. Ich weiß, was ich als Mensch und als Fürst der wahren Ehre schuldig bin. Nie will ich in Dingen meine Ehre suchen, in denen nur der Wahn sie finden kann. — Meine Kräfte gehören der Welt, dem Vaterlande. Ich will daher unablässig in dem mir angewiesenen Kreise thätig sein, meine Zeit auf das beste anwenden und so viel Gutes stiften, als in meinem Vermögen steht. Ich will ein aufrichtiges und herzliches Wohlwollen gegen alle Menschen, auch gegen die geringsten — denn sie sind alle meine Brüder — bei mir erhalten und beleben. Doch will ich, meiner Pflicht gemäß, alles aufbieten, daß das Werk der Heuchelei und Bosheit zerstört, das Schlechte und Schändliche der Verachtung preisgegeben und das Verbrechen zur verdienten Strafe gezogen werde; davon darf mich kein Mitleid zurückhalten. Nie will ich des Guten vergessen, das mir von Menschen erwiesen worden ist. Den Pflichten des Dienstes will ich mit großer Pünktlichkeit nachkommen und meine Untergebenen zwar mit Ernst zu ihrer Schuldigkeit anhalten, ihnen aber auch mit freundlicher Güte begegnen."

So schrieb Kaiser Wilhelm als achtzehnjähriger Jüngling. Ein kurzer Ueberblick über sein Leben im Dienste wird zeigen, wie er sich das selbstgegebene Versprechen hielt.

Der Krieg entbrannte aufs neue. Bei Ligny und Belle-Alliance leuchteten die Waffen Preußens. Die hundert Tage rauschten vorüber. Prinz Wilhelm kam in dieser Zeit nicht vor den Feind. Am 13. Juli 1815 traf er zum zweitenmal in Paris ein; bei den Uebungen, welche dort den September hindurch stattfanden, führte er das 2. Bataillon des 1. Garde-Regiments zu Fuß, und es ist merkwürdig genug, daß unser Kaiser die gründliche Schule als Bataillons-Commandeur auf dem Pariser Marsfelde gemacht, daß er auf eben diesem Felde damals der großen Fahnenweihe preußischer Regimenter beigewohnt hat.

Am 30. März 1817 wurde Prinz Wilhelm zum **Oberst** befördert und erhielt Sitz und Stimme im Staatsrate. Am 6. Juni ernannte ihn der König, in Anerkennung seiner militärischen Bestrebungen, zum **Chef** des 7. **Infanterie-Regiments**, und auf der Reise nach Rußland, wohin der Prinz seine geliebte Schwester, die Prinzessin Charlotte, als Braut des Großfürsten Nikolaus geleitete, erschien er in den berührten preußischen Garnisonstädten als Bevollmächtigter des Königs und Inspecteur der Truppen und Festungswerke. Im Februar 1818 ernannte Kaiser Alexander den Prinzen zum **Chef des Infanterie-Regiments Kaluga**, mit dem er bei Bar sur Aube zum erstenmal im Feuer gewesen war. Um diese Zeit trat Prinz Wilhelm das Kommando der 1. Garde-Infanterie-Brigade an und sah sich am 30. März zum **Generalmajor** befördert. Als dann der König und der Kronprinz im Mai auf zwei Monate nach Rußland reisten, wurde dem Prinzen die Oberleitung sämtlicher Militärangelegenheiten übertragen, die er zur vollsten Zufriedenheit seines Vaters verwaltete. Dem entsprach es, wenn der Prinz 1819 zum Mitgliede des Kriegsministeriums mit Sitz und Stimme ernannt wurde.

Am 1. Mai 1820 erhielt Prinz Wilhelm das **Kommando der 1. Garde-Division**, und im folgenden Jahre den Vorsitz einer Kommission, die das Exerzierreglement der Infanterie umarbeiten sollte. Im Jahre 1822 präsidierte er einer gleichen Kommission, welche eine Instruktion für die Aufstellung und den Gebrauch größerer Kavalleriemassen entwarf, nachdem er selbst unter General

von Borstell eine Reiterdivision von sechs Regimentern bei Berlin befehligt hatte, eine Aufgabe, welche sich 1823 unter General von Knobelsdorff wiederholte.

Am 22. März 1824, also am 27. Geburtstage des Prinzen, vertraute ihm der König die Führung des III. Armee-Corps an, und gerade ein Jahr darauf ernannte er ihn zum Kommandierenden General desselben Corps. Dabei erhielt der Prinz ausnahmsweise die Führung der 1. Garde-Division, so daß er einen Wirkungskreis und eine Arbeitslast von ganz ungewöhnlicher Größe überkam. Am 10. Jahrestage der Schlacht von Belle-Alliance erfolgte seine Ernennung zum Generallieutenant. Im Herbste 1827 führte der Prinz das brandenburgische Armee-Corps zum erstenmale dem Könige vor und manöverierte unter großem Beifall der ausgezeichnetsten Generale gegen den Commandeur des Garde-Corps, Herzog Karl von Mecklenburg.

Wie Prinz Wilhelm im Herbst 1823 den Uebungen der polnischen und litauischen Armee vor Kaiser Alexander beigewohnt, wie er im Januar 1825 zur Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus nach Petersburg gegangen war, so weilte er auch im Winter 1827/28 in Rußland und war Zeuge der Kriegsvorbereitungen gegen die Türkei. Die russischen Verhältnisse lernte er somit in der genauesten Weise kennen, und die verwandtschaftlichen Beziehungen zum russischen Hofe wurden bald noch inniger durch die Vermählung des Prinzen Wilhelm mit der Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar, die zu Berlin am 11. Juni 1829 in Gegenwart des russischen Kaiserpaares stattfand.

Am 18. Oktober 1831, dem glorreichen Erinnerungstage von Leipzig, wurde dem Prinz Wilhelm ein Sohn geboren: Friedrich Wilhelm Nikolaus, der nachmalige Kronprinz, dann Kaiser des Deutschen Reiches, Friedrich.

Am 30. März 1838 erhielt Prinz Wilhelm das Kommando des Garde-Corps und zugleich die Ernennung zum Generalinspecteur einer Armee-Abteilung. Doch 1839 erkrankte er leider schwer an einer Brustentzündung und mußte Heilung in Ems, Baden, der Schweiz und Ober-Italien suchen. Am 1. Juni 1840 kommandierte der Prinz die Truppen bei der Grundsteinlegung des Monuments Friedrichs des Großen, der schönen, wehmütigen Feier, welcher sein geliebter Vater, dessen Lebenslicht erlosch, nur noch von fern, vom Fenster seines Palais aus, beiwohnen konnte.

Nach dem Regierungsantritt Seiner Majestät König Friedrich Wilhelms IV. nahm Prinz Wilhelm den Titel des „Prinzen von Preußen" an, und bei der Huldigung zu Königsberg ward er am 11. September 1840 zum General der Infanterie befördert.

Mit warmer Teilnahme und eifriger Thätigkeit unterstützte der Prinz die Bestrebungen seines königlichen Bruders für die Hebung des deutschen Bundeskriegswesens.

Als im September 1841 die erste Inspektion der deutschen Bundestruppen stattfand, besichtigte der Prinz von Preußen das österreichische Kontingent. Bei dieser Gelegenheit ernannte ihn Kaiser Ferdinand zum ersten Chef des Ungarischen Infanterie-Regiments Nr. 34.

Am 35. Jahrestage seines Diensteintritts, dem 1. Januar 1842, sah sich der Prinz vom Könige während dessen Aufenthalts in England mit Leitung sämtlicher Militär- und Zivil-Staatsgeschäfte betraut, und am 6. Juni desselben Jahres feierte er das 25 jährige Jubelfest als Chef seines 7. Infanterie-Regiments. Er war viel unterwegs. Im August wohnte er der Revue des russischen Garde-Grenadier-Corps bei, im September der Königsrevue des vereinigten 7. und 8. Armee-Corps bei Euskirchen — und überall, wo er erschien,

geschah es als Vertreter des guten, altpreußischen Geistes klarer Ordnung, einsichtigen Erkennens, fester Zucht. Nach Schluß der großen Uebungen und der Königsrevue, welche im September 1843 über die Garde, das III. Corps und das Kavallerie-Corps bei Berlin abgehalten worden, stellte der König am 3. Oktober den Prinzen von Preußen à la suite des 1. Garde-Regiments z. F., zur Erinnerung an jene erste Spezialrevue des Garde-Bataillons in Memel vom 3. Oktober 1807.

Die folgenden Jahre brachten eine Reihe großer militärischer Aufgaben: 1843 die Revue des X. Bundes-Corps bei Lüneburg, 1844 die Reise nach England, 1845 die Kavallerie-Uebungen des II. Corps bei Stargard, 1846 Uebungen bei Warschau, Wien und Theresienstadt. So kam das traurige Jahr 1848 heran. — An den schmerzlichen Ereignissen der Märztage hat der Prinz von Preußen keinerlei praktischen Anteil gehabt. Seine Sendung nach England ersparte ihm das traurige Schauspiel, wie das Garde-Corps, dem Befehle folgend, Berlin räumte. Mit desto größerer Freude begrüßte er von London aus das erste Aufblitzen der preußischen Waffen in Schleswig-Holstein. Anfang Juni kehrte er in die Heimat zurück.

Die unfreiwillige Muße, welche die Verhältnisse ihm auferlegten, benutzte er zu eingehenden Studien über die Entwicklung des deutschen Bundeskriegswesens, welche eben damals durch die Thätigkeit der Bundes-Militär-Kommission in ein neues Stadium getreten war. Die Resultate seiner Arbeiten faßte der Prinz in den „Bemerkungen zu dem Gesetzentwurf über die deutsche Wehrverfassung" zusammen, welche im Januar 1849 ohne seinen Namen erschienen und in ihrer scharfen Klarheit, in ihrer schlagenden Sicherheit und Kraft wesentlich dazu beigetragen haben, die Verwirrung, die Hast und die Benommenheit zu beseitigen, von welcher damals so viele sonst wohldenkende Männer befallen waren. Die Grundsätze, welche der Prinz in jener Schrift entwickelt, sind heute allgemein, auch wohl von den meisten seiner damaligen Gegner anerkannt.

Am 8. Juni 1849 ernannte der König den Prinzen von Preußen zum Oberbefehlshaber der Operations-Armee in Baden und in der Pfalz. Sechs Tage später erfolgte das Gefecht bei Kirchheimbolanden, am 16. Juni der Entsatz von Landau, am 20. der Uebergang über den Rhein bei Germersheim.

Der 23. Juni brachte das Gefecht von Upstadt, der 25. das von Durlach und den Einmarsch in Karlsruhe. Die Gefechte von Bischweier und von Kuppenheim am 29. und 30. Juni schlossen die Operationen im freien Felde ab. Vom 19. bis zum 23. Juli wurde Rastatt belagert und bezwungen. Bevor die Aufständischen ausrückten, um vor den Preußen die Waffen zu strecken, dankte der Prinz seinen Truppen für ihre Tapferkeit und Treue und wies in eindringlichen Worten darauf hin, wie sie in wenig Augenblicken das traurige Schicksal der Entwaffnung von Soldaten erblicken würden, die ihrem Fürsten und ihren Fahnen eidbrüchig geworden seien. Dann aber entfernte er sich, ehe der Ausmarsch begann: „Ich will diese Leute nicht sehen!" Nach der Kapitulation empfing der Prinz am 24. Juli den Orden pour le mérite und die Schwerter zum Roten Adler-Orden.

Am 13. Oktober führte der Prinz selbst das 1. Bataillon (Berlin) 2. Garde-Landwehr-Regiments nach Berlin hinein und wurde hier mit Begeisterung empfangen. Wohl versteht man ihn, wenn er bei dieser Gelegenheit wiederholt darauf hinwies, welchen unschätzbaren Hort Preußen in der verhängnisvollen Zeit an seinem festen, treuen Heere gehabt.

Noch ehe der Prinz Baden verlassen hatte, war er von Seiner Majestät dem Könige zum Militär-Gouverneur am Rhein und in Westfalen, und zum Oberbefehlshaber der einstweilen noch in Baden und in Frankfurt am Main stehenbleibenden preußischen Truppen ernannt worden. 1850 wohnte er den Revuen über russische Truppen in Warschau und Petersburg und der Grundsteinlegung der neuen Burg zu Hohenzollern bei.

Als im Herbst 1850 die Mobilmachung der Armee befohlen wurde, erfolgte die Ernennung des Prinzen von Preußen zum Kommandierenden einer Armee, welche aus der Garde, dem 2., 3. und 6. Armee-Corps bei Berlin zusammengezogen werden sollte. Indessen trat schon im Februar 1851 die Armee auf Friedensfuß und der Prinz in die Stellung des Militär-Gouverneurs am Rhein und in Westfalen zurück.

Im Jahre 1852 bei der Feier der vor hundertfünfzig Jahren erfolgten Einverleibung der Grafschaft Mörs in den preußischen Staat empfing der Prinz die erste der neugestifteten Denkmünzen des Hausordens von Hohenzollern. Im folgenden Jahre wohnte er Truppenübungen in England und Oesterreich bei und sah bei Olmütz zum erstenmal das ungarische Regiment, dessen Chef er war.

Das Jahr 1854 brachte dem Prinzen von Preußen die Ernennung zum Generaloberst der Infanterie mit dem Range eines Feldmarschalls (20. März), das schöne Fest der silbernen Hochzeit und die Verlobung seiner beiden Kinder: der Prinzeß Luise mit dem Großherzog von Baden und des Prinzen Friedrich Wilhelm mit der Prinzeß Royal von Großbritannien und Irland. Am 14. September wurde der Prinz von Preußen zum Gouverneur von Mainz ernannt.

Am 15. Oktober 1855 feierte Friedrich Wilhelm IV. sein fünfzigjähriges militärisches Dienstjubiläum, bei welchem ihm der Prinz den von der Armee dargebrachten Ehrendegen überreichte.

Der 1. Januar 1857 brachte ihm das gleiche Fest. Er erhielt vom Könige einen Degen, von der Armee einen Schild, von den Veteranen einen Helm als Ehrengeschenk, und der König ernannte ihn zum Chef des 7. Husaren-Regiments. Den Schild überreichten nach einer Ansprache, welche der König selbst hielt, die Feldmarschälle v. Wrangel und Graf Dohna.

Bald sollte die Bürde der Regierung auf des Prinzen Schultern gelegt werden. Am 23. Oktober 1857 erkrankte König Friedrich Wilhelm IV., und der Prinz von Preußen wurde mit der Stellvertretung desselben betraut; am 7. Oktober des folgenden Jahres wurde ihm die Regentschaft übertragen.

Dem neuen Ministerium hielt der Regent am 8. November eine Ansprache, welche das Programm der neuen Regierung entrollte und in ganz Deutschland mit lebhafter Zustimmung begrüßt wurde. Die Ansprache erklärte sich mit ruhiger Klarheit für ein verfassungsmäßiges Regiment und betonte die Vertretung der Interessen Deutschlands als Preußens heilige Pflicht. Mit bedeutungsvollen Worten gedachte sie endlich des Heeres: „Die Armee hat Preußens Größe geschaffen und dessen Wachstum erkämpft; ihre Vernachlässigung hat eine Katastrophe über sie und dadurch über den Staat gebracht, die glorreich verwischt worden ist durch die zeitgemäße Reorganisation des Heeres, welche die Siege der Befreiungskriege bezeichneten. Eine vierzigjährige Erfahrung und zwei kurze Kriegsepisoden haben uns indessen auch jetzt aufmerksam gemacht, daß manches, was sich nicht bewährt hat, zu Abänderung Veranlassung geben wird. Dazu gehören ruhige politische Zustände und Geld, und es wäre

ein schwer sich bestrafender Fehler, wollte man mit einer wohlfeilen Heeresverfassung prangen, die deshalb im Momente der Entscheidung den Erwartungen nicht entspräche. Preußens Heer muß mächtig und angesehen sein, um, wenn es gilt, ein schwerwiegendes politisches Gewicht in die Wagschale legen zu können."

Während des italienischen Krieges erfolgte im Mai 1859 eine teilweise Mobilisierung der Armee, und als am 27. Juli die Truppenteile wieder demobilisiert wurden, behielt man die aufgestellten neuen Kadres bei und begann damit thatsächlich die Ausführung der Heeres-Reorganisation. In der Thronrede vom Januar 1860 erklärte der Regent die Beseitigung der in der Wehrverfassung hervorgetretenen Uebelstände für seine Pflicht und sein Recht und nahm die verfassungsmäßige Mitwirkung des Landtages dazu in Anspruch. Allein das Abgeordnetenhaus zeigte sich schwierig, und das Herrenhaus verwarf die Grundsteuervorlagen, aus deren Ertrag die Mehrkosten der neuen Einrichtung bestritten werden sollten. Es kam eine schwere Zeit für den Regenten. Nur zu außerordentlichen Bewilligungen waren die Kammern zu bewegen, und das eigenste Werk des Prinz-Regenten, von dessen Notwendigkeit er auf das tiefste überzeugt war, schien in steter Gefahr, noch während des Entstehens an dem Widerstande der anderen Faktoren der Gesetzgebung zu scheitern. So standen die Dinge, als Friedrich Wilhelm IV. die Augen schloß und der Regent als König Wilhelm I. am 2. Januar 1861 den Thron bestieg. Seine ersten Maßnahmen galten dem großen Werk der Heererneuerung. Den festen Willen, es aufrecht zu erhalten, bekundete er durch die Fahnenweihe am 18. Januar. Vor dem Standbilde Friedrichs des Großen wurden die Fahnen und Standarten der neugebildeten Regimenter und Bataillone, im ganzen 132 Feldzeichen, feierlich eingesegnet. Damit war der Armee thatsächlich ihre notwendige Vergrößerung und Neugestaltung gesichert, wenn auch die gesetzliche Bestätigung noch ausstand.

Am 18. Oktober 1861 fand zu Königsberg die Krönung statt, aber sorgenfrei war auch die Krönungsstunde nicht, denn noch immer stand eine starke Gegnerschaft dem Willen des Königs, welcher an der von ihm als absolut notwendig erkannten Heeres-Reorganisation festhielt, gegenüber, und schwer litt der König unter der ihm so schmerzlichen Aufgabe, diesen Kampf durchzufechten.

Am 17. März 1863 vereinigte er alle noch lebenden Inhaber des Eisernen Kreuzes und legte in ihrer Mitte den Denkstein für das Monument seines in Gott ruhenden Vaters. Gegen 4000 Veteranen versammelten sich in Berlin — eine Vereinigung von so ergreifendem und rührendem Charakter, wie sie vielleicht niemals in der Welt beisammen war.

Das Fest war ernst und ernst waren die politischen Anzeichen, die der Sommer brachte: vor allem der vom österreichischen Kaiser nach Frankfurt berufene Fürstentag, auf welchem König Wilhelm nicht erschien. Doch erfolgte zunächst noch ein Bündnis mit Oesterreich und der gemeinschaftliche Feldzug nach Schleswig-Holstein. — Von dem Augenblicke an, wo das Schwert aus der Scheide fuhr, wurde die Luft leichter und freier. Hochbeglückt eilte der König nach der Erstürmung Düppels nordwärts und sprach den tapferen Truppen seinen Dank aus. — Doch der am 30. Oktober geschlossene Wiener Friede enthielt die Keime eines neuen, größeren Krieges, und das Denkmal für den Dänischen Krieg, zu welchem der König am 18. April 1865 in Berlin den Grundstein legte, sollte weit hinauswachsen über seine ursprüngliche Bedeutung! Die Gasteiner Konvention überbrückte nur auf kurze Zeit die Kluft, welche Oesterreich und Preußen trennte; die Vorschläge Preußens zu einer den thatsächlichen Ver-

hältnissen entsprechenden Neuordnung des Deutschen Bundes wurden zurückgewiesen; Oesterreich zog das Schwert und am 18. Juni 1866 erklärte König Wilhelm das Vaterland in Gefahr. Da schmolz allmählich das Eis der Verstimmung, und der Kanonendonner von Königgrätz übertönte mit seiner gewaltigen, weltgeschichtlichen Sprache die Dissonanzen, die so lange Ohr und Herz gequält. Am 17. August wurde dem Landtage die königliche Botschaft vorgelegt, welche die Vereinigung von Hannover, Hessen, Nassau und Frankfurt mit dem preußischen Staate aussprach, und im Oktober wurde die Heeres-Reorganisation gesetzlich vollendet unter Errichtung dreier neuer Armee-Corps in Schleswig, Hannover und Hessen.

Das große Werk war vollendet und als der König am 1. Januar 1867 sein sechzigjähriges Dienstjubiläum feierte, als er jene Ehrensäule entgegennahm, die jetzt den Rittersaal des Schlosses schmückt, als die Trophäen des Oesterreichischen Krieges in der Potsdamer Garnisonkirche die Grabstätte Friedrichs umrauschten, da mochte König Wilhelm sich des heißerrungenen Sieges in tiefster Seele freuen! Weit über jedes Denken und Hoffen hinaus war ihm das Herrlichste gelungen. Größer, schöner, vollkommener konnte die hingebende, treue Pflichterfüllung durch sechzig lange Jahre ernsten, oft so schmerzlich schweren Dienstes wahrlich nicht gekrönt werden. Und dennoch: das Erhabenste stand noch bevor!

Es bedarf hier keiner Erzählung dessen, was in den Jahren 1870/71 Großes geleistet worden ist.

Am 14. Januar 1871 erließ der König das Schreiben an die deutschen Fürsten, in welchem er die Annahme der deutschen Kaiserkrone aussprach, und am alten preußischen Krönungstage, am 18. Januar, verkündete er sich in dem Schlosse Louis XIV. zu Versailles als Deutscher Kaiser. — Welche Empfindungen müssen das Herz des edlen Monarchen erfüllt haben, als er am 1. März Revue auf den Longchamps hielt, und seine Heere in das unterworfene Paris einzogen! Sein ganzes Leben faßte sich in diesen Augenblicken mit wunderbarer Einheitlichkeit zusammen; die Erinnerung an die Leiden und an die Triumphe der Jugend mischten sich mit dem Gedächtnis an die Sorgen und die unerhörten Triumphe des Alters, und über alles, was ihn glänzend und glorreich umgab, konnte sich der erquickende still beglückende Gedanke erheben, wie er, der Kaiser, treu geblieben sei dem Jugendvorsatz, den er einst mit seinem Glaubensbekenntnis ausgesprochen hatte: „Meine Kräfte gehören der Welt, dem Vaterlande!"

Und nun kam die Zeit der inneren Einrichtung des neu erbauten Hauses unseres Volkes, und wohl konnte der Kaiser bis zum Frühjahr 1878 herab auch auf diese Periode mit Genugthuung und Befriedigung zurückblicken. — Die Wehrordnung des Reichs stund fest, seine Verfassung war auf guten Grund gebaut; seine Institutionen entwickelten sich zu immer vollkommenerer Einheit. So schien dem siegreichen Feldherrn, dem Gründer des wiedererstandenen Reiches deutscher Nation, seit Jahren der mächtige Schirmer des Friedens, ein sonniger Abend seines thatenreichen Lebens beschieden. Mit Stolz blickten die Deutschen beider Welthälften auf ihn, mit Achtung die fremden Nationen. Man hat betont, wie der Kaiser in vielen Beziehungen seinem Vorfahren Friedrich Wilhelm I. glich, mit dem er die Einfachheit des Sinnes, die Liebe zur Häuslichkeit, die Sorge für das Wohl seiner Unterthanen und viele der Eigenschaften des Charakters teilte. Aber es ist auch mit Recht auf einen Hauptunterschied zwischen ihm und dem noch lange nicht genug anerkannten Vater

Friedrichs des Großen hingewiesen worden, welcher darin besteht, daß der Schöpfer der preußischen Heeresmacht zuweilen strenge und hart wider seine Umgebung sein konnte, während der Reorganisator jener dies niemals gewesen ist. Nie hatte der Kaiser absichtlich jemandem böses gethan, nie jemanden gekränkt oder ihm Kummer zugefügt; er konnte es nicht über sich gewinnen, ein richterliches Todesurteil zu bestätigen. Den liebenswürdigen Zügen des Herzens entsprachen die gewinnendsten Manieren. Sein einziges Denken war auf das Glück und das Wohlergehen des Volkes und der ihn umgebenden Persönlichkeiten gerichtet. Man kann sich unmöglich ein schöneres Vorbild eines edlen, wohlmeinenden, greisen Monarchen denken, als es der Deutsche Kaiser gewesen ist, der mit den vorzüglichsten Erfordernissen eines Regenten so viele menschliche Tugenden vereinigte. Selbst wenn dem Kaiser die Glorie des Thrones gefehlt hätte, die Liebe des Volkes, seiner großen Seele und seines gesegneten Alters wegen, würden ihm nicht gefehlt haben. Gerecht und milde, gewann seine persönliche Erscheinung die Herzen aller. Konnte je ein Fürst vertrauen, daß ihn seine leutselige Güte zum Liebling des kleinen Mannes machen würde, daß er in der Hütte des Geringsten seines Volkes sicher ruhe, so durfte es Kaiser Wilhelm.

Da haben plötzlich gewaltige Unglücksschläge alle treuen Herzen im Vaterlande getroffen und gebeugt. Die ruchlose Hand von Meuchelmördern erhob sich gegen das ehrwürdige Silberhaupt des Monarchen, das, ergraut in einem mit Ruhm und Ehre gekrönten Leben, auch ganz abgesehen vom Glanz der Krone, von der Würde des Herrschers, aus rein menschlichen Erwägungen die höchste Ehrfurcht hätte gebieten sollen. Zweimal wurde auf den Kaiser in den Straßen seiner Hauptstadt geschossen, an derselben Stätte, welche ihn bei der Heimkehr als Sieger mit Lorbeerkränzen überhäuft sah! — — Das erste Mal, am 11. Mai 1878, hatte der fluchwürdige Versuch keine nachteiligen äußeren Folgen, mag auch des bitteren Gefühles genug in der Seele des Kaisers zurückgeblieben sein, so sehr sich gleichwohl die ganze deutsche Nation bemühte, in Kundgebungen aller Art die Anhänglichkeit, Treue und Verehrung zu beweisen, welche es seinem Oberhaupt widmete, und ihm dabei zu zeigen, wie fest das deutsche Reich in den Herzen seiner Bürger verankert sei. Doch binnen drei Wochen, am 2. Juni, blutete der schwer verwundete Kaiser wirklich unter dem grausamen Mordanschlag eines seiner Unterthanen, nur wenige Tage später als er die erschütternde Nachricht erhalten (31. Mai), daß ein Kriegsfahrzeug, der „Große Kurfürst“, der Stolz des Deutschen Meeres und des Deutschen Reiches, mit hunderten von braven deutschen Männern tief gebettet unter den Wogen liege. Die ehrlichen Kugeln des Schlachtfeldes wie die tückischen der Franctireurs hatten einst den Kaiser verschont, die Geschosse eines Deutschen, welcher durch ein Verbrechen die Zukunft zu ändern glaubte, trafen ihn! Der Kaiser sprach es selbst aus, tiefer als durch das meuchelmörderische Blei sei sein Herz durch die Freventhat an sich verletzt worden. Ein Aufschrei des Entsetzens und Abscheues ging durch ganz Deutschland, durch Europa, ja durch die ganze zivilisierte Welt, als die neue Schreckenskunde den Erdball überflog! Deutschland hatten die Schüsse gegolten, die Menschheit fühlte sie! Kummer, Scham, Schmerz und Zorn bewegten alle Gemüter, und wurden diese Gefühle noch gesteigert durch die in erschreckendem Umfang hervortretenden Zeichen einer weit verbreiteten sittlichen Verirrung und Verwilderung.

Allein wie schwer auch die Prüfungen der Vorsehung waren, die deutsche Nation verzagte nicht. Sie erhob in jenen verhängnisvollen Tagen, als wider göttliche und menschliche Ordnung ein Abgrund voll Umsturzgedanken sich auf-

that, ihre Augen zu den Bergen, von welchen früher oder später immer Hilfe kommt. Während die Wage zwischen Furcht und Hoffnung schwankte, erflehte aller Orten das Volk vom König der Könige die Erhaltung und Heilung seines geliebten Monarchen, es warf sich auf die Knie und betete mit Inbrunst für sein köstliches Kleinod, für seinen teueren, durch die dreifache Majestät des Ranges, des Ruhmes und des verehrungswertesten Greisenalters geweihten Kaiser. Der Schutz des Allmächtigen zeigte sich rasch und deutlich; bald konnten die Deutschen wieder mit den Worten des alten Rolandsliedes, dort wo es Karl den Großen schildert, sagen:

„Weiß glänzt sein Bart auf roter Wange,
das edle Antlitz lächelt mild,
sanft ist sein Wort, doch fest vom Klange,
— er ist ein echtes Kaiserbild!"

Gegenüber von solchen Freveln und überwältigt von Trauer und Besorgnis sprach sich aber auch allgemein der Drang aus, nicht nur den Abscheu, sondern ebenso die Liebe des ganzen Volkes zu bekunden. Es wurde daher alles aufgeboten, um dem für sein deutsches Volk so schwer, aber mit bewundernswerter Geduld und Sanftmut leidenden Kaiser auf seinem Schmerzenslager möglichst viel Freude zu bereiten. Damals ist ein neuer Beweis geliefert worden, daß von den Gestaden der Nord- und Ostsee bis an den Fuß der höchsten Zinnen Deutschlands, bis zur Zugspitze, dem Wetterstein und dem Karwendel nur die vollste und unwandelbarste Hingabe und Verehrung gegen den Einiger und Beschützer unseres großen Vaterlandes herrscht, welcher überdies vom März bis Juni 1878 als Vermittler zwischen mächtigen Reichen und deren Regenten sein mühevolles, aufopferndes Amt zum Wohle der gesamten Welt geübt hat und ferner übte.

Noch fast ein Jahrzehnt war es dem geliebten Kaiser und Herrn vergönnt, sich des steten Wachstumes des Reiches zu erfreuen! Da verlangte die Natur ihr Recht — die deutsche Nation verlor ihren höchsten Vertreter, ihren besten Freund, die Armee ihren Feldherrn! Am 9. März 1888 schied Kaiser Wilhelm der Siegreiche mit einem Segenswunsch für sein Heer dahin.

48. Kronprinz Friedrich Wilhelm.

Oskar von Redwitz.

So pflichttreu wie der Vater ist der Sohn,
dies schöne Menschenbild voll Kraft und Güte,
dies Ideal von deutscher Mannesblüte —
so würd'ge Zier einst für den Königsthron.

Wem je sein lichtes Aug' geleuchtet schon
im Doppelglanz von Geist und von Gemüte,
der fleht mit mir, daß Gott ihn treu behüte
als freud'gen Stolz der ganzen Nation.

Und also ist das Königs Haus beschaffen,
und so beseelt das ganze Volk in Waffen,
nur eine Pflicht allzeit und allewegen,

weil an sich selbst auf seinem Fürstenstuhle
der König übt der Pflichten strengste Schule. —
Welch schlicht Geheimnis! Doch wie groß sein Segen!

39. Die Wacht am Rhein.

Max Schneckenburger.

Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter sein?
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Durch hunderttausend zuckt es schnell,
und aller Augen blitzen hell.
Der deutsche Jüngling, fromm und stark,
beschirmt die heil'ge Landesmark.
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Er blickt hinauf in Himmelsau'n,
wo Heldengeister niederschaun,
und schwört mit stolzer Kampfeslust:
„Du, Rhein, bleibst deutsch wie meine Brust."
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
fest steht und treu die Wacht am Rhein!

„Und ob mein Herz im Tode bricht,
wirst du doch drum ein Welscher nicht;
reich wie an Wasser deine Flut
ist Deutschland ja an Heldenblut."
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
fest steht und treu die Wacht am Rhein!

„So lang ein Tropfen Blut noch glüht,
noch eine Faust den Degen zieht,
und noch ein Arm die Büchse spannt,
betritt kein Feind hier deinen Strand."
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Der Schwur erschallt, die Woge rinnt,
die Fahnen flattern hoch im Wind:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wir alle wollen Hüter sein!
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
fest steht und treu die Wacht am Rhein!

50. Für Bayern.

Michael Oechsner.

Gott mit dir, du Land der Bayern,
deutsche Erde, Vaterland!
Ueber deine weiten Gauen
ruhe seine Segenshand!
Er behüte deine Fluren,
schirme deiner Städte Bau,
und erhalte dir die Farben
eines Himmels — weiss und blau!

Gott mit uns, dem Bayernvolke,
dass wir unsrer Väter wert,
fest in Eintracht und in Friede,
bauen unsers Glückes Herd!
Dass mit Deutschlands Bruderstämmen
einig uns der Gegner schau',
und den alten Ruhm bewähre
unser Banner — weiss und blau!

Gott mit ihm, dem Bayernkönig!
Segen über sein Geschlecht!
Denn mit seinem Volk im Frieden
wahrt er dessen heilig Recht.
Gott mit ihm, dem Landesvater!
Gott mit uns in jedem Gau!
Gott mit dir, du Land der Bayern,
deutsche Heimat — weiss und blau!

51. Segne Gott, Haus Wittelsbach!

Karl Fernau (Sebastian Daxenberger).

Segne Gott, Haus Wittelsbach!
Halt' es hoch in Ehren,
frei von jedem Ungemach.
Laß in Frieden ohne Schmach
Leut' und Land sich mehren.

Schütze Herr, mit deiner Macht,
Bayerns Volk und Fluren,
wo ein milder Segen lacht,
wo ein guter König wacht,
dem wir Treue schwuren.

Gott erhalt' ihn väterlich
seinen Unterthanen,
laß, — o Herr wir loben dich —
Recht und Wahrheit immer sich
Wege zu ihm bahnen.

Laß, gedenk an seinen Eid,
ihn das Große schaffen;
Künste, Weisheit unsrer Zeit,
frei und fromm, und, gilt's den Streit
segne Bayerns Waffen.

Segne Gott, Haus Wittelsbach!
reich geziert an Ehren,
Ruhm und Glück ohn' Ungemach,
Volkeskraft soll ohne Schmach
bei ihm sein und währen.